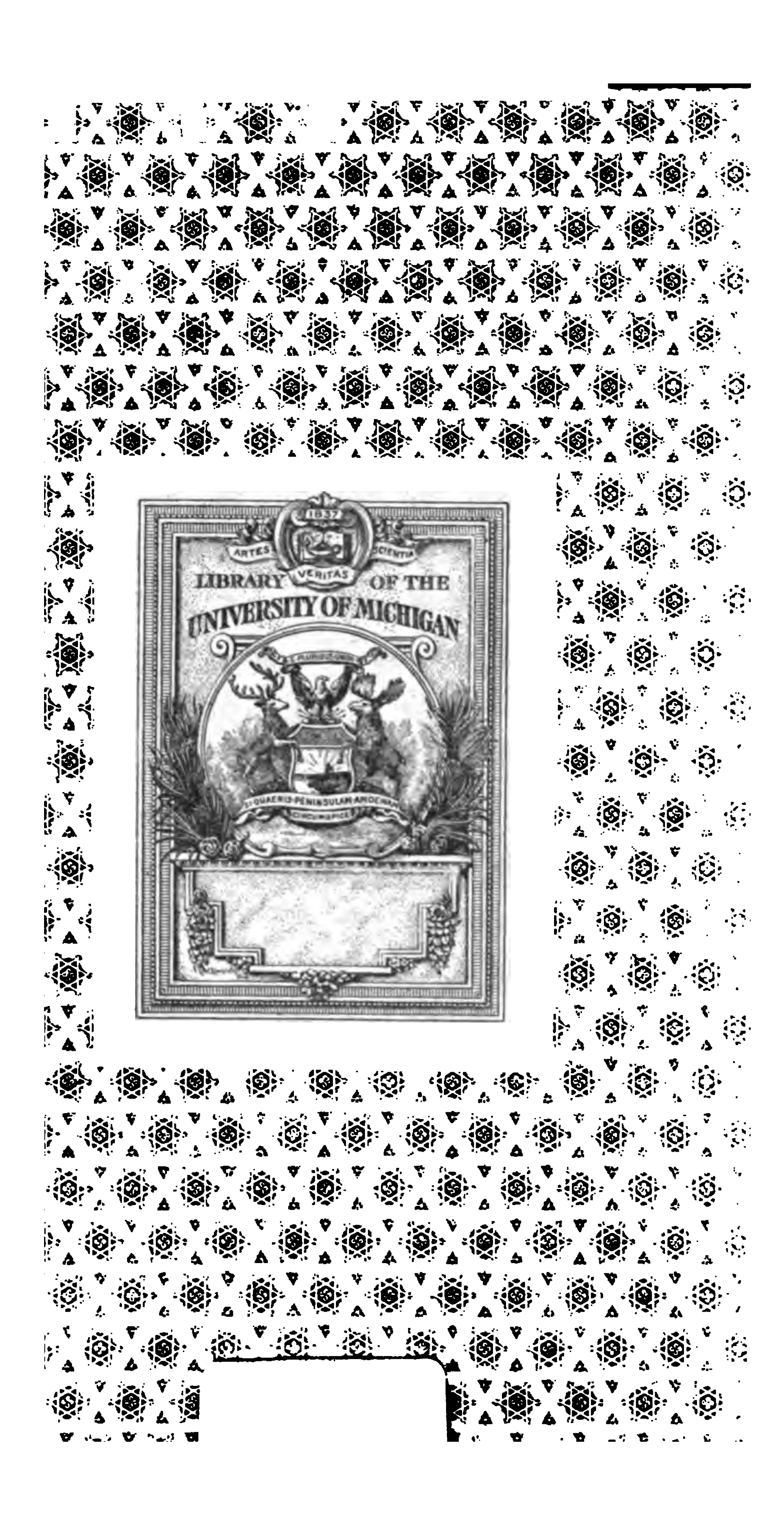




1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

ARCHIV

FÜR

LITTERATURGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. RICHARD GOSCHE

ZWEITER BAND



LEIPZIG

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER

1872

HERMANN HETTNER

MIT HERZLICHSTEM GRUSSE

DARGEBRACHT

Hier empfangen Sie, lieber Freund, den zweiten Band meines 'Archivs für Litteraturgeschichte', welches Sie mit so liebenswürdigem Interesse begleitet haben. Ihnen wird es vielleicht leid thun, dass dieser zweite Band zugleich der letzte des Unternehmens sein soll: mir nicht. Ich glaube mich jetzt befreit von einer Aufgabe, für welche ich vielleicht ebenso wenig Geschick als im Grunde Neigung besitze, von der Redaction einer Zeitschrift, wenn auch diese Form der Veröffentlichung unter günstigen Verhältnissen der grössten unmittelbaren Erfolge sicher sein kann.

Mehr könnte mich vielleicht etwas anderes betrüben: dass Zeit und Sinn für Litteraturgeschichte als besondere Wissenschaft immer noch nicht gekommen zu sein scheinen. Es ist wahr (ich rede natürlich, wie es Ihnen gegenüber sich allein ziemt, hier nur vom Standpunkt der ernsten, zu einer klaren Darstellung der treibenden Ideen vorgedrungenen Wissenschaft), es ist wahr, dass es augenblicklich weniger aussichtslos ist, eine Zeitschrift für irgend eine der 120,000 Insectenarten oder für einen Kaffern-dialekt zu gründen als für die wissenschaftliche Litteraturgeschichte; aber es ist nur eine Frage der Zeit, dass unsere Wissenschaft ihr volles Bürgerrecht erlange. In der Geschichte der Wissenschaften mache ich die Beobachtung, dass es den sich spröde Abschliessenden schliesslich doch nicht erspart blieb, Dinge, mit denen sich bis dahin vorzugsweise Laien und Dilettanten zu beschäftigen pflegten, mit ernsten Absichten in die Hand nehmen zu müssen. Sind nicht gar in unsern Tagen auf die Weitling endlich die Kathedersocialisten gefolgt und wer wollte diese nicht dankbar loben?

Um wie viel mehr darf die zartere Litteraturgeschichte, welche noch mannigfach der Dilettantismus fortfährt sei es ästhetisch zu versüssen, oder religiös zu verwässern, oder politisch einzusalzen, erwarten in ihr wissenschaftliches Recht eingesetzt zu werden!

Wenn ich neben Gervinus' und Kobersteins unvergänglichen Arbeiten Ihre schöne Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts immer wieder lese, lieber Hettner, und ihren Wirkungen beobachtend nachgehe: so scheint mir die rechte Zukunft unsrer Wissenschaft in der That nahe zu sein. Deren Pflege hat dies 'Archiv' vorbereitend dienen wollen; tadeln Sie es nicht, dass dieser zweite Band die von mir erstrebte Universalität etwas verleugnet und vorwiegend Deutsches bringt: es ist jetzt eine Lust an deutschen Dingen zu arbeiten.

In alter Treue

Ihr

Halle a/S. 6. October 1872.

Richard Gosche.

Inhaltsverzeichniss.

Ueber die Volkslitteratur der Juden.

Von M. Steinschneider.

Vorbemerkung.

Die nachfolgenden Betrachtungen beziehen sich auf ein Thema, welches sicherlich die Aufmerksamkeit der Culturhistoriker jeder Nation mehr verdient, als ihm irgend wo zu Theil geworden. Sie bildeten ursprünglich eine der s. g. „Dienstagsvorlesungen" (15. Februar 1870), welche seit zwei Jahren in Berlin das weite Gebiet der jüdischen Wissenschaften dem grösseren Publicum einigermassen bekannt zu geben trachten. Diese Entstehung musste für Inhalt und Form massgebend sein. Was aber für Zuhörer berechnet war, konnte bei dem gewünschten Abdruck für Leser kaum modificiert werden, ohne sich in etwas durchaus Anderes zu verwandeln. Ich hoffe, dass dieser erste Versuch einer historischen Uebersicht auch in dieser Form der Anregung nicht entbehren wird. Für Forscher habe ich in kurzen Anmerkungen, nach Massgabe der Wichtigkeit oder Neuheit, Quellen und Belege hinzugefügt.

Ich durfte bei meiner Auffassung der eigentlichen Volkslitteratur weniger Gewicht auf die specifisch jüdischen Gesetzes- und Sittenschriften legen, welche zum Theil Volksschriften sein wollten, es aber factisch nicht geworden sind, indem sie dem Kreise der Ungelehrten fremd blieben. Andererseits darf man aus der heutigen Seltenheit einzelner Volksschriften nicht auf ihre geringe Verbreitung schliessen, da solche Bücher nicht blos ge- sondern auch zerlesen werden (vergleiche S. 19).

Dass ich für die eigentliche Aufgabe nur einen Anfang gemacht, ist zuletzt hervorgehoben. Aber auch das Resultat dieses Anfangs ist kein unbedeutendes: die Gebiete des Geistes lassen keine Aus- und Abschliessung zu. Diess mag auch einigen Trost gewähren in dem eben so erhebenden als niederdrückenden Zeitpunkt, in welchem diese Zeilen geschrieben worden. Mag politische und nationale Unabhängigkeit mit Eisen und Blut erfochten werden; Bildung und Gesittung erobern still, dauerhaft und wohlthuend.

Berlin, im August 1870.

Ein altes Sprichwort lautet: Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist. Auch Bücher sind Gefährten des Menschen, man könnte also dem Sprichwort auch die Wendung geben: Sage mir, was du lesest, und ich sage dir, was du bist. Ja wir wählen Bücher freier als unseren Umgang, nach innerer Neigung und Richtung des Geistes und Gemüthes. Selbst da, wo wir finden, was wir keineswegs gesucht haben, da wirken noch Menschen und Bücher auf uns ein. Aber weit mehr steht der Geist einer Nation in steter Wechselwirkung mit ihrem Schriftenthum; die Litteratur wird ein treuer Spiegel des Nationalgeistes. In diesem Sinne spricht man von einer Nationallitteratur als dem Inbegriff der Schriften, welche die Gesammtentwicklung der Nation kennzeichnen, insofern jene Schriften aus der Nation hervorgegangen sind und auf deren Fortbildung Einfluss geübt haben. Nationen haben einen weltgeschichtlichen Beruf, sie stellen vorzugsweise eine Seite oder Stufe der Menschheit dar, und die grossen Männer, durch welche die Nationen eigentlich über sich selbst weggeführt werden, sind doch unter dem Einfluss ihrer Nation das geworden, was sie waren. Die Geschichte einer Nationallitteratur, wie solche in neuerer Zeit vielfach behandelt worden, geht entweder die Schriftenkreise durch, welche die nationalen Ideen in sich aufgenommen und für die Nation in verschiedenen Formen dargestellt haben, oder sie führt uns die Schriftsteller selbst in ihrer verschiedenartigen Thätigkeit und Einwirkung vor. Alle Entwicklung der Menschheit beruht aber auf Erkenntniss und That, Einsicht und Willen, die einander bald fördernd bald hemmend entgegentreten; daher schon in ältesten Zeiten die Frage über den höheren Werth der Theorie oder Praxis verschieden beantwortet worden.[1] Geht die Erkenntniss ihren eigenen Weg, unbekümmert um die Anwendung, wendet der Lehrende sich in strenger Stufenfolge nur an genügend Vorbereitete, im Selbstdenken Geübte, bewegt er sich in Ausdrücken und Redeweisen, die nur für engere Kreise, der Kürze und Deutlichkeit halber, ausgeprägt worden; dann entsteht die Form, die wir streng wissenschaftlich nennen. Die strenge Wissenschaft geht oft wie ein

---

[1] Mischna, Tractat Abot. I, 16 u. s. w.

Fremder im eigenen Volke umher, unverstanden und daher nicht selten verkannt und ungebührlich verhöhnt. „Wir hassen was wir nicht fassen," sagt ein altes Sprichwort.[1] Es haben sich aber für die Wissenschaft Dolmetscher gefunden, welche das Wissenschaftliche ins Volksthümliche oder Populäre übersetzen, eine eigene gar schwere Kunst; denn nicht leicht ist es schon, aus einer Sprache, d. h. aus einer Anschauungsweise in die andre übertragen, viel schwerer, sich aus einer Denkweise in die andre versetzen. Die Morgenländer vergleichen ein übersetztes Gedicht mit der Kehrseite eines gestickten Teppichs, auf welcher die Zeichnung aber nicht der Farbenglanz sichtbar ist; die populär gemachte Wissenschaft soll den Farbenglanz ohne die zu Grunde liegenden Figuren, die Erkenntniss ohne die zur Erkenntniss führende Arbeit des Geistes wiedergeben, soll den Sinn für das Finden wecken ohne den Reiz des Suchens, welcher selbst der schönste Finderlohn ist. Die s. g. populären Schriften sind daher selten Volksschriften im engeren Sinne, auch darum nicht, weil sie nur dem Augenblicke dienen, dem Volke die jeweiligen Ergebnisse der Wissenschaft zuführen, während diese selbst darüber fortschreitet. Wahre Volksschriften sind aus dem Volksbewusstsein selbst hervorgegangen, aus der Herzkammer und nicht aus der Studierstube; sie greifen aus dem Leben ins Leben; ihre Quelle und ihre Mündung ist das Gemüth und die Phantasie mit all ihren Bedürfnissen, Hoffnungen und Wünschen; das Nationale an ihnen ist wandelbare wechselnde Form, ihr Wesen ist das Menschliche selbst, darum sind die echten Volksschriften unsterblich, ihre Wirkungen auf den unverdorbenen Sinn und Geschmack unfehlbar, ihr Verfasser oft unbekannt und gleichgültig. Darum haben die besten Volksschriften ihren Weg über Länder und Zeiten, durch Nationen und Sprachen, Stilarten und Darstellungsweisen zu Gelehrten und Ungelehrten gefunden. Daher kommt es bei einer Betrachtung der Volksschriften zur Characteristik der Nationen und Perioden nicht auf die Verfasser an, sondern auf die Leser, nicht auf die Originalität, sondern auf die Auffassung und Bearbeitung. Eine allgemeine Geschichte der Volks-

[1] S. mein „Manna" (Berlin 1857) S. 83.

litteratur wäre eine Geschichte der geistigen Völkerwanderung, eine Geschichte der Kriege des Rechtsgefühls und gesunden Menschenverstandes mit den Ausschreitungen der Rohheit und Willkühr, den Verzerrungen der Phantasie — eine Geschichte der Volksbildung und Volksveredlung. Auch zu einer solchen Geschichte hat unsre Zeit des Stoffes genug gesammelt, welcher der kunstgerechten Feder harrt.

Wenn ich es aber wage, in so knapp zugemessenem Raum über die Volkslitteratur der Juden zu sprechen, die nicht etwa einen Winkel in dem grossen Rahmen einnimmt, sondern wie ein Faden durch das Gewebe der Nationen und Sprachen, der Zeiten und Länder sich schlägt, bald verknüpfend, bald abtrennend: so kann ich mir nicht eine entwickelnde Geschichte zur Aufgabe gestellt haben, noch weniger eine eingehende Kritik und Charakteristik einzelner Kreise und Erscheinungen. Fast dürfte es genügen darzuthun, dass auch das jüdische Volk sich an Schriften ergötzte und belustigte, und nicht bloss belehrte und erbaute; denn man denkt bei „jüdischer Litteratur" unwillkürlich nur an die Schreiber, und zwar an die, in Gesetz und Weisheit vertieften Rabbiner, nicht an die Leser, an das jüdische Publicum, an die Volksstimme, die ja auch eine Gottesstimme ist. Unsere Betrachtung sei eine mit rascher aber scharfer Aufmerksamkeit gemachte Excursion durch die Culturgeschichte.

Auch der Wanderer durch die Culturgeschichte wird zuerst auf die Sprache geführt, und in welchem Kreise kommt es mehr als in dem der Volksschriften auf die Sprache an, worin das lesende Volk seine eigene Anschauungsweise wiederfinden soll. Die Juden waren aber längst selbst Polyglotten geworden, ehe ihre Bibel als Polyglotte, d. h. in vielen Sprachen, herausgegeben wurde. Die älteste Uebersetzung, welche die Litteratur überhaupt aufzuweisen und erhalten hat, ist die griechische Bibel der s. g. „70 Dolmetscher" seit dem 3. Jahrh. vor Chr., und seit jener Zeit haben die Juden nicht aufgehört, die Dolmetscher für sich und andere Nationen zu sein. In unseren Tagen erschien Beckers Lied: 'Sie sollen ihn nicht haben den freien deutschen Rhein' hebräisch in Wien, ebenso E. Sue's *Mystères de Paris* in Wilna und Dante's Göttliche Komödie in Triest. Den Aufzug zu Dante's Gedicht, eine Himmel- und Höllenfahrt, hatte schon ein

sehr altes hebräisches Volksbuch, die s. g. Geschichte des R. Josua b. Levi geboten, der neugierig war, ob Juden in der Hölle und andere Nationen sich im Himmel befänden.[1]

Mit welchen Sprachen die jüdische Volkslitteratur im Laufe der Zeit in Verbindung trat, aus welcher Quelle sich ihr langes Strombett füllte, kann schon aus wenigen Beispielen erkannt werden.

Zu den ältesten Volksbüchern überhaupt gehören die Sprüche Salomos und die ihnen nachahmenden des Jesus Sirach. Ihre Benutzung mit kurzen Anwendungen auf neuere Sitten und Verhältnisse empfiehlt noch im J. 1796 Freiherr von Dohm in einem Schriftchen über Volkskalender und Volksbücher überhaupt. Jesus Sirach oder Josua ben Sira schrieb seine Sprüche hebräisch, aber sie wurden in Palästina von seinem Enkel ins Griechische, von einem Andern ins Aramäische übersetzt. Später wurden sie der Rahmen eines hebräischen Volksbuches, welches aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt ist.[2] Der Verfasser ist hier zu einem Propheten und Enkel des Jeremias geworden. Die wunderreiche Erzählung von seiner Geburt und frühzeitigen Weisheit erinnert an die Legende von Christus, wie sie Muhammed im Koran aufgenommen, und des Zaubrer's Merlin in der englischen Sage; auch ein arabisches Sprüchwort hat schon darin Bürgerrecht erhalten: „Es giebt keinen Armen, der ärmer ist, als der unersättliche Reiche". Im fünften Jahre ist das Wunderkind bereits so weit als ein alter Lehrer im Talmud,[3] es kennt die Sprache der Bäume, der Engel, der Dämonen und die Fuchsfabeln. König Nebukadnezar stellt den jungen Propheten mit allerlei Fragen auf die Probe, u. A. frägt er Ben Sira, wie viel Bäume in seinem Garten sich befinden. Siracides nennt 30 Arten mit ihren hebräischen und arabischen Namen; von 10 Bäumen wird die ganze

---

[1] Das Schriftchen erschien zuerst als Bestandtheil des Sammelwerkes Kol-bo (§ 120) in einer undatierten Ausgabe des XV. Jahrhund., welche erst durch Luzzato als Incunabel erkannt worden, dann öfter, auch in deutscher Bearbeitung, s. meinen Catal. Bodl. p. 610.

[2] Eine, aus Handschriften ergänzte Ausgabe des s. g. *Alphabetum Siracidis* besorgte ich, Berlin 1858. Ueber alles Nachfolgende s. meine Erörterungen im Serapeum, her. v. Naumann, 1869. S. 130., vergl. Hebr. Bibliographie 1862. S. 90. Anm. 1.

[3] Siehe Landsberger, die Fabeln des Sophos, S. XVIII.

Frucht gegessen, von 10 bloss der Kern, von 10 bloss die Hülle. Diese weniger prophetische, als appetitliche Botanik stammt aus dem Bundehesch, einer für heilig geltenden Encyklopädie der Parsen.[1] Das Büchelchen legt auch dem Siracides allerlei Erzählungen und Fabeln in den Mund, z. B. wie die Fische auf Befehl ihres Königs Leviatan den Fuchs ins Meer locken und er sich schlau befreit. Diese und einige andere Fabeln stammen wieder aus einem alten indischen Werke, an dessen Verbreitung über die ganze civilisierte Welt die Juden mehrere Male Theil genommen haben.

Die indische Litteratur besitzt nämlich einen Pentateuch, d. h. ein fünftheiliges Buch, indisch Pantschatantra genannt, in Form eines Gespräches zwischen zwei Schakalen, deren Namen später dem berühmten Mährchenbuche den Titel Kalila und Dimna gegeben haben. Diess Fabelbuch ist das älteste, das sich erhalten hat, vielleicht das erste. Wahrheit und Weisheit, die man so oft mit dem geraden Wege verglichen, sie durften den Menschen und namentlich den Machthabern nur auf Umwegen nahen. Der Bruder Abimelechs straft die Sichemiten in der Parabel von den Bäumen, die einen König suchen; der Prophet Natan kleidet die Sünde Davids in eine erdichtete Erzählung. An deutschen Höfen war das Sicherheitsventil für die explodierende Wahrheit eine Narrenkappe. Dem morgenländischen Gewaltherrscher durfte die Wahrheit in keinem lebenden Munde nahen, man nahm die Zuflucht zu Spiel und Fabel. Ein Perser stellte die Regierungsweisheit in dem Königs- oder Schachspiel dar, in welchem der König nur einen Schritt nach allen Seiten gehen darf, während der Wesir oder Premier-Minister, — an dessen Stelle das galante Europa die Königin gesetzt hat — das Staatsgebiet nach allen Richtungen durchläuft. In Indien erzeugte oder förderte der Glaube an die Wanderung von Menschenseelen in Thierleiber — die Fabel, in welcher die menschliche Weisheit in den Mund der Thiere gelegt wird, und so entstand jenes Buch der Unterredung zwischen den Schakalen Kalila und Dimna. Görres[2] meint, es sei charac-

---

[1] O. Schorr, Hechaluz, VIII (1868) S. 172.

[2] Görres, die deutschen Volksbücher (Heidelberg 1807) S. 154; vgl. H. Sengelmann, das Buch von den sieben weisen Meistern, Halle 1842. S. 6.

teristisch für den Fortschritt der Bildung, dass solche Bücher, für Könige und Fürsten verfasst, zu Volksbüchern geworden, durch die untersten Stände vor Vergessenheit und Untergang gerettet worden. — Die indischen Fabeln sind vielleicht schon in früher Zeit nach Palästina gewandert. Im Talmud wird erzählt, dass R. Meir 300 Fuchsfabeln kannte — gerade so viel Fabeln, als Simson leibhaftige Füchse auf die Felder der Philister losliess.

Eine höhere Bedeutung erhielt das indische Fabelbuch einige Jahrhunderte später, als es die Quelle für viele Erzählungen der 1001 Nacht ward. In der Mitte des 8. Jahrhunderts hatten die fanatischen Nachfolger Muhammeds, der seine Unwissenheit als Zeichen seiner Berufung hervorkehrte, mit Feuer und Schwert die Länder alter Bildung unterjocht. Die neue Herrscherfamilie der Abbasiden war über Leichenhaufen auf den Chalifen-Thron geschritten, welcher nunmehr neuer Stützen bedurfte. Bis dahin war, wie uns Ibn Esra[1] erzählt, die einzige Kenntniss unter den Söhnen der Wüste die Kunde des Religions- und Gesetzbuches, des Korân. Da vernahm der Herrscher, dass es in Indien ein treffliches, mit Bildern versehenes Regentenbuch gebe, in Form von Thiergesprächen, dessen Uebersetzung ins Arabische er sehnlich wünschte, aber einem Muhammedaner aufzutragen für bedenklich hielt — ob aus abergläubischer Scheu, ob aus berechnender Politik, bleibe dahingestellt. Nachdem der Chalif vom „Traumengel" die Erlaubniss erhalten, das Werk übersetzen zu lassen, beauftragte er damit einen Juden, der beider Sprachen mächtig war. Denselben Juden sandte der Chalif nach einem alten Sitze indischer Weisheit. Dort bewog er einen indischen Weisen, ihm auf einige Zeit zu folgen, und er selbst diente ferner als Dolmetscher auch bei einigen wissenschaftlichen Schriften auf dem Gebiete der Zahlen- und Sternkunde, welche den Anfang der profanen Wissenschaften unter den Arabern bildeten. So ward diessmal die Volkspoesie die Förderin der strengen Wissenschaft. Nach anderen Berichten wäre das indische Fabelbuch zuerst ins Altpersische übersetzt worden; eine altpersische Uebersetzung be-

---

[1] S. meine Abhandl.: Zur Geschichte der Uebersetzungen aus dem Indischen ins Arabische, in der Zeitschrift der deutschen Morgenl. Gesellschaft XXIV, 353.

nutzte in der That Rab Hai der letzte jüdische Rector in Bagdad (bis 1038) zur Erklärung eines zweifelhaften Thiernamens im Pentateuch; ein Beispiel wie die Volkslitteratur zeitig in gelehrte jüdische Kreise drang und verwerthet wurde. — Ein Beispiel anderer Art, wie die Mährchen des Volkes die ernsten Gelehrten und Gesetzlehrer beschäftigten, sind die Vögel, die auf Bäumen wachsen und im *Schulchan aruch* des Josef Karo (1550) unter die verbotenen Thiere gestellt werden.[1] — Das indische Fabelbuch ist in seiner ältesten Form bis jetzt nicht aufgefunden, aber am treuesten erhalten in einer hebräischen Bearbeitung, welche wahrscheinlich im 13. Jahrh. an den Gränzen von Spanien und Frankreich das Buch wiederum den europäischen Juden zuführte, und nicht bloss den Juden; denn kaum war es unter ihnen verbreitet, als schon der ehemalige Jude Johann von Capua es ins Lateinische übersetzte, und aus dieser Quelle schöpften alle späteren verschiedenartigen Bearbeitungen, welche es allen Culturvölkern Europa's zuführten, während das Hebräische sich nur in einer einzigen unvollständigen pariser Handschrift erhalten hat. Die Herausgabe dieser Handschrift, meint Benfey, wäre ein ebenso wichtiges als verdienstliches Unternehmen. Theodor Benfey hat nehmlich vor 10 Jahren ein indisches Original des Pantschatantra nicht bloss deutsch übersetzt, sondern zur Grundlage eingehender Untersuchungen über die Geschichte der Fabeln und Volkerzählungen gemacht, und ist zu dem Resultate gekommen, dass der grösste Theil der in Europa verbreiteten orientalischen Fabeln, Mährchen, Erzählungen,

[1] Aeltere Nachweisungen seit dem 12. Jahrh. s. bei Schönhack, Toledot ha-Arez, Warschau 1841, I. S. 181, und in Hebr. Bibliographie 1862. S. 116, u. A. aus der anonymen hebräischen Bearbeitung des *Image du monde* (1245, s. Zeitschrift. d. D. M. Gesellsch. XXIV. 363). Nach Gerson ben Salomo (um 1260—1300) in seiner Kosmographie (*Schaar ha-Schamajin* III. 3 f. 17 col. 3 ed. Venedig) kommen sie in England vor und heissen in Aristoteles Thiergeschichte בריטאניאוש. Bei Mose ben Chisdai aus Tachau, um 1230, (über welchen s. Zunz, Litteraturgesch. d. synag. Poesie S. 315) liest man (*Ozar Nechmad* herausg. v. Blumenfeld, Wien 1860, III. 85): „wenn es wahr ist, dass sie auf Bäumen wachsen." Bekannt sind bei den Arabern die Bäume von „*Wakwak*", worauf Mädchen wachsen (D. M. Ztschr. XXIV. 366, Anm. 22). Lotus mit Elephantenstimmen s. bei Reynolds, *The history of the Temple of Jerusalem* (1836) S. 90.

von den Juden eingeführt worden, „die orientalischen Stoffe, welche insbesondere in der altfranzösischen Poesie, den s. g. Fabliaux u. a. Volksschriften uns entgegentreten, sind durch jüdische Vermittlung dahin gelangt.“

Welche Bedeutung hat diese vermittelnde Thätigkeit der Juden?

Berge und Meere, Grenzpfähle und Schlagbäume trennen die Länder — die Nationen trennen sich nach Sprachen, das lehrt die Geschichte aller Zeiten, das lehren die Namen selbst, mit welchen die Nationen einander benennen. Die fremde, unverstandene Sprache wird nur als ein Mangel an Kenntniss unsrer eigenen aufgefasst. So ward überall der Ausländer zum „Barbaren“, der nicht richtig zu reden vermag. Der Hebräer nannte jeden Fremden, und der Syrer den Aegypter, einen „*Lo'ez*“, d. h. Stammler, ebenso bezeichnet der Wüstenaraber den gebildeteren Perser durch „*'Adschem*“, der Slave nennt sich selbst den „Redenden“ (von *Slovo* das Wort), der Deutsche ist ihm ein „*Niemz*“ oder *Nemoc*, d. h. der nicht zu sprechen vermag. Der Jude erlebte aber schon im eigenen Lande einen Wechsel der Sprache, das Chaldäische trat an die Stelle des Hebräischen im Leben und Verkehr, die ältere Sprache wurde zur heiligen, ward in Cultus und Schule beibehalten, der Jude wurde eine sprachliche Amphibie.[1] Der Kastilianer Jehuda Ha-Levi (1140), der hebräische Strophen mit arabischen Schlussversen dichtete, überträgt seine Anschauungsweise auf die älteste Zeit; er meint, der Erzvater habe zwar aramäisch gesprochen, aber hebräisch geschrieben und gebetet. Die Juden in der Gefangenschaft mussten, wenn sie mit ihrer Vergangenheit und unter einander im Zusammenhang bleiben wollten, fremde Sprachen und Schriften kennen lernen, ihren Brüdern das Fremde zugänglich machen. Für die Ausschliessung und Abgeschlossenheit im Leben entschädigten sie sich durch einen lebhafteren Verkehr in der Litteratur, dieser nährte in ihnen den Keim eines Weltbürgerthums – wie ihn die weltumfassende Verheissung des Propheten in das jüdische Bewusstsein gelegt, und förderte eine Art von Weltkunde

[1] Siehe meinen Vortrag: Die fremdsprachlichen Elemente im Neuhebräischen und ihre Benutzung für die Linguistik. Prag 1845.

und Zeitbildung. — Wenn die jüdischen Forscher und Denker aus den gelehrten Schriften der Griechen, Araber und Mittellateiner, der heil. Thomas v. Aquino nicht ausgenommen, sich belehrten: so ergötzte, erholte und bildete sich das Volk an den Gesängen des Orpheus und des Homer, der schon von rigorosen Talmudlehrern verboten wird, an der Alexandersage des falschen Kallisthenes, welche von alexandrinischen Juden mit nationalen Zuthaten bereichert wurde,[1] an den Fabeln des s. g. Aesop, wovon sich eine alte aramäische Bearbeitung in einem und demselben Bande mit den Gutachten hochgestellter Rabbiner erhalten hat.[2] Später las man eifrig den frommen Roman vom „Prinzen und Derwisch", oder, wie er in christlichen Kreisen heisst und durch Rudolf von Ems volksthümlich wurde, den Roman von Barlaam und Josafat. Sonst reisen die Prinzen incognito durch die Welt; hier fand das Umgekehrte statt. Der Prinz, für den sich Muhammedaner, Christen und Juden aller Länder und Zeiten begeistert, ist nemlich im indischen Originale, wie Liebrecht gefunden hat, der Stifter der buddhistischen Religion und der Roman aus einer Lebensgeschichte Buddha's entstanden.[3] — An dem hebräischen oder jüdisch-deutschen Buche hat noch Efraim Kuh, der erste jüdische Dichter in hochdeutscher Sprache, sich begeistert. Eines seiner Epigramme lautet:

„Der Himmel wird die Härte strafen,
Am Tage flieht mich Sacharisse,
Und dass ich sie im Traum nicht küsse,
Lässt sie mich in der Nacht nicht schlafen."

In diesem Epigramme erkennt Berthold Auerbach (Dichter und Kaufmann I. 265) die eigenthümliche Persönlichkeit Kuh's, und doch findet sich jenes Epigramm wörtlich in dem Roman vom frommen Prinzen und Derwis.[4]

---

[1] S. meine Abhandl.: Zur Alexandersage, in Hebr. Bibliographie IX, 1869, S. 13, 44 und VIII.

[2] S. Landsberger l. c. S. 5 (Anm. 3) und dazu Hebr. Bibliogr. II, 105, III, 114, V, 94, 123.

[3] Zeitschr. d. D. M. Gesellsch. XXIV, 326.

[4] S. meine Schilderung in dem Jahrbuch für Israeliten, her. v. Busch, IV, Wien 1845, S. 233. — Dasselbe Gedicht in 8 Zeilen („die Spröde") in der II. Zugabe zum „Sammler" 1786, S. 7.

Mit dem verkleideten Prinzen sind wir auf europäischen Boden getreten. Wenn das Schreibrohr des dolmetschenden Juden zwischen dem Waffengedröhne der Kreuzfahrer in harmloser Geschäftigkeit die Geistesblüthen des Osten nach dem Westen verpflanzte, so blieb es auch der europäischen Heldensage nicht fern. An der Grenzmarke des um die Obmacht kämpfenden maurischen und christlichen Spaniens entstand das Heldenlied vom Cid, durch Herder's auf französischer Grundlage ruhende Bearbeitung in weiteren Kreisen bekannt. Die ersten Aufzeichnungen verdankt man dem als Juden gebornen Official oder Diener des treuen Recken selbst.[1]

Seit dem XII. Jahrh. verhandeln jüdische Gesetzlehrer in Frankreich und Deutschland,[2] ob man Kriegsgeschichten in europäischen Sprachen und Erzählungen mit bildlichen Illustrationen lesen dürfe, insbesondere, ob dergleichen eine angemessene Sabbatlectüre sei.

Ferne stand dem Juden in der That der Meister- und Minnesang, das nordische Ritterthum in seinen heidnischen Traditionen und christlichen Beziehungen, in seiner äusseren Rohheit und Verwilderung, seiner Ueberschätzung der Muskelkraft und Gewandheit, seiner Lust am Sinnengenuss, seinen Gewaltthaten und Grausamkeiten gegen Mensch und Thier[3] — es widerstrebte alles diess dem Juden, der, durch Gesetz und Studium gezüchtet, durch schweren Erwerb und

---

[1] „Aben Alphange", s. *Nic. Antonio Bibl. Hisp.* II, S. 3, bei Wolf, Bibl. hebr. I, S. 34. Dass er arabisch schrieb, wie Delitzsch, Gesch. d. jüd. Poesie S. 65 angiebt, finde ich in jenen Quellen nicht.

[2] „Rabbenu Jehuda" angeführt in *Tosafot,* Tractat Sabbat F. 116 b, ist J. ben Isak aus Paris, genannt Sir Leon? (1166—1224, s. Zunz, zur Gesch. S. 35). — Vergl. Josef Karo, *Schulchan Aruch* I, Kap. 307. § 16.

[3] Wer diese jüdische Auffassung als einseitige verwirft, der wird in dem nachfolgenden Citat eine sehr ähnliche eines rühmlich bekannten modernen Litterarhistorikers finden: „Das Ritterwesen prahlte mit einer tiefen Innerlichkeit, mit einer glänzenden Aeusserlichkeit, aber zwischen beiden bestand kein geistiges Band. Denn wenn die lyrische Ueberschwänglichkeit der Liebe und des Glaubens, dieser tiefsten Gefühle, sich nicht anders aussprechen konnte, als mit dreinschlagender Faust, als mit Speer und Schwert, als in der äusserlichsten Weise, so liegt dabei eine Rohheit des Empfindens zu Grunde, die unserer fortgeschrittenen Zeit fremd und unbegreiflich ist." (Gottschall, deutsche Nationallitteratur, Bd. I, Breslau 1860. S. 390).

Gefahr eingeschüchtert, auf seine Geistesüberlegenheit angewiesen, in Neigung und Lebensweise abgesondert war — der typisch gewordene Gegensatz von der „Hand Esau's“ und der „Stimme Jakob's“. Aber der Gegensatz verfehlte auch hier seiner anziehenden Kraft nicht, zudem das Abenteuerliche überhaupt zu allen Zeiten die Phantasie des Volkes hinreisst. Wir legen hier weniger Gewicht auf einzelne, allerdings hervorragende Erscheinungen, wie der deutsche Minnesänger Süsskind von Trimberg, der spanische Troubador Don Santob aus Carrion, wohl aber auf eine hebräische Bearbeitung der Sage von König Artus Hof und den Rittern der Tafelrunde, welche das Jahr 1279 tragen soll,[1] auf eine deutsche Bearbeitung desselben Sagenkreises in der Versform der Nibelungen, deren Zeitalter unbekannt,[2] wie auch noch im XVII. Jahrh. dem Ritter Widuwilt, nach dem Ausdrucke Benecke's, „die Ehre sondergleichen widerfuhr“, von Josel aus Witzenhausen in Amsterdam in jüdisch-deutschen Reimen bearbeitet zu werden. Dieser vielseitige Schriftsetzer und von Mendelssohn beachtete Bibelübersetzer erklärt in seinem Vorgedicht, dass ihn das alte Sprichwort „Es geht hinnen zu, als wenn es König Artis Hof wär“ auf das Werk geführt habe; darum, sagt Josel, hab ich es gestellt in Reimen: „doch

Hat es an sich die Tugend,
Dass die zarte Jugend
Alzeit gern lustig is,
Un was sie singendig leien [lesen]
Gedenken sie gewiss,
Und behalten es eine lange Zeit in Acht,
Drum ach habe ich es also gemacht,
Denn es redet gar schön und züchtig
Man kann ach draus lernen richtig
Denken un sprechen zu allen Zeiten
Bei Herrn und Fürsten und Edelleuten“.

Wir können in diesem, noch zu Mendelssohns Zeit neuaufgelegten Buche weder mit Benecke „alle Frechheit eines jüdischen Bänkelsängers,“ noch mit Anderen eine tiefe Weisheit finden.[3]

[1] Die Hs. des Vatikan, Cod. Urbin. 48,[2] (Serapeum 1869, S. 146) verdiente nähere Untersuchung.

[2] Prager Ausgabe aus unsicherer Zeit; eine Probe daraus habe ich im Serapeum 1869, S. 146 mitgetheilt.

[3] Serapeum a. a. O.

Wagenseil, der das Buch zur Belehrung über die jüdisch-deutsche Sprache herausgab, erwähnt eine Ansicht, wonach die Riesen, Drachen und Lindwürmer der alten Heldenbücher nur Bilder seien für Tyrannen, böse, gottlose, schädliche Leute, Land-Verwüster, Mörder und Strassenräuber, die Zwerge dagegen bedeuten gemeine Unterthanen, so Land und Berge gebaut, und sonst vernünftige, tiefsinnige, künstliche Leute, gute, getreue Räthe u. s. w.; unter ihren Edelsteinen, die da Stärke und Kraft geben, und ihren Nebelkappen, welche unsichtbar machen, seien nichts Anderes als tiefbesonnene, geheime Anschläge gemeint, die Berge, Höhlen und Klüfte bedeuten Fürsichtigkeit, Behutsamkeit, die Helden sind Fürbilder frommer Oberherrn u. s. w.

Hiermit wäre die unbewusst schaffende Volkssage mit der tendentiösen indischen Fabel auf gleichen Ursprung zurückgeführt, was an sich unrichtig ist; es erklärt aber diese Auffassung leichter, wie das sittliche Volksbewusstsein auch an solchen Stoffen Befriedigung finden mochte. Um so weniger werden wir uns wundern, wenn die europäischen Bearbeitungen orientalischer Volksbücher von Neuem in jüdische Kreise drangen, wie z. B. seit dem XVI. Jahrh. die „sieben weisen Meister,“ oder „Kaiser Diocletianus und seine Stiefmutter,“ auch als *gesta romanorum* bekannt, nämlich sieben Erzählungen über die Schlechtigkeit oder Vortrefflichkeit der Frauen, welche bereits im XIII Jahrh. als Buch des Sandabar oder Sindbad aus indisch-arabischer Quelle sich verbreitet hatten.

Wir haben gesehen, wie im XV. Jahrh. die deutsche Sprache in den Kreis jüdischer Schriftstellerei eingetreten. Schon Jakob Lewi (starb in Mainz 1427), welchem man die in Deutschland üblichen Synagogenmelodien beilegt, tadelt deutsche Lieder über die 613 Gebote, nicht wegen ihrer Sprache, sondern wegen der Unwissenheit ihrer Verfasser, wie in ähnlicher Weise früher Maimonides[1] über arabische Hochzeitslieder, an welchen der Eifer für die heilige Sprache

[1] Commentar zur Mischna I, 17, vielleicht gegen das Gutachten der Gaonim in der Sammlung: *Schaare Teschuba* § 152; vgl. Gittin 7a bei Hai Gaon, Gutachten der Gaonim, Ausgabe Lyck n. 46 f. 19.

Anstoss nahm, sich geäussert hatte: Sind sie frommen Inhalts, so kann ihnen die Sprache nichts schaden, sind sie frivol, so ist es besser, sie bleiben arabisch, als dass zu dem unsittlichen Inhalt noch eine Profanation der heiligen Sprache komme.

Die Bekanntschaft mit deutschen Sagenkreisen wirkte auch auf die Gestaltung der jüdischen Nationalsage selber ein. Es entstanden biblische Epopöen in deutscher Sprache und deutscher Versform, welche noch der Erlösung aus entlegenen Bücherschränken und einer gerechten Würdigung harren, — wozu hoffentlich der in Leipzig neulich entstandene Verein für jüdisch-deutsche Litteratur Etwas beitragen wird. Das Vorbild dieser biblischen Heldengesänge scheint das Leben Davids in dem s. g. Samuel-Buch, nach dessen Melodie, oder Versmaass, andere Bearbeitungen geformt sind. Das Samuelbuch selbst hatte vielleicht keinen Verfasser, aber eine Verfasserin, Frau Litte aus Regensburg.[1]

Gegen Ende des XV. Jahrh. regte sich das Bedürfniss nach einer Uebersetzung von Bibel und Gebet für Frauen, Kinder und Ungelehrte in Italien und Deutschland; die Neubelebung von Wissenschaft und Kunst, Luther's Eifer für Kenntniss des Bibeltextes, führten christliche Gelehrte zu jüdischen Lehrern des Hebräischen, aber auch die Juden selbst zur Kenntniss ihrer Texte vermittelst der Landessprache. — Man könnte hierbei die Frage aufwerfen: Sind Bibeltext und Gebetbuch im ganzen Umfange zu den jüd. Volksschriften des Mittelalters zu rechnen? Hat auch der Ungelehrte sie verstanden und gelesen, sich an ihnen erbaut und durch sie gebildet? Diese Frage mag befremdlich klingen, eine eingehende unparteiische Antwort würde kaum ein besonderer Vortrag, wie dieser, bieten, um wie viel weniger dieser selbst. Es sei nur daran erinnert, dass die Klage über Mangel an Bibelverständniss fast so alt ist als die jüdische Litteratur Europa's, dass vor 700 Jahren Ibn Esra an die Worte des Predigers: „Sei nicht vorschnell mit deinem Munde vor Gott" eine (in neuerer Zeit oft citierte) Kritik der Festpoesien knüpft und die Cyklopenarbeit des alten Meisters Elasar ben Kalir gerade wegen ihrer Kunst-

---

[1] Serapeum 1869. S. 152.

mässigkeit verwirft, dass diese Klage nicht verstummte, bis jene Festhymnen aus der Liturgie der ersten Synagogen gestrichen wurden, um hinfort nur der Gelehrtengeschichte anzugehören. — Volksbücher wurden aber die Codices der Gebetsammlungen durch die verschiedensten Gegenstände, welche hinzugeschrieben wurden, um eine Hauspostille, ein *Vademecum* zu bilden. Für das Volk verfasste kurze Sittenschriften in Form von „Testamenten" wie sie sich schon bei den Arabern vorfanden,[1] Sammlungen von Sitten- und Weisheitssprüchen, wie sie schon die Mischna darbietet, Anweisungen zu einem streng gesetzlichen Leben wie sie z. B. R. Jona der Fromme verfasste, der 1263 in Girona starb, sie wurden hinter und zwischen die Gebete geschrieben und wohl auch anstatt derselben gelesen. Der Beziehung auf das Ewige und Jenseitige stellte sich gegenüber die wechselnde Zeit und das Zeitgemässe in der Form des Jahreslaufes. Auf das Jahr führten ja die in dem Festcyclus oder *Machsor* kreisenden Gebete selbst und die allmälig nach demselben Kreislauf geordneten Gebräuche oder *Minhagim*, von denen auch als Wissensquelle der alte Ausspruch gelten darf: „Israels Sitte *(Minhag)* ist seine Lehre". So verband sich mit Gebet und Sittenkunde eine Anweisung zur Berechnung des jüdischen Kalenders, oder Tabellen für eine grössere Reihe von Jahren; denn die Juden berechneten ihr Jahr anders als die Muhammedaner und Christen, unter denen sie lebten; die jüdischen Akademien, welche zuerst den Kalender festgestellt hatten, waren aufgelöst, der Synagogenwandkalender nicht überall eingeführt, nicht Jedem zur Hand. — Zum Fest- und Fastkalender gesellte sich frühzeitig der Bauern- und Witterungskalender, und zwar ein viel älterer als der hundertjährige; denn Syrer und Araber wollen ihn vom Propheten Daniel oder Esra erhalten haben.[2] Hieran schloss sich wiederum die, im

---

[1] Einige solche, älteren griechischen Autoren u. s. w. beigelegte (vielleicht zunächst aus dem Syrischen stammende z. B. Plato bei *Renan, Philos. peripat. ap. Syros, p. 48)* Testamente sind angeführt in meiner Abhandl.: Zur pseudepigr. Litteratur S. 45 ff.; von älteren Arabern werden el-Kindi, Avicenna u. Andere als Verf. solcher Testamente genannt.

[2] Hebr. Bibliographie 1865 S. 139 N. 951; Zeitschr. d. D. M. Ge-

Mittelalter herrschende Tag- und Stundenwählerei für alle Geschäfte des Gesunden, für die Anwendung von Heilmitteln bei Kranken, Aderlassen, Schröpfen, Baden und Purgiren, alles ging nach dem Kalender. — Solche Vorschriften finden sich noch in einem christlichen Kalender, welcher im J. 1796 mit Genehmigung der k. Akademie zu Berlin gedruckt ist. So verfiel der Glaube in eine Mesalliance mit der zudringlichen Familie des Aberglaubens bis an die Grenzen des Verbrechens.[1] Zwischen den Verzeichnissen wundersam wirkender Kräuter und Edelsteine, den Mitteln zur Erweckung oder Abwehr der Liebe, wie zur Vertilgung von Insecten und Seuchen, zur Erzielung vermeintlicher Wirkungen, denen ein jüngerer Aberglaube den verführerischen Namen „sympathetisch" gegeben; zwischen den Orakeln der s. g. Punktierkunst, und des Gliederzuckens, zwischen Zaubersiegeln, Traumdeutungen und physiognomischen Regeln der Cheiromantie, die man indischen Weisen, oder dem Hippocrates, oder auch dem R. Simon b. Jochai beilegte, finden sich auch in solchen jüdischen Hausschätzen, wie in den muhammedanischen und christlichen, allerlei Aufgaben, welche den Sittenlehren aller Religionen widersprechen, namentlich den strengen Vorschriften Hohn sprechen, welche in denselben Einbänden vorangestellt waren, finden sich auch Anrufungen von Engeln, Geistern und Dämonen, welche sich mit den vorangehenden Bekenntnissen und Gebeten an den Einzigen schlecht vertragen. Glücklicher Weise verstanden die Leser die abergläubischen Formeln noch weniger als die frommen!

Die teutschen Wetter- und Arzneibüchlein hat Görres vor 60 Jahren ans Licht gezogen, und ihnen eine begeisterte, fast dithyrambische Lobrede gehalten, wie dem Mittelalter überhaupt. Wir wollen jene Schatten nicht ins Leben rufen,

sellsch. XVIII, 130 A. 24; Mein Verzeichniss hebr. Handschriften des Buchhändlers Benzian (1869) S. 10 N. 39.

[1] Der medicinische Autor, welcher sich gegen die practische Ausübung unsittlicher Vorschriften verwahrt, die nur der Vollständigkeit halber aufgenommen seien (*Catal. Codd. heb. Lugd. p. 340 nota 1, vgl. p. 374*), ist der Compilator des anonymen Werkes *ha-Joscher* (XIII. Jahrh., Cod. Oppenh. 1138 Fol., f. 50[b]. s. über dieses Werk mein Donnolo in Virchow's Archiv, Bd. 39 S. 330).

sie mögen Schatten bleiben, ohne welche kein Bild dem Leben gleicht. Wir sehen es gerne, wenn heute der jüdische Kalender an die Stelle der Heiligen die Todestage berühmter Männer setzt, wir finden es richtiger, wenn er die Aderlasstage den Aerzten überlässt und sich mit den Jahrmärkten begnügt, wenn er von Aufsätzen begleitet ist, welche das faule Fieber der Unwissenheit und das kalte der Gleichgültigkeit mit den Mitteln der wirklichen Sympathie bekämpfen. —

Auch der Pentateuch wurde erst ein eigentliches Volksbuch, eine fesselnde Sabbatlectüre, durch das, noch zu Mendelssohn's Zeit herrschende s. g. Teutsch-Chummasch, welches immer mehr Erklärungen, Legenden, Nutzanwendungen u. dgl. in die Uebersetzung des Textes verwebte, und von dem Verse des Hohlieds (3, [1]) „Kommt und seht ihr Töchter Jerusalems," welche ein Drucker als Reclame über den Titel setzte, den Namen „*Zeeno ureeno*" erhielt.[1] Der Begründer dieses Werkes war der getaufte Jude Michael Adam und der Drucker Paulus Fagius gab es 1543 in Constanz heraus, wo kein Jude wohnen durfte.[2] Das entsprechende Volksbuch des christlichen Sonntagslesers war eine deutsche Bearbeitung der jüdischen Geschichte des Flavius Josephus,[3] welcher erst von da aus zur Kenntniss der Juden gelangte. In beiden Werken lockten die grotesken Illustrationen nicht weniger an, als der Inhalt. — In Aegypten las man eben so eifrig eine ähnliche arabische Bearbeitung der Bücher Mosis, selbst unter der Secte der Karaiten, obwohl ein Enkel des Maimonides als Verfasser galt.

Der Wiederhersteller der hebräischen Sprachkunde zur Zeit Luthers war der „Bachur"; so nannte nämlich sich und seine Grammatik ein Deutscher, Elia Levita, der die hohe

[1] Die erste Ausgabe der Bearbeitung des deutschen Pentateuch von Jakob ben Isak (Anf. XVII. Jahrh.?), welche als *Zeeno ureeno* bekannt geworden, ist, wie die von mehreren solcher bald vergriffenen Volksschriften, nicht mehr nachweislich; s. meinen *Catal. Bodl. p. 1215.*

[2] Siehe meine Erörterung gegen neuere willkürliche Annahmen im *Serapeum* 1869 S. 149.

[3] s. den Artikel Josephus von Reuss in Ersch u. Gruber S. II. Bd. 31, S. 111, 112.

Geistlichkeit Italiens unterwies und für den Cardinal *Egidio di Viterbo* in Rom kabbalistische Werke abschrieb. Sein erstes Werkchen, in Venedig 1501 verfasst, wetteiferte an Volksthümlichkeit mit dem *Teutsch-Chummasch* bis in unsre Kindheit. Es ist weder ein frommes, noch ein gelehrtes Werk, sondern das „*Bovo*buch oder *Bovomaase*," eine gereimte jüdisch-deutsche Bearbeitung eines englischen Romans *Sir Bevis of Southampton*, nach italienischen Mustern, in denen *Bevis of Hamdon* zu *Bovo d'Antona* geworden war.[1]

Dem Lichte der Reformation folgte die Finsterniss des dreissigjährigen Krieges; während Fürsten und Städte die Seckel der Juden leerten, plünderten organisierte Vagabunden das im Ghetto sich bildende Judendeutsch für ihre Gaunersprache, oder *Chochemerloschen*.[2] Noch hatte die deutsche Wissenschaft sich nicht zu einer Höhe emporgeschwungen, von welcher sie die — an arabischen Culturresten zehrenden Juden als Schüler zu ihren Füssen rufen durfte. Aber deutsche Volksbücher fanden zahlreiche Leser und Bearbeiter, wurden mit hebräischen Lettern umschrieben oder in jüdischdeutchem Gewande in das Ghetto geführt. Die damals volksthümlichen Titel werden heute vornehm belächelt; sie sind aber nicht schlechter und nicht besser als die neuesten: „Cleopatra die schöne Zauberin am Nil," „der Mann mit der eisernen Maske," „der Teufel und seine Grossmutter," verfasst in Spree-Athen vor wenigen Jahren von dem Sohn eines polnischen Rabbiners. — Nun, in den letzten 3 Jahrhunderten ergötzte man sich an Dietrich von Bern, nach dessen Melodie sogar ein hebräisch-deutscher Wettstreit zwischen Wein und Wasser gedichtet wurde;[3] man bearbeitete den Gesang vom „Ritter aus Provinzienland, Siegmund ist sein Name genannt, und Magdalena Tochter des Königs von

---

[1] s. Zedner's Artikel in der Hebr. Bibliographie 1863 S. 22, und *Serapeum* 1869 S. 132 Anm. 3.

[2] Die irrigen Ansichten Avé-Lallemant's (das deutsche Gaunerthum u. s. w.) über das Verhälniss der Diebssprache zum Judendeutsch, namentlich über Entstehung und Alter des letzteren, habe ich beleuchtet in der Hebr. Bibliographie 1864 S. 128, 1865 S. 13, 113.

[3] Von Elia Loanz (1599); *Cat. Bodl. p. 943.* — Eine *Disputatio rhythmica inter vinum et aquam* verzeichnet der *Catalogus Manuscriptorum Angliae I, 85 N. 1767* (Cod. Digby 166).

England" — die beständige Liebschaft von Floris und Blanchefleur — die getreue Pariserin — die schöne Historie von Kaiser Octavianus — das neue Lied vom Ritter aus der Steyermark mit der Tochter des Königs von Dänemark — die Geschichte der Pretiosa — als Warnung vor Zigeunern — die aus der Bretagne stammende „Geschichte des Fortunatus mit seinem Säckel und Wünschhütlein." Auch die Schwänke des Till Eulenspiegel fehlten nicht, und selbst die frivolen Erzählungen des *Boccaccio* nahmen ihren Weg — oder Rückweg (sofern sie zum Theil von Juden eingeführt waren) — über das Holländische ins Jüdisch-Teutsche; nur die Sage von der heil. Genovefa mit hebr. Lettern auszustatten blieb den polnischen Juden des XIX. Jahrh. vorbehalten. Deutsche Gassenhauer über das stets populäre Thema von Räubern, Mördern und Brandstiftern, damals auch von Schornsteinfegern, kurzweilige „*à la modische* Lieder," patriotische Krönungs- und Friedenshymnen, göttliche Lieder „zu Ehren Weiber und Maiden," Straf- und Todten-, Pest und Brandlieder, welche unsre Germanisten zum Theil vergeblich in den besten Sammlungen suchen, sind in jüdisch-deutschen Drucken in der bodleianischen Bibliothek zu Oxford zu finden. —

Manches wurde nicht blos gelesen, sondern auch auf jüdische Verhältnisse übertragen; wie das lustige Buch von den Streichen der Schildburger und Lalleburger. Noch ehe Wieland und Kotzebue die deutschen Kleinstädter im Bilde von Abdera und Krähwinkel geisselten, hatte der jüdische Volkswitz die Verkehrtheiten des schildburger Bürgermeisters auf den jüdischen „Parnas",[1] ich meine den Gemeinde- und Synagogenvorsteher ohne Pietät übertragen, wie z. B. der Mond im Wasserfass gefangen wird, um ihn auch bei trübem Wetter mit dem üblichen Gebete nach dem Neumond begrüssen zu können. Selbst die nationale Eifersucht fand ihren Wiederhall in dem gereimten Gespräche zwischen dem Deutschen, Polak und Böhmen,[2] worin es z. B. heisst: „Was

[1] פרנס. In Böhmen ist die Stadt Bunzlau (Jungbunzlau), von welcher die jüdischen Schildburger Anecdoten erzählt werden; daher die Satire von M. E. Stern: „Die Rabbinerwahl in Bummessl" (d. h. Bunzlau).

[2] *Catal. Bodl. p. 524 N. 3426:* „Die Beschreibung von *Aschkenas* (Deutschen) und Polak", Prag *s. a.*

ist mit den Pragern darmer, die halten viel von sich und meinen andre Leut seien wie das Vieh."

Einzelnes drang aus deutschen Kreisen auch in die lang berühmte Geschichtssammlung, die unerschöpfliche Quelle des jüdischen Erzählers, das s. g. „*Maasebuch,*" welches ein Süddeutscher im XVI. Jahrh. aus jüdischen Quellen zusammenstellte, um die fremden zu verdrängen. Der unbekannte Verfasser empfiehlt sein Buch, damit man nicht lese „das Buch von den Kühen, Dietrich von Bern und Meister Hildabrandt." Diese Bücher, meint er, „sind warlich eitel Schmütz, sie geben euch nit Warm noch Hitz; auch sein sie nicht göttlich darbei; ihr bedarft wohl, dass euch's Gott verzeih — Unsre *Seforim* (d. h. Gesetzbücher) schreiben, es is ein Sünd, wie ein Haus zu leinen (lesen) an dem heiligen Schabbes daraus. Wollt ihr euer Zeit mit Leinen vertreiben; also will ich euch ein *Maasebuch* schreiben". — Dieses Buch, welches einen Thaler kostete, hat mehr als 20 Auflagen erlebt, aber die Litteratur, die es verdrängen wollte, wucherte neben ihm und drang in dasselbe ein.[1] — So war es schon 300 Jahre früher einem anderen Volksbuche ergangen. Isak Ibn Sahula verfasste im J. 1281,[2] vielleicht in Guadalaxara, ein hebräisches Fabelbuch in Dialogen, welches die fremden Stoffe und Bearbeitungen, vielleicht hauptsächlich das indische Fabelbuch, durch Bibel Talmud und Midrasch verdrängen, der Fabel selbst durch allegorische Deutung einen höheren Werth geben sollte; er nannte sein Buch nach Sam. 24, 14: *Meschal ha-Kadmoni* „altes Gleichniss". Die ineinander geschachtelten Erzählungen in der Weise des Kalila und Dimna und der 1001 Nacht sind ebenfalls mit Illustrationen versehen, in einem alten Drucke sieht man u. A. einen Ritter mit dem Kreuze am Halse, vor einem Mönche im Beichtstuhl.[3] Ibn Sahula greift selbst, vielleicht ohne es zu wissen, nach den geschmähten Quellen, er erzählt z. B., wie ein Zauberer einen zweifelnden Jünger von der Macht seiner Kunst überzeugt, indem er ihn in einem kurzen Rausche ein halbes Leben durchmachen lässt; Erzählungen solchen Inhalts verbreiteten die Muhammedaner

---

[1] S. Serapeum, 1866 S. 1 ff.

[2] S. mein „Manna" (Berlin 1857) S. 113, wo das Datum zu berichtigen.

[3] Siehe das Facsimile im *Serapeum 1854* S. 352.

gern, um die Wunder der sog. Nachtreise Muhammeds zu bestätigen; eine ähnliche Erzählung ist die 1. in den sog. 40 Wesiren der 1001 Nacht.

Es war also nichts absolut Neues, als Mendelssohn's Jünger Hagedorns und Hallers Gedichte, Kleist's Oden und Hymnen, Gessner's Idellen und Lessing's Sinngedichte, Gellert's Fabeln, Ramler's lyrische Blumenlese und Dusch's moralische Briefe auf hebräischen Boden verpflanzten, um ihre Glaubensgenossen zu den deutschen Originalen zu führen, die deutsche Dichtung in jüdischem Munde zu erwecken.

Eben so wenig neu war der Eifer der Gegner, welche, alles Neue und Fremde fürchtend, sich an das vermeintliche Alte anklammerten, was grossentheils selbst in früherer Zeit als Neues demselben Eifer gegenüber eingeführt worden. Dieser ewige Kampf des Alten mit dem Neuen im Gebiete des Geistes ist ebenfalls ein Kampf des Individuums um die Erhaltung seiner Besonderheit bei dem Bedürfniss steter Ernährung inmitten eines beständigen Stoffwechsels. Nur der gesunde Organismus, und nur eine wahre Idee zeigen ihre Kraft, das Fremde zu überwinden, indem sie es assimilieren, d. h. in ihr eigenes Selbst verwandeln.

Dass das Judenthum solche Prozesse auch im Bereiche der Volkslitteratur durchgemacht, habe ich anzudeuten versucht; wie es ihn durchgemacht, wie die jüdische Bearbeitung fremde Stoffe umgeformt und ausgebildet, das darzustellen wäre freilich das Wichtigere, auch das Interessantere, eine schöne und bedeutende Aufgabe, zu deren Lösung diese Skizze angeregt haben möge.

Ueber Cyprische Volkslieder.

Von Felix Liebrecht.

In den Gött. Gel. Anz. 1869 S. 1581 ff. habe ich zwei neugriechische Volksliedersammlungen besprochen, eine epirotische und eine cyprische, erstere herausgegeben von G. Chasiotis, Athen 1866, letztere von A. Sakellarios, ebendas. 1868, ohne jedoch auf den stofflichen Inhalt derselben dort näher einzugehen, mir dies für eine andere Stelle vorbehaltend. Ich will nun dies hier zuvörderst hinsichtlich der cyprischen Lieder nachholen, da sie jedenfalls des Wichtigen und Anziehenden mehr enthalten als die erstern, auf die ich übrigens bei Gelegenheit gleichfalls zurückzukommen gedenke. Was also jene betrifft, so werde ich in dem Folgenden von den interessantesten derselben eine möglichst gedrungene Inhaltsübersicht mittheilen, wobei jedoch nichts Charakteristisches übergangen, vieles davon vielmehr wörtlich wiedergegeben und manches kürzere Stück selbst vollständig übersetzt ist; wo sich Veranlassung bietet, füge ich dann noch hier und da Hinweisungen auf Verwandtes bei andern Völkern u. s. w. hinzu, schicke aber im Allgemeinen hier erst noch folgende Bemerkungen voran. Der Herausgeber, Sakellarios, hat über die Provenienz seiner Texte nichts mitgetheilt, sie sind aber jedenfalls oft sehr verdorben, so dass zuweilen sogar der Zusammenhang unverständlich wird oder an Widersprüchen leidet, was freilich auch davon herkommen mag, dass, wie dies bei mündlichen Ueberlieferungen überall vorkommt, nicht zusammengehörige Stücke an- und ineinander geschoben sind, ganz abgesehen von den Reminiscenzen und epischen Formeln, die sehr häufig wiederkehren und von denen ich einige absichtlich mehrmal wörtlich wiedergegeben und durch Cursivschrift hervorgehoben habe, jedoch bei weitem nicht so oft, wie sie im Original vorkommen. Auch

Sakellarios hat diese Wiederholungen meist nur durch ein „u. s. w.“ angedeutet und bei der Verszählung jedes einzelnen Liedes, auch wenn jene sich, wie oft der Fall ist, auf mehrere Verse erstrecken, sie dennoch jedesmal blos als einen gezählt. Ich selbst habe dies nicht berichtigt, sondern die Angabe der Verszahl jedes Liedes so angeführt, wie sie sich im Original angegeben findet.

No. 2. Konstantinos (169 Verse).

Der junge Petros begiebt sich zu seiner Mutter, die er um die Erlaubniss, dem Konstantinos seine schöne Gattin zu rauben, bitten will. Als sie ihn sieht, *heisst sie ihn willkommen und fordert ihn auf mit ihr zu essen und zu trinken. „Iss mit mir vom Besten des Hasen und vom gebratenen Rebhuhn und vom Asphodill, den die Helden essen, trink mit m r süssen Wein, den die Ruhmreichen trinken.“* Er aber lehnt dies ab und bringt seine Bitte vor, worauf sie ihm nach Befragung der Sterne von seinem Vorhaben abräth, weil Konstantinos, der ein gewaltiger Held sei, ihm das Haupt abschlagen und es auf seinen Speer stecken werde. Endlich jedoch willfahrt sie seinem Begehren, obwol sie ihre Befürchtungen wiederholt, und er begiebt sich hierauf zum Vater, wo es ebenso geht; allein Petros kehrt sich nicht an dessen Einrede und reitet fort. Unterwegs fleht er Gott an, dass er seinen Vetter Konstantinos beim Mittagsmahl träfe, seine schöne Gattin aber, wie sie in Feiertagskleidung aus dem Bade und der Kirche käme. Sein Gebet wird erhört und er trifft beide, wie er gewünscht. Konstantinos lädt ihn ein, an der Mahlzeit Theil zu nehmen, was er indess ablehnt, indem er sagt, weshalb er gekommen. Konstantinos will, dass sich zuvor seine Gattin umkleide,[1] denn man werde ihn sonst verspotten, wenn Petros bei den Städten und Dörfern vorüberkäme; dieser mag jedoch nicht darauf eingehen, sondern ohne den Konstantinos ins Haus treten zu lassen, hebt er die Schöne hinter sich aufs Ross, während jener die Gattin, die ihm Vorwürfe macht, zu trösten sucht; er werde rasch nachkommen und dann seine ungedüngten Felder mit Leichen düngen. Petros spornt hierauf alsbald sein Ross Sklerokartos, welches, *ehe er „Bleibet gesund“ sagen konnte, tausend Meilen,*

[1] Hier ist vergessen, dass sie bereits die Feiertagskleider anhat.

und ehe er „Lebet wohl“ gesagt, andere tausend zurückgelegt hat. Inzwischen öffnet Konstantinos den Stall und frägt mit lauter Stimme, welches von seinen Rossen sich seine Herrin einzuholen getraue. Die Kriegsrosse nun fallen bei diesen Worten todt nieder, die unerfahrenen Füllen aber harnen Blut, und nur ein Ross spricht: „Ich bin stark und kühn genug die Herrin einzuholen, die mich oftmals heimlich aus ihrer Schürze mit Gerste fütterte und aus silbernen Schalen tränkte. Wohlan, bringe mir zwölf Sattelkissen und zehn Satteldecken und achtzehn Bauchgurte, dann will ich mich ans Laufen machen; du darfst mir aber nicht die Sporen geben; das verbiete ich dir![1]“ Konstantinos *tritt hierauf ins Haus, legt Kleider an, die weder zu lang noch zu kurz sind, sondern gerade wie sie für ihn passen, zu unterst goldene, darüber krystallene, zu oberst aber eiserne* und überlegt dann, ob er das Ross tödten solle, thut dies jedoch nicht, sondern besteigt es und setzt ihm trotz der Ermahnung die Sporen ein, so dass es bis zum Himmel emporfliegt und er selbst fast von Furcht ergriffen wird. Er äussert dieselbe gegen das Ross und dieses räth ihm, sich mit seinem Messer die Sporen abzuhauen, worauf es wieder mit ihm zur Erde herabsteigt. Dort nun trifft Konstantinos auf einer Wiese einen Sauhirten, dem er erst *einen so derben Backenstreich versetzt, dass er ihm die Kinnlade verrenkt,* und frägt ihn dann, ob nicht vor kurzem ein kleines Heer von hunderttausend Kriegern mit fünfundsechzig Fahnen und einer goldenen Hauptfahne[2] vorübergezogen wäre. Der Sauhirt äussert zunächst mit vollem Recht sein Erstaunen darüber, dass er zuerst geohrfeigt und dann erst befragt worden sei; hierauf aber sagt er, dass er allerdings ein solches Heer habe vorüberziehen sehen und Konstantinos dasselbe bald einholen könne, wenn er rasch zureite. Er giebt nun seinem Rosse von neuem die Sporen und dies fängt so zu wiehern an, dass die Welt erbebt und Sklerokartos zu seinem Herrn sagt, *es müsse irgendwo Gott eine Stadt durch ein Unwetter zerstört haben,* was jedoch die entführte Schöne in Abrede stellt, denn es

---

[1] Diese Episode mit dem Ross wiederholt sich fast wörtlich bei Passow Carm. pop. Gr. recent. p. 318 no. 439 v. 6—22.

[2] Im Original steht μπαρμπέραν, doch ist wahrscheinlich zu lesen μπαντιέραν; s. GGA. a. a. O. S. 1590.

wäre das Ross des Konstantinos, welches so wiehere und mit seinem Herrn schon nahe wäre. Petros aber ist ohne Furcht und küsst die Schöne und kneift sie und lässt ihr ein Zeichen auf dem Busen zurück. Bald darauf erscheint Konstantinos, *sprengt in das feindliche Heer und während er sich auf den Nachtrab stürzt, löst sich der Haupttrupp auf, als er aber diesen angreift, zerstreut sich der Vortrab.* Alsdann bei seiner Gattin anlangend, frägt er sie, ob Petros ihr etwas zu Leide gethan; habe er sie geküsst, so wolle er ihm die Lippen abschneiden, habe er sie gekniffen, ihm die Hände abhauen, habe er ihr sonst etwas angethan, ihm den Kopf abschlagen. Sie sagt nun, was vorgefallen sei, und Konstantinos schlägt dem Petros mit einem Schwerthiebe das Haupt ab, welches er dann auf einer Lanze zu dessen Mutter bringt und ihr mit höhnischen Worten als Geschenk übergiebt.

No. 3. Theophylaktos (72 Verse).

Der Kaiser Alexander der Alexandropolitaner veranstaltet zwei Feste, ein grosses und ein kleines, zu Ehren des heiligen Georg und des heiligen Mamas, wozu er Vornehm und Gering einlädt, und richtet dann an die Anwesenden die Frage, ob ihm Jemand einen Brief nach Peron zu dem Grosssultan bringen und eine Antwort zurückbringen wolle, wobei der Bote zugleich durch gerechten Kampf die Welt mit seinem Ruhm erfüllen könne. Alsbald erhebt sich zornig Theophylaktos, wirft mit einem Stosse seines Fusses den Tisch zu Boden und ruft aus, dass der Kaiser nur *ihn* meine; zugleich aber lässt er sich sein herrliches *stein- und eisenzermalmendes gebissverschlingendes Ross* sowie seine Waffen herbeiholen, namentlich die Lanze, auf welcher der heilige Georg, und die Keule, worauf der heilige Mamas ausgeschnitzt ist. Alsdann reitet er davon, und *bevor er „Bleibet gesund“ sagen konnte, hatte er tausend Meilen, und bevor er „Lebet wohl“ gesagt, andere tausend zurückgelegt. Er sprengt in das feindliche Heer und während er sich auf den Nachtrab stürzt, löst sich der Haupttrupp auf, als er aber diesen angreift, zerstreut sich der Vortrab.* Theophylaktos kämpft drei Tage und drei Nächte, bis das Ross ermattet und er verwundet ist, worauf er davonjagt und bei einem Felsen absteigt, aus dem er mit einem Faustschlage fünf Quellen hervorsprudeln lässt. Er tränkt

nun sein Ross mit der hohlen Hand, fällt im Schatten seiner in die Erde gestossenen Lanze auf die Knie und *fleht mit emporgehobenen Händen zu Christus, dass, wenn er sein Geschöpf wäre, er ihn erhören* und seinen Bruder Aliantris herbeisenden möge. *Als er nun so betete, erhört ihn Christus* und Aliantris erscheint, welchem Theophylaktos schon von fern zuruft, er solle sich vorsehen, denn die Saracenen stellten Schlingen auf und könnten ihn fangen. Allein trotz dieser Warnung lässt Aliantris sich auf jene Weise gefangen nehmen, worauf die Saracenen ihm mit dreifachem Faden die Augen zunähen, ihn in dreifache Ketten schlagen und ihm ein zehn Centner schweres Bleigewicht auf den Rücken legen. Alsbald sprengt Theophylaktos in das Heer der Feinde, kämpft drei Tage und Nächte, und während der drei Tage haut er blos *Drachennasen und Löwenzungen* ab,[1] wird aber schliesslich gleichfalls in den aufgestellten Schlingen gefangen und ebenso behandelt wie sein Bruder. „Bist du der Theophylaktos, frägt man ihn, der Sohn des Mastrankylos, der du deinen Herrn getödtet[2] und dich seines Landes bemächtigt, auch viele Städte und Dörfer zerstört hast?“ Er antwortet bejahend, zerreisst dann den Faden, der ihm die Augen verschliesst, sowie die Ketten, die ihn fesseln, und wirft die Bleibürde ab, worauf er den Bruder aus dem Kerker befreit und nach einem neuen Kampf von drei Tagen und Nächten den Brief abgiebt, die Antwort erhält und so nach gerechtem Kampfe die Welt mit seinem Ruhme erfüllt. —

Zu diesem Liede bemerkt Sakellarios in der Einleitung S. *ιε'*, dass zur Zeit der Einfälle der Araber in Cypern in den Jahren 646—802 n. Chr. auch Volkslieder gedichtet wurden, welche die Einzelkämpfe der cyprischen Helden mit Saracenen besangen. Er rechnet dazu ausser der obigen No. 3 auch die folgende No. 4, weil die Mutter des Helden Digenis eine Saracenin ist; und in dieselbe Zeit versetzt er auch No. 17. *Charon und Digenis.* Man wird jedoch wenig geneigt sein, diesen Liedern lediglich wegen der darin vorkommenden Saracenen ein so hohes Alter zuzuschreiben.

[1] Vergl. unten S. 43. den Text zu Anm. 1.

[2] Die Stelle ist dunkel. Es steht: *'ποῦ σκότωσες τὸν κῦρίν του.* Ich lese *σου* statt *του* und nehme *κῦρις* (Vater) hier in der ursprünglichen Bedeutung *Herr*.

Vielmehr scheinen diese an die Stelle der sonst vorkommenden Riesen getreten zu sein (vgl. letztgenanntes Lied), und den Liedern, worin dies der Fall ist, wie so vielen andern aller Völker Märchen zu Grunde zu liegen.

No. 4. Digenis (91 Verse).

Drei Archonten (vornehme Männer) sitzen bei Tische und treiben viel Rühmens; der eine rühmt seinen Säbel, der andere seine Lanze, der dritte seine weiten Fahrten; viele Paläste habe er dabei gesehen, aber keinen so prächtigen wie den des Aliantris; die Thore desselben seien mit eingelegter Arbeit verziert, die Mauern gedrechselt und an den Bogenfenstern hängen Perlen; am Fenster aber habe eine Jungfrau gestanden voll Traurigkeit darüber, dass man sie mit Jannis verlobt, und allerdings hätte sie eher dem Digenis gebührt. Da mit einem Mal stürmt dieser ins Zimmer und wird sogleich zu Tische geladen, was er jedoch nicht annimmt. Die andern wiederholen alsdann das, wovon sie gesprochen, und dass die Tochter des Aliantris nicht dem Jannis, sondern eigentlich ihm gebührt hätte. Hierauf reitet Digenis ohne Zögern zu Chiliopappus und fordert ihn auf, für ihn als Freiwerber aufzutreten, was aber dieser seiner schmutzigen Kleider, seiner rostigen Waffen und seines lahmen Rosses wegen ablehnt. Da ihm indess Digenis seine eigenen anbietet, so geht er darauf ein und begiebt sich nun zu Aliantris, wo die Archonten sich bei seiner Ankunft erheben, und ihn zur Theilnahme am Mahl einladen. „*Willkommen, Chiliopappus, iss und trink mit uns, iss vom Besten des Hasen und vom gebratenen Rebhuhn und vom Asphodill, den die Helden essen, und trinke süssen Wein*, auf das Wohl des Hausherrn und der Hausfrau!“ Chiliopappus *lehnt dies jedoch ab* und sagt, er sei im Namen des Digenis als Freiwerber gekommen. Die Mutter der Jungfrau weist indess den Antrag zurück, weil des Digenis Mutter eine Saracenin, sein Vater ein Jude, er selbst aber ein Landstreicher sei; der Hausherr hingegen meint, er könne noch andere Töchter bekommen und wolle dann Digenis zu seinem Schwiegersohn machen. Diesen Bescheid hinterbringt Chiliopappus dem Digenis, der darüber in Zorn entbrennt und ausruft: „Pfui, Chiliopappus, steig ab! Du hast meine Kleider schmutzig, meine Waffen rostig,

mein Ross lahm gemacht; was soll ich nun anfangen?" Jedoch legt Digenis die Kleider und Waffen wieder an und besteigt das Ross; ehe er aber fortsprengt, giebt ihm Chiliopappus den Rath, unterwegs eine Fichte umzuhauen und sich daraus eine Geige zu machen, dann aber durch Spiel und Gesang die Jungfrau ans Fenster zu locken, worauf er sie, wenn er kühn genug wäre, leicht entführen könne. Digenis befolgt diese Rathschläge und raubt die Jungfrau, wird indess verfolgt, weshalb er, die weitere Flucht für eine Schande haltend, bei einem Felsen Halt macht und absteigt, um seine Beute mit dem Schwerte in der Hand zu vertheidigen. Da er aber fürchtet, es könne inzwischen aus dem Felsen ein Drache hervorkommen und die Jungfrau verschlingen, so schlägt er mit der Faust auf den Felsen und es kommt wirklich ein Drache hervor. *Er versetzt ihm einen so derben Streich, dass er ihm die Kinnlade verrenkt* und ruft dabei aus: „Sieh hier, Drache, deine Gebieterin!" Alsdann steigt er wieder aufs Ross und sprengt mitten unter seine Verfolger, stösst aber dabei auf die Mutter der Jungfrau, die ihm zuruft, er solle doch warten und die Aussteuer mitnehmen. Er indess weist diese zurück und erinnert sie zugleich an die höhnenden Worte, die sie gegen Chiliopappus in Betreff seiner geäussert, worauf er ihr und dann auch dem Vater der Jungfrau, nachdem er diesen gleichfalls an seine frühere Rede erinnert, das Haupt abschlägt.

No. 5. Jannis Morojannis (38 Verse).

Der thörichte Jannis (Morojannis) begiebt sich als dreitägiger Ehemann auf die Reise und will dreissig Tage abwesend sein, kehrt jedoch erst nach dreissigjährigem Umherstreifen wieder in die Heimat zurück, ganz zerlumpt und abgerissen, so dass alle Fenster (Thüren) sich vor ihm verschliessen, seine zurückgebliebene Frau aber soll sich inzwischen (auf Andringen ihrer Verwandten) wieder verheirathen. Am Tage der neuen Hochzeit nun begiebt sich Jannis' Vater in den Weinberg und *fleht dort mit aufgehobenen Armen zu Gott*, dass doch sein Sohn als Jäger auf dem Felde erschiene. *Seine Bitte wird erhört*, Jannis erscheint, grüsst unerkannt den Vater und frägt ihn, warum er so stöhne. Dieser klagt ihm sein Leid und fügt dann weiter auf

Befragen hinzu, dass Jannis, wenn er scharf zureite, noch zum Hochzeitmahl zurecht kommen könne. Jannis sprengt fort und auf der Hälfte des Weges angelangt, fängt sein Ross zu wiehern an, so dass die Braut dies vernehmend ausruft, das Ross, dessen Wiehern sich hören lasse, sei eines von den Rossen des Hauses und würde bald anlangen. Kaum hat sie diese Worte ausgesprochen, so erdröhnt der Vorhof, und sie ruft von neuem aus, wenn ein Fremder angekommen wäre, solle er weiter ziehen; wäre es aber einer ihrer Brüder, so solle er in den Hof reiten. Der Ankömmling giebt sich als den Herrn des Hauses zu erkennen und fordert die schwarzäugige Schöne mit den schnurgeraden Augenbrauen auf, das Thor zu öffnen, was sie jedoch nur thun will, wenn er sich durch ein Wahrzeichen legitimiere. Er sagt nun, im Hofe stünde ein goldener Apfelbaum mit Früchten so rothbäckig wie die Hausherrin. Dies genügt ihr aber nicht, denn die Sklavinnen hätten es ihm wahrscheinlich gesagt, und sie verlangt weitere Zeichen. Da sagt jener, sie habe goldenes Haar, so lang dass sie es dreimal um den Leib schlingen könne und es dann doch noch herabhänge.... Hiermit bricht das Lied ab.

Hinsichtlich des Hauptinhaltes s. weiter unten die verwandte Nr. 13. *Jannakos;* der Schluss jedoch erinnert an einen andern Liederkreis; s. G. Widter und A. Wolf Volkslieder aus Venetien (Sitzungsber. der phil.-hist. Classe der Wiener Akad. Bd. XLVI) zu No. 81. *La moglie fedele* und Zusätze dazu in meiner Anzeige von Uhlands Schriften u. s. w. Bd. IV. in den GGA. 1870. S. 395 zu No. 116: *Unter der Linde,* wo unter anderm auch eine chinesische Version mitgetheilt ist.

No. 6. Die hundert Sprüche (245 Verse).

Als die Welt geschaffen wurde, wurde auch der Kuss und die bittere Liebe geschaffen. — Ein Jüngling liebt ein Mädchen, allein trotzdem er zahllose Schätze, „neun Thürme voll Gold, fünfzehn voll Sandelholz, sieben voll Perlen" für sie verschwendet, kann er doch ihrem Munde kein Wort entlocken, und seine Mutter, der er seine Liebe mittheilt, meint, dass Königstöchter von Liebe nichts wüssten, sondern mit Pfeil und Waffen in den Krieg zögen. Da verkauft er

denn all' sein Hab und Gut und lässt eines Sonntags den öffentlichen Ausrufer vor dem Hause der Schönen ausrufen, ob Jemand einen Knecht miethen wolle, der seine Jugend und sein Gut und Blut im Dienste seines Herrn daran zu setzen und selbst für seinen Unterhalt zu sorgen gesonnen sei. Die Schöne kommt ans Fenster und erklärt mit ihrem süssen Munde, dass sie solch einen Diener annehme. Er dient also bei ihr zwei Jahre lang als Thürwärter, andere drei als Ackerknecht, dann noch fünfzehn als Stallmeister, kann aber die ganze Zeit über kein einziges Wort aus ihrem Munde vernehmen. Da verlässt er sie und lernt die Sprache der Vögel und Schlangen und die Krümmungen und Biegungen der Flüsse, wozu ein Knabe (?) ihm behilflich ist. An einem Sonntage nun legt die Schöne ihren vollen Staat an *(„sie tritt ins Haus und legt Gewänder an, die weder zu lang noch zu kurz sind, sondern gerade wie sie passen, zu unterst goldene, darüber krystallene und das Obergewand deckte alles")* und begiebt sich von Zofen umringt in die Kirche, während der Jüngling ihr Schritt vor Schritt folgt. In der Kirche angelangt verrichtet sie niederknieend ihre Andacht, wobei ihr Mantel („vielleicht war es Gottes Wille, vielleicht auch nicht") sich aufknöpft und ihr Busen sichtbar wird. Der Priester sieht es und wird im Herzen verwundet, der Diaconus steckt die Nase vor und die Chorknaben lassen die Psalter fallen, ja auch der Erzbischof steigt von seinem Throne.[1] Die Jungfrau jedoch heisst sie alle auf das achten, was sie vorhätten, von Gott habe sie die Schönheit, die Anmuth von ihrer Mutter; das fliessende Wasser aber habe sie zur Nixe (ἀνεϱάδα) gemacht. Hierauf erhebt sie sich um nach Hause zu kehren und der Jüngling, der hinter ihr her geht, bittet sie um einen Kuss und ihre Liebe. Sie aber erwiedert: „Sehet einmal den Sohn einer Metze, den Hurensohn, der sogar ins Gotteshaus nach Küssen kommt!" Er wiederholt

[1] Eine fast wörtlich entsprechende Stelle von der Wirkung weiblicher Reize auf die Priester in der Kirche s. bei Passow No. 436. V. 41—45, No. 438. V. 26—29. Vgl. auch Wolf und Hofmann Primavera y Flor 2, 62 f. No. 143 *La Ermita de San Simon* und die catalanische Romanze in Ferd. Wolfs Proben u. s. w. S. 140 (Sitzungsber. der phil.-hist. Classe der Wiener Akad. Bd. XX. S. 154): „Der Caplan der liest die Messe u. s. w."

indess sein Begehren und fleht, sie möge ein Erzengel werden und seine Seele in Empfang nehmen. Sie erwiedert, er sei zu jung und unerfahren und verstände nichts von Liebe, er solle lieber die Ziegen auf den Bergen weiden. Er dagegen verweist sie auf die jungen Aepfelbäume, die schöner blühen als die alten, und ein junger mit Früchten beladener Apfelbaum sagt zu gleicher Zeit zu der Jungfrau, wenn er so schön wäre wie sie, so wollte er dem, der ihn um einen Kuss anginge, deren wol zehn geben, worauf jene ausruft: „Sehet doch einmal den Sohn einer Metze, den Hurensohn, der sogar die stummen Bäume zu Kupplern macht!“ Sie kehrt alsdann eilig in den Thurm zurück, den sie bewohnt und lässt ihn fest verschliessen und verriegeln, so dass der Jüngling draussen bleiben muss. Nachdem er den Thurm dreimal vergeblich umwandelt hat, ohne hineinkommen zu können, erblickt er endlich zur Rechten desselben einen Garten und *fleht mit aufgehobenen Händen zu Gott, wenn er sein Geschöpf wäre, möge er ihn erhören* und eine heftige Hitze zu Wege bringen, welche die Felsen bersten und alles welken mache, so dass die Jungfrau, um sich abzukühlen, ans Fenster käme, und wenn sie dann dort spänne, möge der goldene Faden durchreissen und die goldene Spindel herabfallen, ohne dass Jemand da wäre, sie ihr wiederzubringen, als nur er. Das Gebet des Jünglings wird buchstäblich erhört und die Jungfrau ruft ihm zu, er solle ihr die hinabgefallene Spindel bringen, was er auch alsbald thut, wobei er dieselbe auf jeder Stufe küsst und auf jeder dritten oder vierten Stufe zu ihr sagt: „O Spindel, wenn ich doch deine Herrin so küssen und kneifen könnte wie dich!“ Die Jungfrau aber ruft aus: „Sehet doch den Sohn einer Metze, den Hurensohn, wie er sich an der Spindel ergötzt!“ und fügt dann hinzu: „Kannst du, Bursche, wol das thun, was ich dir sagen werde?“ und als er dies bejaht, fragt sie ihn: „Kannst du einen Thurm tragen, Eier zusammenbinden und eine Palme in einem breiten[1] Fluss beschneiden?“ Da der Jüngling dies wiederum bejaht, fährt sie fort: „Kannst du beim Lichtzieher drei Lichter machen, beim Oelhändler etwas Oel holen und dann bei dem Bäcker eine Messe dreier Heiligen

[1] τριπέρατος?

lesen, des heiligen *Kommnichtzumir* (*Mὲν ἔρτῃς ἔσσω μου*), des heiligen *Bleibmirvomleibe* (*Mὲν πατήσῃς*) und des heiligen *Vergesserich* (*'Απογλησμονήτης*), damit du mich vergessest? Ehe du das nicht gethan[1] .. [darfst du mir nicht nahe kommen.“ Der Jüngling geht fort, erscheint aber wieder nach einiger Zeit und berichtet, er habe alles ausgeführt; er nennt jedoch zwei von den drei Heiligen mit andern Namen; er habe nämlich die Messe gelesen] des heiligen *Lassmichzudir* (*Νἄρκωμ' ἔσσω σου*), des heiligen *Ichbesuchdichoft* (*Νὰ συχνάζω*) und des heiligen Vergesserich, damit er sie nicht vergesse. Die Schöne sagt dann von neuem: „Jetzt geh zum Lehrer und lerne den Psalter, das apostolische Glaubensbekenntniss,[2] ferner Schreiben, Rechnen und endlich die hundert Sprüche, von denen man in der Liebe Gebrauch macht. Ehe du diese nicht gelernt[3] .. [darfst du mir nicht nahen.“ Der Jüngling geht von neuem fort und kommt dann wieder nach einiger Zeit zurück, indem er berichtet, er habe das Verlangte gelernt]. Hierauf spricht die Jungfrau: „Eins!“ und der Jüngling antwortet: „Einen Gott nur giebt es, und der wird mir beistehen!“[4] Die Jungfrau fährt fort: „Zwei!“ und der Jüngling antwortet: „Zwei Tauben mit zwei silbernen Flügeln spielen mit einander; ich sah, wie sie sich küssten, so lange sie bei dir waren.“ — „Drei!“ — „O heilige Dreieinigkeit, stehe mir bei, dass ich[5] die Jungfrau liebe; ich lasse dir dann auch eine Messe lesen!“ — „Vier!“ — „Ein viereckiges Kreuz findet sich auf deinem Busen und es fleht zu Gott, dass ich dein Gefährte bleibe!“ — „Fünf!“ — „Fünf Aepfel brachte man mir aus der Berberei; ich wählte lange, ehe ich den für dich passenden fand!“ — „Sechs!“ — „Die Kluckhenne ist aufgegangen und ihrer Sterne sind sechs, und wer nicht liebt, gehe hin und wähle sich einen aus!“ — „Sieben!“ — „Sieben Irrsterne sind am Himmel, und die, welche ich liebe, führt mich irre und

---

[1] Hier ist eine Lücke, das Eingeklammerte ist von mir ergänzt.

[2] ἀπόστολον?

[3] Hier wieder eine Lücke, die Ergänzung wie oben.

[4] Ueber ähnliche Räthsellieder s. Reinh. Köhler in Benfey's Or. & Occ. 2, 558 f.

[5] Passender wäre „mich;“ allein der Reim schützt die Lesart des Textes.

täuscht mich!“ — „Acht!“ — „Acht Füsse hat der Hummer und geht vorwärts und rückwärts; und jetzt wo ich dich liebe, kann ich dich nicht lassen!“ — „Neun!“ — „Neun Monate lang trug mich meine arme Mutter, und sie fleht zu Gott, dass wir zusammen bleiben!“ — „Zehn!“ — „Zehnerweise theile nun deine Fragen ab, Liebste, damit ich dir Genüge leisten könne; denn es ist noch viel übrig und ich vergesse es sonst!“ — „Zwanzig!“ — „Zwanzig Jahre habe ich in den venetianischen Städten zugebracht, um für dich einen elfenbeinernen Kamm und eine weisse Scheitelnadel zu finden!“ — „Dreissig!“ — „Dreissig Zweige sind an der Kassia und mit Blüthen beladen; lass dich küssen, mein Schnee,[1] denn mein Herz ist entbrannt!“ — „Vierzig!“ — „Vierzig Jahre lang habe ich im Frankenland einen Felsen behauen und dabei erfahren wie ich dich liebe, zartes Mädchen, ich sehe es wol!“ — „Funfzig!“ — „Funfzig Klaftern tief grub ich in die feste Erde, und da drinnen küsste ich sie, die schlank ist wie eine Gerte!“ — „Sechzig!“ — „Sechzig Sonntage und fünfundsechzig Samstage besuchte ich die Kirchen und befragte die Priester, damit sie mich lehren sollten, wie ich meinen Liebesbrand stillen könne!“ — „Siebzig!“ — „Siebzig Jahre lang schon harre ich mit Ausdauer, damit du mich küssest und mein Liebchen werdest!“ — „Achtzig!“ — „Achtzig, sprachst du, schlankes Mädchen; gestatte mir, dass ich dein schönes Knie umarme!“ — „Neunzig!“ — „Neunzig, sprachst du, schlankes Mädchen; lass dir sagen, dass ich deine rothen Lippen gern küssen möchte!“ — „Hundert!“ — „Dort unten in Jerusalem am Grabe Christi giebt es hundert und eine Nonne und sechzig Mönche; sie essen den Monat über Kastanien, das Jahr über Haselnüsse, trinken Wasser aus einem Nussbecher (Nussschale?) und können doch nicht heilig werden. Die Schlüssel des Paradieses habe ich in der Tasche und öffne derjenigen zuerst, die mir einen Kuss giebt, und wenn du mit mir kommst, wirst du auf der Stelle eine Heilige.“ Als die Jungfrau dies vernimmt, verändert sie plötzlich ihren Sinn und ruft den Sklavinnen zu: „Auf, Mägde, machet oben das Lager zurecht, thut Moschus auf die Decke, streuet Sandelpulver auf die

[1] D. i. schneeweisses Mädchen, *χιόνα μου*, liebkosende Benennung; hier wol auch mit Bezug auf den zu stillenden Herzensbrand.

Laken, drei Sprossen Basilienkraut leget auf das Kopfkissen, und drei Fläschchen Rosenwasser sprenget auf die Laken!" Die Mägde thun wie geheissen, worauf die Jungfrau, die aus dem Bade, und der Jüngling, der aus dem Weinhaus kommt, Hand in Hand sich zu Bett begeben, und einander so fest umschliessend, dass selbst Franken sie auch mit Spiessen nicht hätten trennen können, fangen sie an mit den Füssen zu arbeiten wie die Weber. Jedoch nach Mitternacht ruft die Jungfrau bestürzt aus: „O Himmel, die Hähne krähen, es ist schon Tag, man ruft von den Minarets und die Priester geben schon das Zeichen! Auf, Jüngling! wir wollen in die Kirche und uns zur Trauung mit Olivenzweigen bekränzen!" Der Jüngling jedoch glaubt dies alles nicht und will sich auch nicht trauen lassen; „denn, sagt er, wollte ich alle meine Geliebten heirathen, so habe ich deren acht in jedem Städtlein und in Konstantinopel Mütter mit Kindern." Als die Jungfrau dies vernimmt, ruft sie zornentbrannt aus: „Fort, fort von hier du nissiger Lausejunge! (φτείρη κονιδιάρη) denn die Läuse laufen so dicht von dir, dass sie meinen Zaun bedecken und den Erdhügel in meinem Hofe verzehren! Ich aber will aus dem Hügel einen Damm machen lassen, damit mein Liebster jeden Morgen und Abend auf ihm zu mir kommen kann!" Da antwortet der Jüngling und spricht: „Fort, fort von hier, du stinkende Sardelle, und sage deiner Mutter, dass ich dich schwanger gemacht habe!" —

Hiermit endet das Lied, so wie es vorliegt; ein anderer Schluss, nach welchem der Jüngling den Liebesgenuss verschläft, lautet so:

Nachdem das Pärchen zu Bett gegangen ist und sich fest umschlungen hat, fängt der Moschus an zu wirken und der Jüngling schläft ein, worüber die Schöne ihm Vorwürfe macht, indem sie sagt: „Da du mir keinen Liebesgenuss gewähren kannst, wozu bist du erst zu mir gekommen und hast mich unnütz aufgeregt?" Sie begeben sich dann Hand in Hand vor den Richter und der Jüngling trägt ihm den Fall sinnbildlich vor, indem er sagt, er hätte sein Rösslein auf einer fetten Weide angebunden gehabt; doch habe es nicht gefressen; was sei nun zu thun? Der Richter entscheidet, er solle es wieder losbinden (d. h. er sei nicht an die Jungfrau gebunden).

No. 9. Anonymes Lied (26 Verse).[1]

Die fünfzehn ersten Verse entsprechen wörtlich Passow's No. 395, deren Hauptinhalt ist, dass der Gatte der Leli (bei Sakell. *Leni* d. i. Helene) bei seiner Nachhausekunft dieselbe todt antrifft, weil sie, wie ihm die Mutter sagt, beim Wasserholen von einer Schlange gebissen worden. — Das Lied bei Sakell. berichtet dann weiter, dass als jener dies vernimmt, er sich ersticht und hierauf mit der Gattin in der schneebedeckten Erde begraben wird, deren Weisse der weissen Hautfarbe der beiden Todten glich. Auf *ihrem* Grabe wuchs ein Apfelbaum, auf dem seinigen eine Cypresse, und als einst zwei Mädchen vorübergingen, sprach die eine zur andern: „Schau, wie die schneebelasteten Bäume sich so innig umschlingen, als wären es Menschen. Was sie in der Welt verloren, geniessen sie jetzt in der Unterwelt!" —

Dieser Schluss von den auf Gräbern treu Liebender emporwachsenden Pflanzen kehrt bekanntlich in zahlreichen neugriechischen und andern Volksliedern wieder (s. meine Bemerk. in den GGA. 1861. S. 575. zu Passow, No. 414). Dem Hauptinhalt nach scheint aber das in Rede stehende Lied einem ausgedehnten Kreise anzugehören, worüber s. A. Wolf zu den Volksliedern aus Venetien No. 82. *Conte Anzolin*, Grundtvig Danmarks Gamle Folkeviser zu No. 47. *Elveskud* u. s. w.

No. 10. Anonymes Lied (15 Verse).

„Ihr Vögel, die ihr in den Wolken flieget, kommt herab und verzehret mich, doch meine Zunge bringe eins von euch meiner Mutter und hänge sie am Fenster auf. Wenn sie dann aus dem Hause tritt um in die Kirche zu gehen, so wird jene ihr zurufen: „„Gehst du, Jannu, so geputzt in die Kirche und der Leib deines Jannis liegt erschlagen ohne Leben und Sprache tief im Walde? Geh hin, mache ihm ein Grab, lass Tag und Nacht zu Häupten ein Licht dabei brennen und gieb sechsmal des Jahres ein Todtenmahl, damit

---

[1] Unter einem ᾆσμα ἀνώνυμον versteht Sakell. ein solches, worin der Name des Helden nicht genannt ist, obwol er in No. 10 allerdings vorkommt.

seine Vettern und seine schwarzäugige Geliebte unter Thränen seiner gedenken.‟‟

No. 13. Jannakos (55 Verse).

An Bord eines Schiffes seufzt der gefangene Jannakos dermassen, dass es stehen bleibt und der Kapitän ihn fragt, was ihm fehle. Jener antwortet, dass er, drei Tage nach seiner Hochzeit in Gefangenschaft gerathen, sich seit zwölf Jahren in derselben befinde und man nun seine Gattin Helene mit einem Andern vermählen wolle. Der Kapitän verspricht ihn frei zu lassen, wenn er ihm ein Lied singe, und obwol Jannakos, wie er sagt, dies schon oft, aber immer vergeblich gethan, beginnt er doch einen so herrlichen Gesang, dass die Frauen, die ihn hören, wie von Sinnen kommen. Hierauf zeigt er dem Kapitän des Schiffes das Bild der schönen Helene, und diesem gefällt es dermassen, dass er ihm ein treffliches prächtig aufgezäumtes Ross schenkt und ihn in Gnaden entlässt. Jannakos jagt nun davon und gelangt zu einem Garten, wo er einen darin befindlichen Mönch frägt, wem derselbe gehöre, und vernimmt, er gehöre seinem Sohne Jannakos, der, drei Tage nach seiner Hochzeit in Gefangenschaft gerathen, seit zwölf Jahren darin lebe, so dass man seine Gattin Helene jetzt mit einem Andern vermählen wolle. Jannakos frägt nun weiter, ob er wol noch zur Hochzeit zurecht käme, und der Greis erwiedert, wenn er rasch zureite, käme er zur Trauung oder doch zur Mahlzeit. Jannakos setzt dann in grösster Eile seinen Weg fort und trifft in einem Garten eine Nonne, an die er die nämlichen Fragen richtet und den nämlichen Bescheid erhält. Er sprengt weiter und gelangt endlich an das Hochzeitshaus, an dessen Thür sein Ross zu wiehern beginnt, so dass die Braut die Trauung unterbricht, indem sie ausruft, ihr Gemahl sei heimgekehrt. Die Gatten umarmen und küssen einander, sinken aber dann todt zur Erde. Auf ihren Gräbern wuchs eine Cypresse und ein Citronenbaum, jene bückte sich und küsste den Citronenbaum, dieser hob sich empor und küsste die Cypresse. —

Dieses Lied gehört, wie man sieht, in den Kreis derer vom edlen Möringer u. s. w. S. über denselben Uhland Schriften 4, 295 zu No. 298, Simrock, der gute Gerhard S. 120 ff. Myth. 176 (3. Aufl.) und oben Archiv Bd. I. S. 65 f.

Genau verwandt mit vorliegender Version ist Passow No. 448, worin erzählt wird, wie ein Sklave an Bord einer türkischen Galiote so tief seufzt, dass sie stehen bleibt. Auf Befehl des Capitäns und auf dessen Versprechen der Freiheit singt er von seiner zwölfjährigen Gefangenschaft und seiner Heimat, wo er Mutter und Weib zwei Tage nach der Hochzeit zurückgelassen habe. Hiermit bricht das Lied ab, wird jedoch ergänzt durch die folgende No. 449, worin ebenso wie in dem vorliegenden Liede bei Sakell. der Gefangene, obwol an Bord eines Schiffes, dennoch bei seiner Freilassung ein Ross zum Geschenk erhält und dann die wiedervereinten Gatten gleichfalls todt zur Erde sinken. Der in der Passow'schen Version verlangte Trunk zeigt, dass in der vollständigen Fassung das Werfen des Ringes in den Becher nicht fehlte, wie es sonst in diesem Sagenkreise vorkommt; so gleich in dem hierhergehörigen epirotischen Liede bei Chasiotis, S. 88. No. 27, wo der Herr des Gefangenen ein König ist, was wegen des jenem geschenkten Rosses besser passt; die wiedervereinten Gatten bleiben übrigens nach dieser Version am Leben. Hierher gehört auch Passow No. 439 folgenden Inhalts: An dem Gewieher seines Rappens und dem Klirren seines Degens erkennt der Geliebte, dass seine Liebste in der Ferne verheirathet worden, und von seinen Rossen bietet das älteste, in Erinnerung an die Freundlichkeit jener, sich an, ihn alsobald zu ihr zu bringen, trotz der grossen Entfernung. Er kommt erst zu seinem Vater, dann zur Mutter, dann zur Braut, die das Gewieher des Rosses erkennt und den Ankommenden für ihren Bruder ausgiebt. Das Ross aber kniet nieder, sie springt hurtig hinauf und ihr Liebster entkommt mit ihr trotz der nacheilenden Türken. Ferner gehört hierher ein italienisch-albanesisches Lied, mitgetheilt von mir in den GGA. 1867, S. 272 f., das russische Volkslied von Dobrinja s. Ztschrift für Völkerpsych. 6, 143 f., Luzel, Gwerziou Breiz-Izel. Chants popul. de la Bretagne 1, 267 ff. „La femme aux deux maris.“ S. auch oben Sakell. No. 5. *Jannis Morojannis.*

No. 15. **Arodaphnusa I.**[1] (80 Verse).

Die Königin sucht zu erforschen, welche von ihren Sklavinnen die Geliebte des Königs ist, erfährt aber von ihnen, dass in der Nachbarschaft drei Schwestern wohnen und die schönste derselben, Arodaphnusa, vom König, ihrem Gemahl, ganz besonders geliebt werde. Als sie dies vernimmt, schickt sie zornentbrannt der Arodaphnusa den Befehl, alsbald zu ihr zu kommen, und obwol die letztere, darüber verwundert, die Boten frägt, was denn die Königin von ihr wolle, da diese sie nie gesehen, begiebt sie sich dennoch in ihren schönsten Gewändern auf den Weg, wobei sie mit einem goldenen Apfel spielt und überlegt, wie sie die Königin begrüssen solle. *„Nenne ich sie Gewürznelkenbaum, so biegt dieser sich doch; nenne ich sie Weinstock, so hat der Weinstock Knoten; nenne ich sie Rosenstrauch, so hat der Rosenstrauch Dornen; gleichwol will ich sie begrüssen, wie es sich gebührt und ziemt.“* Im Palaste der Königin angelangt, verneigt und verbeugt sie sich beim Besteigen der ersten Stufe, streicht sich über Gesicht und Hals[2] bei der zweiten, und als sie ganz oben ist und von der Königin erblickt wird, lässt diese ihr einen Sitz bringen und fordert sie auf, an ihrem Mahl Theil zu nehmen, was aber Arodaphnusa ablehnt; denn nicht deswegen sei sie gekommen, sondern nur um dem Befehl der Königin zu gehorchen; auf die Frage derselben, wer die Geliebte des Königs sei, erwiedert sie jedoch, sie wisse es nicht. Hierauf entfernt sie sich, indem sie beim Herabsteigen der ersten Stufe sich verneigt und verbeugt, bei der zweiten sich über Gesicht und Hals streicht und ganz unten angelangt, sagt: „Sehet einmal, diese Hochstirnige, dieses pipsige Hähnchen! man hat es mir wol gesagt!“ Die Königin

---

[1] Dies und das folgende Lied sind fast ganz übereinstimmende Versionen des nämlichen Gegenstandes. — Was den Namen Arodaphnusa (*Ἀροδαφνοῦσα*, *Ῥοδαφνοῦ*) betrifft, so ist er wahrscheinlich aus *ῥόδον* und *δάφνη* zusammengesetzt; denn das anlautende *α* ist nur euphonisch, wie *ἀσκέλι*, *ἀσκοπῶ*, *ἀχτυπῶ*, *ἀλαβροπιάνω* für *σκέλι* (*σκέλος*), *σκοπῶ*, *χτυπῶ*, *λαβροπιάνω* u. s. w. Letzteres Wort erklärt Sakell. im Gloss. p. 229 falsch durch *πιάνω τι ἐλαφρῶς*, es muss heissen *λάβρως*, wie auch der Sinn der dort citierten Stellen zeigt.

[2] *νιφτοκανακίστη*, wohl eine Art Ehrfurchtsbezeugung.

hört diese Worte nicht, aber eine Sklavin, die sie vernommen, hinterbringt sie ihr, weshalb jene wiederum einen Boten nach ihr absendet. Arodaphnusa ist zwar überrascht, jedoch gehorcht sie, legt indess dieses Mal ganz schwarze Gewänder an und spielt unterwegs mit einem schwarzen Apfel. Bei der Königin angelangt, grüsst sie dieselbe wie das vorige Mal und auf der dritten Stufe frägt sie, was der Wille der Königin sei. Diese will Arodaphnusen nach dem flammenden Kamin führen,[1] jedoch letztere fleht zuvor um die Erlaubniss, erst einen leisen, dann einen lauten Schrei ausstossen zu dürfen; „vielleicht hört es der König und rettet mich" denkt sie. Wirklich auch vernimmt der König bei der Tafel ihre Stimme, die er erkennt, springt auf und wirft sich aufs Ross. Bei der verschlossenen Thür des Palastes angekommen ruft er, man solle öffnen, er werde von Türken verfolgt, allein die Königin antwortet, er solle sich ein wenig gedulden, sie entbinde eben eine Frau. Da sprengt er die Thür mit einem Fusstritt, stürmt ins Zimmer und eilt nach dem Kamin. Als er Arodaphnusa darin erblickt, schleudert er auch die Königin hinein. —

Die Schreie Arodaphnusa's vor ihrem Tode erinnern an ähnliche in den deutschen Volksliedern vom *falschen Bräutigam* u. s. w. s. Mittler No. 76 ff. Auch die Geburtshilfe leistende Königin findet im alten Norden ein Seitenstück in Oddrun, Atli's Schwester; s. die ältere Edda *Oddrúnargrátr*.

No. 16. Arodaphnusa II. (138 Verse).

Von drei Schwestern, die nicht weit von dem Könige des Ostens und Westens wohnen, liebt der König die jüngste, Arodaphnusa. Da die Königin dies in Erfahrung bringt und ihr viermal den Befehl sendet, sich zu ihr zu begeben, fängt Arodaphnusa in Folge dessen an zu jammern und zu klagen und frägt die Boten, was die Königin von ihr wolle; jedoch begiebt sie sich auf den Weg, nachdem sie sich gesalbt und gebadet und ihre schönsten Gewänder angelegt („denn sie sagte sich, sie ginge zu einer Frau, die ihr gleich stünde an Rang"); sie trägt einen Rosmarinzweig als Schutz gegen die Sonne und spielt, indem sie geht, mit einem Apfel.

---

[1] Um sie hineinzustürzen und zu verbrennen.

Sie überlegt unterwegs, wie sie die Königin begrüssen soll. „Nenne ich sie Gewürznelkenbaum, so hat dieser doch Knoten; nenne ich sie Rosenstrauch, so hat auch dieser Dornen; doch will ich sie begrüssen, wie es sich geziemt. — Heil dir, Königin und Königstochter, die du auf dem Throne leuchtest wie eine weisse Taube!" Da die Königin sie erblickt, geht sie ihr entgegen und lädt sie ein am Mahl Theil zu nehmen, so dass Arodaphnusa sich darüber freut und einen Sitz heranziehend sich neben ihr niedersetzt. „Du Purpurrose, du goldener Strahl, warum, o Königin, hast du mich zu dir kommen lassen?" — „Um dich zu sehen, mit dir zu plaudern, mit dir zu speisen und mit dir zu lustwandeln." So sprechend fasst die Königin sie bei der Hand und geht mit ihr in den Garten. Wie Schwestern verbringen sie den ganzen Tag in Lust und Freude, wobei aber die boshaften Sklavinnen von ferne lachen. Als es Abend wird, verabschiedet sich Arodaphnusa mit den Worten: „Lebe wohl, o Königin, du goldener Apfelbaumzweig, du, deren Nacken so weiss ist wie Perlen." Die Königin, die es nicht hört, antwortet nichts, so dass Arodaphnusa voll Zorn wiederum beginnt: „Sehet doch einmal diese Hochstirnige, diese Zahnlückige, dieses heisere Hähnchen! man hat es mir wol gesagt!" Die Mägde, welche diese Worte hören, hinterbringen sie der Königin, und diese sendet der Arodaphnusa am nächsten Tage den Befehl, noch einmal zu ihr zu kommen. „Ich war ja gestern bei ihr; was will sie heute wieder von mir?" frägt Arodaphnusa die Boten mit pochendem Herzen, indem sie sich ihrer Worte erinnert; „habet ein wenig Geduld, damit ich Abschied nehme; denn ich fürchte, dass ich nicht wiederkomme. — Lebe wohl, o Häuslein, du Lager, auf dem ich geruht! du Stübchen, wo ich Kaffee getrunken! du Hof, in dem ich gelustwandelt! ich schliesse dich, o Truhe, und öffne dich nicht mehr; ich singe dich ein, o Söhnlein; bei einer Andern wirst du erwachen! ich habe dich geboren und eine Andere wird dich auferziehen!" — Als Arodaphnusa im Palast anlangt und mit bebendem Herzen die Treppe hinaufsteigt, erwartet die Königin sie bereits und packt sie bei den Haaren. „Du bist des Todes, du Betze, und sollst dafür büssen, dass du meines Gemahls Geliebte bist und mich zu Grunde richtest. Ich hatte dir das Leben geschenkt, aber

du führtest freche Reden und sollst es nun heute verlieren!" — „Ich flehe noch um eine Stunde Frist, bis ich von meinem schönen Könige Abschied genommen," spricht Arodaphnusa; dann erhebt sie ihre Stimme so laut, wie das Gebrüll eines Rindes, und beginnt ein Lied auf folgende Weise: „Lebet wohl, ihr meine Augen! lebe wohl, o Tageslicht! mein Ende ist da und ich verlasse die Welt! dir, o König sende ich meinen Abschiedsgruss unter Klagen und Thränen! ich habe dich seit acht Jahren geliebt und liebe dich noch! ich liebte dich von Herzen, du aber setztest mein Herz in Brand [1] und jetzt hat dein böses Weib mich zum Tode verdammt!" Hierauf stösst Arodaphnusa erst einen leisen, dann einen lauten Schrei aus, so dass der Thron, worauf der König sass, erzittert und er aufspringend sich alsobald sein *stein- und eisenzermalmendes gebissverschlingendes Grauross* herbeiführen lässt, auf dem er nach der Stadt jagt, wo inzwischen die Königin der Arodaphnusa das Haupt abgeschlagen hat. Als dem Könige auf sein Pochen nicht geöffnet wird, sprengt er die Thür mit einem Fusstritt und fällt beim Anblick des vergossenen Blutes in Ohnmacht. Nachdem er wieder zu sich gekommen, ruft er der Königin zornbebend zu: „Warum hast du dieses Mädchen gemordet, du Betze? allen Rang und Reichthum sollst du verlieren! fort von hier, du nissige Laus (φτείρα ξεκονιδιάρα)! bindet sie im Stalle an wie eine alte Eselin! die Gebeine der Arodaphnusa werde ich vergolden lassen, dich aber, du alte Eselin, den Hunden Preis geben!" Und alsobald jagt er sie aus dem Palaste, worauf er die todte Arodaphnusa in die zitternden Arme nimmt und also zu klagen beginnt: „Arodaphnusa, du mein Augenlicht und Trost! seit acht Jahren liebe ich dich und hielt dich in mein Herz geschlossen! wir liebten einander innig und treu, jetzt aber hat die Dreimalverfluchte dich gemordet! Arodaphnusa, Licht meiner Augen, wegen meiner hast du geendet, und zugleich mit dir bin auch ich dem Tode verfallen! Ich liebte dich, mein Mädchen, heimlich in meiner Kammer, und jetzt haben sie dich gemordet und ich wusste es nicht! die Sonne ist verfinstert, der Mond ist verschwunden! wer kann eine so

---

[1] Ein etwas gesuchter Gedanke. „Ich liebte dich mit meinem ganzen Herzen, du aber hast es zum Dank in Brand gesteckt."

brennende Qual, die nie verlischt, erdulden? Die Ketten hängen an der neuen Thür (?), Alles liebt und freut sich, nur ich weiss nichts von Freude!“ So jammert er und befiehlt, dass der Todten ein königliches Begräbniss zu Theil werde, wobei Alt und Jung in laute Klagen ausbricht. Alle diejenigen aber, die dieses lesen, mögen einige Thränen nachweinen und langes Leben geniessen. „Ihr alle, die ihr dieses leset, seid glücklich, und wenn ihr verheirathet seid, lasset euch nicht in Liebeshändel ein.“

No. 17. Charos und Digenis (105 Verse).

Charos[1] in schwarzer Tracht besteigt ein schwarzes Ross, und mit goldenem Schwerte umgürtet will er fortreiten, vorher aber wird er beim Abschied von der Mutter gebeten weder schöne noch alte Frauen zu rauben, noch auch kleine Kinder, weil sonst die Mütter weinen. Er indess frägt, wenn er das thun wolle, wozu er denn Charos hiesse, und giebt dann dem Rosse die Sporen. Auf einem Hügel angelangt, sieht er sich um und erblickt einen Garten, worin viele Archonten tafeln, die ihn, als er bei ihnen anlangt, zur Theilnahme einladen. Er lehnt es jedoch ab, indem er, der Charos, nicht gekommen sei um zu schmausen, sondern um den tapfersten von ihnen mit sich fortzuführen. Auf ihre Frage, wer das sei, antwortet er, es sei der Langfingerige, der Zahnlückige, so dass Digenis, als er dies hört, zornentbrannt Tisch und Stühle und Tischgeschirr mit einem Fussstoss in die Luft schleudert und den Charos zum Ringkampf auffordert, mit der Bedingung dass, wenn Digenis Sieger bliebe, jener ihm das Leben schenken solle. Der Kampf beginnt, und wo Charos packt, spritzt das Blut empor, wo Digenis packt, zermalmt er die Knochen. Drei Tage und Nächte geht dies so fort und endlich siegt Digenis, der dafür Gott mit aufgehobenen Händen dankt. [Gott aber spricht zu Charos[2]]: „Ich habe dich nicht gesandt um Ringkämpfe zu halten, sondern damit du Seelen fortführest.“ Ein goldener Adler setzt sich dann auf sein[3] Haupt und gräbt mit den

---

[1] Der Tod.
[2] Die eingeklammerten Worte müssen unbedingt ergänzt werden.
[3] Des Charos?

Fängen um ihm das Leben zu nehmen. Digenis aber liegt im Todeskampf in einem eisernen Palaste zwischen eisernen Decken, in eisernem Bette, während dreihundert Palikaren zu ihm hineindringen wollen um ihn zu sehen, jedoch haben sie Furcht. Einer von ihnen, ein kleiner Knirps mit langen Hosen und mit dem Sonnenschirm auf der Schulter kommt endlich hinein, begrüsst Digenis als den Liebhaber vornehmer Frauen, die er in mondfinsterer Nacht verführe, und setzt ihn von jenem zahlreichen Besuch in Kenntniss. Digenis heisst sie ohne alle Furcht hereinkommen und will sie dann bewirthen, was sie aber ablehnen, da sie nur gekommen seien, um ihn von seinen frühern Kämpfen erzählen zu hören. Er meint indess, sie sollten nur immer essen, er werde inzwischen erzählen und thut dies auch auf folgende Weise: „Dort am äussersten Ende dieses Gebietes hatte ich *neun Gruben mit Drachennasen und Löwenzungen angefüllt*[1] und durstete dann ebenso wie mein Ross wegen des vielen Giftes. Nachdem ich überlegt, wo ich es tränken könnte, führte ich es zu dem Flusse Auratis und erblickte daselbst einen Saracenen. *Ich blieb stehen und sann nach, wie ich ihn begrüssen sollte, und sprach bei mir selbst: „„Nenne ich ihn einen Rosenstrauch, so hat der Rosenstrauch Dornen, nenne ich ihn Gewürznelkenbaum, so hat der Gewürznelkenbaum Knoten, und nenne ich ihn schlanke Gerte, so biegt sich auch diese. Nun denn, so will ich ihn begrüssen, wie es sich gebührt und ziemt.""* Jener erwiedert den Gruss,[2] haut aber zugleich auf Digenis los, worauf dieser ihm einen solchen Streich auf den Kopf versetzt, dass kein Felsen, keine Brücke, kein Kastell demselben hätte widerstehen können [und auch der Saracene todt zu Boden stürzt[3]]. In die Nasenlöcher harnten ihm dann Stuten, unter seinen Achseln riefen Rebhühner und auf seinem Rücken misteten die Rinder; seine Fusssohlen aber bedeckten neun Morgen Landes. *In der Umgegend glaubte man bei dem Schlage*, den Digenis dem Saracenen versetzt hatte, *es wäre irgendwo ein Ungewitter ausgebrochen oder von Gott irgend eine Stadt wegen alter Verbrechen zerstört worden.* Indess

[1] Vgl. oben S. 26 den Text zu Anm. 1.

[2] Von hier ab spricht wieder der Dichter, der vergessen zu haben scheint, dass er den Digenis erzählend eingeführt hat.

[3] Diese Worte sind zu ergänzen.

war noch kaum eine Stunde verflossen, da erschien wieder der Saracene im Felde und kam in die Stadt, wobei er ausrief: „Schauet her, ihr Archonten alle, und sehet einmal meine Wunde! ein arger Hund hat mich erschlagen!“ Da kamen sie herbei und guckten, um die Wunde zu sehen, und sie hoben ihm die Hand empor; neun Knöpfe machte er auf und drei gestickte Wämse .... und das Haar des Saracenen ist besudelt. ...

Das Lied ist unvollständig. Ueberhaupt scheint der letzte Theil des Gedichtes arg verstümmelt und gehört wol auch nicht zu dem Anfang. Mit diesem vergl. Passow No. 426—433, Grimm K. M. No. 177. „Die Boten des Todes“, Burkh. Waldis 3, 25 und dazu Kurz sowie meine Bem. in Pfeiff. Germ. 7, 505.

No. 18. Anonymes Lied (14 Verse).

„Während ich gestern schlief, kam eine alte Maus und frass mein Brod an. Da stand ich auf und hieb ihr zuerst den Kopf, dann den Schwanz ab. Als nun der König von dieser Heldenthat hörte, gab er mir seine Tochter und ein prächtiges Pferd, welches jedoch bald verreckte, so dass ich ihm mit einem Messer, das ich fand, die Haut abzog und sie zu einem Schuhmacher brachte. Ich fand ihn mit den Seinigen, wie sie ein Kalb bis auf die Knochen verzehrten, von denen sie mir einen nebst einer Pinie[1] auf einer Stange darreichten, an welcher ich hangen blieb.“

Das Lied scheint unvollständig; der Schluss erinnert an Loki's Abenteuer mit Thiassi s. Bragaræður 56; vgl. Grimm KM. No. 64. „Die Goldgans“ nebst der Anm., Hahn Griech. Märchen No. 110 u. s. w.

No. 20. Synodinos (49 Verse).

Vierzehn Jahre lang hat Synodinos mit der Schwester seiner Frau ein Liebesverständniss; nach Verlauf dieser Zeit aber fragt er sie spöttisch, ob sie sich nicht verheirathen wolle, worauf sie erwiedert: „Wer wird mich in diesem Zustande nehmen? Der Rock ist mir vorn zu kurz geworden, und der Gürtel, den du mir von Thessalonich mitgebracht und der ehedem, obwol dreimal um den Leib ge-

[1] πινία?

schlungen, mir doch noch lang herunterhing, umspannt mich jetzt kaum einmal.“ — „So lass dir von deiner Mutter drei Röcke machen, erwiedert Synodinos, einen rothen für die Entbindung, einen weissen für das Wochenbett und einen bunten für den ersten Kirchgang.“ Da sie hierauf antwortet, ehe sie das von ihrer Mutter verlange, wollte sie lieber sterben, fährt er fort: „Willst du lieber sterben, so geh' in den Garten und trinke den Saft der Lorbeeren und der wilden Oliven, verzehre auch einen Natterkopf, so ist der Tod dir gewiss.“ So spricht er am Freitag; am Sonnabend thut sie, wie er sie geheissen, und stirbt desselbigen Tages. Als sie nun am Sonntag begraben wird, erscheint dabei auch Synodinos und frägt, wer da seine Ruhestätte finden solle und so sehr beweint werde. Seine Freunde schweigen, aber die, welche ihn hassen, sagen es ihm, und da er dies vernimmt, tritt er heran, küsst die geschlossenen Augen und versiegelten Lippen und zieht einen Dolch, den er zweimal hoch in die Luft schleudert und sich dann ins Herz bohrt. Sie wurden hierauf beide in dasselbe Grab gelegt, woraus ein Citronenbaum und eine Cypresse hervorwuchsen, die sich alle Sonntage gegen einander neigten und sich küssten.

No. 22. Mailied (21 Verse).

„Und der Mai ist gekommen, der Mai ist gegangen und der erste Juni[1] ist gekommen — Der Mai mit den Rosen und der Juni mit den Aepfeln — Und der August mit den lauen Gewässern und den frischen Blumen. — Schiebet den Riegel zurück und lasset die Mädchen herein, — Damit sie ein Mailied singen und ihre Zukunft voraussehen. — Was ist ihre Zukunft? Busenkreuz und Ring. — Ich hab' sie in die Tasche gesteckt und meiner Mutter gebracht. — Mutter, wenn du meine Mutter bist und ich dein Kind, — Mach' mir warmes Wasser und wasche mich in dem silbernen Becken — Und in das silberne Becken wirf ein silbernes Messer — Und setze mir die dreissigspitzige Mütze auf, — Die dreissig Spitzen und dreissig Spitzlein hat — Und ringsherum die Vögel und mitten drinn die Tauben. — Tauben,

---

[1] πρωτογιούνης.

liebe Tauben, bringet mich hinüber, — Damit ich meinen Oheim rosenroth sehe, meinen Vater als Mond — Und meinen ältesten Bruder auf der Mauleselin reitend, — Damit er seinen Aermel schüttele bis Geld herausfällt. — Nehmet ihr die Kleie, ich nehme das Semmelmehl — Und will meinem Brüderlein Pfeil und Bogen machen; — Dann schiesst es den Adler auf dem hohen Berge."

No. 29. Lied von der Dohle (75 Verse[1]).

„Dort oben auf dem Felsen nisten die Dohlen und legen in die Löcher ihre Eier, die sie ausbrüten. Die jungen Burschen aber pflegen hinaufzuklettern und die Dohlen, wenn sie noch klein sind, auszunehmen, um sie als Spielwerk aufzuziehen. Auch *mein* Sohn brachte ein solches Vögelchen nach Haus und ich fütterte es täglich mit Fleisch. Als es nun, grösser geworden, zu krähen anfing, fiel der Junge zuweilen vor Vergnügen in Ohnmacht und trug die Dohle stets auf der Schulter umher, so dass mein Stiefsohn voller Neid immerfort zankte und ich endlich ohne weiteres den Vogel in die Stadt trug um ihn zu verkaufen. Am Thore wollte mir jemand für denselben eine Zolotta[2] geben, allein ich wies sie zurück, denn die Dohle wäre weder ein Ferkel noch ein Schwein um sie dafür hinzugeben. „„Es ist ein Märzvogel, sagte ich, und bis auf den heutigen Tag nicht hat man sich einen solchen auch nur denken können. Sie fliegt hoch in die Luft, um sich ihre Nahrung selbst zu suchen, und wenn sie Zeisige und Stieglitze[3] sieht, so stösst sie alsbald auf sie herab und führt sie fort wie Heuschrecken. Von den Feigenbäumen, auf die sie sich setzt, fliegt sie nicht eher fort als bis sie die letzte Feige weggefressen; zuweilen aber bringt sie auch mir einige vertrocknete mit. Wir wollen sie also taxieren lassen und ich gebe sie dir dann für den Preis, den sie werth ist."" In demselben Augenblick kam ein Bauer auf einem Esel aus der Stadt geritten und zog ein zweijähriges Füllen hinter sich her, führte auch einen Sack und Tasche bei sich.

[1] Nicht 315 Verse, wie in den GGA. a. a. O. S. 1585 irrthümlich angegeben ist.

[2] Ein gewisses Geldstück.

[3] ζιζίρους καὶ πεταλλίνας, Vogelnamen, die ich im Text aufs Geradewohl übersetzt habe.

Mit diesem nun schloss ich den Handel ab und erhielt für die Dohle den Esel, das Füllen, den Sack und die Tasche. Der Bauer aber kehrte ganz glücklich nach Hause und schenkte sie seiner Gutsherrin, der er das Vorgefallene erzählte. Diese steckte den Vogel voll Freude in die Schürze, wo er einschlief und, als er aufwachte, zu schreien anfing. Entzückt hierüber küsste sie ihn, wofür er sie in die Backe kniff, so dass sie sich vor Lachen auf der Erde wälzte und dann, sobald sie konnte, ausrief: „„Hurtig, Theodosios, und lauf dem Bauer nach, damit er keine Reue bekomme und mir die Dohle wieder abfordere; denn das wäre mein Tod! Lauf hurtig und bringe ihm meine diamantenen Armbänder; nimm auch das Kreuz, lieber Theodosios, und auch noch Geld, aber lauf ja rasch!““

No. 31. Der Ertrunkene (23 Verse).

Neun Brüder suchen Krieg, und da sie ihn nicht finden, kehren sie um, und unterwegs setzen sie sich nieder um zu essen, haben aber nichts zu trinken. Da finden sie einen Brunnen, der siebenhundert Klafter tief ist, mit einer Kette von neunhundert Klaftern, und das Loos fällt auf den jüngsten von ihnen, den sie dann hinunter lassen. Als er aber das Wasser erreicht, ruft er ihnen zu, sie sollen ihn wieder hinaufziehen; es sei roth und schwarz und giftig. „Wir ziehen wohl, Bruder, aber du kannst nicht mehr heraus,“ antworten jene, und er erwiedert: „Ueberlasset mich meinem unglücklichen Geschick, welches zu mächtig ist.“ Da riss die Kette und er fuhr fort: „Lebet wohl, ihr Brüder, gehet mit Gott und saget der Mutter nicht, dass ich ertrunken bin, sondern dass ich mich vermählt habe und eine Zauberin mein Weib ist; sagt ihr, dass sie die Blumen und den Himmel verzaubert und auch mich, so dass ich nimmer wiederkehre.“ —

Diesem Liede entspricht bei Passow No. 523 *Ἡ Μάγισσα*, dessen Inhalt folgender ist. Neun Brüder ziehen in den Krieg und kommen unterwegs durstig zu einem tiefen Brunnen, in den sie zufolge des geworfenen Looses den jungen Konstantinos hinunterlassen. Das Tau reisst ab und er ruft ihnen zu, sie sollen seiner Mutter melden, dass er mit der Tochter eines Zauberers und einer Zauberin vermählt sei; sie möge seine Kleider verkaufen und seiner Braut einen andern Gatten

verschaffen. — In beiden Liedern also soll die Mutter des Ertrinkenden, wie er selbst es verlangt, durch eine falsche Nachricht getäuscht werden, damit sie ihn noch am Leben glaube[1], obschon ihn seine Frau (entweder selbst eine Zauberin oder doch die Tochter einer solchen) an der Rückkehr in die Heimath hindere. In diesem Verlangen liegt offenbar eine Reminiscenz an andere Lieder, worin es sich wirklich von der Vermählung eines jungen Mannes mit der Tochter einer Zauberin handelt, die ihn zu seiner Geliebten oder Gattin zurückzukehren abhält; s. Passow No. 340, 520—522; Chasiotis p. 79 f. No. 9 und 10 (Varianten von Passow No. 340 u. 521). Auch dem in Rede stehenden Liederkreise liegt sicherlich ein Märchen zu Grunde.

Ein Kinderlied (Sakell. p. 123).

Gestern sang ein Floh — Und eine Laus sang die Antiphonen — Und ein armer Mönch brummte dazu[2] — Heda armer Mönch — Wo ist deine Wachskerze? — Wachs hat die Biene — Biene will Flügel — Flügel hat der Adler — Adler will Aas — Aas hat der Hirte — Hirte will Schuhe — Schuhe hat der Schuster — Schuster will Borsten — Borsten hat das Schwein — Schwein will Gerste — Gerste hat der Bauer — Bauer will Pflugschar — Pflugschar hat der Scharschmidt — Scharschmidt will Kohlen — Kohlen hat die Ulme — Ulme will Feuer — Feuer hat die Lampe — Lampe will Oel — Oel hat die Olive — Olive will Wasser — Wasser hat der Fluss — Fluss will Säuberung — Und des Scharschmidts Kopf will mit Eisen zerklopft werden. —

Eine Variante der letzten zwei Verse lautet: Der Fluss will gerade gemacht werden — Und dein Kopf will gezaust werden.

Aehnliche Kinderlieder kehren überall wieder.

---

[1] Vgl. Puymaigre, Chants pop. recueillis dans le pays messin p. 62. L'amant noyé", Bujeaud, Chants et Chansons pop. des provinces de l'Ouest II, 210 Str. IX.

[2] *ἀντίερον ἔδακκα*. Das erstere dieser Worte ist mir unbekannt und habe ich beide dem Sinne nach übersetzt.

Das ältere Characterlustspiel der Spanier.

Alarcons 'Verdad sospechosa' und Moreto's 'El desden con el desden' mit besonderer Rücksicht auf Wests Bearbeitung.

Von Adolf Laun.

Das spanische Drama ist wie die gesammte spanische Poesie durchaus eigenartig und national. Diese Fremdartigkeit ist der Grund, weshalb dies Drama, der Glanzpunkt der spanischen Litteratur, trotz der Begünstigung von Seiten der romantischen Schule und trotz der Bemühungen dafür begeisterter Gelehrter nie hat auf unsrer Bühne recht populär werden wollen, obgleich dasselbe an Fülle und Reichthum seiner Producte unerreicht dasteht.

Aber im ganzen dramatischen System und in der technischen Anordnung, vorzugsweise jedoch in der Lebensanschauung und in den Sitten liegt so viel unsrem Bewusstsein Widerstrebendes, dass Thema und Behandlung nur selten das Interesse und die Sympathie besonders eines grösseren deutschen Publicums erregen, am wenigsten ein Trauerspiel. Jener königliche Absolutismus, jene mittelalterliche Feudalität und Vasallentreue, jene Delicatesse im Punkte der Ehre, die immer wache Eifersucht, die zu den unerhörtesten Rachethaten führt, die spitzfindigen Conflicte zwischen Neigung, Recht und Pflicht, der oft barbarische Codex conventioneller Bestimmungen, die Herzensmetaphysik und phychologische Selbstquälerei, vor allem aber die katholische Weltanschauung, der das materielle Wunder die höhere Geltung hat, wo die Kirche als äussere, objective Macht der subjectiven Persönlichkeit gegenübersteht und dieser die innere Freiheit nimmt, das ist es, was unsrem modernen, germanischen und protestantischen Bewusstsein widerstrebt. Mit dem Lustspiel, bei dem das Alles weniger in Betracht kommt, verhält es sich

anders. Doch auch hier begegnet uns viel Fremdartiges. Das ritterliche Element ist auch hier vorherrschend, die nächtlichen Abenteuer, Entführungen, Duelle, Verkleidungen, Serenaden, das fortwährende Hineinreden des tölpischen oder verschmitzten Dieners, des Gracioso und sein Verhältniss zur Kammerzofe, das die Liebesgalanterie der Herrschaft parodiert: das Alles ist uns mehr oder weniger fremd. Auch orientieren wir uns nicht so leicht, wie der raschauffassende Romane in dem bunten Gewebe sich ineinanderschlingender Fäden, in der Intrigue, die den Hauptinhalt dieser die Kategorie der Mantel- und Degenstücke bildenden Comödien ausmacht. Dabei jedoch bewundern wir die immer neue Erfindung, die spannende, lebendige Durchführung, die immer neuen Ueberraschungen, das theatralisch Wirksame der Situationen, die plastisch hervortretenden Gestalten und Charactere. Nur sind diese meist zu stereotyp und maskenartig, ohne selbständiges inneres bewegendes Lebensprincip. Alles an ihnen ist national spanisch, selbst wo es sich um Fremdes handelt. Daher besitzen auch die Spanier in ihrer Bühne den treusten Spiegel ihrer selbst und die anschaulichste Sittengeschichte, sie entfaltet ihnen die ganze Summe der Empfindungen und Anschauungen, die die Nation vor Jahrhunderten belebten und noch heute beleben. Die Individualität der romanischen Völker, vor allem der Spanier ist eine enger umgränzte, als die der germanischen, sie haben bei weitem nicht die Fülle von reich variierten Nüancen. Die stark ausgeprägte Nationalität gibt ihnen mehr Gemeinsames und lässt ihnen weniger Individuelles. Dies spiegelt sich auf ihrer Bühne wieder. Man könnte sagen: wer einige Theatercharactere der Spanier kennt, kennt sie alle. Das ewig Werdende, das stets Unfertige, Geheimnissvolle, das den grössten Reiz mancher unsrer Bühnencharactere ausmacht, fehlt den spanischen, die fast immer Typen, selten Individuen sind.

Im Lustspiel des siebzehnten Jahrhunderts, von dem hier allein die Rede ist, tritt die Characterdarstellung meist gegen die Intrigue zurück, und die Handlung geht mehr aus diesen, als aus den Characteren, aus ihrem Wollen und Thun hervor. Nur zwei Dichter machen davon eine Ausnahme: Alarcon und Moreto: ihnen gilt die folgende Besprechung.

Einer der hervorragendsten Genien, welche mit Lope de

Vega den Glanz der beiden Philippe zu machen beginnen, und sich zum Theil noch um Calderon reihen, ist jener wunderbare Alarcon, der das Schicksal gehabt hat, dass seine Stücke gespielt, bewundert und übersetzt wurden, und doch sein Name unbekannt blieb. Selbst Corneille, der ihn in seinem Menteur copierte, glaubte Anfangs, er habe in der Verdad sospechosa ein Stück Lope de Vega's vor sich. Ueber dem Leben dieses genialen Mannes schwebt noch immer ein Dunkel*); man weiss nur, dass er aus Mexico stammte, 1622 sich in Spanien befand und 1639 in Madrid, wo er eine vornehme Stellung einnahm, starb. Aus seinen Werken muss man schliessen, dass er ein edler, grossartig angelegter, unabhängiger Character war, der es mit stolzem Selbstgefühl verschmähte, um die Gunst der Menge zu buhlen. Den Ruhm, der ihm während des Lebens versagt war, erlangte er nach dem Tode, freilich bis jetzt nur in seinem Vaterlande, im vollsten Maasse. Im Gegensatz zu seinen dichterischen Zeitgenossen, mit denen er ihre sonstigen Vorzüge theilt, baute er seine Stücke auf einem bestimmten philosophischen oder moralischen Grundgedanken auf und gab ihnen der Wirklichkeit entnommene, von einem inneren Lebensprincip getragene Gestalten. Seine Charactere haben nichts Schablonenhaftes, sie sind nicht bloss Repräsentanten einer Charactereigenschaft oder eines Standes, sondern zugleich wirkliche Individuen. Bei ihm geht die Handlung aus den Characteren hervor, er setzt sie nicht in dieselbe hinein. Er ist somit der eigentliche Schöpfer des in Spanien bis dahin nur angedeuteten Characterlustspiels. Corneille hat mit der Nachbildung seiner 'verdächtigen Wahrheit' in seinem 'Menteur' die erste französische Character-Comödie geschaffen, und Molière, das Muster derselben für alle Zeiten und Länder, gesteht in einem Briefe an Boileau: dass er ohne durch den Menteur auf eine neue Bahn geführt zu sein, wohl immer nur Possenschreiber geblieben wäre.

Die Zahl der Stücke, die als ihm angehörig ermittelt sind, streift schon nahe an ein halbes Hundert; — sie gehören den verschiedensten Kunstgattungen an, auch den

*) Vgl. Ticknors 'Geschichte der schönen Lit. in Spanien' von Julius, I, 679—682, v. Schacks 'Geschichte der dramat. Lit. und Kunst in Spanien' II, 608—626.

heroischen, z. B. das wunderbar erhabne Drama: 'Ganar amigos' (Freunde gewinnen), in dem die dem gegebenen Worte gehaltne Treue verherrlicht wird. Es ist eine der edelsten Schöpfungen der gesammten dramatischen Poesie, die wohl verdiente, der deutschen Bühne einverleibt zu werden, wie sein grossartiges historisches Drama: Der Weber von Segovia durch die vortreffliche Uebersetzung des Herrn von Schack schon für die deutsche Litteratur gewonnen ist. Als Lustspieldichter hat er eine Reihe von Comödien geschaffen, denen immer ein psychologisches Problem, ein ethischer Gedanke zum Grunde liegt. Die zwei bedeutendsten unter ihnen sind: 'Las paredes oyen' (die Wände haben Ohren), in dem wie in Gressets 'Méchant' und in Sheridans 'School for scandal' das Laster der Verläumdung gegeisselt wird, und seine 'Verdad sospechosa' (eine Verdächtige Wahrheit). Ueber letzteres Stück gestatte ich mir eine skizzenhafte Andeutung mit Vorführung einer für dasselbe bezeichnenden Probe um Vergleichungspunkte für Alarcons Nachfolger Moreto zu gewinnen, bei dessen Donna Diana ich aus besonderen Gründen ausführlicher sein möchte. Das erstgenannte Stück hat dadurch, dass es durch Corneille's Vermittelung Molière auf die rechte Bahn gebracht hat, eine gewisse Bedeutung für die Weltlitteratur, und das zweite ist durch Wests bühnengeschickte, aber verflachende und verwässernde Behandlung bei uns ein noch heute wirksames Zugstück geworden.

Die Lüge vernichtet sich selbst, und die Wahrheit kann allein zum Ziele führen, das ist der Grundgedanke von Alarcons Lustspiel, aber dieser, wenn man will, triviale Satz ist mit so viel Leben und Wahrheit in einer so spannenden Handlung durchgeführt, dass man die Absicht nicht merkt und nicht verstimmt wird. Ein junger, hochbegabter Mann, der Cavalier und Studiosus Don Garcia, hat nur eine schlimme Eigenschaft, nämlich eine unwiderstehliche Neigung zum Lügen, das er con amore, so zu sagen aus poetischem Instinct treibt und worin er es zur höchsten Virtuosität gebracht hat. Er erfindet aus dem Stegreif die wunderbarsten Geschichten, mit denen er sich aus der Verlegenheit zieht; um durch dieselben wieder in eine neue Verlegenheit zu gerathen. Dadurch kommt er immer mehr in

die Klemme und greift zuletzt zu dem verzweifelten Mittel, die Wahrheit zu sagen; nun aber findet er erst recht keinen Glauben, und das Ende vom Liede ist, dass Alles, was er mit einem enormen Aufwand von Geist erstrebt hat, zu seinem Nachtheil ausschlägt. Er muss einen Zweikampf mit einem seiner besten Freunde bestehn, verliert das Herz und die Hand der Dame, die er liebt und um derentwillen er lügt, und heirathet wider Willen eine andere. Eine Analyse der zwar verwickelten, aber doch klar durchgeführten Handlung, wollte ich sie Scene für Scene begleiten, würde zu viel Raum einnehmen und doch keinen rechten Begriff von dem eigenthümlichen Stück geben. Ich theile statt dessen lieber eine seiner improvisierten Lügengeschichten mit, in der die Erfindungskraft des Dichters, seine lebendige Zeichnung und sein warmes Colorit sich kundgibt.

Don Garcia's Vater, Don Beltran, hat beschlossen, um seinen Windbeutel von Sohn sittsam und verständig zu machen, ihn zu verheirathen — und macht ihm einen dahingehenden Vorschlag, der dem Sohne aber durchaus nicht annehmbar scheint. Denn so eben hat er auf der Promenade sein Herz an eine junge Dame verloren; er denkt schon an eine Verbindung mit derselben und erzählt seinem Vater, um jener Heirath zu entgehen, folgende wunderbare Geschichte, die ich mit geringen Kürzungen übersetze. Ich bediene mich dabei statt der hergebrachten Trochäen, zu denen der spanische Vierfüssler, der nur gezählt, aber nicht gemessen wird, keineswegs zwingt, der Jamben, die mir dem Drama angemessen erscheinen, und mühe mich auch nicht ab mit dem Innehalten der Assonanz, die dem ungeübten deutschen Ohre meist verloren geht. —

Don Garcia (zu sich selber redend:)
Jetzt aber brauchst du, mein Genie,
All deine Kräfte zum Erfinden!
(Zu seinem Vater sich wendend:)
Sennor, in Salamanca lebt ein Ritter,
Mit Namen Pedro, sein Geschlecht
Ist das erlauchte der Herreras,
Dem gab der Himmel eine Tochter
Zum zweiten Himmel, denn ihr Auge
Und ihrer Wangen Purpurglanz
Macht Alles ringsum hell und klar.
Kurz, alle Gaben der Natur

Vereinen mit der ersten Frische
Erblühter Jugend sich in ihr,
Dagegen aber war das Glück
So karg wie feindlich gegen sie.
Denn trotz dem Ruhm des hohen Namens
Ist sie mit Gütern nicht versehn,
Weil der Besitz des Majorats
Auf die zwei ältern Brüder fiel.
Sie sah ich, als ich eines Abends
An Flusses Bord lustwandeln ging
In einer Kutsche, die der Tormes,
Wär' er Eridanus gewesen,
Wohl für den Wagen Phaethons
Gehalten hätte. Mich ergriff,
Als ich sie sah, des Staunens Schauder.
Es war mein Schicksal, sie zu sehn,
Im Sehn von Liebe zu erblinden
Und glühend ihrer Spur zu folgen
(Mag mich ein Eisenherz drum tadeln).
Ich ging am Tag durch ihre Gasse
Und streifte Nachts darin umher,
Ich gab ihr meine Leidenschaft
Durch Brief' und Liebesboten kund,
Bis sie zuletzt, sei's Mitgefühl,
Sei's Liebe, mir Erwidrung gab
(Denn seines Scepters Obgewalt
Uebt Amor selbst bei Göttern aus).
Wie sich mein Huld'gen mehrte, so
Vermehrte sich auch ihre Gunst,
Bis sie den Himmel ihres Zimmers
Mir eines Abends selbst erschloss.
Als dann mein glühendes Begehren
Im Kampf mit ihrem Widerstand
Das Ende meiner Qual erstrebte,
Da hört' ich plötzlich ihren Vater
Sich ihrem Zimmer nahn. Mein Unglück
Rief ihn in dieser Nacht herbei,
Sonst kam er nie zu solcher Stunde.
Bestürzt, doch plötzlich Muth gewinnend,
(So sind die Weiber) fasst sie mich
Und zieht mich hinter's Bett, um dort
Wie eine Leiche mich zu bergen.
Don Pedro kommt, und seine Tochter
Umarmt ihn, helle Freude heuchelnd,
Und kehrt das Antlitz von ihm ab,
Bis ihr die Farbe wiederkehrt.
Dann setzen beide sich, und er
Verständig, weise mit ihr redend,

Schlägt eine Heirath vor mit einem
Der Söhne des Don Monroi.
Sie aber, klug zugleich und sittsam,
Gibt eine solche Antwort, welche
Den Vater nicht verletzt und mir
Die Seele nicht betrübt; sie weiss ja,
Dass ich sie höre. Drauf verlassen
Die beiden sich, kaum aber hat
Des Alten Fuss die Thür' erreicht,
Da plötzlich schlägt (verwünscht sei wer
Die Uhr erfunden hat,) die Uhr
Die ich im Wamse trage — zwölf.
Don Pedro hört's und fragt, indem
Er sich zu seiner Tochter wendet:
„Wie kommt denn eine Uhr hierher?“
„„Mein Vetter Don Diego Ponce,
Wird ihm erwidert, hat sie mir
Zum Reparieren hergesandt,
Denn in dem Orte, wo er wohnt,
Fehlt es dazu an einem Künstler.““ —
„Gib mir sie her, so sprach ihr Vater,
Damit ich dies für dich besorge.“
Drauf eilet Donna Sancha (so
Heisst meine Schöne) flugs herbei,
Um sie aus meiner Hand zu holen,
Doch just im Augenblick, wo ich
Die Uhr ihr überreichen will,
Bewirkt mein Schicksal, dass die Kette
An die Pistole streift, die ich
Zum Schuss gespannt, in Händen halte,
Der Hahn klappt zu, der Schuss geht los,
Die Dame fällt vor Schreck in Ohnmacht,
Der Alte ruft und schreit und wüthet,
Ich sehend, wie dort auf der Erde
Mein Himmel liegt, wie meine Sonnen
Erloschen sind, muss glauben, dass
Ich selber sie getödtet habe
Mit jener unglückselgen Kugel,
Die blindlings der Pistol' entflog.
Bestürzt und wie von Sinnen zieh'
Ich meinen Degen aus der Scheide.
Die Brüder kommen mit den Dienern
In Waffen flugs herbei und stellen,
Zwei wilden Löwen gleich, sich mir
Entgegen, jeden Ausgang sperrend.
Wenn meine Wuth, mein tapfres Schwert
Auch leicht der Feinde Reihn durchbrach,
So misst doch keines Menschen Kraft

Sich mit des Schicksals Widerstand.
Indem ich mich der Thüre nahte
(Der Teufel war dabei im Spiel),
Häng ich mit meinem Wehrgehäng
An einem schurk'schen Haken fest;
Mich loszumachen wend' ich mich.
Doch während dessen stellt der Feind
Mir eine Schwerterwand entgegen.
Die Donna hat sich nun erholt,
Und um das Schicksal, das uns droht,
Noch abzuwenden, eilt sie hin
Und schliesst des Zimmers Thüre zu.
Wir beide sind nun abgesperrt,
Und rollen Kasten, Kisten, Koffer
Gleich einem Bollwerk vor die Thür,
Doch greift man an mit neuer Kraft,
Des Zimmers Wände wanken schon,
Und halb ist schon die Thür' gesprengt.
Dies zeigt, dass der erboste Feind
Im Kampfe nicht erlahmen wird.
Ich sehe meiner Schönen, die
Unschuldig mit mir leiden soll,
Die holde Wange sich entfärben,
Und da, zum Lohn für ihre Treue,
Sie von dem Schrecken zu befreien,
Mich selber vor dem Tod zu schützen,
Und meiner Wuth den Tod zu geben,
Entschliess ich mich und fordere
Die Feinde auf, den blut'gen Zwist
Durch uns'res Bluts Vereinigung
Auf ew'ge Zeiten zu versöhnen.
Und sie, ermessend die Gefahr,
Und meiner Abkunft eingedenk,
Berathen kurze Zeit und nehmen
Dann schliesslich meinen Vorschlag an.
Der Vater eilt zum Bischof hin
Und kehrt mit der Erlaubniss heim.
Dass unsren ehelichen Bund
Jedweder Priester segnen darf. —
Und so geschah's, in holden Frieden
Verwandelt sich der blut'ge Krieg.
Er schenkte dir die beste Tochter,
Die jemals diese Welt gesehn,
Und alle kamen überein
Dir müss' es noch verheimlicht werden,
Vielleicht wär's nicht nach deinem Sinn,
Weil meine Gattin güterlos.
Jetzt aber musstest du's erfahren,

Nun, Vater sprich, willst du mich lieber
Dem Tode preisgegeben oder
Mich leben sehn mit einem Weib
Aus edlem Haus. —

Don Beltran giebt seine Einwilligung in die schon geschlossene Ehe, besonders weil der Sohn hinzufügt, er hätte Grossvaterfreuden zu erwarten. Er vernichtet den Heirathscontract, den er schon mit dem Vater jener andren Dame geschlossen hatte, „diese“ ist aber gerade dieselbe, in welche jener sich auf der Promenade verliebt hatte, um derentwillen er lügt und die er durch sein Lügen verliert. Sie ist nicht wenig empört, einen Antrag von einem Manne zu erhalten, der selbst gestanden hat, schon verheirathet zu sein.

Wenn der Lügner, sein Diener und die andren Charactere mit kräftigen Strichen gezeichnet sind, so ist dies auch besonders der Vater Don Beltran, ein ehrenhafter Hidalgo von altem Schrot und Korn, in dessen einfach biedrem Wesen sich die geniale Leichtfertigkeit das Sohnes vortrefflich spiegelt. Er lässt sich von demselben fortwährend hinters Licht führen, nicht aus Einfalt und Schwäche, sondern weil er sich keine Vorstellung davon machen kann, wie ein Sprössling seines edlen Hauses sich bis zur Verstellung und Lüge erniedrigen möge. Corneille, der, wie er eingesteht, für das vortreffliche Süjet gern zwei seiner besten hingegeben hätte, hat doch viel an demselben gesündigt und z. B. aus dem prächtigen Alten einen zum Düpiertwerden prädestinierten Schwachkopf gemacht. Die Helden der vielen aus dieser ersten Quelle abzuleitenden Behandlungen desselben Themas z. B. 'Les deux Philibert' von Picard, Kotzebue's 'der Lügner und sein Sohn', Benedix 'das Lügen' u. s. w. sind doch wahre Stümper gegen diesen Don Garcia, bei dem die Windbeutelei immer auf poetischer Höhe bleibt, und der nie aufhört, ein schlagfertiger Cavalier zu sein.

Aus Gewohnheit wird er lügen,
Tapfer sein heisst ihn sein Blut,

sagt sein Freund Don Juan von ihm.

Der Uebergang von Alarcon, dem eigentlichen Schöpfer der modernen Characterkomödie, dessen durch Corneille vermittelter Einfluss auf Molière nicht hoch genug angeschlagen

werden kann, zu Moreto ist ein natürlich gegebner: Moreto ist Alarcons unmittelbarer Nachfolger und Schüler.

Ueber seine Lebensumstände liegt kaum etwas Sichres und nichts Näheres vor.*) Er wurde wahrscheinlich im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts geboren und war 1637 schon ein berühmter dramatischer Dichter, der wie seine Zeitgenossen, zu denen auch Calderon gehörte, die Madrider Bühnen fleissig mit Stücken der mannichfachsten Art versorgte. Er, der im Lustspiel und auch im ernsten Drama, wovon sein Valiente justiciero, sein 'ritterlicher Richter', noch heute ein Lieblingsstück der Madrider, zeugt, so Grosses leistete, war mitunter nur ein gewöhnlicher Bühnenschreiber und Dramenfabrikant. Er starb in Toledo im Jahre 1669, nachdem er wie Calderon in den geistlichen Stand getreten war, als Rector des Hospitals del refugio. Der grösste Theil seiner Stücke ist erst nach seinem Tode im Druck erschienen.

Sein Leben fiel in die Blüthezeit der spanischen Bühnenpoesie, die unter des vierten Philipps Auspicien einen hohen Aufschwung genommen hatte, aber auch schon an dem Punkt angekommen war, wo die höchste Kunstvollendung in Künstlichkeit überzugehen pflegt und die Keime des Verfalls schon unter der noch bestehenden Blüthe emporwuchern. Der sogenannte estilo culto, das Gesuchte und Manierierte des Ausdrucks, von dem auch Moreto's beste Stücke, sogar seine Donna Diana nicht frei sind, war schon im Schwunge, und der Gongorismus, die zum Sprichwort gewordne Schwulst, im Anzuge. Wenn es ihm an eigentlicher Schöpferkraft, an Originalität und Empfindung fehlte, und er die Conceptionen seiner Vorgänger und Zeitgenossen benutzte, so geschah dies doch mit solchem Kunstverstande, so viel Geist und Bühnengeschick, dass die meisten seiner Umschmelzungen Verbesserungen sind. Er übertrifft durch Einfachheit und Wahrscheinlichkeit des Plans und natürliche consequente Durchführung der immer übersichtlichen Handlung alle seine Zeitgenossen; dasselbe gilt von seinen Expositionen und stets gut motivierten Lösungen. Das jedoch, worin er Epoche macht und einen Platz neben Molière verdient, ist sein Streben, die Intriguencomödien in das Characterlustspiel hin-

*) Ticknor a. a. O. II., 59–83, v. Schack III, 328–358.

überzuleiten, von Innen heraus zu motivieren und die Handlung aus den Characteren hervorgehen zu lassen, indem er Alarcons Spuren folgt. Neben der Donna Diana, die hierin das Höchste leistet, ist noch sein Lindo Don Diego zu nennen, jener 'süsse' Junker, der alle Weiber in sich verliebt glaubt, und eine so populäre Figur wurde, dass sie noch heute in Spanien sprichwörtliche Bedeutung hat.

Das Thema der Donna Diana, eigentlich 'El desden con el desden' (Trotz wider Trotz), ist ein fürs höhere psychologische Lustspiel sehr ergiebiges. Lope de Vega hatte es schon in drei Stücken: 'Der Hund des Gärtners', 'die schöne Hässliche' und 'die Wunder der Verachtung' behandelt. Vor allem scheint das letztgenannte Stück dem Moreto vorgeschwebt zu haben, auch Tirso de Molina's 'Eifersucht geheilt durch Eifersucht' wird ihm nicht unbekannt gewesen sein. Der Gedanke Kälte durch Kälte, Stolz durch Stolz besiegen (phychologisch similia similibus) zu lassen und weibliche Verschrobenheit durch männlichen Verstand und Character zu curieren, liegt so nahe, dass er von jeher ein Gemeingut der komischen Poesie war. Marivaux behandelt ihn häufig und auch Shakspere bringt ihn in seiner 'Bezähmten Widerspenstigen' zur Anschauung, während er ihn in 'Viel Lärm um Nichts' (Beatrice und Benedict) bloss andeutet. Moreto's Stück ist ihm ausschliesslich gewidmet und führt ihn so tief und fein und anschaulich, mit so dramatischer Schlagkraft durch, dass er nicht für Spanien allein als ein unerreichtes Meister- und Musterwerk dasteht. Es konnte daher auch nicht fehlen, dass es vielfache Bearbeitungen und Nachahmungen hervorrief. Unter ihnen sind Molières 'Princesse d'Elide', Gozzi's 'Philosophische Prinzessin' und West's 'Donna Diana' die bekanntesten. Diese Nachbilder treten aber eben so sehr an poetischem Schwung, an Feinheit und Tiefe und Prägnanz der Behandlung gegen das Original zurück, als dieses seinen Vorgängern überlegen ist. Es ist gewissermassen das Normallustspiel der feineren psychologischen Gattung und gilt den Spaniern heute wie vor zweihundert Jahren für die Perle ihrer komischen Bühne. Auch bei uns ist es ein Liebling des Repertoirs und ein Paradestück berühmter Schauspieler. Wests Bearbeitung ist allgemein bekannt, aber weniger weiss man, dass dieselbe weit

hinter dem Original zurückbleibt, und es in wesentlichen Punkten arg entstellt hat. Eine kurze Recapitulation der Handlung des Originals ist unerlässlich, um die Eigenthümlichkeit derselben und die Blässe der Copie nachweisen zu können. Ich werde mein Resumé mit möglichst treuen Uebersetzungsproben untermischen und hoffe besonders dadurch meine Behauptung zu erhärten.

Das Stück spielt in Catalonien zu einer nicht näher bezeichneten Zeit. Die einzige Tochter und Kronerbin des Grafen von Barcelona, die Prinzessin Diana, verzogen, geistreich, schön, voll Selbstgefühl und Unabhängigkeitssinn, hat sich viel mit Philosophie beschäftigt, ist darüber zum Blaustrumpf geworden, verachtet die Männer, die Liebe und die Ehe und weiht sich einer ewigen Jungfräulichkeit. Ihr Vater sucht sie umsonst auf andere Gedanken zu bringen, und ebenso vergeblich ist das Bestreben der benachbarten Fürsten, die durch Huldigung, Galanterie und prächtige Feste ihre Hand und ihr Herz zu gewinnen suchen. Alles dient nur dazu, ihren Stolz und ihre Männerverachtung zu steigern. Indessen unter den Prätendenten ist einer, Don Carlos, Graf von Urgel (bei West Don Cäsar), dessen Kälte und Zurückhaltung gleich Anfangs ihre Aufmerksamkeit erregt. Er hatte dies nicht beabsichtigt: er war vom Ruf ihrer Schönheit angelockt, aus blosser Neugier gekommen. Aber ihre Kälte macht ihn stutzig und ihr Stolz erweckt in ihm ein Interesse, das sich bald zur Leidenschaft steigert. Während er, am Siege verzweifelnd, sich dem Mismuth hingiebt, ermuthigt ihn sein Diener, der Gracioso Polilla, und antwortet auf seine Bekenntnisse mit folgendem Apolog, in dem schon der Gedanke des Stücks enthalten ist.

Sennor, ich hörte eifrig zu
Und wundere mich nicht darüber,
Dass es so kam, denn Aehnliches
Ereignet sich ja alle Tage.
Hör' nur. Als ich ein Knabe war,
Begieng man einst ein Winzerfest,
Doch wenig reizten mich die Trauben,
Die ich am Boden liegen sah.
Die Erntezeit vergieng, und drauf
Hieng man sie für den Winter
Zum Trocknen in der Küche auf.

Nun erst erweckten sie mir Lust,
Da ich so hoch sie hängen sah.
Ich kletterte und griff darnach,
Und Plautz! da fiel ich auf die Nase
Und brach zwei Rippen mir entzwei.
Ganz so scheint mir's mit dir zu gehn. —

Carlos begreift den Wink; die Liebe heisst ihn den richtigen Weg einschlagen und flösst ihm einen Plan ein, den er übrigens nicht dem Publicum mittheilt. Er fordert Polilla auf, sich bei der Prinzessin zu introducieren um dort eine Stellung zu gewinnen, in der er ihm nützen könne. Dem schlauen Burschen, der in seiner früheren Carriere allerlei philosophische Brocken aufgeschnappt hat, und sich ihr als eine Art Hofnarren präsentiert, gelingt dies dadurch, dass er auf ihre Marotte eingeht und weidlich auf Liebe und Ehe schimpft. Er wird in Dienst genommen und kann nun in seiner allen anderen unbekannten Doppelstellung seinem Herrn nützen.

Er sagt demselben:

Schon wusst' ich bei ihr einzudringen,
Denn man erfährt's ja jeden Tag:
Dem Narrn pflegt oftmals zu gelingen,
Was selbst der König nicht vermag.
Und sollte Carlos jetzt nicht siegen,
Da schon die Motte*), fein, gewandt
Den Weg zu ihrem Busen fand,
So muss an ihm der Fehler liegen.

Er schildert ihr den Carlos, um dessen Freundschaft er sich beworben haben will, als einen kalten Weiberverächter und schürt dadurch Diana's Wunsch, über ihn zu triumphieren.

Polilla. Wenn er nun endlich liebt und schmachtet,
Was, sag' mir, soll mit ihm geschehn?
Diana. Verlacht, verhöhnt, verachtet
Von meinem Stolz soll er sich sehn.
Nichts andres hat er zu erwarten,
Wenn ich nur erst am Ziele bin.
Carlos (der von fern lauscht):
Giess, Amor, Feuer auf sie hin!
Polilla (bei Seite). Gar lustig blickt sich's in zwei Karten.
(laut). Doch, sag' ich, würd's nicht besser sein,

*) Polilla heisst Motte, der Prinzessin gegenüber nennt er sich Caniqui „Battist," und macht seine Wortspiele darüber.

Denn um den Armen wär's doch Schade,
Du liessest Gnad' ihm angedeihn?
Diana. Ich Gnade?
Polilla. Ja, der Liebe Gnade.
Diana. Der Liebe?
Polilla. Werde nur nicht bange
Und fange ganz piano an,
Das blosse Naschen zeigt noch lange
Nicht, dass das Eden schon begann.
Diana. Ich lieben, sag, was fällt Dir ein?
Er! glaubst Du, könnte mich besiegen?
Fänd' ich ihn todt hier vor mir liegen,
Ich würde kalt und ruhig sein.
Carlos. Ha, welch ein Weib, wie wunderbar,
Wie grausam!
Polilla. Lass mich doch nur machen,
Zur Liebe will ich sie entfachen,
Und betteln soll sie drum sogar.
Carlos. Ach meine Seel' ist gluthentbrannt! —

Seine Leidenschaft hat sich schon so gesteigert, dass es ihm schwer wird, sich in Dianens Gegenwart zu beherrschen, obgleich Polilla ihn warnt und ihm ihre Angriffspläne verräth. Indess, er bemeistert sich und weiss bei einem längern Zwiegespräch ihrem verrätherischen Entgegenkommen zu widerstehen. Sie lässt sich dann mit ihm in philosophische Diskussionen über Liebe und Dankbarkeit, aus der leicht Liebe entstehen könne, ein. Carlos ist noch strenger als sie, so dass Diana fast wider Willen, wenn nicht die Liebe, so doch die Galanterie in Schutz nimmt. Diese subtilen Raisonnements, die anderswo langweilen würden, sind hier am Platz. Die beiden Liebenden, denn auch Diana liebt schon ohne es zu wissen, haben hier Gelegenheit, ihren Geist vor einander leuchten zu lassen und die noch nicht ausgesprochenen persönlichen Empfindungen hinter allgemeinen Sentenzen zu verbergen; der antithesenreiche estilo culto der Zeit ist hier ganz angemessen. Diana, unzufrieden mit ihren Erfolgen und sehend, dass sie immer mehr Boden verliert, ersinnt ein wirksameres Mittel, um den Carlos zu fangen. Man ist im Carneval, und sie verordnet ein Sarao d. h. ein Tanzfest mit Masken, für dessen Dauer der Ritter, der die Farbe einer der Damen aus der Loosurne zieht, derselben den Hof zu machen hat. Dass Diana dafür sorgt, dass er ihre Farbe erhält, lässt sich erwarten.

Hier erfolgt nun eine der bewundernswerthesten Scenen, die das feinere Lustspiel kennt: ich gebe sie zur Vergleichung mit der West'schen Umschreibung genau nach dem Originale wieder:

Diana. Wie spielt ihr den Galan so lau,
Man sieht, wie sehr's Euch Mühe kostet,
Auch nur der Liebe Schein zu wahren,
Der aber wird Euch nicht erspart.
Ihr zeigtet sonst, dass es noch mehr
An Geist und an Geschicklichkeit,
Als an der Liebe bei Euch fehlt.
Carlos. Ach käm's nur auf Verstellung an,
Dann würd' ich nicht so lau erscheinen,
Denn just bei mangelnder Empfindung
Regt sich die Zunge um so rascher.
Diana. So ist's denn wahr, dass Ihr mich liebt?
Carlos. Liebt' ich Euch nicht, wär' meine Brust
Von Qual und Angst nicht so beengt.
Diana. Was sagt Ihr, Carlos, ist das Ernst?
Carlos. Wo laut das Herz im Busen spricht,
Vermag die Lippe nicht zu schweigen.
Diana. Doch, Carlos, sagtet Ihr mir nicht,
Dass Ihr zu lieben nicht versteht?
Carlos. So sagt' ich, eh' des Giftes Pfeil
Mir tief ins Herz gedrungen war.
Diana. Von welchem Pfeile redet Ihr?
Carlos. Vom Pfeile dieser schönen Hand,
Der mir das Herz durchschnitten hat,
Denn also wie der Zitterfisch
Durch's Rohr und durch die Angelleine
Electrisch seinen mächt'gen Schlag
Hinleitet zu des Fischers Hand,
Dass plötzlich sie davon erlahmt,
So gieng des Giftes süsse Gluth
Aus Eurer Hand in meine über
Und theilte sich dem Herzen mit.
Diana (bei Seite.) O liebe Seele, freue Dich,
Bezwungen hab' ich seinen Trotz,
Jetzt soll er seine Strafe leiden,
Dass meine Schönheit er verschmähte.
(laut.) Ist's Ernst, liebt Ihr in Wirklichkeit,
Da's Euch ja doch unmöglich schien?
Carlos. Mein ganzes Herz ist Eine Gluth,
Mein ganzer Busen Eine Flamme,
O löscht mit mitleidsvoller Hand
Das Feuer, welches mich verzehrt.

Diana (die Halbmaske vom Gesicht reissend und seine Hand fortstossend.)
Lasst los, noch einmal, lasst mich los,
Von mir verlangt Ihr Huld und Gnade?
Die Blindheit Eurer Leidenschaft
Kann zwar vor Zücht'gung Euch bewahren,
Doch vor Verachtung nimmermehr,
Dadurch glaubt Ihr mich zu gewinnen,
Dass Ihr von Eurer Liebe schwatzt?
Carlos (bei Seite.) O Himmel, ich war allzurasch!
Jedoch vielleicht giebt's noch ein Mittel.
Diana. Vergesst Ihr ganz, was ich Euch sagte,
Im Fall der Liebe würdet Ihr
Verachtung zu erwarten haben,
Und keine Klage wird Euch helfen?
Carlos. Sennora, redet Ihr im Ernst?
Diana. Wie, wär's nicht wahr, dass Ihr mich liebt?
Carlos. Ich lieben, habt Ihr das geglaubt,
Meint Ihr, dass ich so schnell mich wandte,
Ich sollt' in Wahrheit lieben, ich?
O Jesus, welch ein Irrthum! Wie
Konnt' Eure Schönheit solches glauben?
Ich lieben? wär es wirklich so,
Aus Scham verschwieg' ich's ganz gewiss,
Ich that ja nur, was mir die Pflicht
Des Zeitgebrauches auferlegte.
Diana. (bei Seite.) Was sagt er mir? ich bin des Todes,
Ist Wahrheit das, was ich da höre?
Wie find' ich nur zum Reden Kraft,
Da mir der Zorn die Zunge bindet?
Carlos. Wie, Euer Scharfsinn merkte nicht,
Dass Alles nur Verstellung war?
Diana. Doch was Ihr da vom Zitterfisch,
Vom Rohr und von der Leine sagtet,
Und Euer Trotz allein sei Schuld,
Dass Ihr des Giftes süsse Kraft
Nicht früher schon empfunden hattet?
Carlos. Bei Gott, ich spielte meisterhaft!
Doch hieltet Ihr mich für den Stümper,
Dem, wenn er sich verstellen will,
Der Schein der Wahrheit nicht gelingt?
Diana (bei Seite.) Ha was ist das? wie konnt ich denn
Mit Blindheit so geschlagen sein,
Dass ich mir solche Blösse gab?
Ich glühe bis ins Innerste
Vom Feuer dieser bittren Scham
Und muss noch fürchten, dass er's merket.
Ha, lieben soll mich dieser Mensch,
Und sollt' es mir die Seele kosten!

Carlos. Man wartet unsrer dort, Sennora.
Diana (Dass mich der Wahn so blind gemacht!)
(laut.) Da Ihr doch . . .
Carlos. Was befiehlt Sennora?
Diana. Was thu ich? Gott, ich bin wie blind,
Nehmt Eure Maske, lasst uns gehn.
Carlos (für sich.) Das Mittel schlug nicht übel an.
Ha so behandelt sie die Liebe,
So grausam, stolz und undankbar;
Auf den Vulcan in meiner Brust
Will ich den Schnee des Aetna wälzen!
Diana. Ihr zeigtet Geist, ich muss gestehn,
Und spieltet Eure Rolle so,
Dass ich's für Wahrheit halten musste. —
Carlos. Es war ja pure Höflichkeit,
Dass Ihr von mir Euch täuschen liesst,
Dafür weiss ich Euch herzlich Dank.
Ihr bleibt so Eurem Wesen treu
Und thatet was die Sitte will.
Euch der Getäuschten Anschein gebend
Wart meinem Plan Ihr förderlich
Und wicht den Schmeicheleien aus.
Diana (bei Seite.) Ha, wie mit bittrer Ironie
Er meiner kind'schen Einfalt spottet!
Jedoch, ich hab's, so fang ich ihn!
(laut.) Kommt, ist es mir auch klar geworden,
Dass Alles nur Verstellung war,
Nur weiter, Ihr gewinnt dadurch
Nur um so besser meine Gunst.
Carlos. Wie so?
Diana. Weil meinem stolzen Sinn
Der Geist mehr zusagt als die Liebe;
Ihr werdet um so besser mir gefallen.
Carlos (bei Seite). Ha, merkt' ich Ihre Absicht nicht!
Doch rasch send' ich den Pfeil zurück. — —
Diana. Und weiter, weiter — —
Carlos. Nein, Sennora.
Diana. Warum nicht?
Carlos. Weil mir bange wird;
Seit Ihr die Möglickeit gestattet,
Ich könnte Euch gefallen, darf
Ich diese Rolle nicht mehr spielen.
Diana. Was hat's denn für Gefahr, wenn Ihr
Bei Eurem auserlesnen Geist
Galant und höflich Euch betragt?
Carlos. Nun, die Gefahr, geliebt zu werden.
Diana. Wär' das ein grosses Unglück denn?
Carlos. Verhindern kann ich's freilich nicht,

Doch sollt' es wirklich dazu kommen,
Ich glaub', es brächte mir den Tod.
Diana (bei Seite). So etwas sagt er einer Dame!
(laut) Ihr setzt also voraus, ich könnte
Euch lieben?
Carlos. Habt Ihr selbst
Mir nicht gesagt, der Schritt zum Lieben
Sei vom Gefallen nicht mehr weit?
Wer Wohlgefallen eingesteht,
Dem fehlt zur Liebe nicht mehr viel.
Diana. Es fehlt noch wen'ger, dass bei Euch
Des Stolzes Thorheit Unart werde,
Doch will ich diesem Wenigen
Dadurch entgehn, dass ich Euch meide.
Geht nur und lasst mich.
Carlos. Wollt ihr denn
Beim Feste fehlen? würde das
Nicht allerlei Verdacht erwecken?
Diana. Das lasst doch meine Sorge sein,
Ihr dürft nur sagen, ich sei krank,
Mir sei ein Unfall zugestossen.
Carlos. Und also wollt ihr mir gestatten,
Dass ich mich fern vom Feste halte?
Diana. Genügts nicht, dass ich Euch entlasse?
Carlos. Ihr habt mir grosse Gunst erwiesen,
Und Eurer Hoheit dank es Gott. (Geht ab.)
Diana. Ha! was geht vor in meinem Busen?
Vor Ingrimm bis ich ausser mir,
Ha, wüsst' ich nur ein Mittel, wie
Ich seinen Trotz bezähmen könnte,
Dass er sich meiner Schönheit beugt.
Um solchen Preis liess' ich sogar
Den Anstand ausser Acht.“ —

Nachdem Carlos sich entfernt hat, bedauert Diana, dass sie ihn hat gehen lassen. Sie hat nun noch Einen Gedanken, sie will um jeden Preis seinen Widerstand besiegen und greift zu einem letzten, wie sie hofft, unfehlbaren Mittel. Sie hat erfahren, dass Carlos für den Zauber einer schönen Stimme empfänglich sei, und begiebt sich mit ihren Damen in verführerischer Kleidung in einen entlegenen Theil des Palastes, und Polilla, der sie begleitet, sagt ihr:

So kleide dich wie Eva an,
Damit der Adam komm' zu Falle.

Dass er den Carlos gleich von dem neuen Kriegsplan unterrichtet, versteht sich von selbst. Dieser stellt sich, als höre

und sehe er sie nicht, und ergeht sich in weitläufigen Bemerkungen über die Gestalt der Blumenbeete, den Schnitt der Bäume u. s. w., würde aber, ihrem Zauber erliegend, ihr zu Füssen fallen, wenn Polilla in komischem Pathos ihn nicht mit gezücktem Dolche zurückhielte. Diana spielt mit ihren Damen lauter und lauter, um bemerkt zu werden, er aber lässt sich in seiner Betrachtung nicht stören. — Da erträgt sie's nicht länger, sie sendet ihre Dienerin zu ihm und folgt dieser auf dem Fusse:

Fenisa. Diana sah euch hier, Sennor.
Carlos. Ganz in Bewunderung vertieft
Beim Anblick dieses schönen Brunnens
Bemerkt' ich ihre Hoheit nicht.
Sag' ihr, dass ich mich gleich entferne.
Diana (bei Seite). O Himmel, wahrlich, er geht fort!
(laut) Hört Prinz, an Euch richt' ich das Wort.
Carlos. An mich? Sennora!
Diana. Ja, an Euch.
Carlos. Was heischt Ihr, Fürstin?
Diana. Wie verwogen
Drangt Ihr in diesen Zufluchtsort,
Und wusstet doch, dass ich allein
Verweilen will mit meinen Damen.
Carlos. Mein Auge sah Euch nicht, Sennora,
Des Gartens Schönheit lockte mich,
Und so bitt' ich Euch um Vergebung.
Diana (bei Seite). Noch besser, jetzo leugnet er,
Dass er um meinetwillen kam.
(laut) Ihr hörtet nichts?
Carlos. Sennora, nein.
Wenn ein Versehen ich begangen,
Mach' ich es dadurch wieder gut,
Dass ich mich möglichst rasch entferne. (Ab.)

Diana, empört und ausser sich, bleibt zurück und erfährt noch zum Ueberfluss von Polilla, Carlos habe ihren Gesang herzlich schlecht gefunden. Sie greift nun zum allerletzten Mittel und sucht seine Eifersucht zu erwecken, denn auf den Trümmern ihres Stolzes schlägt schon die volle Gluth der Liebe empor.

Sie theilt dem Carlos mit, sie habe nach langem Kampfe mit sich selbst, aus Pietät gegen ihren Vater und aus Pflichtgefühl für ihr Land, sich zum Heirathen entschlossen, und den Grafen von Bearn, dessen Vorzüge sie mit möglichster Wärme schildert, zum Gemahl ersehn. Carlos ist wie vernichtet,

fasst sich aber gleich wieder, zumal er schon von Polilla auf den Schlag vorbereitet ist. Dieser steht bei dem Zwiegespräch mit Diana hinter seinem Rücken und flüstert ihm in humoristischen Wendungen Ermuthigungen zu. Carlos führt dann mit raschem Entschluss einen Gegenschlag aus, den selbst Polilla bewundert, und sagt, auch er sei andern Sinnes geworden und gedenke ihrer Cousine Cinthia Hand und Herz anzubieten. Er schildert, da sie gerade in der Ferne vorübergeht, in ächt spanischer, fast orientalischer Weise ihre Schönheit:

O seht ihr wunderschönes Haar,
Wie's kaum der Fessel sich bequemt!
Natürlich ist es, dass ich selbst
Dadurch gefesselt werden musste.
Betrachtet jene Stirne, seht,
Wie sie das edle Antlitz krönt,
Wie Himmel, Sonne, Mond und Sterne
Ihr Licht aus diesen Augen trinken,
O sehet diese beiden Sonnen,
Die, wie sie schwarz gleich Negern sind,
Mich selbst zum weissen Sclaven machen!
O seht die Lippe, roth wie Blut,
Gleich zierlichem Corallenriff,
Scheint's nicht, als hätten ihre Farbe
Von meiner Wunde sie bekommen?
Seht jenen Hals, hell wie Cristall,
Der mir vom Schwan entliehen scheint,
Um sich zu ihrer Schönheit Himmel
Mit kühnem Schwunge zu erheben.
Sennora, wahrlich ich war blind,
Dass ich dies jetzo erst bemerkte,
Und eben auch besinn' ich mich,
Dass sich's in Eurer Gegenwart
Nicht ziemt, von ihrem Reiz zu sprechen.
Verzeihet und gestattet mir,
Von Eurem Vater sie als Gattin
Mir zu erbitten; gleich dann geh' ich
Zum Grafen Bearn und melde ihm,
Dass Ihr zum Gatten ihn erkoren.

Damit geht er fort und lässt Diana bleich und vor Wuth zitternd stehen; sie spricht ihre Empfindungen in folgendem leidenschaftlich bewegten Monolog aus:

Ha was ist das? o Du mein Starrsinn,
Im Busen tobt mir ein Vulcan,

Ein Feuer brennt in meiner Seele,
Und wilde Gluth verzehrt mein Innres.
Polilla (für sich). Die reife Feige fiel herab
Und fiel ihm grade in den Mund.

Er erlaubt sich nun allerlei Spässe mit der in ihrem Selbstbewusstsein gebrochenen Prinzessin, fühlt ihr den Puls und erklärt ihr, sie sei krank vor Eifersucht, bis sie ihn fortschickt und die Scene mit folgenden Worten schliesst:

Ich Gluth im Herzen? das kann nicht sein,
Wie sollt es in Liebe entbrennen,
Es ist ja so hart und kalt wie Stein,
Und dennoch, ich muss meine Thorheit bekennen,
Den Trotz zu bändigen, wagt' ich zu hoffen,
Der Sieg, schon glaubt ich's, wäre mein,
Doch wo ihm nur ein Pförtchen offen,
Da schleicht Gott Amor sich hinein.
Ich hatte der Gefahr nicht Acht
Und warf ins fremde Haus den Brand,
Nun ist das eigne gluthentfacht.
Kein Wunder, denn gar leicht versengt,
Wer andre zu verderben denkt,
Beim Feuerlegen sich die Hand. —

Carlos glaubt nun seines Sieges gewiss zu sein. Um Diana zur Erklärung zu bringen, geht er wirklich hin und meldet dem Grafen von Bearn, Diana habe ihn zum Gatten erkoren. Dieser eilt zu ihr, wird aber von der furchtbar Aufgeregten mit Hohn zurückgewiesen. Als nun noch Cinthia kommt und um die Erlaubniss bittet, Carlos Hand annehmen zu dürfen, da ist das Mass voll, da erkennt sie Amors Richterspruch, sie bittet Cinthia, ihr zu Liebe Carlos Hand zurück zu weisen, dann wieder willigt sie ein und nimmt doch wieder zurück; kurz die ganze Gluth ihrer Leidenschaft bricht hervor und gibt sich Cinthien in schwungvoll beredter Weise kund. Diese eilt zum Carlos und theilt ihm dies mit; sie verzichtet auf ihn und macht ihm seine Hoffnung zur Gewissheit. Das Stück eilt seinem Ende zu. In der Schlussscene, wo Dianas Vater sich mit den Herrn und Damen des Hofs versammelt findet, und Diana im Hintergrunde des Theaters lauscht, freut sich derselbe über ihren Entschluss zur Heirath mit Graf Bearn und willigt gern in Carlos Verlobung mit Cinthien ein. Carlos, die Lauschende bemerkend, sagt, er würde zwar durch Cinthien's Besitz beglückt sein, aber er

wolle Dianen die Entscheidung überlassen; letztere hört aus seinen Worten ein leises Geständniss seiner Liebe und fühlt, dass sie sich aussprechen darf, ohne sich etwas zu vergeben.

Der Graf von Barcelona:
Wer wollte zweifeln, dass Diana
Vollkommen einverstanden ist?
Polilla (auf die Hereintretende hinweisend):
Darüber werden Hoheit selbst
So gütig sein, sich auszusprechen.
Diana (hervortretend). Das werd' ich thun; jedoch, mein Fürst,
Wirst Du's genehmigen, wenn ich
Von diesen dreien Einen, wer's
Auch sei, mir zum Gemahl erwähle?
Der Graf. Ja, denn gleich werth sind mir die drei.
Diana (zu den Fürsten). Wird keinen meine Wahl beleidigen?
Bearn. Dein Will' ist uns Gesetz, Sennora.
Gaston. Dem wir uns in Gehorsam fügen.
Diana. Graf Bearn empfange Cinthien's Hand,
Er aber reiche mir die seine,
Der er so meisterhaft verstanden,
Durch Trotz den Trotz zu überwinden.
Carlos. Und wer ist das?
Diana. Du bist's allein!
Carlos. So lass, Geliebte, Dich umarmen.

Dies ein Umriss des belebten Bildes und der rasch fortschreitenden, auf einen Punkt gerichteten Handlung. Aus der Analyse und den mitgetheilten Scenen geht, so hoffe ich, hervor, mit welch vollendeter Kunst, welch correcter Beobachtung, welch psychologischer Tiefe und Einheit der Dichter die Aufgabe gelöst hat. Obgleich dieselbe Situation sich mehrmals wiederholt, so wird sie doch durch feine Nüancen neu und hält, sich steigernd, das Interesse bis an's Ende wach. Der Kampf zwischen Carlos und Diana, in dem Polilla jenem secundiert, ist ein Duell, wo jeder Schritt und jeder Stoss Beobachtung verdient. Diese drei Personen beanspruchen auch nur allein ein selbstständiges Interesse, die andern sind nichts als Nebenfiguren. West suchte aus den beiden Freiern und den Hofdamen mehr zu machen und für ihr Schicksal zu interessieren; sie kommen indess über die Schablone nicht hinaus und stören mit ihren schwächlichen Liebes- und Heirathsgelüsten nur die Einheit der Handlung. Während Moreto in ächt spanischer Weise den Grafen von Bearn und Cinthien nur als Instrumente der Eifersucht gebraucht und sie

dann fallen lässt, bringt West mit deutscher Gutmüthigkeit alles unter die Haube, wie unzart die Damen sich auch dabei benehmen uud es hervorrufen, und wie cavalierement auch die Herren trotz ihrer sentimentalen Redensarten von einer Liebe zur andern überspringen. Die Rücksichtslosigkeit des Spaniers mag uns befremden, aber die Tactlosigkeit des deutschen Bearbeiters ist geradezu verletzend, wenn er auch glaubte, er müsse, um den hervorgebrachten Lustspielschluss zu finden, vier Ehen stiften.

Die grösste Tactlosigkeit hat er aber mit seinem Perrin, der Copie Polilla's, begangen. Bei Moreto ist es ein Gracioso, eine stehende Figur, dem Shakspereschen Clown verwandt, ein Gemisch von Witz, Schelmerei, Humor und Tölpelhaftigkeit, der alle Privilegien eines Hofnarren geniesst und sich Alles erlauben darf. Er steht, ein Verhältniss, das West so unbegreiflich umgekehrt hat, im Dienste des Carlos und schleicht sich, um diesem zu helfen, bei den Prinzessinnen ein. Molière in seiner 'Princesse d'Elide', die leider ein flüchtiger Entwurf geblieben (sonst würde der grosse Menschenkenner, der hier auf seinem Felde war, viel aus dem Vorwurf gemacht haben), Molière hatte Tact genug, es mit seinem Moron gerade so zu machen.

Bei Moreto und Molière geht der Gedanke, der Trotz müsse durch Trotz besiegt werden, vom Prinzen selber aus, und er ist es, der ihn durchführt, wenn ihm auch in schwachen Augenblicken der Diener zur Seite steht und ihm helfen muss. Was hat nun West aus diesem naturwüchsigen, frischen Burschen gemacht, der sich in seinem traditionellen Character alles und jedes erlauben darf, der mit vollem Recht unverschämt ist, sich bezahlen lässt und die Liebe seines Herrn parodierend, mit dem Kammerkätzchen scharmiert? West hat daraus einen anspruchsvollen, fein gebildeten Hofmann gemacht, demselben aber die Narrenjacke des Gracioso gelassen, und so ist daraus eine unmögliche Person voll der handgreiflichsten Widersprüche geworden. Er ist ein fein gebildeter Secretair und macht plumpe Spässe; er ist ein Herzensvertrauter der Prinzessin und lässt sich von ihr Geld geben; er verräth ihr Vertrauen und dient dem Prinzen, den er kaum kennt, mit einer unmotivierten Hingebung. Die Verkehrtheit, den Diener des Carlos zum Diener der Prinzessin

zu machen, wodurch Alles auf den Kopf gestellt wird, hat West, der all sein Gutes von Moreto und fast all sein Schlechtes von Gozzi hat, letzterem entlehnt und so die widersprechendsten Charakterzüge vermischend jenen berühmten Perrin geschaffen, der bei näherer Betrachtung ein unerträglicher Gesell ist. Perrin macht den Carlos zum blossen Strohmann; er ist der Erfinder und Ausführer der Gedanken, er bemeistert und belehrt den Prinzen wie einen Schulknaben, und dieser muss alles nach Vorschrift thun und seine Lection aufsagen. Im Geistesduell spielt der Secundant eine wichtigere Rolle, als der Fechter, und dieser verliert dermassen an Interesse, dass er kaum noch ein der Prinzessin würdiger Gegner ist. Diese Verkehrtheit tritt in den meisten Bühnenaufführungen um so mehr hervor, als Perrin meistens von einem hervorragenden Schauspieler gespielt wird, der sich in den Vordergrund drängt und den Prinzen noch mehr in Schatten stellt. Im Perrin hat sich aus dem Gracioso ein philosophierender, feiner Hofmann entwickelt, doch hängen ihm allenthalben noch die Eierschalen seines Ursprungs an. Er thut und sagt Dinge, die wohl für jenen, aber nicht für diesen passen. Seine Spässe mit der Zofe, sein schulmeisterlicher Ton der eignen Gebieterin gegenüber und vieles andere will sich mit seinem sonstigen Behaben nicht reimen. Dem in vielen Punkten derberen Spanier wäre dergleichen nicht in den Sinn gekommen.

West hatte das Bestreben, das Stück dem deutschen Publikum zugänglich zu machen: dass es ihm gelungen, beweist der Erfolg; nur blieb in der Färbung des Ganzen zu viel Unvermitteltes zwischen deutscher Sentimentalität und Sitte und spanischer Leidenschaft und Etiquette zurück. Die sprachliche Behandlung krankt vor allem daran, denn wir stossen neben mancher energischen Wendung und manch poetisch kühnem Bilde, die dem Original entlehnt sind, auf eine Menge nichtssagender, hohlklingender Verse, auf Trivialitäten und Plattitüden. Man vergleiche nur einige Stellen des oben Mitgetheilten mit den entsprechenden bei West. —

Das schöne Bild vom Zitterfisch zum Beispiel ist ganz weggelassen und dafür gesagt:

Der Pfeil der holden Hand, die mich berührt,
Der tief bis in das Herz mir drang,

Sein süsses Gift mir in die Seele flössend,
Diana u. s. w.

Gleich darauf heisst es dann weiter:

„Du siehest mich und fragst? Ich soll es nennen
In Worten, was mir die Gedanken raubt,
Was meine Brust entzweiet mit dem Haupt,
Als sollte feindlich sich mein Wesen trennen.“

Das ist die Sprache der P. A. Wolf, der Müllner, Houwald u. s. w., wie sie vor einigen Jahrzehnten Mode war, als man auch Shakespeare für die Bühne zahm machte und seine Rohheiten überklebte.

Analog hat es West mit Polilla's derben, immer frischen, aber nie unzüchtigen Spässen gemacht und dafür allerlei Triviales, Lüsternes und Unzartes eingeschwärzt.

Moreto's Meisterstück hat eine so unverwüstliche Lebenskraft, dass selbst Wests Verflachung und Verwässerung es nicht todt machen konnte. Obgleich nicht spanisch geblieben und nicht deutsch geworden, übt diese bühnengeschickte Bearbeitung noch immer ihre Anziehungskraft.

Ob eine geist- und sinngetreue Bearbeitung des Moretoschen Stücks sich auf der Bühne Bahn brechen und Wests Donna Diana verdrängen würde, steht dahin. Ein ähnlicher Versuch mit Calderons Leben ein Traum ist zwar ziemlich gelungen, aber dass die Schauspieler sich ihre bequemen, leicht zu sprechenden Rollen nehmen lassen, und dafür inhaltsschwere Verse lernen, dass der angeblich feine Perrin sich zum Gracioso sollte degradieren lassen, darauf ist kaum zu hoffen. Jedenfalls wird das Bestreben, neben dem sich immer weiter an Umfang bei uns einbürgernden Shakspere den grossen Dramatikern der Spanier in schonenderer und treuerer Wiedergabe auf unseren Bühnen mehr Platz einzuräumen, noch lange ein vereinzeltes bleiben.

Lessing-Aristoteles' Verhältniss zu Shakspere.

Von

Karl Sendel.

Auf Shakspere hat in der deutschen Litteratur Lessing nicht zuerst aufmerksam gemacht[1] und es verstrich in seinem Leben erst eine geraume Zeit, ehe er mit der begeisterten Anerkennung den grossen Briten empfahl, wie das besonders in den Litteraturbriefen und in der Hamburger Dramaturgie geschehen ist. Aber es ist ihm in dieser vollständigen Würdigung niemand vorangegangen und erst seit ihm haben die Deutschen den geistesverwandten Briten wahrhaft verstehen und kennen gelernt. Dass mit diesem genialen Fingerzeige zugleich das Schöpferwort einer ganz neuen Litteraturepoche gegeben wurde, die man nicht mit Unrecht nach ihrer Quelle mit Ulrici (a. a. O. III³ p. 203) die Shakspere-Epoche nennen könnte, ist bekannt genug. Doch ist es nicht diese Seite, welche unser Thema in den Vordergrund rückt, und wiewol es noch immer eine dankenswerthe Aufgabe bleibt, in dem Götz von Berlichingen, in Werthers Leiden, in den Räubern, in Fiesko, ja, um von andern zu schweigen, in Lessings Dramen selbst den specifisch shaksperischen Einfluss nachzuweisen, soll es unsre gegenwärtige Aufgabe vielmehr sein, den Standort zu bezeichnen, den Lessing als Kritiker auf Grund seiner dramaturgischen Studien dem grossen Dichterfürsten gegenüber eingenommen hat. Den werdenden Lessing, wie er sich in den Jahren einer grösseren oder geringeren Abhängigkeit von Gottsched. darstellt, lassen wir dabei absichtlich unberücksichtigt,[2] da uns der gewordene,

[1] Danzel, Gotth. Ephr. Lessings Leben und Werke, I, p. 445 und Ulrici, Shakespeares dramatische Kunst, III³, p. 184.

[2] Diesen Werdeprocess schildert der dankenswerthe Aufsatz von Ravenhagen „Lessings Verhältniss zu Shakespeare“ (Progr. der Real-

fertige, ohnehin schon genug in einer Frage zu denken geben wird, die seit den Shakspere-Studien eines Realisten eine Frage aller Gebildeten geworden ist.

Bekanntlich nun sind es die Anschauungen des Aristoteles, auf welche gestützt Lessing seinen kritischen Feldzug gegen deutsche Unreife oder Genialitätssucht und gegen französische Pedanterie und Eitelkeit unternahm. Ja, es ist nicht ohne Grund, wenn ein moderner Kritiker[1] die Poetik des Aristoteles als das Fundament nicht nur der Hamburger Dramaturgie, bei der die Thatsache offen zu Tage liegt, sondern auch des Laokoon und der übrigen ästhetischen Schriften, als das Fundament der gesammten Lessing'schen Aesthetik betrachtet. Man wird es mir deshalb nicht vorwerfen dürfen, wenn ich Lessings Namen hie und da unwillkürlich durch den des Aristoteles zu verdrängen scheine. Vielmehr, da sich der Hamburger Dramaturg in der bekannten Stelle ausdrücklich auf die Dichtkunst des griechischen Philosophen beruft, die er für so unfehlbar hält, als die Elemente des Euklid nur immer sind, wird es nothwendig sein, wenn wir von Aristoteles geradezu ausgehen und, ohne auf eine Erörterung aller Einzelglieder seiner berühmten Definition uns einzulassen, wenigstens die in ihr enthaltenen wesentlichen Forderungen darzulegen suchen: denn auch nach dem Muster der Alten zu urtheilen, meint Lessing (17. Litter.-Br.), ist Shakspere ein weit grösserer tragischer Dichter als Corneille, weil er ihnen in dem Wesentlichen näher kommt und daher, so sonderbare und eigene Wege er auch wählt, den Zweck der Tragödien fast immer erreicht. Nach den Fortschritten, den die modernen Aristoteles-Studien besonders auch durch Teichmüller gemacht haben,[2] lohnt es sich, diesen Ausspruch, selbst nach dem Vorgange von Gervinus[3] und Ulrici[4] (um von andern zu schweigen) nochmals näher zu beleuchten.

Indem Aristoteles von dem Drama in erster Linie ver-

---

schule zu Aachen 1867), welcher gerade da schliesst, wo ich beginne, Aristoteles also ganz unberücksichtigt lässt.

[1] Dilthey, Preuss. Jahrbb. Bd. 19, p. 130.

[2] Aristotelische Forschungen. I. Beiträge zur Erklärung der Poetik des Aristoteles. II. Aristoteles Philosophie der Kunst. Halle 1867 und 1869.

[3] Shakespeare. II[3], p. 448 ff. (bes. 460 ff.)

[4] a. a. O. p. 185—197.

langt, dass es „Nachahmung“ (*μίμησις*) sei, bestimmt er abgesehen davon, dass das Versmass noch nicht das Gedicht mache, erstens seinen Gegenstand, der wie in allen Künsten immer an die Sinnlichkeit gebunden bleibe. Denn hierdurch sind nach Aristoteles die Künste überhaupt von der Philosophie und jeder wissenschaftlich-theoretischen Thätigkeit unterschieden. Während aber unter den „Künsten“ die nützlichen, z. B. die Kunst des Arztes, des Zimmermanns, Schusters u. s. w. (auch die Rhetorik rechnet er dazu) der Natur nur nachhelfen und sie da zu ergänzen suchen, wo sie irgendwie eine Lücke oder etwas unvollendet liess,[1] versuchen es die nachahmenden oder nach unsrer Ausdrucksweise schönen Künste, auf eigne Hand die Natur darzustellen, selbst Natur zu sein, indem sie „nachahmend, d. h. blos im Schein den Zweck und die Wahrheit derselben darstellen.“ Um es kurz zu sagen, fordert Aristoteles mit dem Terminus *μίμησις*, wie am deutlichsten aus dem 25. Kapitel der Poetik hervorgeht, [wo er alle gegen den Dichter des Epos und der Tragödie möglichen Einwände und die Antworten darauf aus diesem obersten Grundbegriff ableitet],[2] dass der Künstler, möge er nun die reale Wirklichkeit oder die Welt des Volksglaubens sich zum Vorwurf nehmen, keinerlei Unwahrscheinlichkeiten in seiner Darstellung zulasse, vielmehr überall die Erreichung einer möglichsten Illusion anstrebe.[3] Vgl. Teichmüller, a. a. O. II, p. 152. Er verlangt daher von der Poesie, dass sie nicht das schlechthin Sinnliche, zufällig Wirkliche, sondern das nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit Mögliche (*οἷα ἂν γένοιτο*, c. 9 in.) darstelle, weshalb die Dichtkunst philosophischer sei, als die Geschichte; er ver-

[1]) Vgl. Teichmüller, a. a. O. II, S. 90 und 92.

[2]) c. 25. in. *ἐπεὶ γάρ ἐστι μιμητὴς ὁ ποιητής, ὡσπερανεὶ ζωγράφος ἤ τις ἄλλος εἰκονοποιός, ἀνάγκη μιμεῖσθαι τριῶν ὄντων τὸν ἀριθμὸν ἕν τι ἀεί κτλ.*

[3]) Daher beginnt der specielle, ausführende Theil des erwähnten 25. Kapitels mit den Worten: „Zuerst nun ist es ein Fehler (und zwar ein principieller), wenn in der Darstellung gegen die poetische Wirklichkeit (d. h. gegen die Illusion) verstossen ist.“ Diese von dem Vahlenschen Texte abweichende Auffassung kann freilich nur durch eine genauere Analyse des Kapitels gerechtfertigt werden, zu welcher bereits Teichmüller (a. a. O. I, p. 135—168) den Grund gelegt hat.

langt hiermit speciell von dem Drama, dass es durch die uns aufgenöthigte Ueberzeugung, die vorgestellten Personen seien im Grunde mit uns eines Geschlechts, in uns die Wahrscheinlichkeit zum Bewusstsein bringe, dass wir unter den nämlichen Umständen ebenso gehandelt und folglich ebenso gelitten haben würden, wie wir Oedipus, Orest, Elektra und Antigone leiden sehen. Das Cardinalgesetz der dramatischen Kunst ist hiermit ausgesprochen, ein Gesetz, das eben wegen dieser principiellen Wichtigkeit sich bei jedem Schritte der dramaturgischen Theorie wiederholt und sich in vielfachen Fassungen durch die ganze Poetik des Aristoteles hindurchzieht. — In diesen einzelnen Fassungen vielleicht und nicht bereits in der richtigen Deutung des Terminus „Nachahmung“ fand Lessing das Gesetz. Aber, wie auch immer, er fand es, und schloss mit Recht, dass dasselbe nicht von Voltaire und Corneille, wohl aber von Shakspere beobachtet werde, weil bei jenen selten und bei diesem fast immer die Personen so sprächen und die Handlungen so geschähen, wie es auch uns möglich und natürlich erscheine, so dass ein Widerspruch mit Erfahrung nicht empfunden werde. „Ich verstehe, heisst es in einer von ihm citierten Stelle des Diderot (VII, p. 354), ich verstehe die Regeln nicht und noch weniger die gelehrten Worte, in welchen man sie abgefasst hat. Aber ich weiss, dass nur das Wahre gefällt und rührt. Ich weiss auch, dass die Vollkommenheit in der so genauen Nachahmung einer Handlung besteht, dass der ohne Unterbrechung betrogene Zuschauer bei der Handlung selbst gegenwärtig zu sein glaubt.“

Ergötzlich und allbekannt sind die Stellen der Dramaturgie, in denen Lessing die Ungereimtheiten und Unwahrscheinlichkeiten aufdeckt, welche die Franzosen, meist um ihre sogenannten drei Einheiten bekümmert, in ihren Dramen zuliessen und zulassen mussten. Ueberall aber ist es der nämliche Shakspere, den er als Muster von Natürlichkeit, Naturtreue und Naturwahrheit hinstellt. Die Liebe selbst, so hatte ein französischer Kunstrichter gesagt, habe Voltairen die Zayre diktiert. „Richtiger, hätte er gesagt, antwortet Lessing, die Galanterie. Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe selbst arbeiten helfen, das ist Romeo und Julie von Shakespeare. . . . . . Voltaire versteht, wenn ich so sagen

darf, den Kanzleistil der Liebe vortrefflich; aber der beste Kanzellist weiss von den Geheimnissen der Regierung nicht immer das meiste. Dasselbe lässt sich von der Eifersucht sagen. Othello ist offenbar das Vorbild des Orosman gewesen, aber welche kahle Figur spielt Orosman gegen Othello. . . .“ Dramat. VII, p. 67. (Lachmann).

„Wir hören in dem Orosman, erläutert er an einer andern Stelle, einen Eifersüchtigen reden, wir sehen ihn die rasche That eines Eifersüchtigen begehen; aber von der Eifersucht lernen wir nicht mehr und nicht weniger als wir vorher wussten. Othello hingegen ist das vollständige Lehrbuch über diese traurige Raserei; da können wir alles lernen, was sie angeht, sie erwecken und sie vermeiden“ (VII, p. 68). Und nun vollends, wo es sich um eine Gestalt des Volksglaubens (nicht der realen Wirklichkeit) handelt, die Geistererscheinung in der Semiramis des Voltaire. Denn Voltaire hatte in diesem Stücke den Geist des Sardanapal — am hellen Tage auftreten lassen. „Wo hat Voltaire jemals gehört, ruft Lessing aus (Dramat. 11 St.), dass Gespenster so dreist sind. Welche alte Frau hätte ihm nicht sagen können, dass die Gespenster das Sonnenlicht scheuen und grosse Gesellschaften gar nicht gern besuchen? — — Das Gespenst (aber), das sich Dinge herausnimmt, die wider alles Herkommen, wider alle gute Sitten unter den Gespenstern sind, dünkt mich kein rechtes Gespenst zu sein; und alles, was die Illusion hier nicht befördert, stört die Illusion.“ Wie anders Shakspere! „Vor seinem Gespenste in Hamlet richten sich die Haare zu Berge, sie mögen ein gläubiges oder ungläubiges Gehirn bedecken . . . . . (denn es) kommt zu der feierlichen Stunde, in der schaudernden Stille der Nacht, in der vollen Begleitung aller der düstern und geheimnissvollen Nebenbegriffe, wann und mit welchen wir, von der Amme an, Gespenster zu erwarten gewohnt sind.“ Auch Aristoteles beruft sich, indem er die alten Mythen und Göttersagen dem Dichter als Vorwurf seiner Dichtung gegenüber dem skeptisch-prosaischen Realismus wiederzuerobern sucht, auf die nicht wegzuleugnende Thatsache, dass man nun einmal daran glaube,[1] es kommt also, wie Lessing rich-

[1] *ἀλλ' οὖν φασίν*, 22, 1460 b 36, Vahlen.

tig bemerkt, nur auf die Kunst an, diesen in uns allen liegenden Keim des Glaubens zur Reife zu bringen „auf gewisse Kunstgriffe, den Gründen für ihre (der Gespenster etc.) Wirklichkeit in der Geschwindigkeit den Schwung zu geben.“ Und habe der Dichter diese in seiner Gewalt, so möge man im gemeinen Leben glauben was man wolle, im Theater, so lange er uns beschäftigt, müssen wir glauben, was er will. „Solch' ein Dichter aber, sagt er, ist Shakespeare und Shakespeare fast einzig und allein.“ Uebrigens ist es natürlich, dass von demselben, echt poetischen Gesichtspunkt aus im Grunde auch die übrigen unrealen oder wesenlosen Gestalten Shaksperes, wie die Hexen in Macbeth, die Erscheinung Banquos und die 2. Geistererscheinung in Hamlet, ja selbst die Trauergestalten in Richard III. zu beurtheilen sind, und man hätte sich frühzeitig hieran erinnern sollen, um sich nicht mit der Annahme von nach aussen projicierten Versinnlichungen innerer Vorgänge etc. unter Umständen den ganzen Genuss zu verderben. Die Banquetscene fiel in England durch, als man aus diesem Grunde die Erscheinung Banquos ganz wegliess und, wie ich höre ist es der Richard-Scene nicht anders gegangen, als Oechelhäuser in Weimar die Traum-Erscheinungen stumm auftreten liess.[1]

Aber weiter. Das Drama ist die Nachahmung einer Handlung. Man legt in diesen zweiten Terminus, was auch Gervinus am Schluss seines Buches über Shakspere nicht ganz vermieden hat, sehr häufig zu viel, indem man meint, Aristoteles verlange damit vor allen Dingen ins Auge fallende, lärmende Begebenheiten, ohne von der vollendeten Charakterzeichnung in einem Shaksperischen Drama auch nur eine Ahnung zu haben. Indessen, wie immer, ist es auch hier gerathen, mit seinen Angriffen gegen Aristoteles nicht zu voreilig zu Wege zu gehen, denn, was sich hier in Kürze nicht darthun lässt, Aristoteles fordert damit zunächst weiter nichts, als dass alle Vorgänge im Drama schliesslich nur um eine Haupthandlung sich gruppieren, um derentwillen sie eigentlich nur mitvorgeführt wurden, z. B. darum dass eine

[1]) Die Erscheinung der Hexen vertheidigt neuerdings gut H. Freiherr v. Friesen, üb. Sh.'s Macbeth im Jahrbuch der deutschen Sh.-Gesellsch. IV, 198—245. In demselben Bande sucht Oechelhäuser seine neue Bearbeitung Richards zu rechtfertigen.

Mutter ihre eignen Kinder tödtet oder ein Gatte seine Gattin, oder dass ein Bruder seine Schwester rettet (Iphigenie), oder ein Vater nach endlich gelungener Rückkehr sich an den lästigen Freiern seiner Gemahlin rächt. Also der Inhalt der Tragödie und des Epos (denn die Nachahmung einer [ernsten] Handlung haben beide gemein) müsse sich in knapper Form wiedergeben lassen, worin das allen vorgeführten Specialitäten zu Grunde liegende Allgemeine enthalten sei. Um es anders zu sagen, müsse dem Epos so gut wie dem Drama eine künstlerische Idee in dem Sinne zu Grunde liegen, dass wir dieselbe dem gezeichneten Entwurf, dem Umriss eines Gemäldes vergleichen können, welches hierdurch und nicht in erster Linie durch eine noch so freigebige und prachtvolle Verschwendung der Farben seinen Werth bekomme.[1] Gegen jeden Dramatiker daher, aus dessen Werk sich eine solche formelhafte Fassung nicht ziehen lässt, würde er sich ebenso gewandt haben, wie sich bekanntlich Lessing gegen Goethe wandte, der in seinem Götz, einer dramatisierten Lebensgeschichte, „Därme mit Sand fülle und sie für Stricke verkaufe.“ (Nachgelassene Papiere). — Nicht genug aber (um zu dem Thema zurückzukehren), dass dem Drama eine Handlung in dem erwähnten Sinne zu Grunde liegen muss; der Begriff der Nachahmung fordert vielmehr, dass sie der Dichter so darstelle, dass wir ein Stück menschlichen Lebens miterlebt zu haben scheinen. Er verlangt demnach — und dies eben ist nach Lessing die Schwierigkeit, dass sich der Dichter aus dem Standpunkte des Erzählers in den wahren Standpunkt einer Person versetzen könne, dass er (wie es in Lear, Macbeth, Othello geschieht) die Leidenschaften nicht beschreibe, sondern vor den Augen des Zuschauers entstehen und ohne Sprung in einer so illusorischen Wahrheit wachsen lasse, dass dieser sympathisieren muss, er mag wollen oder nicht. „Das ist es, schliesst er, was dazu nöthig ist, was das Genie (und wir dürfen hierbei an Shakespeare denken), ohne es zu wissen, ohne es sich langweilig zu erklären, thut und was der blos witzige Kopf nachzumachen vergebens sich martert.“

[1] Poet. 6, § 17. *εἰ γάρ τις ἐναλείψειε τοῖς καλλίστοις φαρμάκοις χύδην, οὐκ ἂν ὁμοίως εὐφράνειεν καὶ λευκογραφήσας εἰκόνα.* vgl. Teichm. a. a. O. II, p. 135—136.

Indem nun das moderne Drama im grösseren oder geringeren Gegensatz zu dem antiken die Beweglichkeit und detaillierte Ausführung der Charaktere zulässt und oft derart betont, dass die Charakterzeichnung die Hauptsache zu sein scheint, formuliert sich diese Forderung, dass das Drama die Nachahmung von „Handlung“ sei, bei unsern Theoretikern[1]) unwillkürlich so, dass es nicht unerklärte Leidenschaften, „fertige Charaktere“ bringen, sondern uns vielmehr in die Mitte der Bedingungen eines Charakters, „in die Genesis seiner Leidenschaft“ versetzen soll, aber es ist unrichtig, aus dieser modernen Betonung der Charakterzeichnung einen principiellen Gegensatz zu Aristoteles schliessen zu wollen. Dieser würde vielmehr nach seinem Begriff der Mimesis vollständig den Freytagschen Satz unterschrieben haben: „Was wird, nicht was als ein gewordenes imponiert, fesselt am meisten“ (a. a. O. p. 17.), nur dass er hierbei der Simplicität seiner Bühne gemäss, noch nicht, wie der moderne Theoretiker auf das reichere und kompliciertere Räderwerk hinsehen konnte, welches in unsern Dramen zur Plausibilität der nachzuahmenden Handlung mitwirken muss. Eine Handlung aber im Aristotelischen Sinne — ich wiederhole es — muss auch jeder modernen, auch jedem Shaksperischen Drama zu Grunde liegen, und liegt ihm, wie jeder leicht sehen kann, wirklich zu Grunde, wenn sie auch hundertmal nur durch die kunstvolle Durchführung eines oder mehrerer Hauptcharaktere „nachgeahmt“, d. h. plausibel reden könnte.[2] Und umgekehrt ist es vollständig unrichtig, wenn man meint, Aristoteles habe dieses Mittel, eine Handlung plausibel zu machen, gar nicht gekannt oder womöglich abgewiesen. Er müsste keine Medea, keinen Hippolyt und andre Dramen des Euripides gekannt, er müsste diesen Dramatiker nicht einer so ausgedehnten Berücksichtigung in der Poetik gewürdigt haben, dass er ihn einmal, wenn auch in eingeschränktem Sinne, den tragischsten der Dichter nannte.

Mit dem weiteren Zusatz, dass die Tragödie die Nach-

---

[1]) Vgl. Dilthey, Pr. Jahrbb. Bd. II, p. 135 und Freytag, Technik des Dramas, p. 16 ff.

[2]) In Betreff der Lustspiele verweise ich auf Hebler, Aufsätze über Shakespeare, Bern 1865, der p. 189—199 den allgemeinen Inhalt der 14 Comödien (τὸ καθόλου des Aristoteles Poet. 17, § 6) kurz darstellt.

ahmung einer ernsten Handlung sei, wollte Aristoteles, wie Bernays gegenüber Bernhardy richtig nachweist[1], nicht eine Grenzvermischung mit dem Epos verhüten, da beide den Gegenstand der Nachahmung vielmehr gemein haben und nur formell verschieden sind,[2] sondern die Tragödie materiell von der Komödie scheiden, mit der sie formell zusammenfällt. Diese und keine andere Sonderung der erwähnten poetischen Gattungen hat Aristoteles jemals gekannt und mit Lächeln hören wir die sonderbaren Irrthümer an, die spätere Commentatoren gleichfalls mit seiner Autorität stützen zu können glaubten. Denn aus Missverständniss einer Stelle in der Poetik, in welcher die doppelte Richtung der Poesie nach dem Edlen einerseits und dem Gemeinern andererseits auf die ähnlich unterschiedene Grundstimmung der hervorbringenden Dichter zurückgeführt wird[3] und getäuscht durch die Wahrnehmung, dass der Glanz der fürstlichen Herkunft mit dem Verfall der antiken Tragödie der einzige Vorzug der tragischen Personen vor dem Publikum sei, neigte schon Julius Cäsar Scaliger (Ende des 16. Jahrh.) dahin, eben in diesem Stande das unterscheidende Merkmal der tragischen Personen vor den Personen der Komödie zu finden, bis es Hedelin im 18. Jahrhundert, nach dem Aufkommen des Schäferspiels, geradezu aussprach, dass die Könige und Grossen für die Tragödie, die Bürger für die Komödie und die Landleute für das Schäferspiel daseien. So lächerlich dieser Zopf ist, so hatte ihn dennoch sich nicht nur der deutsche Michel, auch die Engländer hatten ihn sich im Laufe der Zeiten anbinden lassen. Eben diese Engländer aber, die von einer Ständetheorie ursprünglich nichts gewusst hatten, gaben jetzt, zu Lessings Zeiten, den ersten Anstoss zu ihrer

---

[1]) Jakob Bernays, Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über die Wirkung der Tragödie, Bresl. 1857, p. 46 f.

[2]) *ἡ μὲν οὖν ἐποποιΐα τῇ τραγῳδίᾳ μέχρι μόνου μέτρου μετὰ λόγου μίμησις εἶναι σπουδαίων ἠκολούθησεν. τῷ δὲ τὸ μέτρον ἁπλοῦν ἔχειν καὶ ἀπαγγελίαν εἶναι, ταύτῃ διαφέρουσιν.* Poet. 5. (1449 b 9—18 Vahlen).

[3]) *διεσπάσθη δὲ κατὰ τὰ οἰκεῖα ἤθη ἡ ποίησις. οἱ μὲν γὰρ σεμνότεροι τὰς καλὰς ἐμιμοῦντο πράξεις καὶ τὰς τῶν τοιούτων, οἱ δὲ εὐτελέστεροι τὰς τῶν φαύλων κτλ.* Poet. 4. (1448 b 24—26) vgl. Teichmüller, a. a. O. II, p. 172 und 181, und wegen des folgenden besonders noch Danzel, G. E. Lessing I, p. 290 ff.

Beseitigung: durch die Einführung nämlich zuerst des bürgerlichen Romans und dann der bürgerlichen Tragödie.

Mit vollem Herzen schloss sich Lessing ihnen an; aber so weit Shakspere über dem Dichter der ersten bürgerlichen Tragödie „der Kaufmann von London" (1731) steht, so weit erhob er sich in der Art, wie er dies that, über seine gleichgesinnten Zeitgenossen. Denn er vermied die kriminalistische Färbung, welche die bürgerlichen Tragödien der Engländer damals kennzeichnete, indem er sich nicht begnügte, die Verwickelungen der über den menschlichen Satzungen stehenden Personen einfach in dem Kreise der unter denselben lebenden Menschen von neuem zu variieren, sondern in diesem bürgerlichen Kreise selbst die ewigen ungeschriebenen Gesetze aufsuchte, welche diesem wie allen Menschen vorgeschrieben sind und gegen welche sich Niemand, auch der Fürst nicht, ungestraft auflehnen darf. Und nun frage ich, ob es nicht das tiefere Eindringen in die dramatische Kunst Shaksperes war, welches Lessingen die Beschränktheit seiner Zeitgenossen durchbrechen und auch das Missverständniss der Aristotelischen Meinung gründlich beseitigen liess? Jedenfalls hatte auch Shakspere weder an einen principiellen Standesunterschied in seinen Tragödien jemals gedacht, noch bei seiner ganzen dichterischen Thätigkeit eine andere Absicht gehabt, als durch die Vorführung des Allgemein-Menschlichen, wo und in welcher Gestalt er es auch treffen mochte, zu rühren oder zu ergötzen, der Natur, wie er sagt, gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eignen Züge und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen. — Nur beiläufig übrigens und ohne Begründung sei erwähnt, dass auch Aristoteles an eine mögliche Weiterentwickelung des antiken Dramas, welche in ihren Anfängen bereits mit Euripides bezeichnet wird,[1] und, falls man nur den Muth gehabt hätte, mit der Welt des Mythus auch äusserlich zu brechen, nothwendig zu dem historischen Drama und der bürgerlichen Tragödie hätte führen müssen, sehr wohl gedacht. Schon Danzel freilich hat gegen diese Deu-

[1] Vgl. K. Steinhart, „Euripides' Charakteristik und Motivierung im Zusammenhang mit der Culturentwickelung des Alterthums" in diesem Archiv für Litteraturgeschichte (1869) I, p. 1 ff.

tung einer Aristotelischen Stelle[1] Einspruch erhoben (a. a. O. p. 488). Aber weder seine, noch die umfassenderen Gründe Teichmüllers a. a. O. I, p. 25—33. II, 399 ff (403) haben mich bis jetzt von der Irrthümlichkeit der von mir mit vielen (z. B. Vahlen und Bernays) getheilten Meinung überzeugen können. —

Ueber den Sinn der weiteren Forderung, dass die ernste von der Tragödie nachgeahmte Handlung in specie eine mitleidswerthe sei, oder, wie es in der Definition heisst, Furcht und Mitleid erregen müsse, kann ich schneller hinweggehen. Denn es steht seit Lessing, der diese Worte zuerst richtig verstand, fest, dass Furcht und Mitleid hier nur korrelative Begriffe sind, wie denn passend von ihm das Mitzittern unseres eignen Innern (tragische Furcht), das der Tragiker hervorrufen sollte, mit dem Mittönen einer zweiten Saite verglichen wird, wenn eine erste stark angeschlagen ist.[2] Nur wenige Consequenzen dieses Grundsatzes mögen uns hier beschäftigen. Denn musste demgemäss Aristoteles für den Charakter der Tragödien ein gewisses Durchschnittsmass fordern, welches zwischen makelloser Tugend und vollendeter Schlechtigkeit die Mitte hält, weil wir nur unter dieser Bedingung zu der traurigen Nothwendigkeit geführt werden können, die vorgeschriebene Person mit uns selbst zu identificieren, so musste Lessingen nothwendig der Charakter eines Richard III in Shakesperes gleichnamigem Stücke auffallen, und er kam bekanntlich bei der Beurtheilung des Weisseschen Richard wirklich auf ihn zu sprechen. Merkwürdigerweise aber ist der Sinn seiner eigentlichen Meinung noch immer kontrovers geblieben. Denn während die Einen meinen, „dass der arme Weisse hier nur das centnerschwere Gewicht eines Vorwurfs tragen müsse, an dem ihm Shakespeare mittragen helfen sollte“ (Guhrauer, G. E. Lessing, II, p. 317, vgl. Lotze, Geschichte der Aesthetik in Deutschland, p. 664), behaupten die Andern, dass auch der englische Richard III, den Lessing im allgemeinen Weissen als einen

---

[1] Die bekannte Stelle lautet Poet. 4: τὸ μὲν ἐπισκοπεῖν, εἰ ἄρα ἔχει ἡ τραγῳδία ἱκανῶς ἢ οὔ, αὐτό τε καθ' αὑτὸ κρίνεται εἶναι, καὶ πρὸς τὰ θέατρα, ἄλλος λόγος. (1449 a 7—9) vgl. die Uebersetzung bei Susemihl (Ausgabe mit Uebersetzung Lpz. 1865) p. 55 f. (§ 12).

[2] Brief an Mendelssohn vom 2. Febr. 1757.

Spiegel empfohlen habe, „um seinem Werke alle die Flecken abzuwischen, die sein Auge unmittelbar darin zu entdecken nicht vermögend gewesen wäre“ (Dramat. p. 330, Lachm.), dass auch der Richard Shaksperes im Wesentlichen dem Begriffe des Aristoteles entsprochen habe. (So Stahr, Lessing Leben, p. 352 f. Vischer Aesth. I, p. 306, Loebell, Vorlesungen III, p. 242 f.) Und das letztere scheint auch mir das wahrscheinliche. Wir interessieren uns für Richard wegen der Geschlossenheit seines Wesens, wegen der Consequenz, mit der er einem klaren Ziele sicher entgegengeht und wir werden anderseits in tragische Furcht versetzt, weil wir den „verhängnissvollen Strom“ kennen, der einen Mann von solcher gigantischen Kraft, von solcher Energie, kurz von solchen besser zu nutzenden Eigenschaften zu jenem entsetzlichen Entschlusse: „Ich bin gewillt, ein Bösewicht zu werden“ hinreissen konnte. Denn, wie Vischer sehr richtig sagt, „der Dämon, den hier die Nemesis erreicht, schlummert auch in uns“, und niemand darf sich vor einem ähnlichen Entschlusse sicher fühlen, wenn er sich auch bei ruhiger Ueberlegung, in dem Laufe eines gewöhnlichen Alltaglebens noch so entfernt von ihm glaubt. — Aber freilich ein Shakspere gehört dazu, um uns auf der Höhe dieses kolossalen dramatischen Gedankens festzuhalten,[1] obgleich auch er — gestehen wir es — im einzelnen des Guten zu viel gethan hat.

Noch einmal also, die Charaktere müssen, um Mitleid zu erregen, in einer gewissen Allgemeinheit gehalten sein. Dass aber hiermit auch das Abstraktallgemeine, das Gattungsmässige ausgeschlossen sei, wenn wir hierunter ideelle Masken, personificierte Leidenschaften u. s. w. verstehen, ist hoffentlich ebenso klar, wie es Lessingen bekannt war, dass Shaksperes Charaktere nie den festen Boden der Wirklichkeit verlassen (vgl. Hurd bei Lessing, Dram. St. 93), obwohl sie nach der richtigen Bemerkung von Gervinus (Shakespeare, II p. 474) gerade da, wo sie am meisten Porträt sind, zugleich am meisten Vertreter einer ganzen Menschenklasse sind. — Aber auch die Sprache bekommt unter diesem Ge-

[1] Man bemerke unter andern auch den Zug reinster Menschlichkeit, wonach Richard so gut wie Macbeth noch am Schluss das tiefe Bedürfniss der Liebe aussprechen. Vgl. Vischer, a. a. O.

sichtspunkte ihre bestimmten Gesetze. Denn diese, obwohl die Sprache von Königen, darf doch nichts Unnatürliches, nichts Geziertes enthalten, und wie wir nach Lessing mit Königen Mitleid haben sollen, nicht weil sie Könige, sondern weil sie Menschen sind, so darf auch ihre Sprache nichts von höfischer Exklusivität an sich tragen. Auch hier ist Shakspere vortrefflich. Lessing hat ihn zwar nicht ausdrücklich genannt, aber wir können überall an ihn mitdenken, wenn er bei der Besprechung von Banks Essex der affektierten Hofsprache der Franzosen die englische Manier entgegenhält, wonach jede Leidenschaft, jede Regung des Herzens ihre eigene Beredsamkeit habe und „Schwulst und Bombast nicht die Mittel seien, um tragisch zu wirken.“ Ja, auch dies endlich, dass Shaksperes Charaktere, Römer und Griechen nicht ausgenommen, im Grunde eingefleischte Engländer des 16. Jahrhunderts sind, wie Ulrici sagt (a. a. O. I, p. 383), bekommt in diesem Zusammenhang seine gewisse Rechtfertigung.

Eine Tragödie, welche in dem erläuterten Sinne die Nachahmung einer ernsten Handlung, welche Mitleid und Furcht erregt, soll nun auch nach Aristoteles, durch die Erregung eben dieser Affekte, die Reinigung derselben vollenden. Den wahrscheinlichen Sinn dieser Forderung festzustellen, bemühen sich noch immer zahlreiche Schriften gelehrter Kunstphilosophen. Hier gehe ich deshalb vorsichtig an einem Punkte vorüber, der auch von Lessing nicht richtig gefasst wurde. Denn irrthümlich war er der Ansicht, dass hiermit lediglich auf eine Uebung des Mitleids und durch ein Abhalten des Zuviel und des Zuwenig auf eine Verwandlung dieses Affekts in tugendhafte Fertigkeit gezielt sei; „denn der mitleidige Mensch sei auch der beste Mensch und zu allen Tugenden geschickt.“ Auch auf seine Dramen hatte dieser Irrthum bekanntlich einen nachtheiligen Einfluss, indem er den an und für sich allerdings mitleidswerthen „Zusammenstoss weiblicher Reinheit und Unschuld mit der Uebermacht boshafter Verfolgung“ zur Erweisung des letzten Zieles der Tragödie schon für genug hielt. Hieraus mit Hettner[1] aber schliessen zu wollen, dass Lessing das innerste Kompositions-

[1] Litt.-Gesch. des 18. Jahrh. III b, p. 550.

gesetz Shaksperes, „wonach dieser den tragischen Untergang immer nur als die naturnothwendige und unabwendbare Folge seiner tragischen Schuld behandelt,“ nicht erfasst habe, hierzu sind wir, meine ich, nicht ebenso berechtigt. An und für sich unwahrscheinlich scheint mir dies durch eine Stelle in der Dramaturgie widerlegt zu werden, in welcher er sagt, dass die Tragödien der Franzosen oft sehr feine und unterrichtende Stücke, nur keine Trauerspiele seien. „Die Verfasser derselben konnten nicht anders als sehr gute Köpfe sein, nur dass ihr Corneille und Racine, ihr Crebillon und Voltaire von dem wenig oder gar nichts haben, was den Sophokles zum Sophokles, den Euripides zum Euripides, den Shakespeare zum Shakespeare macht.“ Jedenfalls freilich hatte er den Aristoteles nicht richtig verstanden, der, wie sich aus der Fluth der einschlägigen Schriften allmälich ergibt, unter Reinigung die Wegnahme des Peinigenden, Unangenehmen verstand, was den Affekten der Furcht und des Mitleids ihrer Natur nach anhaftet. Und zwar wahrscheinlich so, dass der Zuschauer, der im Spiegel eines ihm gleichmässigen Wesens sich selbst erblickt und also zugleich für sich selbst gefürchtet habe, nun zu seinem Troste finden müsse, dass mit dem Falle des Helden ein allgemeines Weltgesetz, gegen welches sich niemand ungestraft auflehnen dürfe, in seinem Ansehen wieder hergestellt sei. —

Bis hierher giengen, wenn anders wir den Aristoteles richtig verstanden haben, Shakspere und Sophokles, um mit Herder[1] zu reden, brüderlich nebeneinander, weil es nur das Wesentliche war, welches uns beschäftigte und wir, von dem letzten terminus der Reinigung abgesehen, im Grunde nur den Begriff der Mimesis auf die weiteren termini der Handlung und des Mitleids angewandt, oder diese an jenem gemessen haben. Der weitere und nicht minder wichtige Begriff der Handlung führt uns nunmehr zu der Architektonik des Dramas, zu dem technischen Detail der Oekonomie. Ganz im Sinne des Aristoteles nämlich, dem πρᾶξις, Handlung (wohl auch μῦθος von ihm genannt) in anderem Zusammenhange die richtige Verknüpfung der Begebenheiten zur Einheit und Ganzheit ist, nennt Lessing (in seiner Ab-

[1] In seinem bekannten Aufsatz über Shakespeare.

handlung über die Fabel V, p. 413) Handlung eine Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen oder zu einem Endzwecke übereinstimmen, und wie dem Aristoteles dieser μῦθος (Fabel bei Lessing) der Anfang und gleichsam das Ende des Ganzen ist (c. 6, § 20), so beweist auch Lessingen nicht das blosse Erdichten, sondern das zweckmässige Erdichten den schöpferischen Geist (VII, 134.), so ist es auch ihm die Fabel, die den Dichter vornämlich zum Dichter macht. (VII, 160.)

Bei dieser Würdigung auch der technischen Meisterschaft, welche dem genialen Wurf erst zum wirklichen Kunstwerk verhelfe,[1] konnte er sich unmöglich der seit der Bekanntschaft mit Shakspere immer weiter um sich greifenden Meinung anschliessen, als ob durch die hieraus fliessenden Regeln und Compositionsgesetze die Souveränität des genialen Geistes angetastet werde; und wie er früher gegen verrostete Vorurtheile, gegen die Missverständnisse der Franzosen zu Felde ziehen musste, welche hinter dem wahren Sinne der Aristotelischen Regeln zurückblieben, so musste er später dem übertriebenen Pochen der Sturm- und Drangperiode auf das, was sie Genie nannte, entgegen treten. Der Schluss der Hamburger Dramaturgie liefert hierfür bekannte Belege. Aber am besten wird uns diese Doppelstellung aus seiner Vorrede zu Thomsons Trauerspielen deutlich, welche man für seine Stellung zu der englischen Compositionsweise geradezu klassisch nennen kann. (V, p. 74.) Er betont auch hier zunächst das Wesentliche und Allgemeine, indem er zugibt, dass derjenige, der weiter nichts gethan, als alle sogenannten Regeln erfüllt habe, ein vollendetes Trauerspiel so wenig schon gemacht habe, als sich einer, der eine menschliche Bildsäule gemacht habe, einen Menschen gemacht zu haben rühmen dürfe. „Seine Bildsäule ist ein Mensch, und es fehlt ihm nur eine Kleinigkeit, die Seele.“ „Ich will, fährt er fort, bei diesem Gleichnisse bleiben, um meine wahre Meinung von den Regeln zu erklären. So wie ich lieber den allerungestaltetsten Menschen, mit krummen Beinen, mit Buckeln hinten und vorne, erschaffen, als die schönste

---

[1] Von diesem Gesichtspunkt aus will auch das vortreffliche Werk G. Freytags „die Technik des Dramas“ Lpz. 1863 beurtheilt sein.

Bildsäule eines Praxiteles gemacht haben sollte: so wollte ich auch unendlich lieber der Urheber des Kaufmanns von London als des sterbenden Kato sein, gesetzt auch, dass dieser alle die mechanischen Richtigkeiten hat, derentwegen man ihn zum Muster für die Deutschen hat machen wollen .... Hiermit aber will ich den Nutzen der Regeln nicht ganz läugnen. Denn wenn es wahr ist, dass auf ihnen die richtigen Verhältnisse der Theile beruhen, dass das Ganze durch sie Ordnung und Symmetrie bekömmt, wie es denn wahr ist; sollte ich wohl lieber mein menschliches Ungeheuer, als einen lebendigen Herkules, das Muster männlicher Schönheit, erschaffen haben wollen?"

Indem er sagt: eines lebendigen Herkules und nicht: eines lebendigen Adonis, erinnern wir uns an die Stelle der Dramaturgie, in welcher er von der Unmöglickeit eines Plagiats an Shakspere spricht. „Vorausgesetzt, sagt er (No. 73), dass man eines an ihm begehen kann. Aber was man von dem Homer gesagt hat, es lasse sich dem Herkules eher seine Keule, als ihm ein Vers abringen, das lässt sich vollkommen von Shakespeare sagen .... Alle, auch die kleinsten Theile beim Shakespeare, sind nach den grossen Massen des historischen Schauspiels zugeschnitten und dieses verhält sich zu der Tragödie französischen Geschmacks ungefähr wie ein weitläuftiges Freskogemälde gegen ein Miniaturbildchen in einem Ring. Was kann man aus jenen nehmen, als etwa ein Gesicht, eine Figur, höchstens eine kleine Gruppe, die man sodann als ein Ganzes ausführen muss? Ebenso würden aus einzelnen Gedanken beim Shakespeare ganze Scenen, und aus einzelnen Scenen ganze Aufzüge werden müssen. Denn wenn man den Aermel aus dem Kleide eines Riesen für einen Zwerg recht nutzen will, so muss man ihm nicht wieder einen Aermel, sondern einen ganzen Rock daraus machen."

So sind es also, wie aus jener oben erwähnten Stelle aus der Vorrede zu Thomsons Trauerspielen hervorgeht, immer zwei Forderungen, welche Lessing an ein vollendetes Drama stellt: zuerst, dass es mit Entfernung alles Gemachten, die Wirkung eines lebensvollen, beseelten Naturprodukts habe, sodann aber, dass dieses Naturprodukt nicht mit allen Schösslingen oder Mängeln dargeboten, sondern nach den Regeln der dramatischen Schönheit, wonach das Drama ein einheit-

lich in sich abgeschlossenes Ganze bilden muss, derartig geformt sei, dass der Bau des Ganzen gefährdet erscheine, wenn man zur vermeinten Vollendung desselben etwas hinzuzuthun oder hinwegzunehmen versuche. Denn, sagt Aristoteles," wenn es nichts ausmacht, ob etwas da ist oder fehlt, so ist klar, dass dasselbe kein (wesentlicher) Theil des Ganzen ist." (c. 8, § 4 nach Susemihls Uebersetzung.) Indem nun Lessing, in dieser Beziehung von einem Hauch griechischen Geistes selbst berührt, diesen Standpunkt den Dramatikern aller Zeiten und aller Nationen genügbar geltend macht, ohne bereits nationale Besonderheiten als wesentliche Momente der Beurtheilung anzusehen,[1] konnte er unmöglich in den Ton einstimmen, in welchem schon zu seiner Zeit die Shakspero-manen auch manche unzweifelhaften Mängel der Shakspereschen Stücke mit den Forderungen der Kunst für vereinbar erachteten. Wir bezweifeln daher mit Recht, ob er den springenden Scenenwechsel in denselben überall gebilligt habe, und wir erinnern uns an die scenische Einfachheit seiner eigenen Dramen, wenn wir ihn (VII, 134) darauf hinweisen sehen, dass die Alten in dem Zwang der Einheit der Zeit und des Orts, der freilich mit den unverbrüchlichen Gesetzen der Kunst nicht im geringsten zusammenhänge, „den Anlass gesehen hätten, die Handlung selber so zu simplificieren, alles Ueberflüssige so sorgfältig von ihr abzusondern, dass sie, auf ihre wesentlichsten Bestandtheile gebracht, nichts als ein Ideal von dieser Handlung war, welches sich gerade in derjenigen Form am glücklichsten ausbildete, die den wenigsten Zusatz von Umständen der Zeit und des Orts verlangte." Was aber die hiermit eng zusammenhängende Behandlung der Episoden angeht, so ist es besonders das englische Lustspiel, das er nur unter der Bedingung einer Bearbeitung für die deutsche Bühne empfehlen kann. „Die englische Manier in dieser Beziehung, sagt er (VII, p. 56), zerstreut und ermüdet uns; wir lieben einen einfältigen Plan, der sich auf einmal übersehen lässt. So wie die Engländer die französischen Stücke mit Episoden vollpfropfen müssen, wenn sie auf ihrer Bühne gefallen sollen, so müssen wir die

[1] Diese „kosmopolitische" Seite seiner Aesthetik ist treffend von Loebell charakterisiert, Vorlesungen III, p. 41—45.

englischen Stücke von ihren Episoden entladen, wenn wir unsere Bühnen 'glücklich damit bereichern wollten. — Mit ihren Tragödien würden wir noch eher fertig; diese sind zum Theil bei weitem so verworren nicht, als ihre Komödien, und verschiedene haben, ohne die geringste Veränderung, Glück bei uns gemacht, welches ich von keiner einzigen ihrer Komödien zu sagen wüsste."

Wenn man bei dieser Stelle an Shakspere mitdenkt, so darf man nur nicht vergessen, mit welcher Verehrung er im übrigen von ihm redet, und dass er bei allen Veränderungen, die man sich bei ihm gestatten möchte, vor allen Dingen eine vorsichtige Bescheidenheit anrathet. (17. Liter.-Br.) Denn so zahlreich auch seine Besonderheiten sein mögen, so werde man doch (was von den Franzosen nicht zu sagen sei) hinreichend für sie durch seine übrigen Vorzüge entschädigt. „Möchten meinetwegen, ruft er aus (VII, p. 195), Voltaires und Maffeis Merope acht Tage dauern und an 7 Orten Griechenlands spielen! Möchten sie aber auch nur die Schönheiten haben, die mich diese Pedantereien vergessen machen." Und Shakspere hatte nach ihm diese Schönheiten. Auf die geringste von ihnen sei ein Stempel gedrückt, welche gleich der ganzen Welt zurufe: ich bin Shakspere's! und wehe der fremden Schönheit, die das Herz habe, sich neben ihn zu stellen. (Dram. St. 73.) Von jedem uns so scheinenden Fehler aber getraue er sich jederzeit einen Grund anzugeben, welcher die höheren leitenden Absichten des Dichters offenbar mache.

Eine Probe dieser Beweisführung ist bekanntlich die neue und einzig richtig Vertheidigung der Verbindung des Ernsthaften und Komischen, welche er, abweichend von Wieland, nicht einfach mit Berufung auf das Beispiel der Natur zulässt. „Nur wenn eben dieselbe Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattirungen des Interesses annimmt, und eine nicht bloss auf die andre folgt, sondern so nothwendig aus der andern entspringt, wenn der Ernst das Lachen, die Traurigkeit die Freude, oder umgekehrt, so unmittelbar erzeugt, dass uns die Abstraktion des einen oder des andern unmöglich fällt, nur alsdann verlangen wir eine solche Abstraktion auch in der Kunst nicht, und diese Kunst weiss aus dieser Unmöglickeit selbst Vortheile zu ziehen."

Anderes übergehe ich und erwähne nur noch den letzten Punkt, der Lessingen zu einer so begeisterten Empfehlung Shakesperes veranlasste: die nationale Verwandtschaft der Deutschen und Engländer, die Verwandtschaft unsres älteren Dramas mit den englischen Stücken. Daher sein harter Angriff Gottscheds, der wegen seines französierenden Geschmacks nun gar um den Ruhm aller Verdienste komme, von dem er wünscht, dass er sich mit dem Theater niemals vermengt hätte. „Er hätte, fährt er fort, aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, dass wir mehr in den Geschmack der Engländer, als der Franzosen einschlagen; dass wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken gibt; dass das Grosse, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt, als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; das uns die zu grosse Einfalt mehr ermüde, als die zu grosse Verwickelung u. s. w. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn geraden Weges auf das englische Theater geführt haben.[1] .... Wenn man, heisst es weiter unten, die Meiterwerke des Shakespeare mit einigen bescheidenen Veränderungen (!) unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiss gewiss, es würde von bessern Folgen gewesen sein, als dass man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann; und zweitens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesem zu rühmen weiss, denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am leichtesten von so einem, das alles blos der Natur zu danken scheint (!), und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschreckt.“ —

[1] Danzel (I, p. 448) glaubt aus dieser Stelle schliessen zu dürfen, dass Lessing in der „Handlung“, d. h. in dem, was Danzel mit der Mehrzahl der Aesthetiker irrthümlich hierunter versteht, das Wesentliche des Dramas gesehen habe. Anders aber, wie mir scheint, zu unbestimmt, Ulrici (III³, p. 188), nach dem Lessing für das Wesentliche das erklärt habe, was Aristoteles über den eigentlichen Zweck der Tragödie sagt. Er scheint besonders an die Reinigung von Furcht und Mitleid zu denken.

„Auch nach den Mustern der Alten zu entscheiden“ (ich schliesse mit der Stelle, welche ich an den Eingang dieser Untersuchung stellte), „ist Shakespeare ein weit grösserer tragischer Dichter, als Corneille; obgleich dieser die Alten sehr wohl und jener fast gar nicht gekannt hat, Corneille kommt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakespeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählt; und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem „Oedipus“ des Sophokles muss in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben, als „Othello“, als „König Lear“, als „Hamlet“ u. s. w.

Das Verständniss dieses berühmten Passus im 7. Literaturbriefe zum Bewusstsein zu bringen, war meine Absicht und ich wäre befriedigt, wenn ich sie nur einigermassen erreicht hätte. Freilich, ewig zu bedauern ist es, dass Lessing selbst zu der ins Einzelne durchgeführten Parallele, welche er in dem als Fragment hinterlassenen Leben des Griechen zu geben hoffte, niemals Zeit gefunden hat.

Die Lieder und Reime von Strassburg.

Von Richard Gosche.

Die Dichtung ist eine theilnehmende Begleiterin der schichte. Der gradlinigen Ueberlieferung, im besten F einer beglaubigten Urkunde oder eines aufrichtigen Geschicl schreibers fügt sie Zeugnisse des innern Lebens hinzu, welc unter der bewegten Oberfläche der Wirklichkeit pulsiert sich der thatsächlich interessierten Beobachtung der Z genossen leicht entzieht. Sie hat es vorzugsweise mit Empfindungen und Stimmungen zu thun, welche ebenso hä Ergebnisse als Grundlagen bedeutender Thatsachen sind. A sie steht zu ihnen nicht immer in gleicher Unmittelbark Das nüchternste Interesse an der Geschichte nimmt die Re chronik, welche nur durch die Zufälligkeit der Form sich der prosaischen Auffassung und Darstellung unterschei die subjectivste Wertschätzung der Wirklichkeit erlaubt auch hier die Kunstpoesie, welcher die allgemeine Auffass der Dinge gleichgiltig und nur deren individuelle Bedeut wichtig ist; den natürlichen Höhepunkt zwischen beiden nin die Volksdichtung ein, welche die seelischen Grundstimmun weiter Kreise angesichts geschichtlicher Thatsachen so einf unmittelbar und treu wiedergibt, dass Lessing recht hatte sagen, es möge vielleicht für die Gelehrsamkeit ganz gut s dass die uralte Gewohnheit der Deutschen, ihre Geschicht Lieder und Reime zu verfassen, gänzlich abgekommen, a für die historische Wahrheit gewiss nicht.[1])

Diese Unmittelbarkeit der gleichzeitigen oder durch ei natürlichen Anstoss sich fortsetzenden Empfindungen und St mungen ergreift uns als eine unwiderstehliche Macht in

---

[1]) Lessings sämmtliche Schriften herausgegeben von K. Lachm durchgesehen von W. v. Maltzahn IX, 80.

schönen Sammlung der geschichtlichen Volkslieder der Deutschen, welche Herr v. Liliencron veranstaltet hat; sie wird uns auch auf dem hier eingeschlagenen Seitenwege der deutschen Dichtung entgegen wehen, welchen zu betreten der der grosse Plan jenes nationalen Werkes nicht erlaubte. Und noch mehr. Der aufmerksame Beobachter wird finden, dass die Dichtung, ohne sich grundsätzlich für Momente allgemeiner oder beschränkt örtlicher Bedeutung zu entscheiden, mit einer wunderbaren Zähigkeit und Treue das volkstümliche Ideal auch da noch festhält, wo die äusserlichen Mächte der Geschichte unzulänglich, vergesslich, treulos oder verzweifelt erscheinen.

An diesen Liedern und Reimen von Strassburg haben sich während eines wechselvollen Jahrtausends verschiedenartige Zeitalter und Persönlichkeiten betheiligt. Am charakteristischsten und volkstümlichsten tritt nach den spärlich überlieferten Ansätzen des Mittelalters und nach den Augenzeugen des burgundischen wie des schwäbischen Krieges das sechszehnte Jahrhundert hervor, gegen dessen Ende, besonders seit Fischarts energischer Dichtungsweise, der Sinn für die nationale Bedeutung der Reichsstadt in religiöser und staatlicher Beziehung sich klärt und schärft, so dass die Poesie bedeutende Lichter auf den bischöflichen Krieg zu werfen vermag. Die traurige Katastrophe des siebzehnten Jahrhunderts wird mehr Lieder hervorgebracht haben als uns erhalten sind, aber kaum bitterere als diese. Dann scheint sich seit dem letzten Viertel des siebzehnten, besonders aber im achtzehnten Jahrhundert eine Gruppe von bald lebensfrischen, bald tragischen Garnisonliedern zum Theil mit Benutzung älterer Motive zu bilden, bis mit und nach den deutschen Befreiungskriegen das Erinnerungsbild von der deutschen Stadt Strassburg die verschiedenen Stufen der nationalreligiösen Entrüstung, der ästhetischen Verklärung, des ernsten Realismus durchläuft.

Die Dichter gehören, entsprechend dem Wechsel der Bildungsepochen und Interessen, verschiedenen Ständen und Lebensrichtungen an. In mönchisch-lateinischer Bildung berührt zuerst mit elegischen Distichen gelegentlich Ermoldus Nigellus unter Ludwig dem Frommen die Schönheit und das eigentümliche Leben des Vogesengebietes und Strassburgs; Hexameter und Distichen, welche im Stil der Grabinschriften

von den Strassburger Bischöfen berichten, werden in ihrem zweiten Theile mit ziemlich ausreichenden Gründen dem Bischof Erchembald am Ende des zehnten Jahrhunderts beigelegt Von dem Standpunkte einer bedeutenden deutsch-französischen Bildung und einer ebenso umfassenden als subjectiv-bewegten Weltanschauung verwendet im ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts ein weltlicher Mann, Gotfried von Strassburg, Motive des heimatlichen Lebens für sein romantisches Gedicht. Neben den nur von fern erkennbaren volkstümlichen Sängern treten dann seit dem letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts die lateinisch gelehrte Dichtung des Canonicus von St. Die, Pierre de Blarru, besonders aber die Meistersänger und Spruchdichter auf, von ersteren durch die erhaltenen Denkmäler bezeugt vor Allen ein Ungenannter am Ende des burgundischen Krieges und dann im sechzehnten Jahrhundert Jörg Künnast, dem Namen, wenn auch nicht der Lebensstellung nach kenntlich, den wahrscheinlich die Noth aus dem Breisgau nach dem reichen und wolthätigen Strassburg getrieben hatte; unter den anderen zunächst der Jurist Sebastian Brant, dem bei seinen moralischen Zerrbildern, wenn er auch altüberlieferte Darstellungsmittel für den Zweck seiner Dichtung sehr äusserlich zusammenfügt, dennoch das Strassburger Leben vor Augen schwebte, weiterhin die sehr mechanische Art des Pritschenmeisters Ulrich Wirry von Aarau und ebenfalls nur mit handwerksmässiger Tradition Bernhard Schmidt, indess wieder ein Jurist, Johann Fischart mit umfassender Erfahrung, kühnem Selbstbewusstsein und unerschrockener Vaterlandsliebe die bescheidene Form des Reimpaars ergreift und bisweilen mit lyrisch-didaktischer Frische zur einfachen Liedform erweitert. Neben ihnen versäumen die Humanisten und überhaupt die Gelehrten nicht, gelegentlich das sie lockende Strassburg zu preisen. Die elsässischen Bewegungen des ausgehenden sechszehnten Jahrhunderts riefen wieder den Volksgesang wach, dessen kräftigen Ton 1592 „Ein gut gsell frisch vnnd frey“ anschlägt, ohne dass wir seinen und andrer mit ihm dichtenden Männer Namen und Stellung kennen. In den Drangsalen des dreissigjährigen Krieges, welche Strassburg fast unmerklich aber doch tief entscheidend trafen, registrierte ein Meistersänger Kleinlawel auf Grund älterer Chroniken in naiver Poeterei die Geschichte seiner Stadt und pries sie Segen

wünschend mit kurzen akrostichischen Reimen ein vertriebener Schulmeister Stephan Landschütz. Durchaus volkstümlichen Ursprung und Charakter haben die Lieder, welche die dunkle Katastrophe des Jahres 1681 veranlasst, selbst da, wo sie Lateinisches beimischen; ebenso weiterhin diejenigen, welche Strassburg, die grosse Feste Frankreichs gegen Deutschland als Schauplatz eines ächten Garnisonlebens zum Hintergrunde haben und zum grössten Theil ihren Ursprung aus der lebendigen Wirklichkeit durch Sangbarkeit, Sprachfarbe und Unmittelbarkeit der Situation bezeugen. Mit dem neunzehnten Jahrhundert erweitert sich der Kreis der Dichter durch das Zusammenwirken der Romantiker und Patrioten diesseits des Rheins mit den wackern Vorkämpfern des Deutschen im Elsass: zwischen dem ritterlichen Max v. Schenkendorf aus dem fernsten Ostpreussen und dem braven Drechslermeister Hirtz in Strassburg ist eine Fülle von Nüancen möglich und auch zu Tage getreten. Auffallend und doch sehr erklärlich ist die sehr geringe Teilnahme der französischen Dichtung an Strassburg: auffallend, dass auf die keck erworbene ruhmreiche und charakteristische Stadt, den Edelstein des Elsass, doch nur wenige und geringfügige Verse bezogen worden sind — erklärlich und geradezu natürlich, da Frankreich, als seine Poesie wenigstens ein äusserliches Recht gewann über die deutsche Stadt zu reden, mit aller seiner litterarischen Technik und seinen litterarischen Ideen bereits durchaus auf Paris gewiesen war.

Mit dieser buntzusammengesetzten Dichterwelt ist eine grosse Mannigfaltigkeit der Formen selbstverständlich gegeben. Die lateinische Bildung des Mittelalters und der Renaissancezeit führt Erchembald, Petrus de Blarrorivo (Pierre de Blarru), Georg Fabricius, Nicodemus Frischlin u. A. auf den Hexameter; Ermoldus Nigellus, in kleinerem Umfange Erchembald, im sechszehnten Jahrhundert Hieronymus Gebwyler, Bernhard Moller, Rudolf Walther von Zürich und Andere verwenden das Distichon; vereinzelt taucht der jambische Senar auf, wie bei Salomo Frencelius. Einen reichen Vorrat bildet in deutscher Sprache die Volksdichtung und der Meistergesang, welche seltener auf das Charakteristische, häufiger auf die Beliebtheit und Künstlichkeit der dichterischen Form absehen. Der poetische Bericht über einen Herbergsbrand

im Jahre 1497 „ist in der Korweiss gar lustig zu singen“ Lieder des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts sin in der Weise des Fräuleins aus Britannien, im „Schillerton“ nach den Melodien „der Sommer kommt mit Freuden“, „E wollt ein Jäger jagen“, „Hilf Gott, das wird gelingen“, „Ic stund an einem Morgen“, „Magdeburg, nun halt dich feste“ „Wolauf ihr Landsknecht alle“ gedichtet; der höhnische „Ge spräch-Gesang“ auf Strassburg von 1681 will gesungen sei „wie man den Coridon singt“. Daneben wird für mehr lehr hafte Zwecke das einfache Reimgedicht verwandt, wie vo Brant, den Pritschenmeistern, in kräftig belebter Weise vo Fischart. Mannigfaltiger erscheinen dann wieder die Soldaten lieder, deren Töne gelegentlich die Dichtung der Romantike und der elsässischen Patrioten zu ihrem sonstigen Reichtun herüber nimmt. Mit charakteristischer und dramatischer Frisch verwendet Arnold den alten Alexandriner und einige lyrisch Weisen in seinem „Pfingstmontag“.

Die behandelten Stoffe sind von ganz ungleichem Wer und Interesse, da insonderheit die volkstümliche Dichtun auch kleinere Momente, wenn sie nur vorübergehende Auf merksamkeit in weitern Kreisen erregten, behandelt und ihr Kunst ebensogut 1517 einem „Kyndt mit einem Schaffskop geboren zu Strassburg“ widmet als 1592 den entscheidende Angelegenheiten des elsässischen Patriotismus und der strass burger Freiheit. Aber auch in der Behandlung des für un bedeutungslosen oder doch gleichgültig gewordenen, wie z. B der Hungersnot von 1518, welche den Breisgauer Jörg Künnas zum Lobe des hülfreich rettenden Strassburg veranlasste, ode der Liebesverhältnisse in den Soldatenliedern des achtzehnte Jahrhunderts, interessiert das Lied durch charakteristisch-leben dige Darstellungsweise; es erscheint drastisch liebenswürdig wenn Momente des Bürgertums und dessen Eigenarten vor geführt werden, wie in Fischarts biederem und zugleich poeti schem Bericht von der Züricher Breitopffahrt und in der Reimsprüchen von den Schützenfesten; geradezu fesselnd wo die deutsche Frage oder die Sache der Freiheit als ei mehr oder weniger bestimmtes Ideal lebendig wird, wie i den Bundesliedern aus dem letzten Viertel des sechszehnte Jahrhunderts und im neunzehnten seit Max v. Schenkendor und den beiden Stöber; treuherzig anziehend, wenn man sic

mit naivem Behagen der grossen selbständigen Vergangenheit entsinnt, wie in Kleinlawels Reimchronik, oder sei es mit humoristischem, sei es mit elegischem Anfluge Bilder der alten und neuen Zeit zeichnet, wie unter den neuern Elsässern Karl Candidus, Georg Daniel Hirtz, August Lamey, Gustav Mühl, Friedrich Otte, Adolf und August Stöber, vor Allen aber in dramatischer Lebendigkeit Georg Daniel Arnold mit seinem „Pfingstmontag“ aus der unmittelbarsten Wirklichkeit des Bürgertums; am wertvollsten erscheinen diese patriotischen Ueberlieferungen stofflich dann, wenn sie sich mit bedeutenden Wendepunkten der Geschichte beschäftigen, wie die Lieder von dem strassburg-schweizerischen Bündniss des Jahres 1588, dem bischöflichen Kriege von 1592 und dem Verrat von 1681.

Mit diesen allgemeinen Umrissen ist das Gebiet der Lieder und Reime von Strassburg abgegränzt und charakterisiert. Einen natürlichen tiefen Einschnitt bezeichnet mit seinen Vorbereitungen und Liedern das Ereigniss des Jahres 1681, weil es die Weltstellung und im Grunde das Seelenleben der von da ab nicht mehr freien Reichsstadt alteriert; die vorhergehende lange Epoche deutscher Freiheit und Selbständigkeit zerfällt in die beiden durch sich selbst gegebenen Stufen des Mittelalters und der beginnenden neuen Zeit. Ebenso scheidet sich die Epoche der französischen Herrschaft in zwei Gruppen; in die der volkstümlichen Garnisonlieder und in die der poetisch-romantischen Kunstdichtung über Strassburg einschliesslich der Sturm- und Siegeslieder der Gegenwart. Wir betrachten zunächst die von den beiden Poesiegruppen, deren Mittelpunkt die freie deutsche Stadt bildet, die ältere mit ihren meist fragmentarischen Denkmälern oder gelegentlichen, indess interessanten Anspielungen, welche kurz vor Anbruch der reformatorischen Bewegungen einige ganze Lieder darbietet.

I. Das Mittelalter bis zum Beginne der reformatorischen Bewegungen.

Nicht lange nachdem Gregor von Tours gegen Ende des sechsten Jahrhunderts für unsere Kunde zuerst den deutschen Namen der neuen alamannischen, aus der verwüsteten alten römischen Militärstation hervorgegangenen Stadt genannt

hatte[2]), muss sich die ebenfalls alamannische Sage abgerundet haben, welche die ohne Zweifel schon deutsch kunstmässig formulierte Grundlage des lateinischen Waltharius bildet und mit ihrem furchtbaren Recken Trogus auf Strassburg deutet.[3]) Aber über die Stadt selbst wird, obgleich die Kämpfe der wilden Sage sich durchaus auf dem Vogesengebiet bewegen, nichts näheres hinzugefügt. Sie taucht kenntlich erst aus den elegischen Versen des Ermoldus Nigellus auf.[4]) Dieser aus Aquitanien stammende Mönch hatte Zeit und Gelegenheit das Elsass und Strassburg kennen zu lernen, wohin ihn als Parteigänger des Königs Pippin die Ungunst Ludwigs des Frommen um 824 verbannt hatte und wo er unter der milden Aufsicht des trefflichen Bischofs Bernoldus bis 830 lebte. Seine schmeichlerisch widerlichen Lobgedichte an Ludwig und Pippin gewinnen durch ihre mannigfachen Beziehungen zu dem Orte ihrer Entstehung Reiz und Wert. Er nimmt Veranlassung das Vogesenland mit seinen Rebenhügeln, fetten Wiesen, fruchtbaren Feldern, fischreichem Strome, dichten hohen von allerlei Wild belebten Wäldern, kühnen Menschen zu preisen; er hebt Handel und Betriebsamkeit hervor, die günstige Lage des volkreichen Strassburg an der grossen Handelsstrasse, das glänzende und also gewiss nicht mehr ganz einfache Münster der Jungfrau Maria daselbst, dessen Schönheit und Altäre er bewundert, indess er gegen die Reste römischer Kunst tiefen christlichen Unwillen äussert.

---

[2]) Hist. Franc. IX 36 „Strataburgum". Die bei Schoepflin Als. diplom. I 131 abgedruckte Urkunde Ottos II. vom 9. Januar 982 bezeichnet die Stadt als „Argentinensem civitatem quae rustice Strazburg vocatur."

[3]) Vergl. J. Grimms Ausgabe in den „Lateinischen Gedichten des X. und XI. Jh." v 1009. ff. und dazu ebend. p. 117.

[4]) Pertz Monum. Germ. Script. II 513 (Eleg. IIII 649 ff.) und besonders 518 f. (Carmen in laudem gloriosissimi Pippini regis v. 137 ff.). An letzterer Stelle heisst es:

Urbs populosa nimis Romano nomine dicta est
Argentorata, nomine digna suo;
Prosperitate nova Strasburg vocitata manet nunc,
Quod populis constet publica strata modo.

Ueber den Verfasser vergl. Bährs „Geschichte der römischen Lit. im karoling. Zeitalter" p. 96 f. und Wattenbachs „Deutschlands Geschichtsquellen" (1858) p. 113 f.



Das sind die ersten Verse, welche, wenn auch in fremder und dürftiger Kunstweise und ohne mannhafte Empfindung von Strassburg selbst reden. Aehnlicher topographischer und landschaftlicher Beziehungen entbehrt vollständig der als Ausgangspunkt der Strassburger Geschichtschreibung beachtenswerte alte Bischofskatalog in lateinischen Hexametern und Distichen.[5]) Man pflegt diese Versreihen dem tüchtigen Bischof Erchembald von Strassburg (965—991) beizulegen, was bei den vier trotz aller Kürze eingehender charakterisierenden Gedichten in Distichen um so entschiedener festgehalten werden muss, je unverdächtiger in dem letzten derselben Erchembald sich selbst als Verfasser bezeichnet. Unerklärlich ist, warum der Dichter von seinen Vorgängern nur Ratold, Otbert und Ruthart besingt, so dass zwischen den drei genannten je zwei und unmittelbar vor Erchembald ein Bischof übergangen wird, mithin einem späteren Schriftsteller Gelegenheit zu einer Prosaergänzung blieb. Gotfried, welcher auf Otbert folgte, hatte den Bischofsstuhl nur acht Wochen inne und konnte desshalb unerwähnt bleiben, was bei den übrigen unerwähnt gebliebenen nicht zutreffen würde. Der hässlich musikalische leoninische Reim in diesen Distichen konnte wol den Unwillen der späteren Humanisten, wie Wimphelings, welcher sich ebenfalls mit den Bischofsreihen beschäftigte, erregen; die charakteristische Haltung der Verse ist indess so anerkennenswert, dass demselben Verfasser unmöglich die ziemlich inhaltlosen einunddreissig Hexameter gehören können, welche die Bischöfe von dem ganz unverbürgten Amandus ab aufzälen.

Wenn die Verse des Bischofs Erchembald in ihrer Beziehung auf Strassburg vollkommen sicher aber ohne rechte Frische und Leben sind, tritt bei dem nächsten hier zu nennenden Dichter ein umgekehrtes Verhältniss ein: seine grosse, lebendig bewegte Dichtung, welche ausserdem den schönen Vorzug hat in deutscher Sprache abgefasst zu sein, ist vielleicht mit Beziehungen auf seine Heimat erfüllt, aber diese sind unsicher. Ich meine Gotfried von Strassburg.

---

[5]) Boehmer „Fontes" III 1—4; vgl. die treffenden Bemerkungen C. Hegels „Die Chroniken der oberrheinischen Städte. Strassburg," I. Bd. (1870) p. 48 f.

Man hat aus seinem „Tristan" eine Reihe von Zügen :
sammengestellt, welche zeitgeschichtliche und locale Momei
wiederzugeben scheinen.[6]) Indem der Dichter, der sichtli
im Guten und wol auch im Schlechten auf der Höhe (
Kunst seines Zeitalters stand und in der Geschichte (
Poesie als der Entdecker eines fast unbetretenen Gebiets (
Seelenlebens zu bewundern ist, das ihm örtlich oder geschic
lich gegebene in eine freiromantische Sphäre erhebt, erschw
er die Möglichkeit des Wiedererkennens oder hebt sie ga
auf; gleichwol wird man in der glänzenden Schilderung (
Ritterspiele, welche der König Marke zu Ehren Riwalîns v
Parmenien in der süssen Sommerfülle veranstaltet (v. 679 f
den Widerschein des Hoflagers bemerken, welches Kai
Philipp um Pfingsten des Jahres 1207 bei Strassburg hie
noch bestimmter darf man annehmen, dass der Dichter d
Hohn, welchen er über das Isolden auferlegte Gottesurt
mit einer pikanten Kühnheit ausspricht, angesichts des u
geheuren Missbrauchs der Ordalien in Strassburg selbst g
lernt und befestigt habe. Wenn das schöne Weib das glühe
Eisen, welches ihr das gerechte Misstrauen ihres eifersüch
gen Gatten Marke in die Hand legt, vor dem Gericht
Karliun ungefährdet tragen konnte (v. 15735 ff.), so erw
sich auch hier

„daz der vil tugenthafte Krist
wintschaffen alse ein ermel ist."

Gewiss hatte er erlebt, was Jacob Twinger von Königshof
(wenigstens in der mittlern jedoch auch durchaus authe
schen Fassung seiner Strassburger Chronik) aus der Zeit (
Bischofs Heinrichs II von Veringen berichtet[7]): „by sir
ziten warent in Eilsas vil beginen und zülbrüder und an
lüte edele und unedele, die heimelichen undereinander gros
ungglouben hieltent und meindent und gloubetent, das flei
essen an dem fritage und in der vasten und an andern gebot
tagen nüt sünde were, und was indewendig des gürtels g
schehe, das were natürliche und nüt wider got gedan, u

[6]) vgl. Hermann Kurz „Zum Leben Gottfrieds von Strassbu
Germania XV (1870) Heft 2—3, vorher in der Augsburger Allg. Zeitu

[7]) Die Chroniken der oberrheinischen Städte. Strassburg. Bd
(Leipzig 1871) p. 649 nach der Recension B der Königshofensc
Chronik.

schicketent iren jerlichen zins gein Meigelon (d. i. Mailand), do in dem selben unglouben ir öberste houbet und herschaft was, und vil ander wunderliche ding wider cristen glouben hieltent sü heimeliche undereinander. dis enpfant dirre bischof und die statt und vingent der selben verkerer und unglöibigen lüte ettewie vil. under den wurdent 80 frowen und man bewiset mit dem glügenden isen, das sü in iren henden tragen mûstent, die wurdent alle 80 auf einen tag verbrant zû Strasburg, do men zalte von gotz gebürte 1212 jor."

Aber es lohnt sich nicht, solche Züge, welche bedeutsamer für Gotfrieds Kunst als für die dichterischen Anschauungen von Strassburg und Strassburger Leben sind, hier weiter zu verfolgen, zumal sie weder überall absichtlich noch klar erkennbar sind. Kaum zwei Jahrzehnte später fällt ein merkwürdiges Zeugniss, welches Spottlieder auf Strassburg anzudeuten scheint.[5]) Um das Jahr 1230 wird von dem gleichzeitigen Konrad von Pfaefers (Abt von Zwiefalten), dem Fortsetzer der St. Galler Chronik, ein „Scultetus de Hagenowe" erwähnt, was nicht als Eigenname, sondern als Bezeichnung einer städtischen Behörde, als Schultheiss von Hagenau zu deuten ist. Wenn es aber von ihm heisst, dass er der Stadt Strassburg nicht wenig feindselig gesinnt gewesen sei, und zugleich hinzugefügt wird, dass er am Hofe des Königs wiederholt die schändlichsten Hahnschreie gerufen habe: so sind dies einfach prosaische Hinterträgereien gewesen, über welche der Chronist leider nichts näheres mitteilt. Dass man sie in Strassburg vergass, ist natürlich; dass aber ein drei Jahrzehnt später fallendes grosses Ereigniss keine deutlichen Spuren in der dichterischen Ueberlieferung hinterlassen hat, ist auffällig. Der Tag der Schlacht von Hausbergen (der 8. März 1262), bedeutend durch seine Entscheidung der bürgerlichen Autonomie gegenüber der starren Kühnheit des Bischofs Walther von Geroltseck, hat nicht seinen Halbsuter oder Veit Weber, sondern erst von dem bescheidenen Kleinlawel ab die Aufmerksamkeit der Dichter gefunden.

---

[5]) „Scultetus enim de Hagenowe, Argentine civitati non parum infestus, frequenter in aula regis pessima percantabat gallicinia", Conradus de Fabaria in den „Casus S. Galli" Cap. XVII bei Pertz M. G. Scr. II p. 181. — Die Sculteti imperiales von Hagenau erwähnt Schöpflin Als. ill. I 359.

Fast ein Jahrhundert später taucht das beachtenswerte erste Zeugniss für die Volksdichtung über Strassburg mit einer bedauerlich kurzen Probe auf. Die Limburger Chronik[9]) berichtet unter dem Jahre 1351: „auf disses sang man aber ein gut lied von Frauwen zuchten, vnd sonderlich auf ein Weib zu Strassburg, die hiese Agnes, vnd was aller Ehren werth, vnd trift auch alle gute Weiber an. Das lied ging also:

Eines reinen guten Weibs angesicht,
Vnd frölich zucht dabey,
Die seind warlich gut zu sehen.
Zu guten weiben han ich pflicht,
Wann Sie seind alles wandels frey, &."

Der Textzustand, in welchem das ganze Geschichtswerk überliefert ist, erlaubt keinen Schluss auf die ursprüngliche Mundart dieser Verse; der ebenfalls nicht erkennbare, weil nicht ganz wiederherzustellende Strophenbau weicht mit seiner Reimfolge erheblich von den gewöhnlichen Volksweisen ab, und die besungene Frau Agnes ist bis jetzt noch nicht geschichtlich nachgewiesen. Aber im Allgemeinen darf man den dunklen geschichtlichen Hintergrund, auf welchem sich eine helle, der dichterischen Aufmerksamkeit würdige Frauengestalt abheben konnte, mit ziemlicher Sicherheit vermuten. Die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war grade für Strassburg eine grauenhafte Epoche, in welcher die furchtbaren Leiden der grossen Pest der Jahre 1348 und 1349, die entsetzliche von einem elsässischen Dichter Gustav Mühl wirksam dargestellte, Strassburgs Bürgertum tief berührende Verbrennung von etwa 2000 Juden am 14. Februar 1349, an einem mit christlich-fanatischem Raffinement gewählten Sabbathtage, die religiöse Erregung der Geissler und die durchaus verstörte Ordnung des Lebens alle Energie eines weiblichen Herzens herausfordern konnten. Kleinere Motive zu behandeln würde in der ungeheuerlichen Zeit selbst ein Meistersänger kaum Neigung gehabt haben und der Zusammenhang gebietet durchaus nicht, etwa nur an Garderobenverhältnisse zu denken.

Auf achtzig Jahr verlässt uns dann die poetische Ueberlieferung von Strassburg wieder. Erst während der Mainzer

[9]) „Fasti Limpurgenses" 1617 p. 18, in Rossels Ausgabe (1860) p. 23.

Unruhen 1428—30, in denen allerlei städtische Fragen, welche Strassburg zum Theil längst abgethan, zur Erörterung kamen, fand ein auf der Seite der Alten stehender Dichter Jacob Stosselin in seinem „In dem almechtigen namen hebe ich dis an" beginnenden Gedichte Gelegenheit auf Strassburg hinzuweisen[10]):

„Was mochte den von Strassborg sin,
do si haten ere und gut,
werde ritterschaft bi en und hogen mut?
Heten si di behalden, das wer en ere,
und lassen sitzen als von alter here;
der budel were in nit also lere
und mochten auch vil mere
sonst eren glaubens han."

Der Dichter hatte hier besonders die Zwistigkeiten über das Verhältniss zwischen Rittertum und Bürgertum im Sinne, welche Strassburg seit 1419 gefährdet hatten und durch den Dachsteiner Krieg zu verschiedenen für den Adel demütigenden Arrangements im Vertrage von Speier führten. Das Elend, welches wenige Jahrzehnte später über das Elsass hereinbrach, änderte an dieser Situation nichts. Seit 1439 hatten sich die verheerenden Züge der Armagnacs, der „armen Gecken" oder der „Écorcheurs", wie sie mit widerlichem Hochmute sich selbst nannten, in das deutschfranzösische Grenzland ergossen und sie riefen einen Dichter wach[11]), dessen Lied uns der treffliche durch den Humanismus und seinen deutschen Sinn gehobene Maternus Berler von Ruffach in seiner Chronik erhalten hat: nirgends bemerkt man jedoch eine Bezugnahme auf Strassburg. Dass in diesen und den unmittelbar sich anschliessenden Kämpfen die Gefahren der politischen Stellung des Elsass zwischen dem aufdringlichen Frankreich und dem einsichtslosen deutschen Reiche kenntlich wurden, sah Niemand. Vielmehr im Jahre 1448, als die Strassburger in der Fehde mit ihrem Bischof Rupert das Wasslenheimer Schloss, welches einem seiner Verbündeten gehörte, zerstört hatten, erschien der Moment bedeutend genug, dass sich ein Spruchdichter zu verschiedenen Reimpaaren als Unterschriften zu den Kriegsbildern begeisterte, mit welchen die

---

[10]) v. Liliencron „Die historischen Volkslieder der Deutschen" I p. 319—324 nr. 64. Die angezogene Stelle steht v. 67—76.

[11]) Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg, I 2 p. 62—64. Der Text bedarf der Emendation.

wie es scheint besonders beteiligten Bäcker den Tanzsaal ihrer Zunftstube in Strassburg schmücken liessen.[12]) Wenn einzelne Partien durch die Form eines fingierten Gesprächs zwischen Belagerern und Belagerten belebter sein mochten, so erheben sich doch Sätze wie

„Als man tausend vierhundert Jar
Zalt acht vnd viertzige offenbar,
Zugen alle Handwerck zu Strassburg auss,
Vnd brachen Wasslenheim das Hauss"

nicht über den poetischen Stil der einfachsten Reimchronik; Rufe wie

„Zint ahn, hie muss gar nichts bleiben,
Lass die Funken gen Himmel steuben"

charakterisieren schon etwas lebendiger die Wildheit der Sieger; die dem Herrn Schan von Finstingen oder seinen reichen und mächtigen Lehnsleuten, den beiden Brüdern von Thann in den Mund zu legenden Worte

„Hett ich den Rohraffen schlaffen lohn
So wer mein Schloss gantz bliben stohn"

wenden sich entweder an das gewaltige schwere Geschütz der Strassburger, welches besonders neben dem „Strauss" genannt wird, oder fassen das gleichnamige wunderliche fratzenhafte Bildwerk an der grossen Münsterorgel, welches uns wiederholt als eine volkstümliche Figur unerschrocken und beredt begegnet, charakteristisch als Sinnbild des Strassburger Bürgertums. Die Abfassung dieser Sprüche spät nach den Ereignissen selbst anzusetzen liegt kein Grund vor.

Wieder waren es kriegerische Weisen, welche kaum dreissig Jahre später von der gefährdeten Freiheit und Sicherheit des Elsass und im Hintergrunde von einer der folgenreichsten Bewegungen des ausgehenden fünfzehnten Jahrhunderts zu berichten hatten.[13]) In dem burgundischen Kriege, welcher unerwartet energische Bündnisse gegenüber Karl dem Kühnen und folgenreiche Constellationen der Dinge herbeiführte, war unter den elsässischen Städten insonderheit Strassburg zu den Schweizern in ein enges Bundesverhältniss ge-

[12]) L. Schneegans „Strassb. Geschichten" p. 2—5 und danach Stöbers „Alsatia" 1850 p. 84 f.

[13]) vgl. hierzu Uhlands Schriften II p. 382—392.

treten und durch die mehr sittlich tüchtigen als künstlerisch wolthuenden Lieder Veit Webers und Anderer fiel jedem irgend ein Ruhmesanteil zu. Das Tragische der Ereignisse, welche den schweren Kampf gleichsam einrahmen, des Todes Peters von Hagenbach und des Karls des Kühnen, wird natürlich nicht in seiner ganzen Gewalt empfunden oder gar zur Darstellung gebracht: für jenen verhärteten Landvogt erfindet der erbitterte Bürgersinn die höhnische Parodie des uralten Osterliedes; die Niederlage und das Ende des verwegenen Herzogs bei Nanzig wird mit dem natürlichen Gefühl freudiger Sicherheit besungen. Diesen Dichtern sind nur die einfachen Thatsachen in ihrer Unmittelbarkeit wertvoll. Indess bemerken wir unter den zalreichen Liedern, welche uns durch spätere Einzeldrucke und besonders durch den offenen und gesunden Sinn eines Teilnehmers und Augenzeugen jener Kämpfe, des Berner Gerichtsschreibers Diebold Schilling in seiner Chronik erhalten sind[14]), kein einziges, welches Strassburg ausschliesslich behandelte; etwa zehn unter ihnen vergessen aber nicht, die wackere Beihülfe der durch ihr Geschütz ausgezeichneten Stadt anzuerkennen oder doch zu erwähnen. Das bedeutendste Ereigniss des Jahres 1474, am Eingange der Kämpfe, war das Treffen bei Héricourt am 13. November, welches als Augenzeuge Veit Weber besungen hat.[15]) Er unternimmt dies wie ein grosses und schwieriges Werk:

„Nu wil ich aber singen
und dichten, ob ich kan.
Got well, dass uns gelinge,
damit so heb ich an!
Herzog Sigmund von Oesterrich,
der hat sich wol besinnet,
als es wil dunken mich.“

Obgleich für die dem Siege fast unmittelbar folgende Eroberung des stark befestigten Schlosses ein besonders grosses Geschütz Strassburgs erhebliche Dienste geleistet hatte, so

---

[14]) Diebold Schillings Beschreibung Der Burgundischen Kriege. Bern 1743 Fol.

[15]) D. Schilling p. 146—149, Veit Webers Lieder vom burgund. Kriege, herausgeg. von H. Schreiber (Freiburg 1819) p. 23 ff., O. L. B. Wolffs „Sammlung historischer Volkslieder“ p. 510—517, E. L. Rochholz „Eidgenossische Liederchronik“ p. 116—120, v. Liliencron II p. 37—42 nr. 133.

nennt der Dichter diese Stadt doch nur einmal und nebenher in der siebenten von dem Bischof von Basel handelnden Strophe:

„Der edel bischof kame,
mit Strassburg also gut;
Sletstat er mit ihm name,
die waren all gemut;
sie hatten all rot angeleit,
die von Colmar kamen gezogen,
in rot und blaws bekleit.“

Die Episode des kölnischen Kriegs, welche den Herzog im Anfang dieser Kämpfe sehr ernst beschäftigte aber für Strassburg nicht von unmittelbarer Bedeutung war, regte einen süddeutschen Dichter 1475 zu einem Gedicht in Reimpaaren an[16]), das nicht unempfindlich ist gegen das Preisgeben des Elsass durch den Kaiser und andere Verkehrtheiten. Im Eingang bekennt er unerschrocken:

„Zu Menz in der stat gut
sprach dein maister aus freiem mut.“

Er hat im Fortgange Gelegenheit Strassburgs zu erwähnen, indem er des Bischofs Heinrichs des Grünen gedenkt:

„Von Münster auss Wästfalen ain bischof stolz
zog auss mit mengem kerle als ain bolz,
Strassburg kom gefaren schon,
des haben sie dank und lon,
gen Köln für die zarge.“

Aber der Schauplatz für Strassburg war der Süden. An der Belagerung der Feste Blamont, welche zu der Uebergabe am 9. August 1475 führte, hatten seine Hülfstruppen mit ihrer grossen Kanone „der Strauss“ und zehn Feldschlangen erheblichen Anteil neben den Baslern, Bernern und Oestreichern. Daher widmet „der Zoller“ in seinem Schlachtliede[17]), welches in der ersten Strophe

---

[16]) v. Liliencron II p. 42—58 nr. 134, vgl. besonders v. 230—235.

[17]) D. Schilling p. 210—212 (15 Strophen), Wolff p. 532—542, Rochholz p. 134—137; dazu Uhland II p. 385 f. In der Schlussstrophe bezeichnet sich der Vf. so:

„Er führt ein stehelin Stangen,
Der Zollner es singen thut“

was an die ähnliche Schlusswendung eines Liedes auf die Schlacht bei Nanzig bei Schilling p. 375 erinnert:

„Er sitzt zu Bern im Oechtland,
Ein stechelin Stangen fürt er zur Hand“,

„Ein vereinung ist lobeliche,
der grosse Punt genant,
zu trost dem Römschen Riche,
zugents in Burgunsch land,
da haben si gewunnen,
beid stet und ouch die sloss,
gar bald es ward verbrunnen,
si furten gut geschoss"

die Bedeutung des Krieges für das deutsche Reich hervorzuheben nicht unterlässt, in der zweiten der tapfern Stadt ihren verdienten Lobspruch:

„Strassburg, ich wil dich prisen,
du hasts gevangen an,
du versoldetest zu Bern den wisen,
vier hundert werlich man,
tusent was man dir schicken
gar williglich wol bereit,
Got well, dass dirs gelücke,
es sei dir unverseit."

Ausser der Zahl seiner Hülfstruppen findet das Lied weiterhin in der sechsten Strophe auch neben dem berner Geschütz „Metz", dem österreichischen „Keterlin" und der wahrscheinlich Baseler „Reimerin" das schon genannte Strassburgs rühmenswert:

„Grangij ward übergeben
zu des von Wirtemberg hand,
das her sach man streben
vor Blomont in dem land;
der Struss thet mengen schalle,
Metz und das Keterlin,
die Reimerin gar balde
ging als zum Muren in."

Die weiteren Schlachten wurden durch die unmittelbare Teilnahme Karls des Kühnen interessanter und entscheidender. An seiner Niederlage bei Granson am 2. März 1476,

---

und man wird mit Uhland II p. 386 beide Bezeichnungen auf éinen Vf. deuten dürfen. Dazu vergleicht sich sehr passend die schwer erklärbare Wendung in S. Brants „Narren schyff" 76, 10 f.:

„das er vacht mit eynr stäheln stangen
Oder rant mit eym juden spyess".

Natürlich hat bei dem Liederdichter die Bezeichnung nichts Ehrenrühriges; eine stählerne oder eiserne Stange wird wol schon damals zum Handwerkszeuge eines Zolleinnehmers gehört haben.

durch welche er sein reiches und prächtiges Lager verlor, hatte Strassburg, das mit einem Teil der Basler die Nachhut bildete, einen zwar verspäteten jedoch bedeutenden und gewinnreichen Anteil und darum wird es in drei namenlosen Siegesliedern von Granson ausdrücklich genannt. Das eine[18]) aus dreissig Strophen bestehende Lied ist sichtlich von Unwillen über die Haltungslosigkeit Oesterreichs erfüllt, wie es nicht ohne Bitterkeit in der ersten Strophen verrät:

„Oesterrich, du schlafest gar lang,
das dich nit weckt der vogelsang,
hast dich der mette versumet!
Der Burgunner hat sich ganz vermessen,
er wölt zu Bern und Friburg küchlin essen,
der ber hat im die pfannen gerumet."

Gott hat den Sieg verliehen, der vielleicht, was die neunundzwanzigste Strophe hervorhebt, noch grösser geworden wäre, wenn Strassburg seine Stellung im Vordertreffen gefunden hätte:

„Das Gott erbarm durch all sin güt,
dass man Strassburg zu hinderst beschied,
dass die ordnung musten halten!
Und werend si zum ersten in bruch komen,
als ich ir wesen han vernomen,
da wer noch meng helm zerspalten!"

Ein zweites Lied[19]), dessen Verfasser wir aus der Schlussstrophe als einen armen Mann kennen lernen (denn „in siner taschen ist er swach") und im Allgemeinen in der Schweiz zu suchen haben, stellt in der Anfangsstrophe:

„In welschem lande hebt sich ein struss,
da mag wol werden etwas uss,
die clawen well wir wetzen;
der gir treit grossen übermut,
der ber und stier gar wol behut,
wend manlich mit im ketzen"

den Geier des burgundischen Wappens den bekannten Schweizer Wappentieren gegenüber und kommt bei der Aufzälung

[18]) D. Schilling p. 298—301 (30 Strophen), Veit Weber von H. Schreiber p. 77 ff., Wolff p. 536—542, Rochholz p. 146—157, v. Liliencron II p. 74—79 nr. 138; vergl. dazu Uhland II p. 388. Lütolf im „Geschichtsfreund" Bd. XVIII (Einsiedeln 1862) p. 187 vermuthet (wie ich aus v. Liliencron ersehe) Hans Viol als Verfasser; vergl. weiterhin Anm. 22.

[19]) D. Schilling p. 302—304 (21 Strophen), Wolff p. 542—546, Rochholz p. 148—164, dazu Uhland II p. 387.

der einzelnen mitwirkenden Verbündeten in der elften Strophe auf das zu spät gekommene und so sich selbst kränkende Strassburg:

„Solotarn was ouch am hatz,
der ber der tet ein harten kratz,
und Friburg in Oechtlande,
der widder ouch gestossen hat,
Strassburg kam ein teil ze spat,
das tet im selber ande."

Durch den Widder ist Schaffhausens Teilnahme an der Schlacht bezeichnet.

Das dritte[20]), fromm und voll Gottvertrauen anhebend:

„Alle ding sol man fahen
in Gotes namen an;
man sol si nit vergahen,
wenn Got wil uns bistan;
Maria Gots muter, die reine meit,
die wil uns allwegen helfen
zu aller grechtigkeit"

stellt in der elften Strophe Strassburgs Teilnahme auf eine Linie mit Basel und den andern Städten:

„Ich kann nit anders singen,
Basel, Strassburg und ander stet,
die sinn wurdend mir zerrinnen,
wie si es angriffen hetend!"

Der noch erfolgreichere Sieg bei Murten am 22. Juni desselben Jahres 1476, welcher das burgundische Heer fast vollständig vernichtete, wurde von dem ernst teilnehmenden und am Schluss sich nennenden Veit Weber in einem trefflichen Liede besungen[21]) voll herzlicher Freude, wie sie die erste Strophe lebhaft ausspricht:

---

[20]) Eidgenössische Schlachtlieder mit Erläuterungen. Von Ludwig Ettmüller, Mitthh. der Antiquar. Gesellschaft in Zürich Bd. II (1844) Abth. 2 p. 75 f.; H. Kurz „Aeltere Dichter, Schlacht- und Volkslieder der Schweizer" (Zürich 1860) p. 73 ff.; v. Liliencron II p. 82—84 no. 114.

[21]) D. Schilling p. 347—351, Veit Weber von H. Schreiber p. 91 ff., Rochholz p. 175—176, besonders aber W. Wackernagels Ad. LB. (1859) p. 1247—54 und v. Liliencron II p. 92—95 nr. 142. Einzelausgaben des seit Ende des 16. bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts mehrfach gedruckten Liedes verzeichnet D. Weller „Annalen" I p. 107, II p. 519; sie geben auch die Melodie an: „Wiewol ich bin ein alter Greiss". Zum Liede vgl. Uhland II, 389 f.

„Mein herz ist aller fröuden vol,
darumb ich aber singen sol,
und wie es ist ergangen.
Mich hat verlanget tag und nacht,
biss sich der schimpf nu hat gemacht,
nachdem ich han verlangen.“

Strassburg, welches tausend Mann gestellt hatte, findet wie die andern Bundesgenossen in der neunten Strophe nur kurze Erwähnung:

„Des Fürsten züg von Oesterrich,
Strassburg, Basel desglich,
und ander pundgenossen,
die kament in einer grossen schaar,
wol zu den Eidgenossen dar,
in nöten wend sis nit lassen.“

Aber die frische Anerkennung Aller in der folgenden Strophe

„Kein hübscher volk gesach ich nie
zusammen kommen uf erden hie
in kurzer zit als balde“

gehört auch Strassburg.

Einen andern Ton schlägt ein zweites Murtenlied von Mathis Zoller an[22]), welchen man wol mit dem Verfasser des schon genannten Blamontliedes ohne Bedenken identificieren darf. In der etwas grossartigen Schillerweise hebt er von „Got vater in der ewigkeit“ an, erwähnt aber in der vierten Strophe von dem grossen Bunde neben vielen andern Strassburg nur ganz kurz. Ein drittes Lied auf dieselbe Schlacht von Hans Viol[23]), einem

---

[22]) Rochholz p. 184 f., v. Liliencron p. 99—103 nr. 144. Der letztere teilt mit, dass in Tschudi's Sammlung zu St. Gallen unter dem Text dieses Liedes stehe „finis auctore Matthia Zoller Suevo de Louffenberg“.

[23]) Rochholz p. 177—183, Ettmüller a. a. O. p. 76 f., H. Kurz p. 76 f., v. Liliencron II p. 96—99 no. 143. In 22 Strophen. Ettmüllers Text gibt „Hans Fiel“ in der Schlussstrophe als Namen des Dichters; der Druck in Münchs Aletheia 153, der mir unzugänglich ist, hat nach Uhland II 391 ebenfalls „Hans Viel“, was dieser in „Veil“ ändern wollte; v. Liliencron hat ebenfalls „Viel“. Dagegen gibt E. Weller „Annalen“ I p. 107 mit Bezugnahme auf Werner Steiners Liederbuch „Hanns Viol“ und ebenda die gleiche Form aus der Schlussstrophe eines Liedes auf die Schlacht von Girnis 1478; aus letzterer Quelle ergibt sich, dass der Dichter in Lucern lebte. Die Form „Viol“ wird auch bestätigt durch die von Weller II p. 503 angeführte Abhandlung Lütolfs im „Geschichtsfreund“ Bd. 18 (Einsiedeln 1862) p. 185.

damals in Luzern lebenden Dichter, lässt im Eingange den uns schon aus einem Lied auf die Schlacht von Granson bekannten burgundischen Geier in das Gebiet des Bären ausfliegen:

„Nun merkend all geliche,
mit singen so heb ich an
von dem pund so kreftigliche
mit mengem stolzen man;
er ist ins veld gezogen
mit wahrhaftiger hand,
der gir ist ussgeflogen
dem bären in sin land."

In der elften Strophe gedenkt er neben den andern Verbündeten Strassburgs mit besonderer Auszeichnung:

„Soloturn tuon ich nennen,
Friburg und Appenzell,
Strassburg liess sich wol erkennen,
es nimt sich der sachen ein held,
Basel und Mülhusen,
Collmar und Schlettstat guot:
der pund hat kein verdriessen,
alls gegen dem welschen bluot."

Die Lieder über die abschliessende Schlacht von Nanzig am 5. Januar 1477 erwähnen Strassburg ungeachtet seines Antheils an den letzten Operationen nicht weiter; nur ein namenloses neunundzwanzig Strophen langes Lied „vom ursprung der eidgnoschaft", das noch im Laufe des Jahres 1477 entstanden sein muss[24]) und, wie seine zalreichen Einzeldrucke beweisen, grossen Anklang gefunden hat, hebt die tapfere und treue elsässische Stadt hervor. Des Dichters Gedanken sind zwar auf die Schweiz gerichtet, wie er denn beginnt:

„Von der eidgnoschaft so wil ich heben an
des glichen hort noch nie kein man,
in ist gar wol gelungen!"

Aber Strassburg und andere elsässische Städte gehören in denselben Bundeskreis und so singt er in der achtzehnten Strophe:

---

[24]) Rochholz p. 206 f., Körner „Historische Volkslieder" (Stuttgart 1840) p. 1 f., v. Liliencron II p. 109—115 nr. 147, woselbst die Einzeldrucke verzeichnet sind.

„Ich trüw, er hab ein guten grund,
Strassburg gehört ouch in den bund,
die teten als die wisen;
Colmar, Sletstadt desselben gelich,
Basel, Mülhusen im römschen rich,
die fünf stet wil ich prisen.“

Den burgundischen Krieg in seinem ganzen Verlaufe, aber mit sehr ungleichem Interesse nehmen zwei grössere Dichtungen zum Vorwurf, eine deutsche und eine lateinische. Die erstere[25]) wurde von einem Meistersänger, sehr wahrscheinlich (worauf ganz bestimmte Localinteressen und eine gewisse Opposition gegen die Schweiz deuten) in Strassburg verfasst und 1477 wol auch dort gedruckt. Das Gedicht umfasst zehn Blätter Kleinfolio-Formats mit Doppelspalten; acht Seiten sind durch eben so viele Holzschnitte in Anspruch genommen. Der Dichter erscheint uns reicher an Frömmigkeit als an poetischer Kraft; er singt „zu lob vnd er der trinitöt.“ Aber es scheint ihm nicht an einzelnen drastischen Zügen zu fehlen. Von der Thätigkeit der grossen Strassburger Kanone vor Granson berichtet er mit einem gewissen derben Humor:

„Der Strusz von Straszburg snurte zwor
und macht ein wüst getentze:
wann er den kropf vol bulvers hat,
so leyt er harte eyger;
er clopft so groeblich an die stat,
recht als ein grober meyer.“

Die Heimkehr der Strassburger nach der gewonnenen Schlacht schildert er mit ehrlicher Freude und gottergebener Dankbarkeit:

„Die unsern kamen frisch zu husz,
es was in wol ergangen:
dar zu so bleib ir wenig usz,
ouch was ir keir gefangenn.

---

[25]) Panzers „Annalen der älteren deutschen Literatur“ Zusätze p. 37; Allg. deutsche Bibliothek Bd. XC (1789) St. 2 p. 530; Strobels „Vaterländische Geschichte des Elsasses“ III (Strassburg 1843) p. 455 f., welcher nach dem auf der frühern Strassburger Bibliothek befindlichen Exemplare näheres über das mir unzugängliche Gedicht mittheilt. Die beiden citierten Stellen sind von Strobel entlehnt.

Sie lobten got von hymmelrich
mit seiner werden gute,
dass er so gar genediclich
die unsern hat behute."

Was der Sieg von Nanzig zu bedeuten hat, empfindet er lebhaft nach und sieht in ihm die Fügung Gottes, denn er sagt am Schluss:

„Gott gab den friden offenbor,
Dem dankend lieben kinder."

Ganz anderer Art ist das lateinische Epos des Canonicus von St. Dié, Pierre de Blarrue oder Peter de Blarrorivo[26]). Er hatte sich die Aufgabe gestellt, Reinhard II. als Helden gegenüber dem kühnen Burgunder zu verherrlichen; er thut es nicht mit einem Homer und Horaz vereinigenden Talent, wie es bewundernd Désiré Boussard in seinen Distichen an den durch den Tod des Dichters mit der Herausgabe seines Werkes betrauten Jean Basin de Sandancourt ausspricht, aber fast ohne alle epische Staffage mit einer gewissen geschichtlichen Ehrlichkeit, chronologischer Gewissenhaftigkeit, bisweilen glücklicher Neigung zum Sententiöslehrhaften und eigentümlicher Begabung zur Beschreibung (die sich z. B. sogleich im Anfange bei der Schilderung Lothringens und Nanzigs zeigt). Um so mehr ist zu bedauern, dass der Dichter die Strassburger in die allgemeine Kategorie der „Alsatii" oder noch häufiger der „Germani" aufgehen lässt und ihrer besonderen Thaten und Eigentümlichkeiten kaum gedenkt. Vielleicht war seine specielle epische Aufgabe nicht das einzige Hinderniss: es steckt vielmehr etwas entschieden Französisches in dem geistlichen Manne, welcher daher den Schweizern trotz ihrer Bundesgenossenschaft etwas barbarisches beizulegen keinen Anstand nimmt.

Von allen diesen dichterischen Erinnerungen führt uns

---

[26]) „Petri de Blarrorivo insigne Nanceidos opus de bello Nanceiano", am Ende: „Impressum in celebri Lotharingie pago diui Nicolai de portu per Petrum iacobi presbyterum loci paganum. Anno M. D. XVIII nonas Januar." 130 Blätter kl. fol.; neu herausgegeben: „La Nancéide, ou la guerre de Nancy, poëme latin de Pierre de Blarru, avec la traduction française .... par Ferd. Schutz." Nancy 1840, 2 Bde. 8⁰. Ich konnte nur die editio princeps in Dresden benutzen.

kaum eine unmittelbar in das Leben der freien Reichsstadt, deren Bewohner uns fast nur in Kämpfen und Schlachten ausserhalb ihrer stattlichen Heimat erscheinen, am entschiedensten im Bunde mit den ihnen auch später nahe tretenden Schweizern. Auf diesem selben oft von gemeinschaftlichen Heereszügen belebten Gebiet zwischen Strassburg und Basel spielt eine Geschichte mehr criminalistischer und polizeilicher Art, welche das für die Rechtsverwaltung beider Städte charakteristische Volkslied vom „Mutschelbek"[27]) besingt. Sprache und Haltung dieser eigentümlichen in einundsechzig kurzen vierzeiligen Strophen verfassten und dialogisch belebten Dichtung, welche Valentin Holl in seiner wertvollen 1524 bis 1526 wahrscheinlich zu Augsburg gemachten Sammlung aufbewahrt hat, weisen die Abfassung nicht sowohl in die Jahre dieser Aufzeichnung, als vielmehr in die Zeit, da der bei Holl dem Liede vorgezeichnete Ton „von der frawen von Weissenburg" noch neu oder doch beliebt war. Dies letztere Volkslied ist, wie schon seine Erwähnung bei Holl zeigt, älter als die uns gegenwärtig erreichbar älteste schriftliche Niedersetzung desselben durch den Merseburger Chronisten Brotuff um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, und vielleicht noch weiter zurück weist der Umstand, dass seine Melodie bereits am Ende des fünfzehnten verschiedenen Liedertexten untergelegt wird. Das Lied vom Mutschelbek hat mit seinem Tonvorbilde auch ziemlich gleichen Anfang; nicht gewöhnlich ist die Ausdehnung der einleitenden Frageform auf das in der dritten und vierten Verszeile angegebene Thema. In sehr wirksamer Weise contrastiert die ernste Stimmung des graden und mannhaften Müllers aus Schweizenspühel, welcher angeklagt ist sein Weib im Ofen verbrannt zu haben, und das kleinpolizeiliche Wesen der Herren in Basel und Strassburg, welche den unschuldigen Mann gefangen nehmen sollen; es ehrt die letztere Stadt, dass der Angeschuldigte, ehe er gerechtfertigt zu St. Jacob zieht, ihrem Bürgermeister und weisen Rath seine drei jüngeren Kinder anvertraut — aber es zeugt von der Unsicherheit des Rechtswesens, dass dem einen seiner älteren Söhne gegenüber

---

[27]) Alte Volkslieder herausgeg. von Ludwig Uhland I, 1 p. 315–325 no. 130.

ihn trotz des festen Bewusstseins seiner Unschuld doch das Gefühl banger Unsicherheit nicht verlässt.

Noch bestimmter führen in das innere Leben der Stadt einige andere zum Theil bedeutende Dichtungen. Den überlieferten zehn Alexandrinern, welche „der Statt Strassburg Zünffte, wie dieselbe in Anno 1482 geordnet worden“ aufführen[28]), eine gleichzeitige Abfassung beizulegen ist kein Grund vorhanden, ebensowenig die Glaubwürdigkeit dieser Angaben anzuzweifeln. Mit umfassenderm Blicke und aus der Mitte des ihn umgebenden oder durch Beobachtung vertraut gewordenen vollen Lebens heraus hat aber Sebastian Brant sein „Narrenschiff“ gedichtet.[29]) Ihm gebührt hier seine Stelle, obgleich er 1494, da die erste Ausgabe des Werkes erschien, noch nicht wieder in seine Vaterstadt Strassburg zurückgekehrt war und derselben in diesem Werk namentlich auch nur einmal, in dem Capitel von den Bettlern gedenkt.[30]) So lang ansässig indess der Dichter damals auch in Basel war und so abhängig er von gelehrten Quellen und Vorlagen ist, welche er in die dehnbare Form seines moralischen und sehr einfach satirischen Werkes hineinarbeitet, so dürfen wir doch voraussetzen, dass ihm an jeder Stelle die lebendige Wirklichkeit, an welche sich seine dichterische und sittliche Kraft wendet, anregend und bestimmend vorschwebte. Und sein heimisches bewegteres Strassburg mehr als das anders geartete Basel, in das er 1475 als siebenzehnjähriger Jüngling eingetreten war, um zuerst seine juristischen Studien zu vollenden und dann von dem dort blühenden Humanismus und seinem dienstfertigsten Handlanger, dem Buchdruck, wie es scheint eine Zeit lang als eigentlicher Litterat zu leben, bis er Geltung als akademischer Lehrer gewann. Er war keine theoretische Humanistennatur, sondern eine praktische. Darum konnte ein noch praktischer angelegter, gegen humanistische Studien fast widerwilliger Mann, der Kanzelredner Geiler von Kaisersberg das Narrenschiff als einen willkommenen Grundtext nehmen, um Predigten für Strassburg darauf zu disponieren. Den Zeitgenossen werden die realen Beziehungen

---

[28]) Heitz „Das Zunftwesen in Strassburg“ (Str. 1856) p. 149.

[29]) Seb. Brants Narrenschiff herausgegeben von Fr. Zarncke. Leipzig 1854.

[30]) Narrenschiff 62 v. 34, Zarncke p. 62 vgl. dazu p. 402.

der kecken, häufig zu bitterer Satire zugespitzten oder zu wuchtiger Gewalt concentrierten Reimpaare durchweg verständlich gewesen sein; für uns sind sie nur wenig sicherer als die bereits berührten Anspielungen bei Gotfried von Strassburg. Aber wer im vierten Capitel die Kritik der Kleiderthorheiten liest, wird sofort an die Schilderungen des Strassburger Lebens aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erinnert, wie sie Berichte und polizeiliche Verordnungen darbieten, vor allem an die kurze Tracht.[31]) Zwar findet sich in dem das Capitel einleitenden Holzschnitt ein Uli von Stouffen als Typus eines Modemannes dargestellt; aber dieser Name hat nicht nothwendig eine von Strassburg wegweisende bestimmte topographische Beziehung, sondern lässt eine Combination mit „stouf" d. h. Becher, Humpen zu[32]), und im Uebrigen ist der Inhalt der Verse strassburgisch genug, so dass Geilers Predigt nur in ungezwungenster Weise das gegebene Charakteristische auszuführen hatte, um anzüglich und wirksam zu werden. Mit grosser Wahrscheinlichkeit darf man die Pfründenjagd, welche das dreissigste Capitel geisselt, ebenfalls vorwiegend auf Strassburg beziehen, wo sie mit den andern überlieferten Missbräuchen der Kirche das widerstrebende Bürgertum normaler als in andern deutschen Lebenskreisen zur Reformation führte. Der Dichter selbst war nicht auf diesem fortschrittlichen Wege begriffen, wie das innerlich bewegte 99ste Capitel „vom abgang des glouben" zeigt: in diesem Abschnitte besondere Strassburger Anspielungen zu suchen ist durch nichts angedeutet. Dagegen ist das 76. Capitel „von grossem ruemen" wieder charakteristisch. Der „Dr. Griff", welcher die Hauptfigur des vorgesetzten Holzschnittes bildet, sonst auf dem Titelbilde und zum 168. Capitel an dem Schiffe selbst unter den Narren namentlich bezeichnet ist, wird zwar später von Thomas Murner, der dies Capitel Brants vor Augen hatte, nach der Schweiz gesetzt, wohin der „Peter von Brunndrut" des Narrenschiffes selbstverständlich gehört; aber Utz Eckstein, selbst ein schweizerischer Pfarrer, bezeichnet vier Jahre nach dem Er-

[31]) Die kurze schandbare Tracht des fünfzehnten Jahrhunderts zu Strassburg und im Elsass von Archivar Dr. L. Schneegans, Zeitschrift für deutsche Kulturgesch. 2. Jahrg. (1857) p. 359—384.

[32]) Zarncke zum Narrenschiff p. 307.

scheinen des Gedichts vom grossen Lutherischen Narren in einem reformatorischen Spiel[33]) diese Figur ausdrücklich als Dr. Gryff von Strassburg. Eine ihrer selbst so sehr bewusste Grossstadt, wie Strassburg mit Recht sich fühlte, mochte in einem solchen Charakter nach einer weniger empfehlenswerthen Seite ihres Wesens angemessen karikiert werden.

In den übrigen deutschen und lateinischen Gedichten Sebastian Brants werden, mehr als wir zu erkennen vermögen, Strassburger Motive verwandt sein, zumal in den seit seiner Rückkehr nach der Vaterstadt (1501) entstandenen. Erklärlich und deutlich ist dies bei den ihn persönlich berührenden Gelegenheiten, wie bei dem Tode des ihm nahe stehenden, von ganz Strassburg geliebten, bewunderten und beweinten Geiler (den 10. März 1510): die kurze lateinische und von ihm selbst auch deutsch bearbeitete Elegie macht dem Verfasser des Narrenschiffes, an dessen sittliche Grundsätze das Lob des Todten überall anklingt, volle Ehre.[34]) Aber auch über die Gränzen solcher unmittelbaren Veranlassung hinaus mag er Strassburgische und allgemeine Momente in seinem Dichten verknüpft haben. Denn aus seinen Epigrammen ergibt sich eine wahrhaft deutsche Gesinnung, in welcher er auch dem Kaiser Maximilian alles Lob darbrachte, eben so ein sehr bewusster Gegensatz zu französischem Wesen, und noch ist er vertrauensvoll genug zu erwarten, dass man den gallischen Hahn von dem deutschen Mist vertreiben und ihm die Federn ausrupfen werde.[35]) So geben ihm die zweiundfünfzig allegorischen Darstellungen in der Dreizehner-Stube des Strassburger Rathhauses Gelegenheit zu einer „Freyheitstaffel“ in ebensoviel Sprüchen[36]), in welchen er an Beispielen besonders der alten Geschichte den Werth und rechten Gebrauch der Freiheit ohne Verblendung gegen die Gefahren der deutschen Unverträglichkeit ehrlich und einsichtig erörtert.

Ganz bestimmt in das innere Leben Strassburgs und zum ersten Male mit anziehender Ausführlichkeit führt uns ein volkstümliches Lied, welches durch ein Ereigniss von

---

[33]) Zarncke a. a. O. p. 421, Goedekes Grundriss p. 248, 15.
[34]) Zarncke a. a. O. p. 194 no. II und p. 154.
[35]) Zarncke p. 155 no. 2, p. XXXVII no. 8.
[36]) Zarncke p. 158 f. Eigentlich sind es 53 Sprüche vgl. No. 51.

begränzt localer Bedeutung im Jahre 1497 veranlasst wurde. Während der Johannismesse dieses Jahres war in dem Wirtshause zum „Spanbett", das zwischen dem jetzigen Guttenbergs-Platze und der früheren Schindbrücke, heutiger Pont d'Austerlitz lag[37]), eine Feuersbrunst ausgebrochen, welche bei der starken Besetzung der Herberge nach der Archiv-Chronik[38]) sechsundzwanzig Menschen das Leben kostete. Das aus zweiundzwanzig Strophen bestehende Lied gibt genauen Bericht hiervon. Es war an einem Donnerstag Abend. Den zahlreichen Gästen des Wirtshauses waren freundlich die besten Speisen gereicht worden und man begab sich zur Ruhe: jeder empfieng nach bestehender Ordnung sein Nachtlager „danach er edel was." Aber des Feuers in der Küche hatte man nicht Acht gehabt und um Mitternacht bemerkte der Wächter die ausbrechenden Flammen. Der Weckruf erreichte jedoch einen grossen Theil der Schlafenden zu spät: die Treppen waren bereits abgebrannt. Die Rettungsmittel genügten nicht: die Flamme ergriff die Armen, unter ihnen manch frommen Mann; das nach seiner Mutter rufende Kind der Wirtin wollte deren Schwester retten, fand aber mit ihm in dem zusammenbrechenden Hause den Tod. Erst am Morgen hörte der Brand auf, als nichts mehr zu zerstören war; jetzt grub man aus den Brandtrümmern die bis auf einen Mönch und die Frau mit dem Kinde unkenntlich gewordenen Leichen aus, deren Zahl der Dichter auf dreiundzwanzig angibt, und bestattete sie in der Spitalgrube.

Es geht ein Zug wirklich herzlicher Theilnahme durch das Lied, welches daher weit über den Kreis Strassburgs hinaus und bis tief in das 16. Jahrhundert hinein den Beifall deutscher Hörer und Leser fand. Mancher Abdruck desselben mag zerlesen worden sein; drei alte aus verschiedenen Druckereien[39]) vorliegende sind noch Zeugniss genug für

---

37) Später niedergerissen für den Ausbau des Kaufhauses vgl. Friese's „Vaterländ. Geschichte" II p. 111.

38) Code historique et diplomatique de Strasbourg II p. 217.

39) Die mir zugänglichen Drucke des Liedes, von denen der kundige E. Weller den undatierten und den Nürnberger aufführt (Annalen I p. 226 no. 128, II p. 534), sind folgende drei: 1) „Ein warhafftige geschicht, | von einem Feür, geschehen zu Strass- | burg, als die Herberg zum Span- | beth verbrandt, Im jar | M. CCCC. XCVII. | (Holz-

seine weite Verbreitung. Der sichtlich älteste derselben entbehrt der Angabe des Druckortes und Druckjahrs, aber sein Text ist noch katholisch, wie es der Zeit des besungenen Ereignisses angemessen ist: hier wird in der Not des Todes noch „Maria die vil werde“, „die reine magt“ angerufen. Die Sprache hat durchaus nicht das einheitliche dialektische Gepräge, um das Lied etwa Strassburg zuweisen zu können, wo es wol entstanden sein wird: ohne Zweifel hatte der Text bis zu diesem Abdruck schon Aenderungen erfahren.

---

schnitt, welcher ein brennendes Haus darstellt.) | ¶ Vnnd ist inn der Korweiss, gar | lustig zu singen, etc.“ | 4 Blätter klein-8°; der Text beginnt 1v und endet 4r; 24 Zeilen die volle Seite; die einzelnen Strophen sind abgesetzt, nicht aber die einzelnen Verszeilen. Dieser Text ist unten abgedruckt mit Beifügung der Strophenzählung; in den folgenden Bemerkungen wird er mit A bezeichnet. — 2) „Ein Warhaffti- | ge Geschicht, von einem | Fewer, geschehen zu Strassburg, Als | die herberg zum Spanbetth ver- | brandt, Im jar. | M. CCCC. XCVII. | Vnd ist in der Korweiss, gar | lustig zu singen.“ | 4 Bll. kl.-8°. Der Text beginnt 1v und endet 4r, ebenfalls 24 Zeilen die volle Seite; am Ende steht: „Gedruckt zu Nürnberg, | durch Friderich Gutknecht.“ | Im Folgenden mit B bezeichnet. — 3) „Ein New Kleg- | liches lied, von einem Fewr | zu Strassburg, Bey der her- | berg zum Spanbedt genandt, | verbrandt ist | worden. | Vnnd ist inn der Korweys, gar | lustig zu singen, etc.“ | Am Ende Bl. 4r: „Gedruckt durch Hansen Burger“, der vielleicht schon 1554, sicher aber zu Straubing 1561—64 und zu Regensburg 1566—87 gedruckt hat. Ebenfalls 4 Bl. kl. 8° und der Text von 1v — 4r gehend; auch hier sind nur die Strophen, nicht aber die Verszeilen abgesetzt. Ich bezeichne diesen Text mit C. Dass dieser Text, obgleich der am spätesten gedruckte unter den drei genannten und evangelisch überarbeitet, doch den ursprünglichen Eingang bewahrt hat, ist oben hervorgehoben. Da die Jungfrau Maria weichen musste, ergaben sich weitere, auch den Reim treffende Aenderungen. Die zweite Hälfte der ersten Strophe lautet daher in C (und ziemlich übereinstimmend in B): „Man thet gross wunder sagen, im land so weit vnd ferrn, | Ach Gott wem soll ichs klagen, | Christo meinem Herrn“; die letzte Verszeile besser in B: „Christo meim lieben Herrn.“ Strophe 15 4 E: „Herr Christ nim mein (B besser 'meine') Seel.“ Str. 23 4 C: „Herr Gott dir sey es‿klagt“, B: „seis geklagt.“ Die übrigen Varianten sind fast ohne Ausnahme untergeordneter orthographischer Art; nur „do“ in B für „da“ der beiden andern Texte ist hervorzuheben. Str. 4 6 ist statt des Druckfehlers „Don- | stag“ in A das „Donnrstag“ von BC von mir in den Text gesetzt worden; ausserdem ist „dz“ und „wz“ aufgelöst worden. A hat am Ende Bl. 4r: „Das ist geschehen, als man zalt M. CCCC. XCVII Jar“, wofür B und C die angeführten Drucknotizen bieten. Alle drei Drucke befinden sich in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

An die Stelle der Jungfrau Maria setzen die beiden andern Drucke Christus und Gott und charakterisieren sich also als protestantische. Der eine dieser beiden Drucke bezeichnet sich als „Gedruckt zu Nürnberg, durch Friderich Gutknecht“, muss also zwischen 1548 und 1568 fallen; der andere nennt ohne Ortsangabe den Drucker „Hansen Burger“, von welchem wir sonst sicher wissen, dass er 1561—64 in Straubing und 1566—87 in Regensburg druckte: die Typen des Lieddruckes scheinen auf letzteren Ort zu deuten. Obwol dieser vermutlich Regensburger Druck der jüngste sein würde und mit dem Nürnberger den ursprünglichen katholischen Charakter des Liedes geändert hat, so ist er in der Eingangsstrophe doch der altertümlichste. Die beiden anderen Texte haben etwas doctrinäres in ihrer Berufung auf ein Gelesenes; der Regensburger beginnt wie es einem wirklichen Volksliede geziemt:

„Mercket auff was ich will singenn,
hört zu in kurtzer fryst
von wunderlichen Dingen
was zu Strassburg geschehen ist.“

Alle drei haben übereinstimmend die Angabe „in der korweis gar lustig zu singen“, womit indess nichts bestimmtes gesagt ist. Denn dieser wol schon seit Ende des 14. Jahrhunderts gebräuchliche Name bezeichnet in der Terminologie der Meistersänger bei dem Harder eine ziemlich künstliche Strophe von elf, bei dem Mönch von Salzburg eine von 24, in der späteren Nürnberger Theorie von 26, in dem vorliegenden Liede von nur acht Reimzeilen.[40]) Dieser Unbestimmtheit der Bezeichnung zu begegnen heisst daher bei dem Harder die „kôrwîse“ noch „der guldîn schillinc“, bei dem Mönch von Salzburg der „süsse ton“ und ohne Zweifel wird die Weise unsers Liedes eines zweiten charakteristischen Namens nicht entbehrt haben.

Seinem Inhalte nach fordert dies Lied zu einem Vergleich mit einer neueren Darstellung desselben Ereignisses auf, welche Daniel Hirtz, einer der bravsten Strassburger Dichter, in der modernen Nibelungenstrophe und im Strassburger Dialekt versucht hat. Den Vorzug eines mehr epischen

---

[40]) Vgl. „Meisterlieder der Kolmarer Hs.“ (Stuttgart 1862) no. 2 und p. 184, Wagenseil „De civitate Noriberg.“ p. 539.

Stils hat die neue Dichtung vor dem naiven Liede des ausgehenden fünfzehnten Jahrhunderts voraus; aber sie verdirbt die ernste Harmonie der Grundstimmung durch die Ausführung der von dem älteren Dichter kaum angedeuteten Geschichte von einem ebenfalls in den Flammen umkommenden Benedictiner-Mönch, der als „ein dicker fetter Mann“ sich so fest in das Dachfenster der Herberge, um der Todesgefahr zu entfliehen, einzwängt, dass er selbst weder vor noch rückwärts kann und so auch den übrigen den einzigen Rettungsweg versperrt.

Die nächsten Reime zeigen uns gleich denen aus der Zeit des burgundischen Krieges mit gelegentlichen und kurzen Erwähnungen Strassburg wieder unter Waffen, aber in einer ganz andern politischen Stellung wie dort. Die nahen Beziehungen zwischen Strassburg und der Schweiz, welche in jenem Kriege bestanden und durch die Bündnisse von 1488 und 1493 befestigt zu sein schienen, waren durch die politischen und militärischen Operationen des Kaisers Maximilian für den Augenblick vollständig abgebrochen, da die Schweizer, in weiser Fürsorge für ihre Selbständigkeit und in gerechtem Misstrauen gegen die Energie des Reichs es ablehnten, sich den wenig aussichtsvollen Plänen des Kaisers einzuordnen. Der schwäbische Krieg von 1499 fand Strassburg unter den Gegnern der enger verbündeten Schweizer, aber zu seinem Unheil[41]), und wenn die schweizerischen Kriegsliederdichter wieder mit ähnlichem Eifer wie mehr als zwanzig Jahre vorher Siege zu besingen hatten, so gab es diesmal nichts Freudiges vom Elsass zu berichten. Die vielbesungene Schlacht von Dorneck am 22. Juli 1499 traf auch die Strassburger empfindlich. Zunächst redet davon ein fünfzehnstrophiges in drei Redactionen und verschiedenen Einzeldrucken verbreitetes Lied[42]), gesungen von einem frischen schweizerischen Theilnehmer an dem Kampfe, denn es heisst in der letzten Strophe:

---

[41]) Zur allgemeinen Lage vgl. Uhlands Schriften II p. 392 f. und für das Detail Wilibald Pirkheimers „Historia belli Suitensis“. Die Reimchronik von Johann Lenz ist mir nicht zur Hand.

[42]) v. Liliencron II p. 398—406 no. 206 A, B, C; davon das erstere auch bei H. Kurz p. 86 f., das zweite bei Körner p. 43 und bei Uhland Volkslieder I[a] p. 440—443 no. 168.

„Der uns das liedlein nüwes sang,
ein frischer eidgenoss ist ers genant,
er hats gar frölich gesungen,
er hat mengen Swaben erstochen
und mit den Strassburgern gerungen."

Er spielt witzelnd mit dem Namen des Schlachtorts in der Eingangsstrophe:

„An einem mendag es beschach,
dass man die Osterricher ziechen sach
und Dorneck wolten sie beschowen;
und Dorneck du vil hoches hus
du tust inen we in den ougen —"

geht aber in der dreizehnten Strophe mit absichtlicher Kürze an Strassburg vorüber:

„Die eidgenossen hand eine list erdacht,
si haben die Schwaben gen Dorneck bracht,
si und iren gesellen,
ir sind ein teil von Strassburg gesin,
es müge wem es welle."

Bestimmter gedenkt dieses Momentes eine zu 23 Strophen erweiterte Fassung desselben Liedes:[43])

„Die von Strassburg zugend mit ganzem fliss,
ir kleidung warend rot und wiss,
ir büchsen hand si verloren,
ir fendli ist gen Zürich kon,
hanget in der Wasserkilchen im chore."

Der Verlust der Strassburger Fahne ist auch sonst bezeugt[44]) und noch bitterer als jener ungenannte Dichter erwähnt Peter Meiler oder Müller[45]) in seinem weiter umblickenden 43 strophigen Liede „der alt gris[46]), welches anhebt:

---

[43]) v. Liliencron II p. 403—406 no. 206 C, A am nächsten stehend; oben ist Strophe 17 citiert.

[44]) Pistorius Rerum germanicarum scriptt. II p. 309.

[45]) Am Schluss eines nicht hierher gehörigen ebenfalls sehr frischen Schweizerliedes gegen die Schwaben bei v. Liliencron II p. 383 no. 201 11 sagt er:

„er sitzt am Zurichse,
Peter Müller, ein Schweizerknab,
er singt uns menges me!
im Rintal ist er gesessen
im appenzeller biet."

[46]) Rochholz p. 259 ff., v. Liliencron II p. 420—427 no. 210; vgl. Weller Ann. I p. 287 und Uhland II p. 394.

„Wie wol ich bin ein alter gris,
so tichten ich doch in schlechter wis
ein nüwes lied ze singen,
und singen von dem römschen küng,
wie er ist komen hinder die sprüng,
ein eidgnoschaft zu zwingen" —

in der 35. Strophe die Niederlage der Strassburger:

„Strassburg, wie ist es dir ergangen?
din venli sicht man ze Zürich hangen,
es möcht dich wol verdriessen!
Wilt du an die Schwizer kriegen,
so lass dich die hochmut nit betriegen
und lass ander büchsen giessen."

Von zwei andern Liedern über den schwäbischen Krieg berührt das eine 57 Strophen lange[47]), bestimmter auf Dorneck bezügliche und schweizerisch kräftig anhebende

„Woluf ir gesellen all mit schall
in der eidgenossschafft uberall,
und land uns frölich wagen!
die landsknecht hand geschworen einen eid
si wellen uns vertriben und jagen"

in der vierzehnten Strophe nur kurzweg die Theilnahme der elsässischen Städte:

„Strassburg, Schlechtstadt, Colmar mit gewalt
kamen mit grossen gewalt jung und alt
und ander stet im Elses gelegen;
si wolten Dornegg zerstöret han,
des heten si sich verwegen."

Das andere sehr erbitterte von 38 Strophen[48]) ist etwas allgemeineren Inhalts, beschäftigt sich jedoch ebenfalls mit der Dornecker Schlacht. Es beginnt:

„Der krieg hat sich erhaben
gen disen sumer gut,
der pund tut sich vast traben,
hat gehegt ein frien mut;
zu Costenz in dem leger
hand si gelept in dem hus;
es were inen gesin vil weger,
si werent nit mer komen uss!"

---

[47]) v. Liliencron II p. 407—413 no. 207.
[48]) Rochholz p. 253 ff., v. Liliencron II p. 413—417 no. 208.

und gedenkt in der 28. und 29. Strophe Strassburgs nich allein im Vorbeigehen, sondern hebt auch sein bekannte schweres Geschütz hervor:

„Nach disem wesen alle
sind aber zogen uss
das rich mit grossen schalle
gon Dorneck für das hus,
Strassburg und ander stet
und schussent vast die mur:
wie gern si es gewunnen heten,
es ward inen vil zu sur!

Der Struss liess sich hören
mit mengem harten knall,
er wolt nun zerstören
das schloss ganz überall
mit sinem strengen schiessen,
es kostet hals und hüt;
das tet die im schloss verdriessen,
si hielten es als from lüt."

Wie verschieden die Parteistellung von der im burgundi schen Kriege! Und es bedurfte grosser Wandlungen der all gemeinen Culturverhältnisse, um Strassburg und die Schwei wieder einander zu nähern und zu verknüpfen, wofür un weiterhin bedeutende dichterische Zeugnisse begegnen werden Fast seltsam ist es, dass um dieselbe Zeit die Schweiz mi ihrer Tapferkeit geschäftsmässiger unter romanischen Völkern zu hausieren beginnt, indess getragen von Humanismus und tüchtigem Bürgersinn (Momenten, welche auch einzeln Städte der Schweiz verbunden tiefer bewegten) Strassburg Schritt vor Schritt den Weg in die neue Zeit einschlug Nicht mit der raschen Kühnheit, in der es sich einst sein Gemeindeverfassung zu erringen und zu befestigen gewuss hatte, sondern mit bedächtiger Energie. Vielleicht hatt „Eyn hypsch lied wie sich | yetz geistlich vnd auch weltlic halten", welches mit schweizerischer oder bestimmter basele Orthographie 1500 in Strassburg gedruckt und „in spete thon" gesungen wurde, das Werden bedeutsamer innere Zustände der Stadt zum Vorwurfe[49]); im Uebrigen wisse

[49]) Am Ende steht: „Getruckt vff Grüneck von | Bartholoey Kystler. XV. C. jor" 4 Bll. 8°. Vgl. Ph. Wackernagel „Bibliographie des deut schen Kirchenliedes" p. 9 no. 23 und E. Weller „Repert. typogr.

auch jetzt die Lieder und die Sprüche noch nicht von grossen Ideen und Thatsachen zu reden.

Derb witzig aber ohne allgemeine Bedeutung sind die beiden lateinischen Distichen, welche mit deutscher Uebersetzung in Reimpaare Sebastian Brant in seinem charakteristischen und anziehenden Bericht über die Wahl Wilhelms von Honstein zum Bischof von Strassburg 1506 überliefert[50]): bemerkenswert nur durch das in ihnen sich aussprechende Gefühl über das mögliche Unheil in der Kirche. Ein ähnliches Gefühl unheilvoller Zeit spricht sich in einem zehn Jahre später fallenden Gedicht aus, das durch das ziemlich gleichgültige, die Menschen aber doch abschreckende Ereigniss einer menschlichen Missgeburt veranlasst wurde.[51]) Der ehrbare Priester Maternus Berler von Ruffach, welcher in die für seinen Vater Thomas Berler geschriebene Chronik mancherlei dichterische Zeugnisse für geschichtliche Begebenheiten aufnahm (wie wir oben schon einem Beispiel begegneten), hat uns die angstvollen Reimpaare aus dem Jahre 1517 erhalten, welche von einem Kinde, das im Herbst dieses Jahres mit einem Schafskopf geboren ward, erzälen: sie sind nicht beachtenswert wegen des sicherlich sehr ungenau beschriebenen naturgeschichtlichen Phänomens, sondern wegen des energischen Ausdrucks über die Versunkenheit der Welt, so dass der Dichter das Kommen des jüngsten Tages fürchtet (vgl. unten no. II). Es ist ein wunderliches Zeugniss für die Seelenstimmung Strassburgs.

Statt des angedrohten jüngsten Tages brachte das Jahr 1517 grosse Theuerung, Hungersnot und Krankheiten und

---

no. 156. Das neunstrophige Lied beginnt: „In freüden sond jr syn behafft | und Loben got mitt voller krafft." Bartholomeus Kystler druckte bis 1506 in Strassburg.

[50]) „Bischoff Wilhelms von Hoensteins (Hundssteins) waal und einrit" Code historique et diplomatique de Strasbourg II p. 248. Die auf den alten von Hennenberg gemünzten Verse heissen:

„Destruet ecclesiam, scorto duce, protenus istam
Mox gallina senex totum et episcopium.
Nam geminos pullos ovo producet ab uno
Qui fimum spargent, reliquiasque boni."

[51]) Chronik von Maternus Berler, Code historique et diplomatique de Strasbourg II p. 129 f.

1518 besonders den Veits-Tanz. In dieser traurigen Lage zeigte der Rath der Stadt Strassburg seine ganze Umsicht und Energie. Er füllte die Speicher (ein allgemeiner Stadtspeicher war seit 1441 vorhanden) und öffnete sie den Armen zu sehr mässigen Preisen oder gab reichliche Almosen. Seinen Ruf grossartiger Wohlthätigkeit hatte er schon früher weit über die Gränzen des Elsass hinaus bewährt und so war es nur natürlich, dass Strassburg ein Zufluchtsort der Hilfsbedürftigen wurde. Unter diesen erscheint auch ein Joerg (oder Jerg) Kienast (Kiennascht, Künnast), von dem wir jedoch nichts näheres wissen, als was drei aus dem Jahre 1518 stammende Lieder von ihm zu schliessen erlauben. Er gehörte nach Freiburg, natürlich im Breisgau, das immer Zusammenhang mit Strassburg gehabt hat, war ein guter Katholik, wie seine mit dringlicher Andacht an die Jungfrau Maria sich wendenden Verse bezeugen, muss sich aber selbst ein „arm blute“ nennen, so dass er nach Art anderer Wander- und Hausierpoeten seines Jahrhunderts unbedenklich um ein Geschenk zu bitten wagt. Da er wenigstens zwei seiner Lieder (vermutlich doch in Strassburg) selbst gedruckt hat, so hatte er natürlich dies Gewerbe erlernt, aber wahrscheinlich nicht mit grossem praktischen Erfolge neben dem ziemlich thätigen Johann Wörlin in demselben Freiburg und bei der Nähe der regen Buchdrucker in Basel, Hagenau und Strassburg ausüben können. Daher gieng er in der Zeit der allgemeinen Not nach dem freigebigen und wolthätigen Strassburg, um dessen Rath und Bürger durch seine Lieder für sich zu gewinnen. Denn er war entsprechend einem gewöhnlichen Zuge seines Zeitalters ein litterarischer Buchdrucker, dem die Töne des Meistergesanges zur Verfügung standen, wenn er auch weder seinen Namen mit einiger Consequenz zu schreiben, noch irgend einen auffälligen Gedanken zu concipieren wusste. Von seinen drei uns vorliegenden Liedern sind zwei in ihrem Inhalt und ihren Tendenzen so nahe verwandt, dass es unmöglich ist die Priorität des einen oder des andern mit Sicherheit zu bestimmen: indess darf man vielleicht annehmen, dass das im Frühling 1518 gedruckte von neunzehn Strophen (vergl. unten No. III) älter sei, da er sich in ihm auf Nachrichten bezieht und im Wesentlichen nur von der Ueberlassung von Getreide und Mehl an die Bewohner Strassburgs

handelt.[52]) Im Schiller-Ton, dessen volle Weise seit dem fünfzehnten Jahrhundert beliebt war, besingt er die ihm bei seinen vielfachen Erfahrungen und Wanderungen doch einzig und grossartig erscheinende Wolthätigkeit der Stadt; er beschreibt ziemlich genau die aufgehäufte Masse des Getraides und die Art ihrer Verteilung; er empfiehlt dringlich die Stadt der Jungfrau Maria, deren Eigentum sie ja ist, und fordert die Bürger zum Dank gegen Gott auf: er selbst bringt mit frommem Wunsche der Stadt zuletzt seinen Dank. Das zweite Lied von 23 Strophen (vergl. unten No. IIII), ebenfalls im Schillerton, hat zwar kein Druckdatum[53]), spricht aber in der vorletzten Strophe in derselben Weise wie das vorhergehende Lied von den Jahren 1517 und 1518 und ist diesem ausserdem so nah verwandt, dass wir es in dieselbe Epoche versetzen müssen, welche einen Meistersänger veranlassen und berechtigen konnte poetisch zu betteln. Der sehr specielle Inhalt dieses Liedes bezieht sich mehr auf die Armen, Kranken und Fremden als auf die Bürger der Stadt und ist dadurch eben so wichtig als interessant. Wir erfahren, wie wenig exclusiv das hochherzige und reiche Strassburg war; von der Einrichtung des grossen Armen-

[52]) „Dis lied ist wieman den | Burgern von der stat Strassburg | in den türen iaren, korn vnd | meel mitgeteilt hat. | Im schiller thon." 4 Bll. klein-4°. Das lied beginnt Bl. 1v und endet 4r; die Strophen (aber nicht die einzelnen Verse) sind abgesetzt; 27 Zeilen die volle Seite. Vgl. Heyse's „Bücherschatz" p. 81 no. 1271 (welches Exemplar sich jetzt in der königl. Bibliothek zn Berlin befindet) und Panzers „Annalen" I p. 421 no. 920. Das oben vor dem Textstück No. III angegebene Druckdatum steht nicht unmittelbar hinter diesem Liede; sondern es folgt noch ohne besonderen Titel, auf gleichem Papier und mit ganz denselben Typen das unter No. V mitgetheilte, vgl. Anm. 54.

[53]) „Ein lobgesang von der statt | Strassburg, Erzalt die guttat so armen lü | ten da beschehen ist, in den türen iaren. | vnd ist zesingen im schiller thon." Dann kleiner (illuminierter) Holzschnitt, thronende Maria, die Hände ausbreitend, auf dem Schoosse das Christkind, rechts und links je ein Knabe knieend, unter demselben je ein Wappen. 4 Blätter klein-4°; der Text, die Strophen (aber nicht die Verse) abgesetzt, beginnt Bl. 1v und schliesst 4v. Vgl. Panzer „Annalen" I. p. 421 no. 920; Heyses „Bücherschatz" p. 81 no. 1272 (welches Exemplar sich jetzt ebenfalls in der kgl. Bibliothek zu Berlin befindet) und Wellers „Repert. typogr." p. 137 no. 1122. Die überlange Verszeile Str. 14, 11 steht so in dem alten Druck; Str. 19, 7 „barmhetzigkeit"; Str. 23, 10 „geshente".

hauses, den Spitalabteilungen (welche auch den Geisteskranken Raum boten) weiss der Dichter das Rühmlichste zu erzälen. Aber seinem katholischen Herzen thut es wol, dass in dieser Stadt nicht allein für die Körperleiden gesorgt ist, sondern auch für die Bedürfnisse der Seele mit zalreichen geistlichen Instituten; er freut sich der vielen Klöster, der Messen, des päpstlichen Ablasses — noch keine Regung der Unruhe, welche bereits in dem vorhergehenden Jahre von Wittenberg aus so gewaltig zu oscillieren begonnen hatte. Der arme Kienast entschuldigt sein langes Lied gut damit, dass er nur Wahrheit und andern Städten zur Lehre singe.

Fast wunderlich sticht von diesen beiden naiv realistischen Liedern das dritte desselben Verfassers (vergl. unten No. V) ab, in welchem er naiv gelehrt allegorisierend in derselben Zeit der Not die Strassburgisch-französische Wappenblume, die Lilie preist.[54]) Die frische Melodie „ich stund an einem morgen", welche als die des Fräuleins von Britannien schon seit 1491 umgieng und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts sehr beliebt war, belebt das wolgemeinte und steife Lied nicht; — wer dächte nicht an Fischarts mannhaft herrliches Lob der Lilie als Sinnbild der kraftvollen Reinheit und lautern Freiheit! Mit sonderbarer Gelehrsamkeit und wunderlichem Scharfsinn geht er dem geschichtlichen Ursprunge der Lilie, ihren Schicksalen seit Karl dem Grossen (wobei des Dichters Widerwille gegen die französische Arglist wolthuend wirkt), ihrem allegorischen theilweisen Verkommen und wieder reicheren Wachstum nach, bis er je 24 Blätter derselben auf die Domherrn und Vicarien am Münster zu Strassburg, neun Zweige auf die täglichen neun Messen u. s. w. deuten und diese Stadt ihrer Herrin der Jungfrau Maria empfehlen kann. Aber indem er rühmt, wie die Thore der Stadt offen stünden für Arm und Reich, kommt er auf aller-

---

[54]) „Dis ist das lied von der gilgen | im thon ich stund an einem morgen" 4 Blätter klein-4⁰, wie bereits Anm. 52 angegeben ist, zugleich gedruckt mit dem „lobgesang"; die Vorderseite des ersten Blattes ist leer, der Text beginnt 1v und endet 4r, wo am Schlusse steht: „Getruckt von Jörg Künnast vñ Pfing- | sten im iar. M.CCCCC.XVIII." — Strophe 32, 6 „nie- | triegen"; Str. 40, 3 „scheiben". — Zur Lilie auf dem Stadtbanner von Strassburg vergl. Grandidier „Histoire de l'église et des évêques de Strasbourg" II p. 106 f.

lei politische Rathschläge, welche Frankreichs Benehmen damals sogar in einer solchen Meistersängerseele anregen konnte: sich vorzusehen und auf Mömpelgard als den Schlüssel des Elsass zu achten. An ketzerische Momente ist hier nicht etwa zu denken. Indess im Vertrauen auf die Jungfrau Maria hofft er das Beste und ergeht sich breiter in Segenswünschen als in politischen Plänen: da Strassburg keine andere Herrin habe als die Heilige, so werde es ihren besondern Schutz haben. Für ein solches Lilienlied darf das „arme blutte von Fryburg“ denn auch eine Gabe erwarten; er verspricht dafür, wenn er das Stäblein in der Hand durch fremde Länder ziehe, Strassburgs Lob zu mehren.

Von dem was zunächst die Hauptaufgabe des freien Strassburg wird, hat Kienast noch keine Ahnung. Die Fragen, welche der Humanismus selbst in der verhältnismässig zahmen Schlettstädter Schule aufgeworfen hatte, sind nicht zu ihm gedrungen und doch vernimmt man schon das Dröhnen der Hammerschläge an der Thür der Wittenberger Schlosskirche vom 31. October 1517 jenseits des Rheins.

Texte.

I

Eine warhafftige geschicht, von einem Feür, geschehen zu Strassburg, als die Herberg zum Spanbeth verbrandt, Im jar M. CCCC. XCVII.

(Druck der ersten Hälfte des 16. Jahrh., ohne Angabe des Druckorts und Jahrs, kl. 8°.)

(1) MAn hatt kurtzlich gelesen, [Bl. 1ᵛ
tausent vier hundert Jar,
im siben neüntzigsten ist gewesen,
sagt vnns die gschrifft fürwar,
man thet gross wunder sagen,
im Landt so weit vnd breit,
ach Gott wem soll ichs klagen,
Maria der reynen meyd.

(2) Was selbs mals inn der zeyte,
zu Strassburg geschehen ist,
die Mess thet man einleiten,
so gar ohn argen list,
mancher biderman hats vernommen,
er hatt sich baldt bereit,
inn die Mess thet er komme,
ward manchem von hertzen leydt.

(3) Ein Herberg will ich euch nennen,
die ist vns wol bekant,
jr mögens wol erkennen,
zum Spanbet ist sie genant,
darin da sach man sitzen,
gar manchen Biederman,
der leyder mit seinen witzen,
des nachts jm hauss verbran.

(4) Es waren frembde Geste,
inn die Mess kommen zwar,
sie assen dar das beste,
man trug jn freündlich dar,

da es was an der nachte
an einem Donnr | stag spat, [Bl. 2r
da man die ürten machte,
zů schlaffen was jhn not.

(5) Yeglichen thet man legen,
darnach er edel was,
jhr keiner thet sich regen,
sie waren müd vnd lass,
sie schlieffen ohn allen neyde,
jhr keiner sprach kein wort,
Es werdt ein kurtze zeyte,
da schryen sie all den mordt.

(6) Auffs feür hett man kein achte,
das in der kuchen was,
dabei man das essen machte,
fürwar sag ich euch das,
es bracht sie in grosses leyde,
da es fing zu brennen an,
es horts weder knecht noch meide,
bisz das es feintlich bran.

(7) Es war zu mitternachte,
da mann das Feüre sach,
der wächter nam sein achte,
da er an hub vnd sprach,
ich sich ein Feür herglasten,
zum Spanbeth das ist war,
stond auff jr lieben gäste,
damit schrey er feüre jo.

(8) Sie theten sehr erschrecken
die selbe lieben leüth,
je einer dē̄ andern thett wecken,
wolauff es ist an der zeyt,
ich hör des wächters stimme,
wie es hierin | brinnen soll, [Bl. 2v
jhr einer schrey mit grimme,
das solten jhr glauben wol.

(9) Sie theten sehr vmbtraben,
da es jn war bekant,
sie lieffen vff vnd abe,
die steg was abgebrant,
fünff lagen in der stuben,
vnd horten disen strauss,
vnnd das ist nicht erlogen,
sie kamen zům fenster auss.

(10) Der Wirt vnd auch sein frawe,
die waren erschrocken gar,
nun nemm ichs auff mein trewe,
des laden namen sie war,
das feür thet sie jagen,
sie sprangen nackend hinauss,
den andern thet man tragen,
ein stangen an das hauss.

(11) Sie liessen sich hinabe,
wol an der stangen gschwind,
O mancher frummer manne,
must leider bleiben darinn,
heruss möcht er nit kummen,
bracht jm grossen quel,
jeglicher sprach besunder,
ach Gott hilff nur der armen seel.

(12) Müssend wir also sterben,
mag es nit anders gsein,
Maria du vil werde
so thů was deiner hilffe schein,
helffen vns jhr frummen leute,
vnd kummen vns | zu steür, [Bl. 3r
vnd thund das bey der zeyte,
das wir nit verbrennen jm feür.

(13) Erst gieng es an ein schreyen,
wol zů derselben fart,
man mocht jhn nit wonen beye,
das feür sehr brennen war,
zu hilff mocht man ja nit kommen,
das was ein böse sach,
also hab ich vernumen,
das hauss liess manchen krach.

(14) Ein kindlein so kleine,
das schrei gar klägenlich,
der wirtin kind ich meine,
das weint so jemerlich,
jm feür bgund es gelffen,
in aller grosser pein,
wiltu mir nit helffen,
hertz liebes müterlein.

(15) Das feür hat mich vm̄ geben,
so gar mit grosser quel,
es geht mir an mein leben,
Maria nem mein seel,

ich thu dich freundtlich grüssen,
hertz liebstes müterlein,
ich hab mich gantz verwegen,
es muss gscheiden sein.

(16) Die Wirtin begund sich jehen,
mit angst vnnd grosser noth,
soll ich dich nimmer sehen,
nimm mich auch du grimmer todt,
soll ich dich nimmer sehen,
thut meinem hertzen we,
man sach auch vil der trehen,
auss jren augen gehn.

(17) Das feür kundt man nit leschen, [Bl. 3v
man schüt vil wasser drein,
ich mein der wirtin schwester,
sie nam das kindelin,
sie meint sie wolt entrinnen,
das hauss fiel mit jhr ein,
erst můsten sie all verbrinnen,
O wee der grossen pein.

(18) Da sich das hauss thet sencken,
erst gieng es ahn die noth,
jhr keiner sich mocht wencken,
sie můsten leyden den todt,
schruen also sehre,
sie waren verfallen gar,
Jesus du edler Herre,
nimm vnser seelen war.

(19) Den geist hand sie auff geben,
wol zů der selben stund,
O Mensch vermerck mich eben,
ich thů dir noch mer kundt,
jhm Christen glauben seind sie gstorben,
das hort man also wol,
jhm feür seind sie verdorben,
Gott jr aller pflegen soll.

(20) Da es ward gegen dem tage,
da das feür glescht was,
da fieng man an zu graben,
o mensch vermerck mich bass,
mein hertz thut sich bewegen,
wenn ich gdenck daran,
vff die Kirch sach man legen,
vil manchen verbrenten mann.

(21) Keinen kund man erkennen, [Bl. 4 r
denn einen ordens mann,
die frawe mit dem kind ich nenne,
das sollen jr wol verston,
man legt sie all mit namen,
wol vff die Spittelgrub,
die selbigen Menschen alsamen,
Gott geb jn die ewig ruh.

(22) Die zal sollen ir kennen,
die da verbrunnen seind,
drey vnd zwentzig thů ich nennen,
vnd auch der Wirtin kind,
fand man jhr schwester am arme,
inn also grosser noth,
lass dichs Herr Gott erbarmen,
sie litten all den todt.

(23) Es ist ein kläglich dinge,
wo es nun wirt gseit,
dauon will ich nimmer singen,
hilff Maria du reine magt,
mitt gsang will ichs beschliessen,
wann hie zů disem mol,
ich thů dich freündtlich grüssen,
Jesu gnaden voll.
A M E N.

II

Aus der Chronik von Maternus Berler zum Jahre MDXVII.

(Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg II p. 130.)

All die hystorien hand geschriben,
Dye synd all zeyt daruff beliben:
Was wider die naturlicheit,
Das die natur nytt uff yr treitt,
Ist uff erden ye geschehen
Hand sye darnach all zeyt gesehen
Das selten guts hernacher kam,
Wer ye des selben ware man.
Solch wunder ding und seltzam thatt
Alle zeyt besorgens uff yr hatt.
Als jetzt uff tausendt sybentzehen,
Im herbst, ein wunder ist geschehen,

Uff des heiligen creutz tag das
In des Lummers hoff geboren was,
Zu Straszburg in der werden statt,
Ein kyndt das einen schaffkopff hatt,
Uff dem haupt zwen knoepff gesetzt,
Schier wie zwey hoerner seynd gesetzt,
Dar zwuschen underscheidenlich
Creutz weysz hinden ab zwen strich,
Als ein zerhawener kopff mocht syn,
Hatt wye ein lamb ein langes kyn,
Die augen seer her ausz her hangen.
Mitt todt ist diesses kynd zergangen.
Diesse wunderbarlich geburt
Was die selb bedeutten wurt,
Das weyszt allein gott in seim thron,
Der wols zum besten lassen gon,
Als er mher hatt durch guet gethon,
Wie wol wirs offt verdienen nytt,
Nach hort er alle zeyt unser bitt,
Dan er uff unser besserung wart,
Sein zorn offt an uns bosen spart,
Mitt wunderzeichen teglich mant,
Wie vast sye nitt von sunden lant,
Als er auch thut mitt diessem kyndt,
Das alles sammen warnung sind.
Doch bleibt die welt all wegen blind
Bysz sye zu letst mit gewalt musz sehen,
So nym bitt hilfft, noch heissen trehen.
Als dan erscheint zu diesser frischt
Vil truebsal yetz uff erden ist.
Auch hatt sych die welt ganz verkoert,
Kein guts uff erden man yetz hoert,
Man sicht kein gerechtigkeit mer an,
Darumb es muss so ubel gan,
Das ich warlichen sprechen mag:
Es nahet sych dem jungsten tag.
Des ich euch yetzung all erman:
Lond euch solches zu hertzen gan,
Und rueffen Maria gottes mutter an,
Das sye uns all zeyt bey woel stan.

———

III

Dis lied ist wie man den Burgern von der stat Strassburg in den türen iaren korn vnd meel mitgeteilt hat.

Von

Joerg Kienast.

Im schiller thon.

(Getruckt vff Pfingsten im iar M. CCCCC. XVIII. 4 Blätter klein-4°.)

(1) O Her got im höchsten sal, [Bl. 1ᵛ
du zögst vnss iomer vberal,
Das hatman wol gesehen,
Ich bit vmb weissheit aller meist,
gott vatter sun heilger geist,
so kan ich fürbass spehen,
in meim gedicht das aller best,
ia möcht ich es durchgründen,
Nun hörent zu ir lieben gest,
ich wil mich vnderwinden,
Vorauss zu breisen gott in seinem throne,
sein werde mů̊ter schone,
die seindt wol lobes wert,
für alle ding vff erd.

(2) Fürbass so meld ich mein gedicht,
wie ich bin worden vnderricht,
so heb ich an zesingen,
das aller best ia das ich kan,
wil mirs niemant für vbel han,
so heb ich an zesingen,
Hilff mir du reine magt Marey,
in meim gesang vnd weise,
das ich hie sing kein stempeney,
Das ich die warheit breise,
ob ich möcht lob eer breisen vnd auch sagen,
seit meinen iungen tagen,
ich wil gegichtet han,
ein nüws leit mir ietzt an.

(3) Vff mein gedicht ich ietzunt kum,
ich bin gezogen vmb und vmb,
in landen weit vnd breitte,
ich hon erfaren aller handt,
es ist ietzunt in allem land,
gross widerwertigkeite,

Von kranckheit armût mangerley,
gmein vnder rich vnd armen,
hört man ein iömerlich geschrey,
das got wol mag erbarmen,
er sei weib man er sei iung oder alte,
Die sach ist manigfalte,
thût mir zû hertzen gon,
doch kan ich wol verston.

(4) Das man doch find barmhertzig leut,
beschehen ist in mitler zeit,
billich solman dancksagen,
all den die seint im dienst bereit,
zerfüllen die barmhertzigkeit,
in sölchen | grossen klagen, [Bl. 2 r
als dan ietz hat ein stat gethon,
gmein iren armen leutten,
Strassburg das ist die edel cron,
als ich euch wil bedeutten,
das wil ich von in rümen offenbaren,
ietzt in den türen iaren,
hatt mans gar wol gehort,
so gar an manchem ort.

(5) Ja das die werd vnd löblich Stat,
den armen leutten gûtz thon hatt,
dess seint sie wol zû breisen,
es kan vnd mag nit vbel gon,
wo man thût gott vor augen hon,
in sölchem grossen clagen,
Die not hond sie gesehen an,
die clag vnd auch den hunger,
der für gieng vndrem ammen man,
man schribs wol für ein wunder,
Das korn galt vberal im selben iare,
ein vierteil offenbaren,
zstrassburg am marckt gering,
wol acht zehen schilling.

(6) Da hatt Strassburg die edel cron,
bald ire kasten vff gethon,
zû dienst wittwen vnd weisen,
die herren hond darbei erkant,
ia das die burger vnuerwant,
wol nach der herren gheissen,
sont geben trüw der werden Statt,
welcher nit narung habe,
das er kein korn im kasten hat,
man wolt nit lassen abe,

da wolt man eim vmb achthalb schilling geben,
ein vierteil korn merckt eben,
das wolt man gen allein,
den Burgern vnd der gmein.

(7) Die not ist darbei erkant,
das nit vil gelts die armen hant,
mangers nit tür kunt zalen,
schon manger korn von heren nen,
vnd nit wol zu der mülen ken,
drum liessen sie selb malen,
vnd iessens darbei, geben vss,
für ein virtell achthalb sester,
das holt man vff den speicher hauss, [Bl. 2v
auch nit dest minder dester,
was ausserhalb der stat hat zû gehorte,
vmb gelt vnd gûte worte,
die Statt hats best gethon,
vnd gnedig gsehen an.

(8) Billich man die Stat loben soll,
all woch gaben siss auss drü mal,
das hat lang zeit gewerte,
Wol me dan sechs monat lang,
zwentzig tausent virteil ich verfang,
vil me on all geferte,
auch manger stat gantz vmb vnd vmb,
hat sie auch korn teilt mitte,
fürwar ich weiss nit gantz die Sum,
hond niemants glassen nitte,
da mit sie hond vil gûts den armen leuten,
als ich euch wil bedeuten,
sie hat erkannt ir not,
drum sie in für gsetzt hat.

(9) Die herren honts durch got gethon,
vnd hond das korn rütren lon,
damit sie gût ding geben,
das hond sie auss geecket wol,
damit den burgern würd der voll,
das frist in got ir leben,
hond durch einander malen lon,
halb korn vnd halber weissen,
damit sie hont vergnügen thon,
iung alt sach man vil reissen,
all wochen wol bei tausent vierteil gûtte,
on was sie fürbass thûtte,
schir triben iar vnd tag,
fürwar ich euch das sag.

(10) Die herren hond sich eins bedacht,
vnd hond ein nüw ordnung gemacht,
zu dienst der armen gmeine,
Als man lecht wol ein armen fint,
der kein gantz virteil zalen kan,
der mag holen alleine,
ein sester korn zwen oder drey,
ein sester man thůt geben,
vmb zwen blaphart one reuw,
das kumpt den armen eben,
das trifft ein virteil vmb sechs schilling eben,
also thůnd siss ietz geben,
seint das | nit güttig freund, [Bl. 3r
die solchs erkennen seint.

(11) Hett diss die löblich Stat nit thon,
vnd hett die kasten bschlossen glon,
Ich meint es wer gestorben,
gar manger durch den hunger todt,
vnd manger kem inn grosse not,
vil auss der gmein verdorben,
bsunder hett mans nit wolffeil gen,
manger hett gmüst entlauffen,
wo mans het müssen thürer nen,
als mans am marckt můst kauffen,
die statt must ir burger zimlich halten,
da mit sie kein verzalten,
das einr beim andern zwar,
möcht bleiben nach als vor.

(12) Dess gleich vff vnser Frauwen hauss,
all woch vil korns auch geben auss,
damit vil leutten gholffen,
im Spital clöster vmb vnd vmb,
von korn auss gen ein mange sum,
das reich vnd arm sich bholffen,
Ia ist es nit ein edel ding,
von einer sölchen statte,
es wer schad dz ir vbel gieng,
so sie so treulich hatte,
vil gůts gethon den reich vnd armen leutten,
in landen breit vnd weitten,
auch manchem borgt fürwar,
vff eins oder zwei iar.

(13) Der ersam Rat hat sich bedacht,
den gmeinen nutz vnd hat gemacht,

das nieman für soll kauffen,
me vb er zwentzick vierteil gůtt,
als mancher reicher wůchrer thut,
den armen vor thůt lauffen,
das hond sie wol gesehen an,
das spil hond sie fürsehen,
Gross gůt thet zů der stat auss gon,
allwoch hat man gesehen,
hont zů lon das ich gar wol verstande,
Ins nider ober lande,
intland gantz weit vnd breit,
hond niemant keins verseyt.

(14) Die löblich stat die hat ir gůt, [Bl. 3v
mit trüw vnd williglichem můt,
auss teilt vnd nit verborgen,
Ir korn hont sie lang daruff gspart,
biss das ein cleine zeit kem hart,
sie darff kein vbels sorgen,
als dan eins mals ein reich man was,
der hett sein korn gesparte,
den armen leuten was er ghass,
sein korn zů wübel warte,
sein grosser wůcher thet ihn betriegen,
das korn thet im hin fliegen,
das hat Strassburg nit thon,
got geb ir ewig lon.

(15) Got bhüt Strassburg die löblich stat,
die iren schatz so trülich hatt,
mitteilt den iren leutten,
gott bhüt den schatz für vnd auch hin,
vnd wo das korn leit vff der bün,
im kasten zallen zeitten,
gott bhüt die allzeit vor leit,
die in den schatz hond griffen,
Den schatz hond sie wol ausgespreit,
all die sein hont bedürffen,
all die des korns nottürfftig seint gewesen,
der schatz macht in genesen,
der lang gelegen ist,
verborgen bis zů frist.

(16) Maria himel keiseryn,
seit das Strassburg ist eigen dyn,
so halt die stat in hůte,
vnd thů sie des geniessen lon,
das sie so willig hat gethon,
gross trüw vnd auch gross gůte,

iren burgern das ist war,
sie hat gewent ir clagen,
man würt noch vber hundert iar,
von diser gût that sagen,
ia die zû Strassburg ist der gmein geschehen,
von herren thûn ich iehen,
sie hatt in guts gethon,
das geb in gott den lon.

(17) Ir frummen burger allesant,
zu Strassburg wie ir seint genant,
danckent mit fleiss den herren,
ir sagent in billig gross lob,
so sie euch hat so grosse gob,
gethon zû | nutz vnd eren, [Bl. 4r
mit mel vnd auch mit gutem korn,
vmb billig gelt gegeben,
Got sei gelobt das der ward gborn,
der solchs betracht hat eben,
die gmein mag billich wol lang daran dencken,
on alles misse wencken,
des lobs sei billig got,
vnd auch dem weisen rath.

(18) Es gfelt gott in seinem thron,
das sie doch hond so gütlich thon,
iren burgern erzeiget,
die treuw hat gott wol erkent,
durch trüw hatt er vns zû gesent,
ein selig iar sich eiget,
Maria mûter gnaden vol,
durch dein vil werde güte,
dein kind magst dû erbetten wol,
das es uns für bass bhüte,
im feld wein korn all frucht die wir sont niessen,
dein gbet thût weit her schiessen,
Maria uns kumer wend,
bald unser gross elend.

(19) Strassburg hab vmer ewig danck,
damit ichs hie nit mach zû lanck,
mein gdicht wil ich beschliessen,
wie wol das ich die warheit sing,
ich bitt euch all in disem ring,
das niemant hab verdriessen,
man zalt fünffzehenhundert iar,
ist dise treuw geschehen,
auch sybenzehen offenbar,
hat gwert biss ins achtzehen,

von Fryburg hat Jörg kienast gdicht vollendet,
das got der stat glück sendet
hie dort barmhertzig sy,
das wel got vnd Mary.

IIII

Ein lobgesang von der statt Strassburg.

Von

Joerg Kienast.

Vnd ist zesingen im schiller-thon.

(o. O. und J. 4 Blätter klein-4°.)

Anfang des lieds. [Bl. 1v

(1) Got vatter sun heiliger geist,
die drey person vnd ein folleist,
Hilff reine magt Marie,
auch rieff ich ann als himelsch her,
vmb kunst weissheit sinn lere,
Das ich kein stempenei,
hie für sing in meim gedicht,
dar auss mir nit kum verweissen,
ob ich den sachen wer zů schlecht
doch wil ich mich druff fleissen,
ob ich mit gsang möcht loben vnd auch breisen,
auch alzeit eer beweisen,
Strassburg der werden stat,
den armen gütz gthon hat.

(2) Ich bin an manchem ort gesein,
da dût man niemant lassen ein,
kein betler oder armen,
Das hat Strassburg gesehen an,
vnd hat ir porten vff gethan,
vnnd liessen sich erbarmen,
die armen leutt vff aller strass,
londs auss und ein passieren,
ein grosse zal on vnderlass
die do wolten erfrieren,
oder vor grossem hunger weren gestorben,
darzu am leib verdorben,
die sie lang gespeiset hatt,
tag, nacht, frü vnd auch spat.

(3) Keim armen menschen hat man gewert,
der sich hat vff der gassen genert,
von eim hauss zu dem andern,
Die herren hond erkant ir not,
das keiner kein hauss noch herberg hat,
vff Bůbenneck vnd lander,
da hond sie bawen lon ein hauss,
ein grosse deckte scheüre,
do hond sie wonung in vnd auss,
dar innen stetes drei feure,
da mit das sie wol an dem trucken legen,
vor schnüen oder regenn,
das sie ernerten sich,
kein stat findt man der gelich.

(4) Gott sei gelobt der vnser waltz, [Bl. 2r
zwei feüer fand man vnder der Pfaltz,
Das ein das ist der mannen,
Das ander für die frawen ist,
do iederman sich wörmbt zů frist,
er kum auss allen landen,
die füer brinnen nacht vnd tag,
das ieder sich möcht bhelffen,
in disser kelt do was gross klag,
ein schreien vnd ein gelffen,
das sich die stat die clag erbarmen liessen,
vnd bald do bauwen hiessen,
die heuser alle drei,
seindt allen menschen frei.

(5) Wer nitt der narung nach mocht gon,
die hat man in den Spittal gthon,
die siechen vnd die krancken,
er sei gewesen heimsch ald frembd,
sie hont sich keines nit beschembt,
das ist in wol zů dancken,
Der siechen stuben sein wol Echt,
hon ich al wol gesehen,
die ein die lag foller dienst knecht,
die ander thůn ich iehen,
die selbig lag fol megt vnd kellerinne,
zwo vol knaben und metlinne,
die Fünfft voll frawen lag,
die Sechst vol mann ich sag.

(6) Die siebent stub die ist gemein,
es sei iung alt gross oder klein,

wo sie dan frembd her kumen,
der selben ist ein grosse zal,
ich kans nit nennen vberal,
doch hon ich wol vernumen,
das es lag aussen vmher vol,
die stuben waren zeenge,
vnd seindt doch gross das weiss mann wol,
es was ein gross getrenge,
die andern zwo voll pfründer ich bedeütt,
auch aller hant vil leute,
ichs nit al wissen kan,
noch Echt die müss ich han.

(7) Dar in legt man die armen gschwin,
die ir vernunfft beraubet sin,
eins teils an ketten eben,
noch weitter me | ich euch bedeut, [Bl. 2v
als die do seint opfferbar leut,
do thût man iedem gar eben,
dar zû gut narung löblich fein,
das sie wol hond zû leben,
der Sum der ist wol vff ein zeit gewesen
Sechs hundert hort ich lesen,
varnam ich an einem ort,
da fasset ich die wort.

(8) Ach ist es nit ein köstlich ding,
so ich im Spittal klärlich find,
sie hond al woch müst haben,
veretzt. verbraucht fier füder wein,
im spittal vnd sunst niendertt hin,
iung alt do mit erlaben,
darzu korn, mel ein grosse sum,
hond sie al woch verbachen,
mit Dreissig fierteil bestanden kum,
seint das nit köstlich sachen,
so das der Spittal al woch so gross gûte,
on küchinspeiss verdûte,
der sachen man wol wart,
alzeit mit trewer artt.

(9) Kein abbruch gantz nie gschehen ist,
keim siechen nie zû aller frist,
im Spittal auch gesunden,
in aller teurung merckent das,
als wol als do es wolfeil was,
auch hatt sich wol befunden,

vff Sechtzig güldin alle wuch,
alein vmb küchenspeiss,
offt me vngeferlich in meinem spruch,
auch bin ich nit so weise,
ia das ich es könt exponiren,
ich muss vorbass studiren,
doch kein abbruch nie gesein
an fisch. fleisch. brot. speiss. wein.

(10) Auch an keiner andren speiss verston,
ia als dan offt ein siech muss hon,
kein mangel nie gewesen,
noch weiter me kan ich verston,
wie man hat vff ein zeit verthon,
ein woch hon ich ghört lesen,
vmb küchen speiss achtzig güldin,
allein in die küchen auss geben,
Nach essens kumen arm leut drein,
geit man durch got zû leben,
do teilt man | auss was do ist vber bliben, [Bl. 3r
wirt armen zu geschiben,
vor dem spital gross geschrei,
offt hundert oder zwei.

(11) Der Spittelmeister bit mit treu,
das das gesind gewillig sei,
niemant soll seinn verdrossen,
dar durch er gross gotzlon verdient,
vnd auch dardurch die stat versönt,
gen got sein zorn abgelossen,
sie halten auch fest ir processen,
sie hond Böbstlichen gewalt,
Al wochen zwo vnd fünffzig mess,
seindt gestifft durch iares halte,
zwei tausent süben hundert fier für ware,
on neben messen zware,
wer dar in beicht vnd stirbt,
der selb Römisch genad erwirpt.

(12) Vil man löblich begangen hat,
im spittal erlich nach seinem tod,
mit opffern vnd mess frimen,
kumbt einer vff vnd wirt gesunt,
wie bald die spittelmûtter kumbt,
ein fierteil brot her bringen,
vnd auch ein pfennig in der hand,
vnd wünst im glück vnd heile,
Noch weitter me ich wol verstand,
ein grosses michel teile,

Alnacht vil hundert armer offenbare,
halt die ellend herberg zware,
Des gleich ein blotterhauss
vff füntzig iber auss.

(13) Noch weitter me kan ich verston,
manich mûtter ir kint thut verlon,
sie müssen gar frü reisen,
vil werden gesetzt in weisen kast,
auch allent halben das ist fast,
ia die man nent die waisen,
ia die die Weisen Herren lon,
erneren vnd verammen,
ir würden sunst vil hin gthon
manich seel dardurch verdammen,
ir sein wol vff Fünff hundert thûn ich kosen,
noch seind vil roter bosen,
seint al nacht vol ist war,
noch hon ich sie nit gar.

(14) Darzû kan ich gar vil verston, [Bl. 3r
die teglich an die spelt dûnt gon,
burger vnd burgers kinder,
Fünzehen hundert ich verstand,
ich kans nit wissen alle sant,
doch hon ich ghört nit minder,
der spenden geit die stat vil auss,
so gar an manchem orte
vor vnsser lieben frawen hauss,
Cartheuser hon ich ghörte
sant Marx sant Claus zun hunden ich das meine
zun Ruwern also reine,
vor ander clöster me,
ich kans nit als verste.

(15) Thûm herren ander herren sust,
die lond die armen on all brust,
bey in ir almûsen reichen,
auch in der stat vor manchem hauss,
sant Luxen brot ist vber auss,
das geit man on wortzeichen,
merck vff sant Luxen tag die zeit,
in selben düren iaren,
vff fierdhalb tausent one streit,
iung alt weib man da woren,
er sey reich arm heimsch frembd nüt aussgeschlossen,
almûsen wol genossen,
dess gleich die gmein der stat,
den armen gûtz gthon hatt.



(16) Es mag der stat nit vbel gon,
fiertzehen Clöster fraw vnd man,
die teglich got lob messen,
Neun pfarren mit löblichem gsang,
das münster ich vor auss verfang,
do würt keins gûtz vergessen,
do lopt man got vnd vnser fraw,
bei tag vnd bi der nachte,
in meim gedicht ich bass beschau,
den bschluss hon ich betrachte,
wie es vor zeit ist einer stat ergangen,
meld ich mit mein gesange,
doch ist die stat nicht genent,
do mit niemand schend.

(17) Es sassen drey die gaben radt,
das man die tach abheben solt,
die Capellen vor den doren,
das man sich da nümbhelffen mocht,
blaterechte leut vnd arme knecht,
die gotz hüld sie verloren,
der ein der starb gots hant in döt,
der ander faulet innen,
der drit der starb vor hungers not,
het noch | gross gût brot weine, [Bl. 4r
das haben sie verschult verdient an armen,
was das nit wol zerbarmen,
das sie gaben den rat,
doch got den selben gnad.

(18) Auch hat verlangt die statt Genad,
am Bapst das er zû glassen hat,
den schatz der römschen bullen
der ablas zstrassburg iar vnd tag,
daz ieder geb nach seim vermag,
die armen mit zefristen,
das gelt sol werden ҭeilt in drey,
das ein den weisen kinden,
ein teil ins blaterhauss so frey
das drit in spittal gschwinde,
got selb im euangelio gesprochen hat,
ia welcher gibt durch gotte,
der hat mirs selbs geton,
ich gib im ewig lon.

(19) Ach got halt die stat in hût,
ia die auss teilt ir hab vnd gût,

mit gantz vnd gutem willen,
tag vnd auch nacht, frūe vnd auch spat,
da durch sie dienet alzeit got,
da mit sie důt erfūllen,
die sechs werck, der barmhertzigkeit,
den hungerigen speiset,
manch armer nacket wird bekleit,'
dez dürfftig sie beweisz,
gross hilff vnd rat da mit almůsen geben
des frist in got ir leben,
got behūt sie lang vor not,
tag nacht frūe vnd auch spatt.

(20) Got bhūt Strassburg das löblich hauss,
das sie mög lenger teilen auss,
den armen das almůsen,
got bhūt ir leib, hab, eer vnd gůt,
auch al zeit iren gsunden můt,
die sel vor helschem glunsen,
sie hond verdient ein sölchen lon,
den niemant mag aussprechen,
dan got in seinem höchsten tron,
der wöls in zammen rechen,
den gotzlon den sie hon verdient an armen,
got der wöl sich erbarmen
vber Strassburg die stat,
vber ein weisen Rat.

(21) O her gib disser stat den lon,
die noch důt vnd lang | hat gethon, [Bl. 4v
vil gutz den armen leutten,
Dess hab sie immer ewig danck,
ich lob Strassburg mit meim gesang,
doch ist mein breisen nūten,
ich hör den rům in allem land,
von disser stat wol sagen,
Ir weisen herren alle sant,
thet yemans mir klagen,
het ich etwas in meim gedicht vergessen,
dūnt mirs nit zu vbel messen,
ich bin der kunst zů schlecht,
das ichs durch grunden möcht.

(22) Ir weisen herren löbesan,
ir sond mir nit ver vbel han,
das ich von euch thůn singen,
ob ich zů vil zů lützel dete,
in meim gedicht verseumet hete,
die warheit hat mich zwungen,

doch wass ich sing ist freilich war,
ich hons selbs ghört vnd gsehen,
man zalt Fünzehen hundert iar,
Siebenzehen vnd Achtzehn,
vnd hont von Jerg kiennascht diss vergüte,
von Freiburg das arm blüte
zů lob getichtet hat,
Strassburg der werden statt.

(23) Er singt Strassburg zů lob vnd eer,
Auch ander stett zů einer ler,
sond da exempel nemen,
vnd sollend sich erbarmen lon,
arm leut als Strassburg hat gethon,
der Ratt dett sich nit schamen,
die sach hond sie gar wol bedacht,
der seel nutz heil erkente,
kein armen menschenn nie verschmacht,
Dess seel wirt nicht geschente,
ia der ein sölchen weisen Ratt hat geben,
Got fristht alzeit sein leben,
got geb in allen lon,
vnd auch Maria die schon.

V

Das lied von der gilgen.

Von

JOERG KIENAST.

Im thon ich stund an einem morgen.

(Getruckt vff Pfingsten im iar M. CCCC. XVIII. 4 Blätter klein-4°.)

(1) Heiliger geist so fronne, [Bl. 1r
ich rieff dich trüwlich an
Du wellest mir byi stonne,
zů dichten ich besan,
von einem edlen gilgen gût,
ia wie sie ist entsprungen,
got habs allzeit in hût.

(2) Zû lob vnd auch zû lieb vnnd auch zû eren,
Strassburg der werden stat,
ir lob das wil ich meren,
tag nacht frie und auch spat,
darin wil ich geflissen sin,
daz wil ich dûn zû dienste,
maria der keiserin.

(3) Keiser karolus moge fürt
drei gilgen in seim fan,
er rengnieret Franckenriche
vnd auch daz ellsos land,
vnd da der selbig keiser starb,
da hat er zwen süne,
dennen ers land vbergab.

(4) Künig ludwig det rengnieren,
ward künig in franckenrich,
Lotdarius der det zieren
das ellsos keiserlich,
die dry gilgen geteillet schon,
da fürt ietlicher bruder
dry halber in sim fan.

(5) Lotarius buwet schone,
stet schloss kirchen im ellsos landt,
König Ludwig der müst stone,
vnder seinen bot zû hand,
ruffach, du hoch gebuwes huss,
da det die gilg her schiessen
zû allen orten vss.

(6) Die gilgen detten bliegen,
lieplich im ellsassland,
es det den künig mügen
im franckenreich zû hand
er erdocht | ym mangen argenlist, [Bl. 1v
er meint an sich zu ziehen
die gilg in kurtzer frist.

(7) In geistlich wil ichs messen
wend ir mich recht verston,
ein gartner wol gesessen,
der pflantzet also schon,
die gilg allzeit mit gantzem fleiss,
sie thet lieblich herwachssen
des hat Strassburg den breiss.

(8) Sie blüet so krefftigklichen,
das sie so weit erschein,
vnd schmackt so kostbarlichen,
reich arm iung alt gemein,
der gschmack thût noch im hertzen wee,
dem künig in Franckreiche,
würt im en got wil nymmerme.

(9) Der gartner ward gezigen,
er trib bûleryg,
mit töchtern vnd mitt weiben
also was er im zyg,
got weisst wol thetten sie im recht,
vff ein disch wardt er gebunden,
er ward ein armer knecht.

(10) Sie bsorgten er thet machen
ein erben in diss land,
vor söllichen sachen
wolt er sein zû hand,
freüdt sich der Künig in Franckenreich,
künig ludwig sein brûder
der beschneidung sicherlich.

(11) Ein falscher radt ward geben,
vber den frummen man
vber den gartner eben,
der som ward im genon,
ia das er nymme seyen kund,
da bleib der alte stengel,
die wurtzel ston in dem grund.

(12) Er meint wann im der som würt genummen,
das der gartner neme sein end,
die gilg würt wider kumen
bald in sein fan behend,
er meint er wer der gilg ein erb
das land würt im heim fallen,
so er den somen het verderbt.

(13) Der zwig wart im versert, [Bl. 2 r
verschnitten ward im der stam,
der som ward im verreret,
das im zû vnnütz kam
Künig ludwig verlor die schantz,
er meint er wolt hon gemachet
sein halben gilgen wider gantz.

(14) Er meint die wurtzel vss zû rüten,
vnd setzen in franckenrich,
daran schüff er gantz nüdte,
sie stod noch festiglich,
vnd wesst noch hüt vff disen tag,
das ist dem Künig in franckenreiche,
gross leidt vnd gross klag.

(15) By bapst Julius zite,
beschahen dise ding,
kein ergernüss nem nieman nitte,
die warheit ich vch sing
das ir seint wol xiii. gsin,
die im hond don den mortte,
vnd auch die grosse pein.

(16) Der bapst der det verschriben,
dem künig in franckenreich,
wa ist dein brûder bliben,
das man in nime sicht
der zeit er wol erwartet hodt,
biss sie wurden gefangen
in öl mans all dreizehen sod.

(17) Da det sich der gartner bedencken,
der Mûter gotz zû lob,
er det den gilgen garten schencken,
zû einer morgen gob,
Maria der hochgelobten meidt,
die noch hüt vff diesen tag
den gilgen krantz vff treidt.

(18) Also seint die gilgen bliben,
im ellsosslandt so werdt
sy werden nimer me vertriben
kein fürst lep nit vff erd
ia der der gilg mag schedlich sin,
sie hat ein gûten hirten,
heisst Maria die keiserin.

(19) Der gartner ist gewesen, [Bl. 2v
ein künig vss franckenreich
des wel sin sel genessen
by got in seinem reich,
die gilg er wol bestetet hot,
durch iren gschmackt vnd bluste
so lopt man deglich got.

(20) Ruffach das ist der gartte,
darin die wurtzel stott,
der stengel also zarte,
es ist die gantz mundot,
die gilg dy stot in rycher bliet,
es ist strassburg die loblich statte,
die got alzeit behiet.

(21) Strassburg ich dûn dich breisen,
noch hüt vnd allen tag,
ich wil dir eer beweisen
so lang als ich vermag,
du dûst der gilgen an gross er vnd pflag,
zu strassburg in dem münster,
da bliegt sie allen tag.

(22) Sie bliegt da her selb dritte,
vor der himelkünigin,
zwen stengel auch einr in der mitte,
ist die höchst gibt lichten schein,
der fierundzwentzig bletter hat,
es sintt die edellen graffen,
der fier vnd zwentzig dûm herren hat.

(23) Der ander stengel am ortte,
hatt auch fier vnd zwentzig schon,
bedüt der vicarien horte,
der mit list fiert die kron
bedüts hoch ampt vil helger mess,
ein edler first regnieret,
got des bischoffs nit vergess.

(24) Daran wil ich nit liegen,
die gilg mit irem schin,
sy dûnt so hoch vff bliegen,
vor got in serafyn,
der mûter gots zû lob vnd eer,
mit singen vnd mit lesen,
würt gelopt als himelsch heer.

(25) Die gilgen dûnt her glesten,
frölich in irem vffgang,
mit nün loblichen esten,
mit mess hon vnd gesang,
das sol man teglich nemen war,
all tag nün loblicher messen
vff vnser frawen alttar. [Bl. 3r

(26) Ich gleichs zû einer wegwarte,
dût dess morgen frü vffgon,
also ist auch ir arte,
des abents wil sie bschlossen ston,
die gilg mit wunnicklichem schein,
alle nacht mit lobgesange,
es ist das Salue regin.

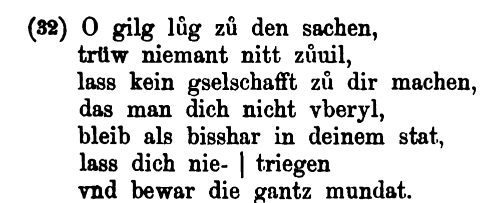
(27) Warumm wolt ich nit breisen,
die gilgen gent gross frucht,
mit got wil ichs beweisen,
wa er bsitzt sein iüngst gericht,
so fiert er zû der grechten handt,
gar drei schoner gilgen,
das lob gib ich ir bekandt.

(28) Billich dûn ich zû messen,
Maria der keiserin,
mit loblicher processen,
fürt sie die gilg mitt irem schein,
in irem schilthelm dûn sy gar lieplich ston,
des fiert der künig in franckenriche,
nit me dan dry halber in sim fan.

(29) O maria du vil gûte,
du himelkeiseryn,
halt diese stat in hûte,
wan sie ist eigen dyn,
Strasburg die dir gross eer entbüt,
bei tag vnd bei der nachte,
iung alt zû aller zyt.

(30) Sie darff kein vbels sorgen,
tag nacht frü vnd auch spat,
den aben als den morgen,
ein priester gestifftet hat,
all morgen frü die bilger mess,
ob iemants frü wolt reissen,
das er gotz nit vergess.

(31) Es ist auch für die gmeine,
beid reich vnd armeleüt,
so findt man offen reine,
die thor frü spat allzeit,
so frü gschicht es in keiner stat,
das man thût so frü vff schliesen,
auch so spat offen lat.



(32) O gilg lûg zû den sachen,
trüw niemant nitt zûuil,
lass kein gselschafft zû dir machen,
das man dich nicht vberyl,
bleib als bisshar in deinem stat,
lass dich nie- | triegen [Bl. 3v
vnd bewar die gantz mundat.

(33) Man tut vil brillen verkauffen,
so gar an manchem ort,
lass dich nit vber lauffen,
würt vff gedon die port,
ich bit vmb vrlob alle santt,
Mümpelgart das ist der schlüssel
zûm gantzen elsossland.

(34) O strassburg du vil feste,
du wol gebuwes huss,
es seint vff erd kein geste,
die dich mögen treiben vss,
beschitz vnd bschirm dein eigin land,
Mary die gotz mûter,
dût dir selb allzeit beistand.

(35) O gilg ich dûn dich griessen
alzeit mit meim gesang
auch deinen geschmack so siessen,
loblich deinen vffgang,
lob eer miessest du allzeit hon,
wa dich strassburg dût fieren,
in irem schilt vnd fan.

(36) Du treist wol vff ein krone
du bist aller eren wert,
got in seinem trone
der geb dir glick vff erd,
auch strassburg der werden stat,
auch der gantzen kumune,
im ellsoss der mundadt.

(37) Got behüt dich vor schanden,
vor laster vnnd leid,
die gilg mit irem stamen,
Maria du hoch gelopte meit
beschütz vnd bschirm dein morgen gab,
das sie dir mög bewysen,
noch lenger eer vnd lob.

(38) Strassburg du eigenthům,
ich schenck dir in ein sellig iar,
gar dry edler blům,
drey hübscher gilgen klar,
vnd auch Maria die gnaden vol,
ia die zů allen zeiten
die gilg bewaren sol.

(39) Du hast doch sunst kein herren,
dan nun die zart allein,
es ist ein gůter schirmhere,
sie hat, als himelsch heer | gemein, [Bl. 4 r
Maria die himel keiserin,
wen es schon wer von nötten,
sie nem zů hilff ir kindlin.

(40) Also loss ich bleiben,
die gilg mit irem schein,
meim dienst wil ich zů schreiben
Mary der keiserin,
vnd auch strassburg der werden stat,
auch eim edelen fürsten,
dem bischoff seiner gnadt.

(41) Also ist entsprungen,
die gilg mit gantzem fleiss,
darvon hon ich gesungen,
ir zů grossem lob vnnd breiss,
Jörg künnast diss gedechtet hat,
der müter gotz zeeren
Strassburg vnd der mundat.

(42) Ir herren nempt also vergůtte,
das schenckt euch Jörg künnast,
von fryburg das arm blůtte,
vnd lat euch betten fast
vmb ein schencke all vmb ein gob,
so kan er von der gilgen
sagen eer vnd lob.

(43) Wa ich kumm für fürsten oder herren,
in euwerem dinst bin ich bereit,
euwer lob zů meren,
in frembden landen weit vnd breit,
ich züch durch manges fürsten landt,
darum so důn ich fieren
ein steblin in minr hand.

Zur Quellenforschung über Schillers Wallenstein und Geschichte des dreissigjährigen Krieges.

Von

Robert Boxberger.

Nachstehendes beansprucht nicht für eine erschöpfende Darlegung der Quellen, aus welchen sowohl die Geschichte des 30jährigen Krieges als der Wallenstein geflossen ist, angesehen zu werden; es soll nur den Detailstudien über diesen Gegenstand als Grundlage dienen und besonders Schillers Abhängigkeit von einem gleich näher zu besprechenden Buche darthun. Gödekes kritische Ausgabe, der wir sonst so manche willkommene Notiz über Schillers Quellen verdanken, hat es leider bei der Geschichte des 30 jährigen Krieges im VIII. Bande, dessen Herausgabe Oesterley besorgt hat, verabsäumt sich dieses Verdienst zu erwerben. Ich beginne mit denjenigen Stellen dieser Geschichte, an denen Schiller selbst seine Quelle entweder nennt oder doch auf eine solche hindeutet. Eine seiner Hauptquellen ist Khevenhiller, Annales Ferdinandei. In einem, weiter unten noch näher zu besprechenden Briefe an den bairischen Geschichts- und Alterthumsforscher von Murr vom 6. November 1791 wird dieses Buch „eine der wichtigsten Quellen zu Wallensteins Geschichte“ genannt (Dresdner Schiller-Album p. 25). In der Erzählung von dem Tode Gustav Adolphs sagt nun Schiller (Gödekes kritische Ausgabe VIII, p. 296.): „Der Kaiser, erzählt uns Khevenviller, zeigte beim Anblick des blutigen Gollers, den man dem Könige in der Schlacht abgenommen und nach Wien geschickt hatte, eine anständige Rührung, die ihm wahrscheinlich auch von Herzen ging. „„Gern““, rief er aus, „„hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Friede worden wäre!““

Die Stelle findet sich bei Khevenhiller Annales XII, p. 196. Schiller fährt dann fort: „Aber wenn ein neuerer katholischer Schriftsteller von anerkanntem Verdienst diesen Beweis eines nicht ganz unterdrückten Menschengefühls, den selbst schon der äussere Anstand fordert, den auch die blosse Selbstliebe dem fühllosesten Herzen abnöthigt, und dessen Gegentheil nur in der rohesten Seele möglich werden kann, der höchsten Lobpreisung würdig findet, und gar dem Edelmuth Alexanders gegen das Andenken des Darius an die Seite setzt, so erweckt er uns ein schlechtes Vertrauen zu dem übrigen Werth seiner Helden, oder, was noch schlimmer wäre, zu seinen eigenen Idealen von sittlicher Würde. Aber auch ein solches Lob ist bey demjenigen schon viel, den man von dem Verdacht eines Königsmordes zu reinigen sich genöthigt findet!“ Dieser „neuere katholische Schriftsteller“ ist Ignaz Schmidt, der in seiner Geschichte der Deutschen, Ulm 1791, Th. X, p. 133 sich folgendermassen ausdrückt: „Ferdinand äusserte jedoch für seine Person gar keine Freude, sondern vielmehr herzliches Mitleiden und gab zu verstehen, er wollte ihm gern ein längeres Leben und eine fröhliche Zurückreise in sein Königreich gegönnt haben, wenn nur ein Fried in Deutschland wäre erlangt worden. Mit den nähmlichen Empfindungen sah er auch des Königs blutigen Goller (Collet) an, der noch heut zu Tage in dem Wiener Zeughause aufbewahrt wird. Da Alexander weinte, als er den Tod seines Gegners Darius erfuhr, fanden dessen Zeitgenossen sowohl, als die Geschichtschreiber diesen Augenblick als den schönsten seines Lebens. In dem Mitleiden Ferdinands findet ein neuerer Schriftsteller nicht nur allein nichts bewunderungswürdiges, sondern er vergiftet es so sehr, dass er die Verwegenheit hat, zu verstehen zu geben, als wenn Ferdinand gar Theil an dem Tode des Königs gehabt. Dergleichen Erscheinungen lassen sich nicht anderst erklären, als dass die alten Schriftsteller nicht von dem kleinlichten und dabey äusserst bösartigen Sectenhass angesteckt waren, als die neueren. Jene lobten nicht nur allein an ihren Feinden, was Lob verdiente, sondern suchten auch, so lange es möglich, alles auf der besten Seite darzustellen. Diese glauben ihrer Parthey so wohl, als ihren eigenen religiösen Gesinnungen nicht Gehör gegeben zu haben, wenn sie ihren Feinden nicht

zum voraus und nach Grundsätzen selbst die Möglichkeit aller Tugend absprechen, und sie als jeder noch so schwarzen That fähig darstellen." (Anm. Lesenswürdig ist, was Francheville hierüber sowohl, als insgemein über Gustavs Tod vorbringt.)

Dass Schmidts Geschichte der Deutschen, aus deren 3. Bande Schiller auch den Stoff zu seinem Gedichte „Deutsche Treue" entlehnte (Düntzer, Erläuterungen zu Schillers Gedichten IX, X, p. 10), wenigstens für den Anfang der Geschichte des dreissigjährigen Krieges Schillers Hauptquelle war, hat Joachim Meyer herausgefunden (Gödekes kritische Ausgabe VIII, p. 42). Aus ihr (IX, p. 6) stammt auch die Namensform Bethlem für Bethlen (Gabor) im Damen-Kalender, die allerdings unter den Druckfehlern angezeigt ist, aber doch nicht als solcher hätte behandelt werden dürfen, wie die kritische Ausgabe, p. 64, es thut. Vgl. auch Mosers patriotisches Archiv VII, p. 50 sq. Man vergleiche noch die Stelle bei Schiller (p. 120 sq.) mit Schmidt IX, p. 275.

Für folgende Stelle aber kann ich die Quelle nicht beibringen; auch scheint sie mir auf einem Versehen Schillers oder seines Gewährsmannes zu beruhen (p. 127): „Dürfte man einer ausschweifenden Angabe aus jenen Zeiten trauen, so hätte Wallenstein in einem siebenjährigen Commando 60,000 Millionen Thaler aus einer Hälfte Deutschlands an Contributionen erhoben." Herchenhahn, Geschichte Wallensteins, Altenburg 1790, II, p. 8 giebt nach Mauvillon, Histoire de Gustave Adolphe, Amsterdam 1764, und Leben Wallensteins, Breslau 1783, 60 Millionen an, was wohl der Wahrheit am nächsten kommen wird, und woraus die 60,000 Millionen wohl nur durch Versehen entstanden sind. Dass Herchenhahns Geschichte Wallensteins von Schiller benutzt wurde, ist schon von vornherein anzunehmen, da sie in derselben Zeit erschien, in welcher Schiller am dreissigjährigen Kriege zu arbeiten anfing. Auch Joachim Meyer ist dieser Ansicht. Zu der Stelle p. 144: „Seine (Wallensteins) gewöhnliche Tafel war nie unter hundert Gängen" führt er aus Herchenhahn II, p. 7 an: „Hundert Schüsseln war die gewöhnliche Tracht." Die ganze Schilderung von Wallensteins Privatleben nach seiner Absetzung zu Regensburg und von seiner Persönlichkeit scheint allerdings Herchenhahn

besonders nacherzählt zu sein. Man vergleiche solche Stelle wie p. 143: „Viele (Offiziere) folgten ihm auf seine Güter nach Böhmen und Mähren; andere fesselte er durch beträchtliche Pensionen um sich ihrer bey Gelegenheit sogleich bedienen zu können.“ Bei Herchenhahn II, p. 29: „Nach seiner Absezzung verliessen viele Obersten die Armee, diese behielt er bei sich, oder er wies ihnen einen Aufenthalt auf seinen Gütern an. Er entschädigte sie verschwenderisch über ihren Verlust, sie konnten mit Ehre leben. In grosser Geschwindigkeit hatte er daher eine Anzahl guter Offiziere beisammen, als Ferdinand sich genöthigt sah, dem Wallenstein die oberste Feldherrnstelle wieder zu übertragen.“ Schiller p. 144: „Er hielt sechzig Pagen, die von den trefflichsten Meistern unterrichtet wurden; sein Vorzimmer wurde stets durch fünfzig Trabanten bewacht.“ Herchenhahn II, p. 7: „Sechzig Edelknaben aus den vornehmsten Häusern bedienten ihn, und diese liess er durch die geschicktesten Lehrer in den Künsten unterrichten.“ Schiller p. 143 sq.: „Kavaliere aus den edelsten Häusern wetteiferten um die Ehre, ihn zu bedienen, und man sah kaiserliche Kammerherren den goldenen Schlüssel zurückgeben, um bey Wallenstein eben dieses Amt zu bekleiden.“ Herchenhahn II, p. 7: „Vier Kammerherren, von welchen einige vorher beim Kaiser in der nämlichen Bedienung standen, hatten das Amt, die Gehörsuchenden aufzuführen, und ieder von seinen Kammerherren hatte eigene Pagen und Livreebediente.“ Schiller p. 144: „Sechs Barone und eben so viel Ritter mussten beständig seine Person umgeben.“ Herchenhahn II, p. 7: „Sechs Freiherren und eine gleiche Zahl von Rittern warteten auf Friedlands Wink und Befehle.“ Schiller p. 144: „Sein immer arbeitender Kopf brauchte Stille; kein Gerassel der Wagen durfte seiner Wohnung nahe kommen.“ Herchenhahn II, p. 12: „Auf seinen Schlössern und in seinen Quartieren konnte er nicht das geringste Lärmen vertragen, nicht das Rasseln der Wagen, nicht der Hunde Bellen; kein lautes Reden und nicht einmal das Klirren der Spornen. Weit um sein Quartier stellte er Posten aus, welche den Kommenden sagen mussten, still und ohne Geräusch sich zu nähern.“ Vgl. Wallensteins Lager, 9. Auftr.:

Wachtmeister. Muss alles mausstill um ihn seyn,

Den Befehl haben alle Wachen,
Denn er denkt gar zu tiefe Sachen.

Schiller p. 144: „Finster, verschlossen, unergründlich, sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke, und das wenige, was er sprach, wurde mit einem widrigen Ton ausgestossen.“ Herchenhahn II, p. 11: „Kaum öfnete er den Mund um zwei Worte zu sagen, und diese sprach er im herben Ton.“ Schiller p. 144: „Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechsel besorgte er selbst, die meisten Aufsätze schrieb er mit eigner Hand nieder, um der Verschwiegenheit anderer so wenig als möglich anzuvertrauen.“ Herchenhahn II, p. 11: „Nur selten bediente er sich der Hand seines Sekretärs, wichtige Briefe schrieb er immer selbst. Er war argwöhnisch und zurückhaltend.“ Schiller p. 144: „Er war von grosser Statur und hager, gelblicher Gesichtsfarbe, röthlichen kurzen Haaren, kleinen aber funkelnden Augen.“ Herchenhahn II, p. 9: „Wallenstein war gross von Wuchs. — — — Sein Gesicht war mehr länger als rund, hager und gelblich. — — Die Augen waren schwarz, nicht sonderlich gross, voll Feuer und Leben, und erregten Schrecken und Ehrfurcht.“ Freilich giebt ihm Herchenhahn schwarzes Haar. Einmal hat Schiller seine Quelle aus Nachlässigkeit missverstanden. Er sagt p. 144: „Reiste er über Land, so wurde ihm Geräthe und Gefolge auf hundert sechs- und vierspännigen Wagen nachgefahren.“ Bei Herchenhahn aber heisst es II, p. 8: „Ging Wallenstein ins Feld, so waren zu seinem Gepäkke und zu seiner Tafel funfzig sechsspännige Wagen, zum Kriegsvorrath funfzig vierspännige Wagen bestimmt.“ II, p. 10 bei Herchenhahn heisst es: „Oefters erklärte er dieienigen ihres Daseyns unwürdig, welche ganz allein ihrem Bauche fröhnen.“ Vgl. Wallensteins Tod I, 4.

Wallenstein. Es ist des Sieges wegen — Dies Geschlecht
Kann sich nicht anders freuen, als bei Tisch.

Nach der Erzählung von Wallensteins Tod nimmt Schiller seine Charakteristik wieder auf, die bei Herchenhahn an derselben Stelle, wie die oben angeführten Citate steht. Schiller p. 352: „Einsmals liess er bey Lebensstrafe verbieten, dass in der ganzen Armee keine andre als rothe Feldbinden getragen werden sollten. Ein Rittmeister hatte diesen Befehl

kaum vernommen, als er seine mit Gold durchwirkte Feldbinde abnahm und mit Füssen trat. Wallenstein, dem man es hinterbrachte, machte ihn auf der Stelle zum Obersten.“ Herchenhahn II, p. 16: „Friedland verbot bei Lebensstrafe in seiner Armee eine andre, als eine rothe Feldbinde zu tragen, ein Kapitän hatte eine goldene, dieser warf sie von sich und trat sie mit Füssen, so bald er des Generals Gebot erfuhr, und Wallenstein machte diesen Kapitän zur Belohnung des geschwinden Gehorsams auf der Stelle zum Obersten und zum Vertrauten.“ Schiller p. 352: „Da geschah es, dass Wallenstein selbst einem Soldaten auf dem Felde begegnete, den er ununtersucht als einen Uebertreter des Gesetzes ergreifen liess, und mit dem gewöhnlichen Donnerwort, gegen welches keine Einwendung stattfand: „„Lass die Bestie hängen““, zum Galgen verdammte.“ Herchenhahn II, p. 13: „Er strafte mit grausamer Härte, und ein kleines Vergehen brachte dem Fehlenden den Tod. In den Worten: „„lasst mir die Bestie henken““ bestand der ganze Prozess, und augenblicklich musste die Sentenz vollstreckt werden.“ Die Erzählung selbst aber findet sich bei Herchenhahn nicht. Derselbe ist wohl auch Schillers Gewährsmann für das bekannte Dictum Wallensteins bei der Belagerung von Stralsund (p. 130): „Ich will diese Stadt wegnehmen, und wäre sie mit Ketten an den Himmel gebunden.“ Herchenhahn I, p. 260: „Aber staunend stand Vahl vor Wallenstein bei den Worten: „„Wäre auch die Festung mit eisernen Ketten an den Himmel gebunden, sie müsste vom Himmel herab.““ Vgl. Wallensteins Lager, 8. Auftr.:

Kapuziner. Rühmte sich mit seinem gottlosen Mund,
Er müsse haben die Stadt Stralsund,
Und wär' sie mit Ketten an den Himmel geschlossen,
Hat aber sein Pulver umsonst verschossen.[1])

p. 141 sagt Schiller: „die Stimme eines Mönchs war für Ferdinand II. die Stimme Gottes. „„Nichts auf Erden, schreibt sein eigner Beichtvater, war ihm heiliger, als ein priesterliches Haupt. Geschähe es, pflegte er oft zu sagen, dass ein Engel und ein Ordensmann zu Einer Zeit und an

[1]) Ich bin mit Joachim Meyer der Ansicht, dass dieser Vers wieder in den Text des Wallenstein eingesetzt werden muss.

Einem Orte ihm begegneten, so würde der Ordensmann die erste und der Engel die zweyte Verbeugung von ihm erhalten."" Dieser Beichtvater war, wie Jedermann aus dem Wallenstein bekannt ist, der Jesuit Lamormain, der ein Büchlein schrieb: Ferdinandi II Romanorum imperatoris virtutes. Cöln 1638. 16°. Hier heisst es p. 96: „Auditus est non sine admiratione dicere, occurrentibus sibi eodem loco ac tempore Angelo et Sacerdote, se primum Sacerdoti, deinde Angelo honoris officium persoluturum." Aber Schiller hat wahrscheinlich dieses Büchelchen nicht selbst gelesen, sondern schöpfte hier einmal wieder aus Schmidt, Geschichte der Deutschen IX, p. 335.

Die Stelle p. 239: „Wenn Er (Wallenstein) es auch nicht war, der die Sachsen nach Prag lockte, so war es doch gewiss sein Betragen, was ihnen die Einnahme dieser Stadt erleichterte," scheint sich wieder auf Herchenhahn zu beziehn, der behauptet, Wallenstein habe zu Raschin gesagt: „Sagt dem Grafen von Thurn, Arnheim soll nicht nach Schlesien, er soll auf das schleunigste mit dem kurfürstlichen Volk nach Böhmen ziehen. In Prag herrscht die grösste Furcht, alles läuft weg, und auch der Hundsfot Balthasar (Maradas) wird den Arnheim nicht erwarten." (Herchenhahn II, p. 33.) Seite 243 heisst es in der kritischen Ausgabe: „Ihn zu zerstreuen, ehe sich seine Macht vermehrte, rückte Arnheim mit einem Theil der Armee aus Prag ihm entgegen, und that bey Nimburg an der Elbe einen muthigen Angriff auf seine Verschanzungen." Alle Ausgaben bei Schillers Lebzeiten und auch die Körner'sche schreiben „Limburg" statt „Nimburg", ein Fehler, den Schiller seiner Quelle Khevenhiller XI, p. 1924 verdankt, und der desshalb im Texte hätte beibehalten und nur in einer Note berichtigt werden müssen. Seite 276 findet sich ein ähnliches Versehen, zu welchem Schiller durch seine Quelle verleitet wurde. Er lässt Gustav Adolph nach der Schlacht auf der alten Veste bei Nürnberg zu den deutschen Officieren sagen: „Gott sey mein Zeuge, ich verabscheue euch, ich habe einen Ekel an euch, und das Herz gällt mir im Leibe, wenn ich euch anschaue." Die Form „gället" findet sich auch bei Schmidt X, p. 113, den Schiller hier benutzt haben muss. Bei Khevenhiller aber, XII, p. 158 steht: gellet, d. h. schreit laut, und das ist doch

wohl gemeint, nicht aber: es wird zur Galle. Für die Erzählung auf Seite 346 von dem Rathe, den Wallenstein auf dem Wege nach Eger von einem Unbekannten erhält, will ich gleich die Worte Herchenhahns anführen, der übrigens auch Khevenhiller XII, p. 476 sq. citirt. Sie lautet bei Herchenhahn III, p. 251 sq.:

„Zu dieser Zeit, als der Herzog von den vornehmsten Generalen sich verlassen sah, erhielt er von einem Ungenannten einen nicht unklugen Rath, Wallenstein wies ihn aber von sich. Der Unbenannte, wahrscheinlich Seni, sagte: „Beim Kaiser sind Eure Fürstlichen Gnaden ein grosser, hochgeehrter Herr, und beim Feinde sind sie ein ungewisser König. Es ist nicht weise, für das Ungewisse das Gewisse zu verlassen. Der Feind wird die Gelegenheit und Eurer Gnaden Person zugleich benuzzen. Die Gelegenheit frommt ihm[1]), aber Ihre Person wird ihm allezeit verdächtig bleiben. Er wird fürchten, dass Sie ihm einst das nemliche thun, was Sie izt dem Kaiser spielen."" Friedland begehrte Rath, und der Unbekannte fuhr fort mit diesem Ausdruck: „„Sie haben vier hundert tausend bare Dukaten im Koffer, diese nehmen Sie, und reisen grade an den kaiserlichen Hof. Sie sagen dort, alles, was Sie gethan hätten, wäre von Ihnen aus der Ursache unternommen worden, die kaiserlichen treuen Offiziere und die untreuen kennen zu lernen, nnd Sie wären nun gekommen, den Kaiser vor den untreuen zu warnen. Eure Fürstlichen Gnaden machen hiedurch dieienigen zu Verräthern, welche izt Sie zum Schelme machen wollen. Mit den Dukaten werden Sie am kaiserlichen Hofe gewiss willkommen seyn, und wieder der erste Friedländer werden und bleiben."" Wallenstein versezte hierauf: „„Der Vorschlag ist gut, aber der Teufel traue."" Schiller hat diese Erzählung auch für den Wallenstein benutzt. In Wallensteins Tod I, 7 sagt die Gräfin:

Reis' hin nach Wien zum Kaiser stehndes Fusses,
Nimm eine volle Kasse mit, erklär',
Du habst der Diener Treue nur erproben,
Den Schweden bloss zum Besten haben wollen.
Illo. Auch damit ist's zu spät. Man weiss zu viel.

---

[1]) Vgl. Wallensteins Tod, I, 5:
Wrangel. Die Concurrenz ist, die Gelegenheit
Zu unsrer Gunst, im Krieg gilt jeder Vortheil.

Er würde nur das Haupt zum Todesblocke tragen.
Gräfin. Das fürcht' ich nicht. Gesetzlich ihn zu richten,
Fehlt's an Beweisen, Willkür meiden sie,
Man wird den Herzog ruhig lassen ziehn.

Eine neue Quelle, wenigstens für eine Stelle in der Geschichte des 30jährigen Krieges, lernen wir auf Seite 307 kennen, wo die Anmerkung des Damenkalenders steht: „Eine nähere Bekanntschaft mit diesem grossen Manne verschafft die unter dem Titel: Oxenstierna im vorigen Jahrgange dieses Kalenders abgedruckte vortreffliche Schilderung.“ Dieselbe war im Jahre 1791 von Schillers Freunde Körner auf Bitten des Dichters, dem seine Krankheit nicht erlaubte die Geschichte in dem diesjährigen Damen-Kalender zu Ende zu führen, verfasst worden. p. 357 heisst es nun: „Die Nördlinger Niederlage kostete dem Reichskanzler die zweyte schlaflose Nacht in Deutschland.“ Dies hat Körner aus den Aufzeichnungen der Königin Christine über Oxenstierna genommen. Im Damenkalender für 1792 heisst es p. LXIII: „Nur zweymal in seinem Leben, versicherte er, hätte er wegen einer Staatsangelegenheit eine Nacht schlaflos zugebracht, einmal nach dem Tode Gustav Adolphs und das zweytemal nach der Schlacht bei Nördlingen.“

Also Khevenhiller, Herchenhahn, Schmidt und Körner sind die Quellen, die wir nach Schillers eigenen Andeutungen oder nach den Forschungen Joachim Meyers für die Geschichte des 30jährigen Krieges und mittelbar also auch für den Wallenstein annehmen müssen. Meyer führt in seinen „Neuen Beiträgen etc.“ auch das Theatrum Europaeum, welches ich nicht benutzen konnte, als Quelle an. Erwiesen hat er leider diese Behauptung nicht, denn die Angabe von 30,000 statt 3,000 streitbaren Bürgern Nürnbergs (Schiller ed. Gödeke VIII, p. 272), die nach Meyer (Neue Beiträge p. 15) aus dem Theatrum Europaeum entlehnt sein soll, findet sich ebenso bei Herchenhahn II, p. 176, der Khevenhiller und Mauvillon citirt. Allerdings entlehnte er dasselbe den 2. Juli 1797 aus der Weimarischen Bibliothek und es ist immerhin möglich, dass er es schon früher eben daher entlehnt hat, da die frühern Ausleihe-Bücher nicht mehr vorhanden sind.[1])

[1]) Ebenso zweifelhaft ist, was Stargard, Schillers Bibliothek p. 7

Wir haben uns nun nach andern Andeutungen seiner Quellen umzusehen. Den 16. December 1791 schreibt er an Göschen, der den Damenkalender verlegte (Grenzboten 1870, 1. Semester, p. 384): „Auch die Bücher sind angekommen. Nun muss ich Sie noch bitten, mir den Chemnitz vom 30jährigen Krieg, die Memoires von Archenholz und den Soldat Suédois, deutsch, französisch oder latein in Leipzig aufsuchen zu lassen.“ Den Chemnitz, dessen Titel lautet: Königlichen Schwedischen in Teutschland geführten Krieg etc. Aus glaubwürdigen und mehrentheils Original-Acten, Documenten und Relationen zusammengetragen durch Bogislaff Philip von Chemnitz, Stockholm 1653, fol., entlehnte er den 2. Juli 1797, also Behufs des Wallenstein, wieder von der Weimarischen Bibliothek (Th. II). Ebenso den Soldat Suédois im April 1796. Die Memoires von Archenholz sind mir nicht bekannt, Chemnitz und Soldat suédois habe ich nur durchblättert, ohne Anhaltepunkte für meine Untersuchung zu finden. Gleichfalls für den Wallenstein entlehnte er im April 1796 Merians Topographie von Böhmen. Diese habe ich genau durchgesehen und folgende 2 Stellen gefunden, die der Dichter für den Wallenstein benutzt hat. Ich lasse zuerst den Dichter sprechen. Wallensteins Tod 3, 20.

Terzky. Vom Prager und vom Mühl-Thor sind sie Herr.

Bei Merian heisst es in der Beschreibung von Pilsen p. 51: „Sonsten seyn allhie diese Stadt-Thor das Prager Nürnberger oder Schorner, das kleine oder Mühl-Thor und das Liditzer Thor.“ Wallensteins Tod IV, III:

Wallenstein. Ihr wart sonst eine freie Stadt? Ich seh',
Ihr führt den halben Adler in dem Wappen.
Warum den halben nur?
Bürgermeister. Wir waren reichsfrei,
Doch seit zwei hundert Jahren ist die Stadt
Der böhm'schen Kron' verpfändet. Daher rührt's,
Dass wir nur noch den halben Adler führen.
Der untre Theil ist cancellirt, bis etwa
Das Reich uns wieder einlöst.

Bei Merian heisst es in der Beschreibung von Eger: „An

behauptet, Schiller habe Du Mont Mémoires politiques pour servir à la parfaite intelligence de l'histoire de la paix de Ryswick benutzt.

demselben (dem Rathhaus) siehet man, gegen den Markt herab, des Adlers (welchen zuvor die Stadt ganz frey geführet) untern Theil zum Zeugniss der Verpfändung cancellirt und in Schranken eingeschlossen; wie ehegedachter Bruschius in Beschreibung dieser Stadt bezeuget und dabei saget, dass neben solchen auch das andere und dritte der Stadt Wappen stehe; nemlich ein Löw mit einer güldenen Cron und übergüldten Klauen; und dann weisse und rothe Linien unterschiedlich distinguirt." Aus derselben Bibliothek entlehnte Schiller zum Behufe des Wallenstein: Engelsüss, Weimarischer Feldzug und Pelzel, Geschichte von Böhmen, beide den 2. Juli 1797. Ich habe sie beide durchblättert, fand aber keine Grundlage für weitere Untersuchungen. Was er mit folgenden Büchern anfangen wollte, die er in den Jahren 1789 und 1790 entlehnte, mögen Kundigere als ich beurtheilen:

Den 19. December 1789: German. histor. illust. a Christoph. Urstisio. Basil. Den 12. März 1790: Le Bret's Geschichte von Venedig. Bd. I—IV. — Ligurini de rebus gestis Friderici Barb. — Rutilii Itinerar. — Melanchthonis Declamat. T. II. Mart. Crusii de Friderico Ahenobarb. — Den 20. November 1790: De Guignes, Histoire des Huns. Den 22. December 1790: Thuani, historia sui temporis.

Ich komme nun zu einem Buche, dem zu Liebe ich diesen ganzen Aufsatz schreibe. Zwar findet sich weder in Schillers Briefen noch in seinen Schriften irgend welche directe Hinweisung darauf, noch hat irgend einer seiner Commentatoren auf dasselbe hingewiesen, doch hoffe ich mit Evidenz nachzuweisen, dass dieses Buch eine Hauptquelle sowohl für die Geschichte des Nürnberger Lagers im 30jährigen Kriege als für den ganzen Wallenstein ist. Es führt den Titel: Beyträge zur Geschichte des dreyssigjährigen Krieges, insonderheit des Zustandes der Reichsstadt Nürnberg, während desselben. Nebst Urkunden und vielen Erläuterungen zur Geschichte des berühmten kaiserlichen Generalissimus Albrecht Wallensteins, Herzogs zu Friedland. Herausgegeben von Christoph Gottlieb von Murr. Nürnberg 1790. Die einzelnen Bestandtheile des Buches werde ich weiter unten angeben; zunächst ist Einiges über Schillers Beziehungen zu Murr zu sagen, die erst durch das Dresdner Schiller-Album

1861 dem Publicum bekannt geworden sind. Es ergiebt sich aus den 3 dort abgedruckten Briefen Schillers an Murr (No. 8, 11, 15), dass ihr brieflicher Verkehr damit anfing, dass Murr ihm im Jahre 1791 (Schillers Antwort ist vom 6. November 1791) eine Sammlung von Büchern zur Geschichte des 30jährigen Krieges, besonders Wallensteins, für 175 Gulden zum Verkauf anbot. Schiller lehnte das Anerbieten ab, weil er „den grössten Theil der unter Wallensteinianis enthaltenen Schriften schon besässe“ und weil Khevenhiller und noch viele andere darin fehlten. Ein zweiter Brief Schillers ist vom 16. Juni 1794; ein dritter, vom 5. Mai 1795 beginnt mit den Worten: „Was werden Sie von mir denken, hochgeehrtester Herr, dass ich Ihnen für die angenehmen Geschenke, die Sie mir im vorigen Jahr so gütig übersandt haben, noch immer nicht Dank gesagt habe?“ Zu diesen „angenehmen Geschenken“ gehörte jedenfalls auch folgendes Buch: Haoh Kjöh Tschwen, d. i. die angenehme Geschichte des Haoh Kjöh. Ein chinesischer Roman in vier Büchern. Aus dem Chinesischen in das Englische, und aus diesem in das Deutsche übersetzet. Nebst vielen Anmerkungen, mit dem Inhalte eines chinesischen Schauspiels, einer Abhandlung von der Dichtkunst, wie auch von den Sprüchwörtern der Chinesen, und einem Versuche einer chinesischen Sprachlehre für die Deutschen. Leipzig 1766. Der Uebersetzer, v. Murr, nennt seinen Namen unter der Vorrede. Die Erfurter Bibliothek besitzt das Exemplar, welches v. Murr an Schiller schickte. Auf dem Titel steht mit Tinte geschrieben: Celeberrimo vati, F. SCHILLERO d. d. q. interpres, d. 5. Jul. 1794. Schiller wollte diesen Roman neu bearbeiten (Gödeke, Grundriss, p. 982 sq.; Kalender p. 179 sq.). Dass auch das oben erwähnte Buch v. Murr's unter den Geschenken war, ist wahrscheinlich; gewiss ist aber, dass Schiller es schon vorher gekannt hat. Im Damen-Kalender für 1793 stand folgende, später von Schiller weggelassene Anmerkung, (Gödekes kritische Ausgabe VIII, p. 362): „Im Jahr 1634 demselben, wo die Unterhandlungen zu Pirna eröffnet wurden, waren die Lebensmittel zu einem so hohen Preise gestiegen, dass ein Ey sechs Kreuzer (damals eine weit grössere Summe als in unsern Tagen), ein Pfund Fleisch zehen und zwanzig Kreuzer, ein Simmra Haber sechzehn Reichsthaler, ein Simmra

Gerste dreissig Reichsthaler galt. Ein Huhn wurde mit einem Gulden, ein Nürnbergischer Eimer Wein mit zwanzig Thalern bezahlt." Das Buch von Murr enthält zuerst: Chronologische Nachrichten vom Zustande der Reichsstadt Nürnberg währender Zeit des dreyssigjährigen Krieges. Damals abgefasset von Hanns Hieronymus von Murr, einem Vorfahren des Herausgebers. Darin heisst es unter dem Jahre 1634 (p. 83): „Es haben uns sonsten dieses Jahr, aus Gottes Verhängnis, die 4 Landstrafen, Krieg, Theurung, Hunger und Pestilenz hart getroffen, so dass 1 Simra Korn hat gegolten 18 bis 21 Reichsthaler, 1 Simra Habern 14 bis 16 Reichsthaler, 1 Simra Korn 28 bis 32 Reichsthaler, Gersten 24 bis 30 Thaler, 1 Pfund Schmalz 6 bis 7 Batzen, 1 Pfund Rindfleisch 9 bis 10 Kreuzer, das Kalbfleisch 18 bis 10 Kr., 1 paar Tauben 10 bis 12 Batzen, 1 junges Huhn 10 bis 15 Batzen, 1 Henne 1 fl., auch 18 Batzen, ein Kappaun 3 fl., 1 Ey 4 bis 6 Kreuzer, ein Eimer Wein kostete 10 bis 20 Thaler, ein Eimer Bier 3 bis 4 Gulden, und so fort an."[1]) Für alle Begebenheiten in und um Nürnberg war dieses Tagebuch eine sehr wichtige und authentische Quelle; auch hat sie sich Schiller nicht entgehen lassen, wie wir gleich sehen werden.

Das wichtigste, auch im Wallenstein öfter erwähnte, Ereigniss ist das Lager von Nürnberg (1632). Ich gehe die Stellen einzeln durch, in denen Schiller Murr benutzt haben muss, da seine andern bekannten Quellen die Data nicht bieten. Seite 268 sagt Schiller: „Gegen dreyhundert Stücke spielten von den Wällen der Stadt und von den Schanzen des Lagers." Murr p. 87: „Wurden auch die Stadtmauern, runden Thürme und Pasteyen mit Stücken besetzt, dass also in 300 Stück um die Stadt gestanden." Schiller p. 268 sq.: „Das Landvolk aus den benachbarten Dörfern und die Bürger von Nürnberg legten mit den Schwedischen Soldaten gemeinschaftlich Hand an, dass schon am siebenten Tage die Armee das Lager beziehen konnte, und am vierzehnten die ganze ungeheure Arbeit gethan war." v. Murr p. 56: „Den 24. Juny halfen die angekommenen Schwedischen Soldaten, neben der Burger- und Bauerschaft, die angefangenen Schanzen, Reduten,

---

[1]) Man sieht, Schiller nennt nur die Maximal-Preise.

Batterien, Gräben und Stacketen um die Stadt eifrig verfertigen; es haben viel 1000 Menschen daran täglich gearbeitet, und sie in 14 Tagen in Defension gebracht.“ Schiller p. 269: „Den König auf den Nothfall unterstützen zu können, wurde aus den Bürgern der Stadt die junge Mannschaft ausgehoben und in den Waffen geübt, die schon vorhandene Stadtmiliz beträchtlich verstärkt, und ein neues Regiment von vierundzwanzig Namen nach den Buchstaben des alten Alphabets ausgerüstet.“ Ich habe schon an anderer Stelle darauf hingewiesen, dass die Lesart „Namen“ keinen Sinn giebt; es muss „Fahnen“ heissen, denn Schiller hatte hier offenbar Murr vor Augen, bei dem es p. 57 sq. heisst: „Es ist auch ein Regiment von 24. Fahnen mit dem A. B. C. gezeichnet, aufgerichtet.“ Schiller p. 271: „Der ganze Transport fiel mit der Stadt, worin er hielt, in der Schweden Hände, die kaiserliche Bedeckung wurde niedergehauen, gegen 1200 Stück Vieh hinweggetrieben, und tausend mit Brod bepackte Wagen, die nicht gut fortgebracht werden konnten, in Brand gesteckt. Sieben Regimenter, welche der Herzog von Friedland gegen Altdorf vorrücken liess, dem sehnlich erwarteten Transport zur Bedeckung zu dienen, wurden von dem Könige, der ein gleiches gethan hatte, den Rückzug der Seinigen zu decken, nach einem hartnäckigen Gefechte aus einander gesprengt, und mit Hinterlassung von vierhundert Todten in das kaiserliche Lager zurückgetrieben.“ v. Murr p. 61: „Den 31. July hat Obrist von Dubadel, Freystadt, des Friedländers Proviant-Haus eine Meil von Neumark erobert, das Städtlein spolirt, 900 Stück Vieh und 300 Pferde davon gebracht, und diejenige Ort, darin über 1000 Wägen gebacken Brod gewesen, in Brand gesteckt. Inmittelst hat Ihro Majestät bei Burgthann 7 Regimenter Friedländisch commandirtes Volk, so gegen Altdorf marschiren wollen, angetroffen, zertrennt, in 400 Mann erlegt, General-Wachtmeister Georg Sparn gefänglich mitgebracht.“ Schiller p. 270: „Der König schonte die Magazine der Stadt, so lange noch Möglichkeit da war, sich aus der Nachbarschaft mit Proviant zu versehen, und diese wechselseitigen Streifereyen unterhielten einen immerwährenden Krieg zwischen den Kroaten und dem Schwedischen Volke, davon die ganze umliegende Landschaft die traurigsten Spuren zeigte. Mit dem Schwert in der Hand, musste man

sich die Bedürfnisse des Lebens erkämpfen, und ohne zahlreiches Gefolge durften sich die Parteyen nicht mehr aufs Fouragiren wagen.“ Murr p. 59: „In beyden Lägern ist das Volk sehr erkrankt und gestorben, es hat auch Freund und Feind die Landschaft aller Ort ganz verderbt, und hat fast das schwedische Volk ohne starke Convoy nach Futterage nicht mehr ausreiten dürfen, so stark hat der Feind ihnen aufgepasst aller Orten, und vielmals Pferd und Wägen abgenommen, ist also die Fütterung um die Stadt gar genau zusammengegangen.“ Schiller p. 273: „Funfzigtausend Pfund Brod, welche die Stadt täglich ins Lager lieferte, reitzten den Hunger bloss, ohne ihn zu befriedigen.“ Murr p. 63: „Und werden ihnen noch täglich 50000 Pfund Brods gereicht, so dennoch nicht geklecket, und ist inzwischen schon zweymal Brod bey den Burgern gesammlet worden.“ Schiller ebenda: „Alle Mühlen um Nürnberg reichten nicht zu, das Korn zu mahlen, das jeder Tag verschlang. — — Die wirklich bewundernswerthe Sorgfalt des Nürnberger Magistrats konnte nicht verhindern, dass nicht ein grosser Theil der Pferde aus Mangel an Fütterung umfiel, und die zunehmende Wuth der Seuchen mit jedem Tage über hundert Menschen ins Grab streckte.“ Murr p. 62: „Dannenhero grosser Mangel an Fütterung und Proviant erschienen, davon viele Pferde umgefallen, und litten die Soldaten und Burgerschaft grosse Noth an Victualien und Brod. Auf den Mühlen konnte nicht genug gemahlen werden, wurde auch einem Schwedischen Soldaten ein Pfund Brod des Tags gereicht. Der Vorrath ging zusammen, hingegen nahm die Theurung und Sterben sehr zu, dass über 100 Personen auf einen Tag begraben wurden.“ Schiller ebenda: „Dieser Noth ein Ende zu machen, verliess endlich Gustav Adolph, voll Zuversicht auf seine überlegene Macht, am fünf und fünfzigsten Tage seine Linie, zeigte sich in voller Bataille dem Feind, und liess von drey Batterien, welche am Ufer der Rednitz errichtet waren, das Friedländische Lager beschiessen.“ Murr p. 62: „Den 21. August ist die Schwedische und Weimarische Armee aufgebrochen und zugleich auf Gross- und Kleinreuth gerückt, sich in voller Bataille im Feld präsentirt, und angefangen Batterien aufzuwerfen, darauf Stück gepflanzt.“ Diese Stellen mögen genügen um zu zeigen, dass Schiller Murrs Buch gekannt und

benutzt habe. Sehen wir nun, was sich daraus für den Wallenstein ergibt. Schon die Einleitung ist wichtig für die Beurtheilung von Schillers Auffassung dieses Charakters. Murr sagt darin: „Noch neuerlich hat ein Dichter, Hr. G. A. von Halem, in seinem schönen Schauspiele[1]), Wallensteins Charakter meist richtig getroffen, so dass man seine Schilderung einen Commentar über eine der merkwürdigsten Stellen Pufendorfs nennen kann, in welcher gezeigt wird, dass Wallensteins Verrath noch sehr problematisch ist.“ In der Anmerkung führt er dann diese Stelle aus Pufendorfs Commentar. de rebus Suec. Lib. VI, § 18 an, aus welcher ich nur folgende Worte herausheben will: Fridlandus Caesari semper fidus, cujus fastigium omnibus viribus attollere nitebatur. Unde merito dubitaveris, num initio tractatuum serio in istum aliquid molitus fuerit; cum ejusmodi consilium superiore anno in Silesia, ubi castra cum Protestantibus contulerat, facilius quam nunc exsecutioni dari potuisse videatur. Sed dum simulationis mensura exceditur, irreverentes sermones, ac inficeta agendi ratio Caesari suspicionem excitarant, ab invidis malevolisque eo usque irritatam, ut tandem quod ab initio et in speciem illudendis Evangelicis prae se tulerat consilium, post serio, sed sero nimis amplecti cogeretur.“ Man vergleiche damit Schillers Aeusserung (p. 353): „Wenn endlich Noth und Verzweiflung ihn antreiben, das Urtheil wirklich zu verdienen, das gegen den Unschuldigen gefällt war, so kann dieses dem Urtheil selbst nicht zur Rechtfertigung gereichen; so fiel Wallenstein, nicht weil er Rebell war, sondern er rebellirte, weil er fiel.“

Nach jenem Tagebuche des Hieronymus von Murr folgen in den „Beiträgen“ seines Nachkommen unter dem gemeinsamen Titel „Urkunden zur Geschichte Wallensteins“ die, am besten von Leopold von Ranke in seinem bekannten Werke über Wallenstein charakterisierten Documente: Perduellionis Chaos, lateinisch und deutsch. Da dieselben aber auch von Khevenhiller benutzt worden sind, so lässt sich in der Kürze der Beweis nicht führen, dass Schiller, als er seinen Wallen-

---

[1]) Wallenstein, Schauspiel von G. A. von Halem. Göttingen 1786. 8. (Gödeke, Grundriss p. 1030 No. 76.) Vgl. Ueber eine dramatische Behandlung des Wallenstein vor Schiller, von F. H. Wex. (Weimarisches Jahrbuch V, p. 67 sqq.)

stein schrieb, hier Murr vor Augen hatte, wovon jedoch Düntzer und ich überzeugt sind. Ich verweise deshalb auf die eben erscheinenden Erläuterungen Düntzers zum Wallenstein und gehe zu einem Dokumente aus Wallensteins Jugendgeschichte über, welches einen interessanten Commentar gibt zu den Worten des ersten Jägers in Wallensteins Lager, 7. Auftr.:

Ja, er fing's klein an und ist jetzt so gross,
Denn zu Altdorf im Studentenkragen
Trieb er's, mit Permiss zu sagen,
Ein wenig locker und burschikos,
Hätte seinen Famulus bald erschlagen,
Wollten ihn drauf die Nürnberger Herren
Mir nichts, dir nichts ins Carcer sperren,
's war just ein neugebautes Nest,
Der erste Bewohner sollt' es taufen.
Aber wie fängt er's an? Er lässt
Weislich den Pudel voran erst laufen,
Nach dem Hunde nennt sich's bis diesen Tag.

Murr bringt p. 301 Auszüge aus den akademischen Annalen von Altdorf, „welche von der Ausgelassenheit des sechszehnjährigen Wallensteins zeugen"; darin heisst es: „Den 14. diess (Januar 1600) wurde Baro a Waldstein, qui famulum suum Joh. Reheberger loris mirum in modum tractasset, quia otiosus per fenestram in forum prospectaverat, verklaget, und weil er ihn so unmenschlich gezeichnet, der Knab nach Nürnberg ad DD. Scholarchas geschicket. Hierauf den 19. diess ist der Herren Scholarcharum Befehl erfolget, dass Baro deswegen der Academie 30 fl. Straf geben und sich mit des Knaben Freundschaft vergleichen soll." Man sieht also, er kam nicht wegen dieses Vergehens in das Carcer, sondern, wie es auf der folgenden Seite heisst: „Da Baro bei des Fuchsen Ableib das seinige gethan[1]), und sonst vielen Muthwillen verübet, worüber er in Arrest gehalten, und ihme das consilium abeundi gegeben worden: so wendete er sich deshalben ad Magistratum Noricum." Murr macht dabei die Bemerkung, dass aus dem schon früher mitgetheilten Schreiben Wallensteins an den Nürnberger Magistrat, vom 20. Januar 1600, hervorgehe, er habe Stadt- oder höchstens Haus-Arrest gehabt; dann fährt er fort: „Das Mährchen, als ob Wallensteins Hund dem altdorfischen Carcer den Namen gegeben hätte, ist bereits

[1]) Diesen Ausdruck verstehe ich nicht.

von Wagenseil in der angeführten Exercitatione quinta, S. 204 widerlegt worden. Dennoch haben der sel. Buder, in seiner Geschichte des dreyssig jährigen Krieges (Seite 40, Anmerk. 79) und Hr. von Schirach in seinem vortrefflich geschriebenen Leben Wallensteins (Biographie der Deutschen V, p. 24) diesen falschen Umstand nachgeschrieben: „„Wallenstein störte die Ruhe der Universität. Eben lies damals der Rector (Es bekleidete damals Nikolaus Taurellus diese akademische Würde) derselben ein neues Carcer bauen, und zum Schrecken bekannt machen, dass es den Namen desjenigen führen sollte, welcher, wegen seiner Vergehungen, zuerst in dasselbe würde gesetzt werden. Wallenstein hatte bald Gelegenheit, der erste zu seyn, der die Strafe des Carcers verdiente. Als ihn aber die Pedelle in dieses Gefängniss bringen wollten, blieb er, unter verschiedenem Vorwande am Eingange etwas stehen, sties seinen kleinen Hund ins Carcer und schloss die Thüre zu. Nun, sprach er, muss das Carcer nicht Wallensteins sondern des Hundes Namen führen.““ Weil dieses Carcer (man weis die Ursache nicht) noch manchmal der Bärenkasten genannt wird, so hat man obiges Mährchen noch mit dem Zusatze versehen, dass der Hund Wallensteins Bär geheisen habe. Allein damals hiess das Carcer von Gabriel Stumpfstein, der zuerst 1576 hineingesperrt wurde, Stumpfel. Harte im Leben Gustav Adolphs (2. Bd. p. 68) hat diese Sage auch; aber noch mehr muss man sich wundern, dass im neuesten Leben Wallensteins (Im zweyten Bande der Leben und Bildnisse grosser Deutschen, herausgegeben von Anton Klein, Mannheim 1787. Fol. p. 2 und Octav-Ausgabe p. 54) dieses elende Mährchen wiederholet worden ist.“ p. 313, wo Murr über „einige seiner (Wallensteins) vertrauten Freunde“ redet, heisst es von Kepler: „Der astrologische Ruhm Keplers stieg vollends zum höchsten Gipfel, als er durch sein im Kalender vom J. 1618 gestelltes Prognostikon des siebenfachen M (Man brachte aus diesen sieben Buchstaben die prophetischen Worte heraus:

Magnus Monarcha Mundi Matthias Mense Majo Morietur) den in besagtem Jahre sich ereigneten Tod des Kaisers Matthias errieth.“ Vgl. die kritische Ausgabe von H. Kurz IV, p. 197 sq.:

Seni. Du hörtest von dem siebenfachen M,
Das von dem nämlichen Philosophus
Kurz vor dem Hinschied des holdsel'gen Kaisers
Matthias in die Welt gestellet worden.
Wallenstein. Ja wohl! Es gab uns damals viel zu denken.
Wie hiess es doch? Ein Mönch hat es gedeutet.
Seni. Magnus Monarcha Mundi Matthias Mense Majo Morietur.
Wallenstein. Und das traf pünktlich ein, im Mai verstarb er.

Murr p. 329 sq.: „Der schlaue Wallenstein wusste, dass nun alles auf der Spitze stehe, und seine Klugheit und grosse Erfahrung hatten ihn so wohl, als seinen Vertrauten Illo gelehret, dass es bei einem wichtigen Vorhaben heisst: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.“ Vgl. Piccolomini II, 7:

Illo. Wer nicht m i t mir, der ist w i d e r mich.

(Die Stelle ist biblisch: Luc. 11, 23.) Murr p. 338: „Der Herzog logirte auf dem Markte im grossen Pachhälbelischen Hause, von welchem ich hernach mehr zu sagen, Gelegenheit haben werde. Neben diesem Hause logirten beysammen sein Schwager, Graf Adam Erdmann Terzky (böhmisch wird Tertschka gesprochen) etc. Vgl. Wallensteins Tod IV, 3 und Lager, 2. Auftr.:

Wachtmeister. Unser Regiment und die andern vier,
Die der Terschka anführt, des Herzogs Schwager.

Murr p. 350: „So lange uns also Wallensteinsche Papiere nicht bekannt gemacht werden, so können wir nichts anders glauben, als dass er, um durchaus Friede zu machen, sich der Sachsen und Schweden dazu habe bedienen, zugleich aber auch, als ein Mann, dem die von Oestreich angethane Beschimpfung einer zweymaligen Abdankung so wehe thun musste, dem Kaiser habe zeigen wollen, dass es gefährlich sey, einen solchen Mann zu beleidigen.“ Vgl. Piccolomini II, 5:

Wallenstein. Der Kaiser, es ist wahr,
Hat übel mich behandelt! — W e n n ich wollte,
Ich könnt' ihm recht viel Böses dafür thun.
Es macht mir Freude, meine Macht zu kennen;
Ob ich sie wirklich brauchen werde, d a v o n, denk' ich,
Weisst d u nicht mehr zu sagen, als ein andrer.

Siehe auch Murr's Bemerkung im Vorbericht, die ich angeführt habe. p. 363 führt derselbe eine lateinische Grabschrift auf Wallenstein an, worin es heisst:

Qui galli cantus, Libyci de more leonis,
Horruit.

Vgl. Lager, 9. Auftr.:

Wachtmeister. Und wenn der Hahn kräht, so macht's ihm Grauen.
Erster Jäger. Das hat er mit dem Löwen gemein.

p. 377 sagt Murr: „Herr Agent von Herchenhahn in Wien ist im Begriffe, Nachrichten zur Geschichte Wallensteins herauszugeben, oder vielleicht sind sie schon gedruckt. Wie sehr würde ihm jeder Freund der Wahrheit verbunden seyn, wenn er nebst Hrn. Hofrath Michael Ignaz Schmidt uns aus den weimarischen, österreichischen und böhmischen öffentlichen und Privat-Archiven das aufklären möchte, was bisher von diesem in seiner Art einzigen Manne des vorigen Jahrhunderts, der bis zur Katastrophe seines Schicksals Kaiser Ferdinands Liebling, und vertrauter Tischgenosse war, verborgen lag." Und in einer Anmerkung dazu führt er aus Hier. Drexelius in Palaestra christ. P. II, c. 3, § 2 an: „Quoties cum Ferdinando II (1628) coenabat, aeque ac Parentis manibus, Caesaris Filii aquam cogebantur infundere." Vgl. kritische Ausgabe von H. Kurz IV, p. 193:

Wallenstein. Einst war mir dieser Ferdinand so huldreich;
Er liebte mich, er hielt mich werth, ich stand
Der Nächste seinem Herzen. Vielmals speisten wir
An einem Tisch vertraulich mit einander,
Wir beiden, und es hielten mir
Die königlichen Söhne selbst das Becken,
Zum Waschen dienend, über meine Hände —
Und so zu endigen!

Diese Auswahl mag genügen, um festzustellen, dass v. Murrs Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Krieges, obgleich wir kein Zeugniss weiter besitzen, eine der wichtigsten Quellen für den Schiller'schen Wallenstein sind, andere beweisende Stellen wird Düntzer in seinen Erläuterungen beibringen.

Biblisches und Homerisches in Schiller's Jungfrau von Orleans.

Von

RUDOLF PEPPMÜLLER.

In einem Briefe an Goethe, der vom 24. Oktober 1800 datiert ist (Briefwechsel V, 349), äussert sich Schiller über seine Jungfrau von Orleans, mit deren Abfassung er damals grade beschäftigt war, dass die poetischen Motive derselben „grösstentheils von der naiven Gattung seien". Wir werden es also ganz begreiflich finden müssen, dass unser Dichter auch die sprachliche Form derjenigen Gattung, der die Motive, sowie überhaupt der ganze Stoff seiner Tragödie angehörte, möglichst anzupassen suchte. Wenn Schiller späterhin in seinem Tell den naiven Ton besonders durch Anlehnung an Scheuchzer und die alten Chronisten, und nur hin und wieder wohl auch an Homer und die Bibel so wunderbar getroffen hat, so hat er in der Jungfrau Bibel und altgriechisches Epos für die Darstellung in erster Linie verwerthet. Ob der Dichter dieses oder jenes seiner beiden Vorbilder auf sich wirken liess, hängt natürlich vom Inhalt ab: Biblisches treffen wir vorzüglich im Munde der prophetischen Jungfrau, namentlich wenn sie in gehobener Stimmung redet; — bei andern Personen eigentlich nur da, wo sie von der Hauptheldin sprechen; — Homerisches findet sich hauptsächlich nur in den Kampfscenen und an solchen Stellen, die kriegerische Dinge behandeln.

Gleich der Prolog bietet für die Richtigkeit dieser Behauptungen einige Belege.

Schon Cholevius, Geschichte der Deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen, Leipzig 1856, Bd. 2, S. 212 und Hoffmeister, Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke, Stuttg. 1840, Theil 4, S. 381 heben mehrere Punkte

hervor; so bemerkt der erstere mit Recht, dass Johannas Verhältniss zu ihren Schwestern an das zwischen Joseph und seinen Brüder erinnere. Aber nicht nur dies Verhältniss bietet einige Aehnlichkeit: auch Josephs Träume finden wir bei Schiller wieder. Freilich ist's nicht Johanna selbst, welche die Träume sieht und den Ihrigen erzählt; — ihr Vater, welcher die höhere Begabung seiner jüngsten Tochter lange erkannt, aber der ihr eben darum Selbstüberhebung und Hochmuth zuschreibt, träumt zu dreien Malen von ihrer wunderbaren Erhöhung vor allen Mitgliedern der Familie und den Grossen des Reichs, er sieht, wie er selbst, ihre beiden Schwestern

Und alle Fürsten, Grafen, Erzbischöfe,
Der König selber

sich vor ihr neigten. Und siehe da, wie Josephs Träume von den Garben, die sich „umher neigeten gegen seine Garbe", und der Sonne und dem Monde und den eilf Sternen, die „sich vor ihm neigten" (1. Mos. 37, 7. 9.) sich in Aegypten verwirklichten, so giengen Thibauts Träume zu Rheims wunderbarerweise in Erfüllung.

Schon bevor die Jungfrau ihre prophetische Laufbahn betritt, hat sie übrigens, gleich jenen alttestamentlichen Helden, von denen uns das Buch der Richter meldet, übermenschliche Thaten vollbracht; den Tigerwolf, der in ihre Herden fiel, bezwingt sie, wie Simson den Löwen zerreisst (Richter 14, 6), und dem Wolf entringt sie das Lamm, „das er in blut'gem Rachen schon davon trug", wie David (1. Sam. 17, 33—35. Cholevius a. a. O.) das Lamm „aus dem Maul" des Löwen und Bären „errettete", das diese seiner Herde geraubt hatten.

Und wenn Johanna dann in höchster Begeisterung das Nahen des Retters verkündet, wenn sie dem stolzen Feinde zuruft

„Sein Mass sei voll[1]), er sei zur Ernte reif;
Mit ihrer Sichel werde die Jungfrau kommen,
Und seines Stolzes Saaten niedermäh'n —"

ist es nicht, als wenn wir die Stimme Joels (3, 18) vernähmen: „Schlaget die Sichel an, denn die Ernte ist

[1]) Jesus zu den Pharisäern Matth. 23, 32: Wohlan, erfüllet auch ihr das Mass eurer Väter.

reif; .... des Herrn Tag ist nahe im Thal des Urtheils", oder als hörten wir den Engel der Apokalypse (14, 15), der aus dem Tempel gieng „und schrie mit grosser Stimme: Schlage an mit deiner Sichel und ernte; denn die Zeit zu ernten ist gekommen"?

Anderes, wie die Vergleichung der Königin Isabeau mit der Jesabel, dem Weibe König Ahabs (2. Kön. 9, 33, Hoffmeister 4, 381, Cholevius 2, 212), oder wie die Parallele, die der Dichter Johanna selbst mit Moses ziehen lässt, dem Gott (2. Mos. 3, 10) aus dem feurigen Busch befahl: „So gehe nun hin, ich will dich zu Pharao senden", gleichwie derselbe Gott aus dem heiligen Druidenbaume Johanna gebot: „Geh' hin! Du sollst auf Erden für mich zeugen", — ferner eine nochmalige Erinnerung an den „Knaben Isais" will ich nur im Vorbeigehen erwähnen. Zugleich bemerke ich an dieser Stelle, dass ich nur in der angeführten Parallele zwischen Johanna und Moses den Grund dafür finden kann, dass Schiller hier von Gottes unmittelbarer Berufung redet, während er dieselbe sonst (Hoffmeister 4, 345) in leicht begreiflichem Widerspruch mit seinen Quellen[1]) durch die heilige Jungfrau geschehen lässt.

Wenden wir uns nun zu den im Prolog vorkommenden homerischen Anklängen, so erinnert, um Einzelnheiten, wie die „löwenherz'ge" Jungfrau, die „*θυμολέοντα*" (so heisst Herkules *E* 639, Odysseus *δ* 724), die „herdenmelkenden" Holländer[2]), (Homer thut *N* 6 der *ἀγαυῶν Ἱππημολγῶν Γλακτοφάγων* Erwähnung), den „fürchterlichen Salsbury, den Mauern-Zertrümmerer", das Abbild des Mars[3]), ferner die „prächtig strömende Loire", die gleich dem Titaresias (*B* 752) ihr „*καλλίρροον ὕδωρ*" dahinwälzt, der „himmelstürmend hunderthändige Talbot", jener dem „hunderthändigen Briareos" der Ilias (*A* 402 vergleichbare Held[4]), — ich sage, um dies und anderes zu übergehen, so erinnert die Aufzählung der Völker

[1]) Diese — Del Averdy im 3. Bande der Notices et Extraits des Manuscrits de la Bibliothèque du Roi, Paris 1790 — nennen den heiligen Michael und Gabriel, sowie die heilige Katharina und Margaretha.

[2]) Cholevius a. a. O.

[3]) Vgl. die bekannte Anrede *E* 31 (= 455): *Ἄρες ἀρές, βροτολοιγέ, μιαιφόνε, τειχεσιπλῆτα.*

[4]) Boxberger, Fleckeisen u. Masius v. 1868, 2. Abth. S. 84.

Burgunds ganz unverkennbar an den sogenannten Schiffskatalog (Cholev. II, p. 213); wie dort das zahllose Gewühl der zum Streite eilenden Griechen durch mehrere Gleichnisse veranschaulicht wird, so bedient sich auch unser Dichter, um die Menge der Streiter zu versinnlichen, zweier Gleichnisse, die zweien andern im Schiffskatalog sehr ähnlich sind. Vergleicht Homer der Griechen Völker mit „der Fliegen unzählbar wimmelnden Schaaren“, die „rastlos durch das Gehege der ländlichen Hirten umherziehn Im anmuthigen Lenz“ (*B* 469 ff.), so wird bei Schiller die Menge der burgundischen Krieger mit „den dunkelnden Geschwadern der Bienen“ zusammengestellt, „die den Korb umschwärmen in des Sommers Tagen“; heisst es bei Homer von den Achäern (*B* 459 ff.):

Dort, gleich wie der Gevögel unzählbar fliegende Schaaren, ...
Ueber die asische Wies', um Kaystrios weite Gewässer,
Hierhin flattern und dort, mit freudigem Schwunge der Flügel, ...
So dort stürzten die Schaaren von Schiffen einher und Gezelten
Auf die skamandrische Flur; und ringsum dröhnte die Erd' auf —

so sagt Schiller von den Burgundionen:

Wie aus geschwärzter Luft die Heuschreckwolke
Herunterfällt und Meilen lang die Felder Bedeckt —,
So goss sich eine Kriegeswolke aus
Von Völkern über Orleans Gefilde,
Und — dumpf erbraust das Lager.

Aus der eigentlichen Aufzählung der burgundischen Völker, dem Schiffskatalog im kleinen, hebe ich nur noch hervor, dass die Wendung „Die Von Utrecht, ja vom äussersten Westfriesland, Die nach dem Eispol schau'n“ vielleicht ebenfalls eine homerische Reminiscenz ist: wenigstens haben mir die zuletzt angeführten Worte unwillkürlich das homerische „*ποτὶ ζόφον ἠερόεντα*“, das dem „*πρὸς ἠῶ τ' ἠέλιόν τε*“ entgegengesetzt ist, ins Gedächtniss gerufen. Oder sollte Schiller etwa an Ithaka gedacht haben, jene Insel, von der Homer *ι* 26 sagt: *πανυπερτάτη εἰν ἁλὶ κεῖται πρὸς ζόφον?*

Einen neuen Beweis für meine Behauptung, es seien

hauptsächlich kriegerische Dinge, bei denen der Dichter das griechische Epos heranziehe, gibt das Benehmen der stolzen Isabeau, die

„In Stahl gekleidet durch das Lager reitet“

und

„Mit gift’gen Stachelworten alle Völker
Zur Wuth aufreget wider ihren Sohn“.

Hier scheint unserm Schiller der musternde Agamemnon vorgeschwebt zu haben, der „die Schaaren der Männer umwandelte“ und

„Wo er — streitfertig erfand Gaultummler Achajas
Eifrig ermuntert’ er mit kräftigen Worten genahet“, (Δ 231 ff.)

aber

„die er — saumselig erfand zur traurigen Feldschlacht,
Eifrig tadelt er die mit wild anfahrenden Worten“.
(Δ 240 f.)

Im 1. Akte erinnern nur Einzelheiten an Homer; so sind in der 5. Scene die Worte Dunois’: „Du aber bist unkriegerisch gezeugt“ u. a. mit *N* 775 „οὐδ’ ἐμὲ πάμπαν ἀνάλκιδα γείνατο μήτηρ“ und *B* 201 „σὺ δ’ ἀπτόλεμος καὶ ἄναλκις“ zu vergleichen. Ebenso ruft uns im 10. Auftritt der „thränenvolle Krieg“ — ähnl. in der 1. Strophe der Kassandra — das Homerische „ἐς πόλεμον δακρυόεντα“ *E* 737, *Θ* 388 oder die „μάχη δακρυόεσσα“ *N* 765, *Π* 436 ins Gedächtniss, und nicht minder sieht jeder, dass den Fragen des Erzbischofs in derselben Scene:

Wer bist du, heilig wunderbares Mädchen?
Welch’ glücklich Land gebar dich? Sprich! Wer sind
Die gottgeliebten Ältern, die dich zeugten?

ohne allen Zweifel (Cholev. 2, 212) die stehende Formel der Odyssee (α 170, κ 325, ξ 187 . . .):

τίς πόθεν εἶς ἀνδρῶν; πόθι τοι πόλις ἠδὲ τοκῆες;

(κεδνούς τε τοκῆας *P* 28) zu Grunde liegt. Episch ist endlich am Schluss des Aktes auch die Wendung „denn das sag’ ich euch, damit ihr’s wisset“; ich führe nur α 174 (= δ 645 ν 232 . . .) καί μοι τοῦτ’ ἀγόρευσον ἐτήτυμον ὄφρ’ ἐῢ εἰδῶ’ und ι 16 „νῦν δ’ ὄνομα πρῶτον μυθήσομαι ὄφρα καὶ ὑμεῖς εἴδετε“ als Beleg an.

Von grösserer Bedeutung erscheinen allerdings die biblischen Reminiscenzen, obschon sie sich, abgesehen von

einer in der 5. Scene vorkommenden, auch von Hoffmeister a. a. O. schon erwähnten Anspielung auf das Urtheil Salomonis (1 Kön. 3, 16 ff.): „Soll ich, gleich jener unnatürlichen Mutter . . . .“ lediglich auf die 10. Scene beschränken. Wie nämlich die heilige Jungfrau, als Schäferin gekleidet[1]), zu Johanna trat und derselben die göttliche Berufung verkündete, also kam nach Luc. 1, 28 „der Engel“ zu Maria „hinein“ und verhiess ihr die göttliche Begnadigung. Beide zweifelten eine Zeit lang (Luc. 1, 34: „Da sprach Maria zu dem Engel: Wie soll das zugehen?“ — Schiller: „Ich aber sprach: Wie kann ich solcher That Mich unterwinden?“); allein beide geben schliesslich ihre Bedenken auf und folgen dem göttlichen Rufe: Maria schenkt der Welt den Erlöser, Johanna bringt Frankreich die Erlösung von den Engländern. Und wie nach Christi Geburt (Luc. 2, 13, 14) „alsobald bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerschaaren war, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe“, so lässt auch Schiller die Jungfrau erzählen:

Und als ich aufwärts sah,
Da war der Himmel voll von Engelknaben,
Die trugen weisse Lilien in der Hand,
Und süsser Ton verschwebte in den Lüften.

Im 2. Akte wüsste ich kaum irgend eine bemerkenswerthe biblische Reminiscenz anzuführen; um so weiter geht hier der Einfluss Homers. Wem fielen bei den Worten Burgunds (1 Sc.):

Bei Gott! Wenn dieser starke Arm euch nicht
Herein geführt, ihr sahet nie den Rauch
Von einem fränkischen Kamine steigen!

nicht die rührenden Verse der Odyssee (α 57 f.) ein:

Aber Odysseus,
Sehnsuchtsvoll nur den Rauch von fern aufsteigen zu sehen
Seines Lands, ja zu sterben begehrt er!

Wer dächte in der 2. Scene bei der von Talbot ausgesprochenen Sentenz: „Ein edles Herz Bekennt sich gern von

[1]) So erscheinen auch die homerischen Götter bisweilen als Hirten, z. B. Athene ν 273 dem Odysseus; zugleich wird hier die Parallele mit Johanna eingewirkt haben.

der Vernunft besiegt", nicht an das homerische „στρεπταὶ μέν τε φρένες ἐσθλῶν" (O 203)![1]) — Der Wunsch der Friedenstiftenden Isabeau: „Mögen Die Winde das Gesprochene verwehn" erinnert an die besänftigenden Worte, die Euryalus ϑ 408 f. an den beleidigten Odysseus richtet: „Ward ein kränkendes Wort ja Hingeschwatzt, schnell mögen hinweg es raffen die Stürme!"

Und wenn die Jungfrau in der 4. Scene bis in das englische Lager dringt und die Ihrigen auffordert:

Jetzt Fackeln her! Werft Feuer in die Zelte! —

so möchte ich glauben, dass unserm Dichter der troische Hektor vorschwebte, wie er im griechischen Lager, das Hintertheil eines feindlichen Schiffes fest in der Hand haltend, den Seinen das siegesgewisse Wort zuruft:

Feuer her, und erhebt in stürmendem Drange den Schlachtruf!

Allein das sind doch nur Anklänge, nicht eigentlich durchgreifende Nachahmungen. Dass es in unserm Drama auch an solchen nicht fehlt, beweisen die Montgomery-Scenen, von denen uns das eigene Geständniss Schillers sagt: „Wer seinen Homer kennt, weiss wohl, was mir dabei vorschwebte". Aber grade diese Notiz, welche Böttiger mit andern „handschriftlichen Geständnissen Schillers über die Jungfrau von Orleans" im Jahr 1812 in der „Minerva" bekannt machte, ist neuerdings von Boxberger in den Jahrb. für Phil. u. Pädag. von Fleckeisen und Masius 14. Jahrg. 2. Abth. p. 83 f. als eine Erfindung Böttigers ohne weiteres verworfen worden. Nun enthalten jene Enthüllungen allerdings mehrere unglaubliche, von Palleske II 346 und Boxberger a. a. O. mit vollem Rechte in Zweifel gezogene Angaben; doch berechtigt uns das noch nicht alle Nachrichten Böttigers für falsch zu erklären; am wenigsten bietet die angeführte Aeusserung dazu irgendwelche Veranlassung. Boxberger sagt selbst, in der That sehe jeder, dass die Scenen ächt homerisch seien, und leugnet nur, dass jemand, der Homer kenne, wissen könne, welche Stelle dem Dichter besonders vorschwebte; denn ähnliche Scenen fänden sich öfters in der Ilias. Letztere Behauptung muss ich indess ent-

[1]) Voss: Gern wenden sich Herzen der Edlen.

schieden bestreiten: es gibt im ganzen Homer keine Stelle, mit welcher die Montgomery-Scenen eine so frappante Aehnlichkeit hätten, als die von Böttiger in Parenthese beigefügte Lykaon-Episode[1]); eine Vergleichung beider Scenen muss jeden Unbefangenen von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen. Freilich hat unser Dichter keine blosse Uebersetzung geben wollen; in einzelnen Versen (so meist im 6. u. 8. Auftritt) ist er ganz selbständig, in andern hat er Stellen aus andern homerischen Gesängen vor Augen. Nur dies können die beiden von Hoffmeister Bd. 5 S. 377 hinzugefügten Citate beweisen; dass Schiller, wie Hoffmeister sagt und Boxberger glaubt, an die eine oder die andre jener Stellen gedacht habe, besagen sie durchaus nicht; hat doch das eine der beiden Citate *Λ* 227 nur für die 7. Scene V. 35 f.: „Daheim gelassen hab' ich eine holde Braut . . .“ und das andere *Z* 46 ff. nur für den 5. und 6. Vers derselben Scene: „Lass mir das Licht des Lebens . . .“ wirklichen Werth.

Doch sind dies keineswegs die einzigen Homerstellen, welche unser Dichter neben der Lykaon-Episode verwerthet hat. Ich erwähne für die 6. Scene, V. 4 f.:

> Dort die Fürchterliche, die verderblich um sich her
> Wie die Brunst des Feuers raset

aus Homer *N* 53 f.:

> Hier nur sorg' ich, — was uns betreffe,
> Wo der Rasende dort, wie ein brennendes Feuer voranherrscht,

Hektor (ähnl. *P* 88); für die 7. Scene, V. 25: Nicht schrecklich bist Du in der Nähe anzuschauen *χ* 405: δεινὸς δ' εἰς ὦπα ἰδέσθαι (Odysseus nach dem Morde der Freier); mit Vers 29: „Nicht mein Geschlecht beschwöre . . .“ vergleiche das abweisende Wort Achills vor seinem Zweikampfe mit Hektor *X* 261; V. 46 ff.:

> O so erbarme meiner jammervollen Ältern dich,
> Die ich zu Haus verlassen. Ja, gewiss auch du
> Verliessest Ältern, die die Sorge quält um dich

erinnert an die flehentliche Bitte des alten Priamus im Zelte Achills *Ω* 486 f.:

---

[1]) Benutzt ist besonders *Φ* 74—113.

Deines Vaters gedenk', o göttergleicher Achilles,
Sein des Bejahrten, wie ich, an der traurigen Schwelle des Alters!

und noch mehr an die Schlussworte der Rede V. 503 ff.:

Scheue die Götter demnach, o Pelid', und erbarme dich meiner,
Denkend des eigenen Vaters! —

Die unmittelbar folgende Antwort Johanna's:

Unglücklicher! Und du erinnerst mich daran,
Wie viele Mütter dieses Landes kinderlos,
Wie viele zarte Kinder vaterlos, wie viel
Verlobte Bräute Wittwen worden sind durch euch!

ist den Worten des Euphorbus vor seinem Kampfe mit Menelaus nicht unähnlich (*P* 34 ff.):

Nun — sollst du mir büssen,
Dass du den Bruder erschlugst und rühmend der That dich erhebest,
Dass du zur Wittwe gemacht sein Weib in der bräutlichen Kammer,
Und unnennbaren Gram den jammernden Ältern bereitet!

„Das heilige Meer" ist, wie Cholevius a. a. O. schon bemerkt, ohne Zweifel das homerische „*ἅλα δῖαν*", „der Tag der Heimkehr" „*νόστιμον ἦμαρ*"; V. 75 „grausend fasst mich schon der Tod" hat seinen Ursprung in Wendungen wie *β* 100: *εἰς ὅτε κέν μιν Μοῖρ' ὀλοὴ καθέλῃσι τανηλεγέος θανάτοιο* (vgl. *γ* 238, *τ* 145, *ω* 135). Für V. 87 f.:

Noch viele Wittwen (werd' ich) machen, aber endlich werd'
Ich selbst umkommen und erfüllen mein Geschick

führe ich — Cholevius citiert nur die Schiller'schen Stellen, ohne ihren Ursprung bestimmter anzugeben — ausser Z 432: *μὴ παῖδ' ὀρφανικὸν θήῃς χήρην τε γυναῖκα* *Δ* 168 an: *ἀλλά μοι αἰνὸν ἄχος σέθεν ἔσσεται*[1]), *εἴ κε θάνῃς καὶ πότμον ἀναπλήσῃς*[2]) *βιότοιο.*

Endlich kann ich in unserer Scene eine Horazstelle nicht übergehen, welche mir die Worte Johannas:

---

[1]) Vgl. III, 10 die Worte Lionels: Mich fasst ein ungeheurer Schmerz um dich.

[2]) Aehnlich u. a. auch *H* 52: *μοῖρα θανεῖν καὶ πότμον ἐπισπεῖν.*

Nicht
Zurücke messen werdet ihr das heil'ge Meer,
Das Gott zur Länderscheide zwischen euch und uns
Gesetzt, und das ihr frevelnd überschritten habt

ins Gedächtniss rufen; ich meine die bekannte Strophe aus den Oden I, 3, 21 ff.:

Nequidquam deus abscidit
Prudens Oceano dissociabili
Terras, si tamen impiae
Non tangenda rates transsiliunt vada.

Die Möglichkeit wenigstens, dass diese Verse dem Dichter vorschwebten, wird man nicht leugnen können, wenn man bedenkt, dass Schiller noch mehrere andere Stellen — man vergl. nur Cholevius II, S. 152 f. — ziemlich wörtlich aus Horaz übertragen hat.

Wie viel Schiller übrigens in diesem Akte grade dem 21. Buch der Ilias, in dem die Tödtung Lykaons geschildert wird, verdankt, mag der Umstand beweisen, dass auch in der 9. Scene Worte vorkommen, die leicht auf eben denselben Gesang zurückgehen könnten. Denn wenn Johanna den Herzog von Burgund fragt:

Wer bist du, den sein böser Engel mir
Entgegenschickt?

so leuchtet ein, wie sehr diese Frage der von Achilles Φ 150 f. an Asteropäus gerichteten:

Wer und woher der Männer, der mir zu nah'n sich erkühnet?
Meiner Kraft ja begegnen nur Söhn' unglücklicher Eltern![1])

ähnlich ist. Einige Verse vorher (92 f.) finden wir in den Worten Lykaons: „Nimmer ja hoff' ich Deiner Hand zu entflieh'n, nachdem mich genähert ein Dämon!" sogar Schillers „bösen Engel" wieder.

Nachdem Johanna sodann erfahren hat, dass sie es mit dem „edlen Herzog" von Burgund zu thun habe, ist ihr Bestreben einzig und allein darauf gerichtet, den abtrünnigen Herzog zum angestammten Vaterlande hinüberzuziehen und mit dem eingebornen Könige zu versöhnen. Johann der Gute vermag auf die Dauer nicht zu widerstehen; im 4. Auftritt

[1]) Verwandt ist auch eine Z 123 ff. in dem Gespräche zwischen Diomedes und Glaukos vorkommende Stelle.

des folgenden Aktes sehen wir sogar, wie Burgund, bereits mit dem Könige ausgesöhnt, auch seinen übrigen Feinden so vollständige Verzeihung wiederfahren lässt, dass er selbst den Du Chatel, den Mörder seines Vaters, mit einschliesst; — freilich nicht, ohne die Seele des Ermordeten anzuflehen:

Geist meines Vaters, zürne nicht, wenn ich
Die Hand, die dich getödtet, freundlich fasse.
Ihr Todesgötter rechnet mirs nicht zu,
Dass ich mein schrecklich Rachgelübde breche.

Man ahnt kaum, dass diese Verse sich an Homer anlehnen; und zwar sind es dies Mal zwei Stellen aus dem letzten Buch der Ilias, welche Schiller mit einander verschmolzen hat: V. 501 ff. und V. 505 f. Am wichtigsten davon ist die erstere. Hier wendet sich Achilles, nachdem er dem alten Priamus die Lösung seines Sohnes zugesagt hat, an die Seele des erschlagenen Freundes und bittet:

Zürne mir nicht, Patroklus, noch eifere, hörest du etwa,
Auch in Aides Nacht, dass ich Hektors Leich' ihm zurückgab;

die andre Stelle findet sich in der bereits oben einmal herangezogenen Rede des Priamus, in welcher dieser Achilles um die Auslieferung des Sohnes anfleht und um ihm die Grösse seines Unglücks vor Augen zu stellen, daran erinnert, dass er geduldet,

was sonst kein sterblicher Erdenbewohner,
Ach, die die Kinder getödtet, die Hand an die Lippe zu drücken!

Dass in dieser Versöhnungsscene auch biblische Anklänge besonders zahlreich sind, wird ebenso begreiflich erscheinen, als dass wir dieselben sämmtlich aus dem Munde der Frieden stiftenden Jungfrau hören[1]). Wenn Johanna an Burgund, um ihn zur Versöhnung mit Du Chatel geneigt zu machen, die Worte richtet:

Ein güt'ger Herr thut seine Pforten auf
Für alle Gäste, keinen schliesst er aus;

---

[1]) Im 3. Auftritt enthalten die Worte des Erzbischofs: „Mein Meister rufe, wann er will, ..." eine schon von Hoffmeister 5, 381 und Cholevius 2, 212 bemerkte Anspielung auf Simeon: Luc. 2, 29. 30.

so könnte Schiller dabei leicht an das Gleichniss von der königlichen Hochzeit gedacht haben, Matth. 22, 10, obschon ihm an unserer Stelle jedenfalls hauptsächlich die Bergpredigt und das göttliche Gebot: „Liebet eure Feinde“ vor Augen geschwebt haben; denn wer sollte bei den Versen:

Es schickt die Sonne ihre Strahlen gleich
Nach allen Räumen der Unendlichkeit;
Gleichmessend giesst der Himmel seinen Thau
Auf alle durstenden Gewächse aus —

nicht an Matth. 5, 45 erinnert werden: Er lässt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte? — Und die „Hand von oben“, die nach Johannas Prophezeiung dem Wachsthum Burgunds Halt gebieten soll[1]), — hat sie nicht mit jener räthselhaften Hand Aehnlichkeit, die Belsazar Dan. 5, 5 den bevorstehenden Untergang an die Wand schrieb? — Biblisch ist ferner Johanna's Ausruf: „Ihr Kleingläubigen!“ (Matth. 6, 30; 8, 26), biblisch zuletzt am Ende der Scene ihr „Wehe mir —. Mir wäre besser, ich wär' nie geboren.“ (Aus Matth. 26, 24.)

Der 9. Auftritt unseres Aufzuges führt uns von der Bibel mitten in den Homer hinein. Schon ihrem Ziele nahe, wird die Jungfrau von der Truggestalt des schwarzen Ritters in eine öde Gegend des Schlachtfeldes gelockt und „in Mitten ihres Laufs“ an der eignen Person zu zweifeln veranlasst. Gewaltsam sucht sie sich die alte Sicherheit wieder zu erkämpfen; schon der nächste Auftritt, ihre Liebe zu Lionel, den sie, wie den Walliser, hätte dem Tode weihen sollen, zeigt uns ihren Fall. So ist also die Erscheinung des schwarzen Ritters in gleicher Weise ein Vorbote des nahen Unglücks wie der falsche Deïphobus, der Hektor täuscht, um ihm dann doch die Ueberzeugung beizubringen:

Wehe mir! nun rufen zum Tode mich wahrlich die Götter!
(*X* 297.)

Beide Erscheinungen haben bestimmte Gestalten angenommen, beide rühren von feindlichen Mächten her, der

---

[1]) Gleich darauf treffen wir in den Worten „sceptertragende Monarchen, Hirten der Völker“ eine homerische Reminiscenz; vgl. u. a. *B* 85 f.: *πείθοντό τε ποιμένι λαῶν Σκηπτοῦχοι βασιλῆες.*

falsche Deïphobus ist Athenes Trugbild[1]), der falsche Talbot ein Werkzeug der widerstrebenden höllischen Macht; beide endlich sollen dazu dienen, der Helden „edles Herz im Busen zu erschüttern".[2]) Aber eben darum glaube ich auch nicht, dass unser Phantom mit Talbot identisch sei; obschon Böttiger, indem er wohl nur einer eignen, aus den Worten: „hätt' ich den kriegerischen Talbot in der Schlacht Nicht fallen sehn, so sagt ich, du wärst Talbot" entnommenen Erklärung folgte, diese Ansicht als Schiller'sches Geständniss hinstellt. Das Schemen muss in Talbots Gestalt erscheinen, um auf die Jungfrau einen nachhaltigeren Eindruck zu machen. — Wie Hektor vom Trugbilde des Deïphobus und Johanna von dem Talbots, genau so wird *Φ* 595 ff. und *X* 1 ff. auch Achilles bei der Verfolgung Agenors von Apollo getäuscht, der „in der Bildung" des troischen Helden „erscheinend" den Peliden „mit List von seinem Volke entfernet." Mit dieser Stelle hat die unsrige dem Wortlaut nach theilweise eine so unverkennbare Aehnlichkeit, dass die ersten Jamben:

Arglist'ger! Jetzt erkenn' ich deine Tücke!
Du hast mich trüglich durch verstellte Flucht
Vom Schlachtfeld weggelockt und Tod und Schicksal
Von vieler Brittensöhne[3]) Haupt entfernt

fast als Uebertragung von *X* 15—19 angesehen werden könnten.

O des Betrugs, — so beschwert sich Achilles — Ferntreffer, du Grausamer unter den Göttern,
Dass du hinweg von der Mauer mich wendetest! Viele fürwahr noch
Hätten geknirscht in den Staub, eh' Ilios' Stadt sie erreichet!

[1]) Ein Unterschied liegt allerdings darin, dass die homerischen Götter, denen keine dienstbaren Geister zu Gebote stehen, die täuschende Gestalt selbst annehmen müssen.

[2]) Dass auch diese Worte homerisch sind (vgl. z. B. *B* 142—*Δ* 208, *Γ* 395 . . . — *τοῖσι δὲ θυμὸν ἐνὶ στήθεσσιν ὄρινεν*) braucht wohl kaum gesagt zu werden. — Eine Parallele unserer Scenen mit andern homerischen, „dem Siegesmuth und Siegesstolz gesendeten Warnungszeichen" deutet Nägelsbach, hom. Theol. p. 180 an.

[3]) Vgl. die *υἷες Ἀχαιῶν*. — Mit dem folgenden Verse: „doch jetzt ereilt dich selber das Verderben" stimmt *Φ* 588 überein: „doch deiner harrt das Geschick hier" — *σὺ δ' ἐνθάδε πότμον ἐφέψεις* — Worte, die Agenor zu Achilles spricht.

Doch mir raubtest du jetzt Siegesruhm und rettetest jene
Sonder Müh'.

Und wenn der schwarze Ritter der Jungfrau antwortet:

Warum verfolgst du mich und heftest dich
So wuthentbrannt an meine Fersen? Mir
Ist nicht bestimmt von deiner Hand zu fallen —

so gleichen diese Verse ganz den Worten Apollos *X* 8 f.:

Warum doch, o Peleide, verfolgst du mich eilenden Laufes,
Selbst ein Sterblicher du den Unsterblichen?

und *X* 13:

Nie doch tödtest du mich, dem durchaus kein Schicksal verhängt ist.

Allein das sind nicht die einzigen Homer-Reminiscenzen dieses Auftritts, der sowohl seinem Charakter, als besonders seiner Fassung nach am besten beweist, wie Schiller das altgriechische Epos in sich aufgenommen hatte. Gleich die folgenden Verse:

Verhasst in tiefster Seele bist du mir,
Gleichwie die Macht, die deine Farbe ist

tragen wieder homerisches Gepräge. Ich führe ausser dem bekannten Ausspruch Achills I 312 (= ξ 156): „Denn mir verhasst ist jener, so sehr wie des Aïdes Pforten, Wer ..“ noch *Γ* 454 als Beleg an, wo es von Paris heisst:

denn verhasst war er Allen gesammt, wie das schwarze Verhängniss. —

Sodann erinnert die Wendung „mich treibt die unbezwingliche Begier“ u. a. an *Ω* 198: *αἰνῶς γάρ μ' αὐτόν γε μένος καὶ θυμὸς ἄνωγεν*, wohingegen auf die ganze folgende Partie das 16. Buch der Ilias, die Patrokleia, nicht ohne Einfluss gewesen zu sein scheint. So ist die Warnung des schwarzen Ritters:

Johanna d'Arc! Bis an die Thore Rheims'
Bist du gedrungen auf des Sieges Flügeln.
Dir gnüge der erworb'ne Ruhm —

nicht nur mit jener Mahnung zu vergleichen, die dem Patroklus *Π* 706 von Apollo zu Theil wird, als er das vierte

Mal gegen Trojas Mauer anstürmt; sie hat auch mit der darauf folgenden Prophezeiung des Patroklus:

Nun denn, Hektor, nach Lust frohlocke du! dir ja gewährte
Siegesruhm Zeus der Kronid' und Apollon; — doch . . .
Selbst nicht wirst du noch lang' einhergeh'n, sondern bereits dir
Nahe steht zur Seite der Tod und das grause Verhängniss[1]) — -

einige Aehnlichkeit. Indess weder die Prophezeiung des sterbenden Patroklus, noch die Warnung des schwarzen Ritters finden Glauben; Hektor ruft dem Gestorbenen das Wort zu:

Was weissagest du mir, Patroklus, grauses Verderben?[2])
Wer weiss doch, ob Achilleus . . . .
Nicht von meiner Lanze durchbohrt sein Leben verliere!

und Johanna spricht ungläubig:

Was massest du dir an, mir falsch Orakel
Betrüglich zu verkündigen?

Und so eilt sie denn, wie Hektor, mit unabwendbarer Nothwendigkeit ihrem Schicksal entgegen, das für die Jungfrau schon der nächste Auftritt bringen soll. Der letzte Fürst des englischen Heeres, Lionel, will, von heisser Kampfbegierde entbrannt, den Oberfeldherrn[3]) in ritterlichem Kampfe an Johanna rächen. Wie ein homerischer Held, etwa wie Ajax *P* 238 f. dem Menelaus gegenüber:

Trautester — nimmer, erwart' ich,
Freuen wir noch uns beide der Heimkehr aus dem Gefechte![4])

so spricht auch Lionel der Jungfrau gegenüber den festen Vorsatz aus:

Nicht Beide
Verlassen wir lebendig diesen Platz.

[1]) Ungefähr dieselben Worte finden wir bei Schiller wieder, wenn er die Jungfrau sagen lässt: Sie (die Stimme des Prophetengeistes) redet laut —, dass mir das Unglück an der Seite steht.

[2]) *Π* 859: *Πατρόκλεις, τί νύ μοι μαντεύεαι αἰπὺν ὄλεθρον.*

[3]) Eine Zusammenstellung des Schiller'schen Talbot mit Ajax Oileus gibt Boxberger a. a. O., der Jungfrau selbst mit Kassandra Götzinger.

[4]) Vgl. auch *E* 287 ff.: Schwerlich werdet ihr, mein' ich, Eher zur Ruh eingehen, bis wenigstens Einer entfallend Ares mit Blute getränkt, den unaufhaltsamen Krieger!

Wenn er sich sodann mit den Worten:

> Und dass du wissest, wer dir Ruhm verleiht,
> Er sterbe oder siege — Ich bin Lionel . . .

als der letzte englische Feldherr zu erkennen gibt, so entspricht diese Anagnorisis einigermassen der zwischen Glaukos und Diomedes (*Z* 150 f. 206 f.):

> Soll ich dir aber auch dieses verkündigen, spricht jener,
> dass du erkennest
> Unserer Väter Geschlecht . . . . . .
> — Hippolochos' Sohn bin ich, ihn rühm ich als Vater.

Dem Anfang unserer Scene, wie den eben citierten Versen ähnelt in etwas die Aufforderung Hektors an Achilles *X* 129 ff., in der wir auch das bekannte „εὖχος ὀρέξῃ“ wiederfinden. Allein wie der Grieche dem Troer, also „nahm“ Johanna dem Lionel „den Ruhm“[1]); aber indem sie dem Feinde dann Schonung gewährt, wird sie ihrem göttlichen Beruf untreu und indem sie zu ihm in Liebe entbrennt, stürzt sie sich selbst in einen Seelenkampf, über dessen tiefe Bedeutung uns vor allem der herrliche Monolog zu Anfang des 4. Aktes Aufschluss gibt. Es liegt in dem lyrischen Charakter desselben, dass wir hier keine antiken Anklänge vernehmen: man müsste denn etwa für das Geständniss Johannas: „Mir ist das Herz verwandelt und gewendet“[2]) an das homerische „οὐδέ νυ σοίπερ Ἐντρέπεται φίλον ἦτορ“ (*α* 60 = *O* 554) erinnern. Entschieden unter homerischem Einfluss stehen dagegen die fast bis zur Apotheose Johanna's fortgehenden Worte des Königs, der unter dem Eindruck seiner Krönung in der prophetischen Jungfrau gern ein göttliches Wesen erblicken möchte und der sich in überfliessender Verehrung hinreissen lässt, dass er seine und Frankreichs Retterin fragen kann:

> Wenn du von Menschen bist gezeugt, wie wir,
> So sage, welches Glück dich kann erfreuen?
> Wenn du die Strahlen himmlischer Natur — verhüllst,
> So nimm das Band hinweg von unsern Sinnen,

[1]) Vgl. *X* 18: νῦν δ' ἐμὲ μὲν μέγα κῦδος ἀφείλεο.

[2]) Denselben Ausdruck lesen wir V, 8: „O wenn Euch Gott das Herz gewendet hat . . .“, einen ähnlichen V. 4: „Im tiefsten Busen kehrt sich mir das Herz“; letztere Wendung entspricht etwa dem *X* 452 vorkommenden „ἐν δ' ἐμοὶ αὐτῇ Στήθεσι πάλλεται ἦτορ ἀνὰ στόμα.“

— — — — — — dass wir anbetend
Im Staube dich verehren.

So möchte auch Telemach seinen Vater für einen Gott halten, nachdem Athene den Bettler in einen schönen, kräftigen Helden verwandelt hat; und von dem Wunder der plötzlichen Verwandlung geblendet spricht er die Worte:

Wahrlich ein Gott bist du, wie sie hoch obwalten im Himmel!
Sei uns hold; damit wir gefällige Opfer dir bringen.

Auch Odysseus selbst ist ζ 149 ff. nach seiner Rettung zweifelhaft, ob Nausikaa „Göttin oder Sterbliche sei“, und indem er, wie der König an unserer Stelle, beides für möglich hält, sagt er:

Bist du der Göttinnen eine, die hoch obwalten im Himmel,
Artemis gleich dann acht' ich — dich.
Bist du der Sterblichen eine, die rings umwohnen das Erdreich,
Dreimalselig dein Vater fürwahr —![1])

Einmal, in den gottergebnen Worten der Jungfrau (V, 4):

Ohne Götter fällt kein Haar
Vom Haupt des Menschen —,

hat Schiller gar das epische „θεῶν ἀέκητι“ mit einem biblischen Ausspruch, nämlich dem bekannten Paulinischen Wort aus der Apostelgeschichte 27, 34 (womit Matth. 10, 30; Luc. 21, 18; 1. Sam. 14, 45 zu vergl.): „Denn es wird euer Keinem ein Haar von dem Haupte fallen“ zu einer Einheit verschmolzen.

Wenn Johanna nach ihrer Gefangennahme lieber den Tod erleiden, als vor Lionel geführt werden will und darum die Engländer in höchster leidenschaftlicher Erregung auffordert:

Engländer! — Rächet euch!
Denkt, dass Ich's war, die eure Trefflichsten
Getödtet, die .... euren tapfern Heldensöhnen
Den Tag der frohen Wiederkehr geraubt,

---

[1]) Aehnlich auch Diomedes Z 128: Aber wofern du ein Gott herabgekommen vom Himmel, Nimmer fürwahr begehr' ich — zu kämpfen. Doch wenn der Sterblichen einer du bist, die geniessen die Feldfrucht, Komm' heran.“

so vernehmen wir in den angeführten Worten gleichfalls homerische Anklänge. Und zwar werden wir hier einerseits an das Staunen Achills erinnert, als er den greisen Priamus „einem Mann vor die Augen“ treten sieht, „der“ ihm „so viel und tapfere Söhn' erschlug“ (Ω 520); andererseits aber fällt uns aus dem Proömium der Odyssee (α 9; m. vgl. auch τ 369, π 149) der von Helios gebrauchte Vers ein: „Jener darauf nahm ihnen (den Gefährten Odysseus) den Tag der Zurückkunft.“

Fast noch offenbarer treten die homerischen Reminiscenzen im 11. Auftritt zu Tage. Hier tobt der Kampf um den Thurm, in dem Johanna gefangen sitzt. Ein Soldat muss von einer Warte herab die Königin Isabeau von dem Gang der Schlacht unterrichten. Wenn er nun meldet:

Schon sind sie an einander.
Ein wüthender auf einem Barberross,
Im Tigerfell, springt vor mit den Gendarmen —

so stellen wir diesen Schiller'schen Versen gewiss mit Recht diese homerischen aus Γ (15 ff.) zur Seite:

Als sie nunmehr sich genaht, die Elenden gegen einander,
Schritt aus den Troern voran der göttliche Held Alexandros,
Tragend ein Pardelvliess.

Dasselbe Buch scheint der Dichter später noch einmal vor Augen zu haben; wenigstens hat die Frage des Soldaten:

Sieh! Halt! Wer trägt den himmelblauen Mantel,
Verbrämt mit Gold?

mit jenem Wunsche des Priamus entschiedene Aehnlichkeit:

Komm' doch näher heran, mein Töchterchen, setze dich zu mir, ...
Dass du auch jenes Manns, des Gewaltigen Namen mir nennest,
Wer der Danaer dort so gross und herrlich hervorprangt!

Den Fragen entsprechen auch die Antworten; Johanna ruft in lebhafter Theilnahme für den von dem Soldaten bezeichneten: „Das ist mein Herr, der König!“ und Helena entgegnet dem fragenden Priamus:

Der dort ist Atreus' weitherrschender Sohn Agamemnon,
Beides ein trefflicher König zugleich und ein tapferer Streiter! —

Neben diesen homerischen Anklängen, welche durch die Aehnlichkeit der Situationen veranlasst sind, mehren sich, ebenfalls dem Inhalt entsprechend, gegen Ende des Dramas auch die biblischen Anspielungen. In dem Ausruf der Jungfrau: „Gott! Gott! So sehr wirst du mich nicht verlassen!" finden wir Christi Wort am Kreuze wieder (Matth. 27, 46); die höhnende Rede der giftigen Königin: „Jetzt ist es Zeit! Jetzt, Retterin, errette!" rufen uns die Lästerworte aus Matth. 27, 40. 42; Luc. 23, 35 ff.; Marc. 15, 29[1]) ins Gedächtniss, und das inbrünstige Gebet der Jungfrau, in dem sie Gott um Kraft anfleht, hat gleichfalls durchaus biblischen Charakter. In dem Anfangsverse: „Höre mich, Gott, in meiner höchsten Noth!" ist es fast, als hörte man den Psalmisten beten: „Höre, Gott, meine Stimme in meiner Klage!" — im übrigen schwebte unserm Dichter ohne Zweifel das Gebet Simsons und dessen letzte Heldenthat vor Augen (Richter 16, 28—30); die Schlussverse sind ziemlich wörtlich aus dem alten Testament entlehnt.

Im 12. Auftritt möge zu den Worten des Soldaten: „Hat der Sturmwind sie hinabgeführt?" Hiob 21, 18: „Sie werden sein — wie Spreu, die der Sturmwind weggeführet" als Parallelstelle beigebracht werden; im vierzehnten endlich sei daran erinnert, dass die Verklärung der Jungfrau — denn als eine solche ist ihr Tod anzusehen — der Himmelfahrt Christi nicht unähnlich ist; „leichte Wolken heben" Johanna empor, gleichwie die Apostelgesch. 1, 9 von Christus berichtet: „Er ward aufgehoben zusehends, und eine Wolke nahm ihn auf vor ihren Augen weg."

Schliesslich möge mir die Bemerkung gestattet werden, dass es keineswegs meine Ansicht ist, Schiller habe jede einzelne citierte Stelle mit bewusster Klarheit vor Augen gehabt; im Gegentheil bis dahin hat der Dichter seine Gedanken vielleicht nur selten verfolgt; aber wenn ich öfters auch nichts weiter erwiesen habe, als dass zwei verglichene Stellen aus demselben oder verwandtem Geiste geflossen sind, so möchte auch schon dieser Nachweis die Mühe einer solchen Zusammenstellung genügend belohnen.

---

[1]) Aehnlich verspottet Gessler den Tell III, 3: Jetzt, Retter, hilf dir selbst — du rettest alle! — Man vgl. aus unserm Drama noch V, 7, wo Dunois sagt: Die Retterin habt Ihr verbannt; nun rettet Euch selbst.

Schillers Lectüre.

Von
Robert Boxberger.

Erster Artikel.

In No. 4 des vorigen Jahrgangs der Blätter für litterarische Unterhaltung hat Herr Alfred Meissner allen Schillerfreunden eine höchst dankenswerthe Gabe geboten: den Katalog von Schillers hinterlassenen Büchern, die sich jetzt im Besitze seines Enkels, des pensionierten österreichischen Rittmeisters Friedrich von Schiller zu Bregenz am Bodensee, befinden. Schon Adelbert von Keller hatte 1859 in seinen Beiträgen zur Schiller-Litteratur auf diese kleine Bibliothek, die er auf ca. 300 Bände angibt, hingewiesen, als sie sich noch im Besitze von dessen Mutter, der verwittweten Frau Oberförster von Schiller in Stuttgart, befand. Bei derselben Gelegenheit, zur Jubelfeier von Schillers 100jährigem Geburtstag, veröffentlichte der Buchhändler Stargardt in Berlin zum Besten des Schiller-Vereins ein Schriftchen: Friedrich von Schillers Bibliothek, den Katalog einer kleinen Büchersammlung, welche er im Herbste des Jahres 1851 von dem Vater des Rittmeisters, dem ältesten Sohne des Dichters, gekauft hatte. Dieser schrieb darüber: „Diese Bücher blieben nach dem Tode meines Vaters nebst noch vielen andern im Besitze meiner Mutter, und erst als mein verstorbener Bruder sich am Rhein niederliess und nach dem Tode meiner Mutter kam die Bibliothek meines Vaters in dessen Besitz. Nach seinem, meines Bruders, Tode übernahm ich diese Bücher und habe solche seither behalten. Wo die in dem Verzeichnisse von meines Vaters Hand aufgeführten jedoch fehlenden Bücher hinkamen, kann ich nicht sagen." Man sollte meinen, er hätte um die Existenz auch der oben erwähnten kleinen Bibliothek, die 1859 im Besitz seiner Wittwe war, wissen müssen. In die Aufrichtigkeit seiner Worte ist natürlich nicht der mindeste

Zweifel zu setzen, und somit ist es als eine um so grössere Gunst des Schicksals zu betrachten, dass es uns diesen kleinen Schatz aufbewahrt hat, von dem selbst der Nächstbetheiligte schon 8 Jahre, ehe er wieder auftauchte, Nichts mehr wusste. Ich sage: „uns aufbewahrt hat,“ denn ich betrachte diese Bücher nicht als Reliquien, die freilich nur Einem gehören können, sondern als eine Fundgrube für das Studium des Dichters. Die von Stargardt veröffentlichte Sammlung besteht zum grössten Theil aus historischen Quellenschriften, die Schiller sich Behufs der Herausgabe seiner Memoires anschaffte. Einige, die in dem, leider nur zum Theil, beigegebenen facsimilierten Verzeichnisse von Schillers Hand angeführt sind, aber in der Sammlung fehlen, finden sich bei Meissner, wie die Memoiren von Mercoeur und von Louvois.

Sehen wir uns das Meissner'sche Verzeichniss näher an, so finden wir die kleine Bibliothek aus den heterogensten Bestandtheilen zusammengesesetzt. Einige Bücher scheint Schiller für den Unterricht seiner Kinder angeschafft zu haben: Euclids Elemente von Lorenz; Schwan, deutsch-französischer Dictionnaire; Heppe, Elementarnaturlehre; Vion, Geographische Belustigung; Reisebeschreibungen für die Jugend; Biographie für die Jugend. Einige Bücher gehörten seiner Gattin, so: Moritz, Nachahmung des Schönen. Den 3. Januar 1789 schreibt Schiller an Caroline von Beulwitz (Schiller und Lotte, S. 210): „Moritz wird noch vier Wochen hier (in Weimar) bleiben. Ich habe seine Schrift über bildende Nachahmung des Schönen von der Frau von Stein nach Hause genommen und nur flüchtig durchlesen. (S. 212.) Ich bin begierig, was Sie zu seiner Schrift sagen werden; Sie müssen sie sich anschaffen, es sind nur drei Bogen.“ Den 10. Februar antwortet Lotte (ebenda S. 243): „Ich habe nun Moritzens Schrift geendigt und viel Interessantes darin gefunden.“ Schiller an Körner, 2. Februar 1789 (Briefwechsel II, S. 20): „Dieser Tage ist Moritz wieder von hier abgegangen. Du hast mir nicht geschrieben, ob Du seine Broschüre gelesen hast, und was Du davon hältst. Sie schlägt in Dein Lieblingsfach so nahe ein und würde Dich gewiss nicht gleichgültig lassen. Moritz ist ein tiefer Denker, der seine Materie scharf anfasst und tief heraufholt. Seine Aesthetik und Moral sind ganz aus einem Faden gesponnen; seine ganze Existenz ruht auf seinen Schön-

heitsgefühlen." Andere bekam er von ihren Verfassern geschenkt, wie: Archenholz, „Flibustier" und „Gustav Wasa." Archenholz war bekanntlich Mitarbeiter der Horen. Die Lectüre des ersteren Werkes interessierte Schiller so, dass er es sich als Sujet zu einem Drama notierte. (Kalender p. 192.) Ferner: Dalberg, Grundsätze der Aesthetik. Hoffmeister, Supplemente IV, Seite 567 f.: „Der vortreffliche Verfasser der Schrift: „Grundsätze der Aesthetik u. s. f. Erfurt 1791" unterscheidet in der Schönheit die zwei Grundprincipien Anmuth und Kraft, und setzt die Schönheit in die vollkommenste Vereinigung beider, welches mit der hier gegebenen Erklärung auf's Genaueste zusammentrifft. Auch in seiner Definition liegt also schon der Grund der Eintheilung der Schönheit in eine schmelzende, worin die Anmuth, und in eine energische, worin die Kraft überwiegt." Desgleichen: Eschen, Horaz' lyrische Gedichte (Eschen hatte Beiträge zum Musen-Almanach geliefert); Goethe, Götz etc.; Hoven, Epidemische Fieber; Hufeland, Beförderung der Gesundheit, und: Kunst das Leben zu verlängern; Murr, Beschreibung der Reichskleinodien (über Schillers Verhältniss zu Murr siehe meinen Aufsatz über die Quellen des Wallenstein und des 30jährigen Krieges oben S. 169 f.); Properz, Elegien, übersetzt von Knebel (die zuerst in den Horen erschienen waren); Ratschky, Melchior Striegel, ein Gedicht (Kalender, S. 76; er erhielt es den 15. Mai 1799); die beiden Werke der Frau von Stael: Memoiren, und Manuscripts de Necker publiés par sa fille. Vgl. Schiller an Körner, 25. April 1805 (Briefwechsel IV, S. 393): „Ist Dir der Necker'sche Nachlass, den seine Tochter herausgab, zu Gesicht gekommen? Wo nicht, so will ich Dir ihn schicken. Es wird Dich doch interessiren, diese Schrift zu lesen, die alle Kläffer in Paris gegen Madame de Stael in Bewegung setzte. Sie lobt ihren Vater freilich zu unverschämt, aber es steht ihr nicht übel. Das Buch enthält gerade nicht viel Wichtiges, aber doch manches Curiose, worunter ein kleiner Roman von dem alten Necker eine seltsame Figur macht." Körner an Schiller, 5. Mai 1805 (ebenda S. 395): „Die Schrift von der Stael über ihren Vater habe ich noch nicht gesehen, und es wäre hübsch, wenn Du sie mir schicktest." Als dieser Brief in Weimar ankam, lebte der Dichter nicht mehr. Den 12. März 1796 erhält Schiller

(nach seinem Kalender S. 20.) Schubart, Englische Blätter. Ich bin zweifelhaft, ob dies nicht identisch ist mit Meissners Titel: Schuberth's Englische Balladen. Es könnte im Kalender verlesen sein. Ferner: Schlegel, Shakspeare's Werke; Jon, Athenäum; Wurmb, Reisen in Ostindien (mit Wurmb war Schiller durch seine Frau verwandt; es ist derselbe, dessen unglückliche Geschichte er erzählt in: Eine grossmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte); Briefe an Wolzogen; Wielands Werke bekam er wahrscheinlich in der Gesammtausgabe von Göschen geschenkt, die einzelnen von Wieland, z. B. den Aristipp als Neujahrsgeschenk für 1801 (Kalender S. 103). Körner an Schiller, 29. December 1800: „Was sagst Du zu Wielands Aristipp? Die gewohnte Weitschweifigkeit abgerechnet, sind manche Sachen darin, die man mit Vergnügen liest. Der Ton ist auch besser im Costüm gehalten als beim Agathon, und hat zuweilen eine Lebhaftigkeit, die man in Wielands späteren Jahren nicht erwartet hätte. „Schiller an Körner 5. Januar 1801: „Wielands Aristipp lese ich eben jetzt und unterschreibe Dein Urtheil darüber vollkommen. Wenn man es nur nicht als eine ästhetische Composition betrachtet, so hat es recht viel Gutes; freilich mag man seine Ideale nicht, und weder seine Laïs noch sein Aristipp haben mich erobert.“ Schiller an Göschen, den 4. Februar 1794 (Grenzboten 1870, No. 385): „Unter den praenumeranten zum Wieland notiren Sie mich auch für die Ausgabe im grossen Octav. Als Freund vom Hause will ich mir bloss gute Kupferabdrücke dazu ausgebeten haben.“ Woltmanns Werke; Athenor, ein Gedicht (von Anton von Klein). Dieses Werk bekam er nach seinem Kalender S. 124 den 8. Mai 1802 zugeschickt. Er war mit dem Verfasser, der Präsident der deutschen Gesellschaft war, von Mannheim her bekannt. Am 9. Mai 1802 schreibt Goethe an Schiller (Briefwechsel, 2. Aufl. II, S. 379): „Ich wünsche, dass beikommender Band Sie nicht schon von einer andern Seite heimgesucht habe, damit Sie diese gereimte Tollhäuslerproduction zuerst, als ein Curiosissimum, durch meine Hand erhalten.“ Und Schiller antwortet den 12. Mai (ebend. S. 382): „Mit dem Athenor sind Sie mir nur einen Tag zuvorgekommen, denn auch ich habe dieses schreckliche Product und hatte es schon für Sie bei Seite gelegt.“ Ferner wahrscheinlich: den Fränkischen Mercur vom Grafen von Soden,

denn dieser hatte ihm auch seine Aurora, das Kind der Hölle, zugeschickt. (Kalender S. 10; Briefwechsel mit Goethe I, S. 108.) Ludolf, (so muss es wohl heissen statt Rudolf) Weltgeschichte des 17. Jahrhunderts, 5 Bde., kaufte er den 20. Februar 1801 für 3 Laubthaler. (Kalender S. 105.) Wichtiger sind uns diejenigen Bücher, von denen wir wissen, dass er sie zu seinen Werken benutzt hat.

J. C. Adelung, Wörterbuch der hochdeutschen Mundart. 4 Bde. Leipzig 1774—86. Schiller bediente sich desselben, wenn ihm grammatische Zweifel aufstiessen. Vgl. Brief an Goethe vom 26. Januar 1804 (Briefwechsel mit Goethe II, S. 435): „Den Adelung erbitte ich mir, wenn Sie ihn nicht mehr brauchen. Ich habe allerlei Fragen an dieses Orakel zu thun.“ Goethe antwortet: „Hier schicke ich meinen Adelung; verzeihen Sie, dass ich den Ihrigen wohl eingepackt an Voss geschickt habe, der dessen zu einer Recension von Klopstocks grammatischen Gesprächen höchst nöthig bedurfte.“ Er hatte den 1. Theil dieses Wörterbuchs den 2. November, den 2. den 13.December 1795 von Cotta erhalten. (Kalender S. 9 u. 11.)

Es ist immerhin interessant, zu wissen, dass Schiller sich das bekannteste Werk Abrahams a Santa Clara anschaffte: Judas der Erzschelm. Es beweist dies, dass er noch nach dem Wallenstein, vielleicht für den Druck des Stückes, Studien über diesen humoristischen Prediger machen wollte. Quelle zur Capuzinerpredigt, wie Meissner wollte, ist dieses Buch nun freilich nicht. Meines Wissens hat zuerst Wachsmuth, Weimars Musenhof 1844, S. 132 dieselbe nachgewiesen. Es ist Abrahams Schrift: Reimb Dich, oder ich Liss Dich, Cöln 1702, und in dieser ein Tractat: „Auff! auff ihr Christen! das ist: Eine bewegliche Anfrischung der Christlichen Waffen wider den Türkischen Blut-Egel.“ Neuerdings kann man die benutzten Stellen, die schon Wachsmuth ausgezogen hat, in Düntzers Erläuterungen zum Wallenstein nachlesen.

Beck, Anleitung zur Kenntniss der Weltgeschichte. Schiller an Körner, den 20. März 1789 (Briefwechsel II, S 69): „Jetzt lese ich, wie Du Dir leicht einbilden wirst, historische Schriften. Um doch einen Führer zu haben, der mich auf eine nicht gar zu ermüdende Art durch die Universalhistorie leitet, habe ich mir die Universalhistorie von Millot ange

schafft. Die Beck'sche, die ich auch habe, ist gar zu beschwerlich eingerichtet, der Noten wegen, die den Text weit übersteigen — eine Methode, die mir äusserst zuwider ist und auch wenig Geschmack verräth. Zur Berichtigung des Franzosen ist sie mir übrigens brauchbar.“ (Schiller rüstete sich damals zum Antritt seiner Professur der Geschichte in Jena.)

Ein interessantes Buch ist ferner: Ebel, Gebirgsvölker der Schweiz, der auch I, S. 403 Faust, Geschlechtstrieb des Menschen, citiert. Es bestätigt sich dadurch, was Joachim Meyer durch sorgsames Studium dieses Buches schon herausgebracht hatte: dass es eine wichtige Quelle für den Wilhelm Tell ist. Um zu zeigen, wie Schiller seine Quelle benutzte, entnehme ich Ebels Buche die Schilderung einer Landgemeinde, eine Stelle, welche Meyer und Weber citieren, aber nicht wörtlich anführen. Man vergleiche damit die Rütli-Scene im Wilhelm Tell. Ebel erzählt von einer Landgemeinde in dem Flecken Appenzell, welcher er selbst beiwohnte (I, S. 92 ff.):

„Der Landammann, das Haupt des ganzen Volks, präsidirt die Versammlung, oder, wie der Appenzeller sagt, führt die Gemeinde. Er tritt auf ein hölzernes, von der Erde um einige Fuss erhöhtes Gerüst, welches ungefähr wie eine breite Kanzel gebaut ist und hier Stuhl genannt wird. Dieser Stuhl ist der Landesfarbe gemäss halb weiss und halb schwarz angestrichen, und an jedem Ende desselben steht ein grosses Schlachtschwert. Dem Landammann zur Seite standen Landweibel und Landschreiber, vor welchem letztern das grosse Landbuch lag, worin das Protokoll alles dessen enthalten ist, was der Wille des Volks an der Landesgemeinde entscheidet und ordnet. Die versammelten Landleute stehen vor dem Präsidentenstuhl in einem grossen halbrunden Haufen, und zwar so, dass die Glieder jeder Roode sich zusammen befinden; die ersten Landeshäupter selbst, den Landammann ausgenommen, stellen sich unter die Roode (der Verf. hält dies für dasselbe Wort wie Rotte), zu welcher sie gehören. Der Landammann eröffnete die Gemeinde mit einer Rede, von der ich nichts verstand, weil das Geräusch, welches die noch immer Ankommenden verursachten, zu gross war. Nach Endigung der Rede nahm die ganze Versammlung den Hut ab und jeder betete ein Ave Maria und Vaterunser um den

Schutz und die Eingebung des Himmels bei den vorzunehmenden Landesangelegenheiten. Nachdem das Gebet geendigt war, frug der Landammann die Roodeshauptleute, ob sie mit der vor ihnen abgelegten Landesrechnung zufrieden seyen. Das erste Geschäft, welches sodann das Volk als Souverän vornahm, war die Wahl seines Chefs und seiner sieben Minister (Landeshäupter) oder die Bestätigung derer, welche im vorigen Jahr diese Aemter bekleideten. Der Landammann Ruesch verliess den Rednerstuhl, und der Landschreiber stellte sich in dessen Mitte. Nachdem dieser der Versammlung angezeigt, dass man zuerst zur Wahl des Landammans schreiten wolle, wurde jeder der Landeshäupter von ihm befragt, wen er zu diesem Amte namse (ernenne). Da alle den Namen des abgetretenen Landammanns aussprachen, so rief er: „„Wem wohlgefällt und gut gedünkt, dass N. N. auf das hührig Jahr uwer regierender Landammann sy, der heb sin Hand uf.““ Augenblicklich flogen alle Hände in die Höhe; der abgetretene Landamman ward also einhellig in seinem Amte bestätiget und bestieg wieder den Stuhl. Das Statthalteramt ist das zweite, welches in die Wahl genommen wird. Der Landamman rief jeden der Landeshäupter bei seinem Namen und frug ihn, wen er dazu namse? Der Landschreiber schrieb die Namen derer, die genannt wurden, nieder, las sie laut ab und forderte jeden Landmann auf zu namsen, wen ihn beliebe. Mehrere Namen wurden von dem Volk gerufen; der Landschreiber schrieb sie zu den andern und gab die ganze Liste dem Landammann. Dieser rief nun bei jedem Namen: „Wem wohl gefällt und gut gedünkt, dass A. A. auf das hührig Jahr uwer regierender Statthalter sy, der heb sin Hand uf“; bei einigen Namen zeigten sich sehr wenige Hände, bei andern erhoben sich viele, und die Wahrheit schien zweifelhaft. Augenblicklich entstand in der Versammlung gewaltiger Lärm, der wie Gewittersturm brauste und den ganzen Haufen in Bewegung setzte. Der Landammann rief und winkte, bis es stille ward; er liess über die beiden Candidaten, zwischen denen die Meinung des Volks bei der ersten Probe ungewiss schien, noch einmal das Mehr ergehn; und nun zeigte sich deutlich, wer die meisten Stimmen hatte.“ (Anm. des Verf.: „Das Mehr ergehen lassen“ heisst, die Mehrheit der Stimmen des Volks für die Annahme einer

Sache oder bei Ernennung zu einem Amte erforschen. Die Handlung, wodurch das Volk seinen Willen durch Aufhebung der Hände zu erkennen gibt, heisst mehren. Ist etwas vom Volke auf diese Art angenommen worden, so heisst es ermehren und ist etwas verworfen worden, abmehren. Diese und ähnliche guten Ausdrücke hat die Demokratie in den schweizerischen Gebirgen der deutschen Sprache aufbewahrt.“ Vgl. dazu aus der Rütliscene:

Reding. Ist's Aller Wille, dass verschoben werde?
(Die Mehrheit erhebt die Hand.)
Stauffacher (zählt die Stimmen). Es ist ein Mehr von Zwanzig gegen Zwölf!)

Als ein besonders poetischer Zug in der Rütli-Scene ist mir immer die Erwählung Redings und dessen Ansprache an die Landgemeinde erschienen.

Reding (steht auf sein Schlachtschwert gestützt). Was ist's, das die drei Völker des Gebirgs
Hier an des Sees unwirthlichem Gestade
Zusammenführte in der Geisterstunde?
Was soll der Inhalt sein des neuen Bunds,
Den wir hier unterm Sternenhimmel stiften?

Schiller benutzte hier den von Ebel II, S. 343 ff. angeführten Bericht des Franzosen Ramond de Carbonnieres, welcher der reformierten Landesgemeinde von Glarus im Jahre 1777 beiwohnte, welche über den Beitritt zu dem von den katholischen Cantonen schon 1715 mit Frankreich abgeschlossenen Bunde zu berathen hatte. Ramond erzählt darüber (Ebel II, S. 345 f.): „Den folgenden Tag begab man sich auf eine Wiese, welche nahe beim Dorfe am Fusse hoher Felsen liegt. Vierfache Reihen Bänke waren in einem Kreis gestellt. Die Landleute, 4000 an der Zahl, setzten sich unter einander; die Glieder des Raths aber und die reformirten Geistlichen bildeten den innern Ring. (Schiller: der Ring bildet sich um ihn her.) Der Landammann, auf ein grosses Schlachtschwert gestützt, stand fast in der Mitte des Volks-Rundes; neben ihm zur Seite zwei Landschreiber und Landweibel, in den Mantel der Staatsfarbe gekleidet. Die Weiber dürfen nicht zugegen sein, den Knaben unter 16 Jahren aber ist es vergönnt in der Mitte des Kreises auf dem Boden sitzend zuzuhören. Kann man sich ein feierlicheres und erhebenderes

Schauspiel denken, als eine Versammlung freier Männer, welche zusammen ihr Gemeinbestes unter freiem Himmel berathen, im Angesichte des Vaterlandes, welches sie gegen Zwangsherrschaft und Dienstbarkeit, die auf der Welt lasten, beschützen — im Angesicht ihrer Kinder, die schon bei dem Namen Freiheit aufglühen und von ihren Vätern lernen dieses unschätzbare Gut unangetastet auf ihre Enkel zu übergeben? Welches Gebäude gliche an Erhabenheit diesem Thale, beschützt von seinen natürlichen Felsmauern und übersäet mit Wohnungen und Heerden, welche diesen Republikanern ihr glückliches Land vor Augen malen und in aller Herzen Vaterlandsliebe entflammen? — Ich war durchdrungen von allem, was ich sah. Dieses erhabene Gemisch von Grösse und Einfachheit, wovon ich bisher keine Vorstellung gehabt hatte, setzte mich in Erstaunen. Alles schien mir der ersten Zeiten der Völker würdig; so waren die alten Römer und die freien Männer Griechenlands, so die tugendhaften Gallier, die muthvollen Germanier, unsre ehrwürdigen Vorväter . . . Neben dieses Gemälde setze man Frankreich, man stelle sich dieses an Zahl so kleine Volk vor, welches versammelt ist um mit dem grössten und herrlichsten Reiche der Welt als Gleich mit Gleichem zu unterhandeln, und das Erstaunen muss wachsen. Gewiss gehört dies zu den merkwürdigsten politisch-moralischen Erscheinungen der ganzen Völkergeschichte." — Auch Johannes von Müllers Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, eine bekannte Quelle des Wilhelm Tell, war, wie wir durch Meissner erfahren, in Schillers Besitz. Ausserdem dürfte sich zu den von Meyer constatierten Quellen dieses Dramas vielleicht noch eine neue gesellen: Briefe über das schweizerische Hirtenland, die Schiller besass. Ich komme später einmal darauf zurück. So weit, was den Wilhelm Tell angeht.

Nach Müllers Schweizergeschichte folgt in dem Verzeichniss: Meteren, Beschreibung des niederländischen Krieges. Schon in der Vorrede gibt Schiller dieses Werk als eine seiner Hauptquellen für seine Geschichte des Abfalls der Niederlande an; auch citiert er dasselbe in dieser Schrift fleissig. — In wiefern er Krause's Geschichte des 30jährigen Krieges zu seinem gleichnamigen Werke benutzt hat, kann ich nicht sagen.

Pütters Staatsverfassung und Schmidts Geschichte der

Deutschen schaffte sich Schiller zu Anfang des Jahres 1788 an, als er mit seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande anfieng sich in der Geschichte überhaupt umzusehen. Er schreibt an Körner den 6. März 1788: „Du glaubst kaum, wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin. Ahnung grosser unbebauter Felder hat für mich so viel Reizendes. Mit jedem Schritte gewinne ich an Ideen und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt. Ich habe mir den Montesquieu, Pütters Staatsverfassung des deutschen Reichs und Schmidts Geschichte der Teutschen gekauft. Diese Bücher brauche ich zu oft, um sie von der Discretion anderer zu besitzen.“ Dann Neujahr 1789 (Briefwechsel mit Körner II, p. 2): „Diese Woche habe ich fast nichts gethan, als Schmidts Geschichte der Deutschen vorgenommen und Pütters Grundriss der deutschen Staatsverfassung, welcher letztere meinen ganzen Beifall hat. Besonders muss sich ihr ganzer Werth alsdann erst ergeben, wenn man durch eine gründliche Geschichte des deutschen Reichs im Detail bereits in den Stand gesetzt ist, diese Resultate gleichsam selbst daraus zu ziehen und solche also im Pütterschen Buche nur recapituliert. Das Ganze ist ein sehr klar auseinandergesetztes Gemälde aller allmähligen Fortschritte, welche jede politische und geistliche Macht im Laufe der Geschichte in Deutschland gethan hat. Schmidt ist unendlich schätzbar durch die Menge der Quellen, die er benutzt hat, und in seiner Zusammenstellung ist kritische Prüfung; aber er verliert durch seine befangene parteiische Darstellung wieder sehr.“ An Schmidt schloss sich Schiller im Anfange seiner Geschichte des 30jährigen Krieges wesentlich und vor allen Andern an; der „neuere katholische Schriftsteller“, den er zur Rede setzt wegen seiner übertriebenen Lobeserhebung des Kaisers Ferdinand über sein Benehmen, als ihm das blutige Koller Gustav Adolphs überbracht wurde, ist wieder Schmidt; endlich hat er auch aus diesem Werke (III, 536, neue Ausgabe Ulm 1786 S. 526 f.), wie Düntzer (Erläuterungen zu Schillers Gedichten IX, X, S. 10) zuerst nachgewiesen hat, die Quelle zu seinem Gedichte „Deutsche Treue“ geschöpft.

Das nächste Werk: La Paule, Perkin, Duc de York, gibt Meissner, jedenfalls richtig, als die Quelle des „Warbeck“ an. Auch dies bedarf noch einer näheren Untersuchung.

Ich hatte bisher Rapin de Thoyras' Geschichte von England, die Schiller als Hauptquelle für die Maria Stuart benutzte (Briefwechsel mit Goethe II, p. 218), für die einzige Quelle des „Warbeck" gehalten.

Puffendorf, de rebus Suecicis, als Quelle für den Wallenstein und die Geschichte des 30jährigen Krieges, habe ich gleichfalls noch nicht geprüft. Vielleicht wurde Schiller durch Murr's Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Krieges, worüber mein schon erwähnter Aufsatz zu vergleichen ist, erst auf dieses Werk geführt. Besonders bemerkenswerth ist, wie Schillers Auffassung des Wallenstein'schen Charakters mit der Puffendorf'schen Auffassung harmoniert. v. Murr citiert in dem eben bezeichneten Werke im Vorbericht die wichtige und interessante Stelle aus Puffendorf VI, § 18, welche ich bereits oben S. 163 beigebracht habe. — Ueber Fr. (nicht Chr.) von Stolbergs Aeschylus vgl. Schiller an Körner, 15. November 1802 (Briefwechsel IV, S. 301): „Aber einen interessanten Artikel will ich beilegen, vier Stücke von Aeschylus, welche Friedrich Stolberg noch in seiner guten Zeit übersetzt und jetzt erst herausgegeben hat. Sie lassen sich recht brav lesen, und ich muss gestehen, dass mich seit vielen Jahren nichts so mit Respect durchdrungen hat als diese hochpoetischen Werke." An Körner, 7. Januar 1808 (ebenda S. 309) „Du hast mir noch nichts von dem Aeschylus geschrieben, den ich Dir überschickt. Ich wünschte, dass er auf Dich dieselbe Wirkung möchte gemacht haben wie auf mich, denn noch nichts hat mir eine so ächt poetische und hohe Stimmung gegeben. Wenn Du ihn nicht mehr brauchst, so sende mir ihn wieder." Körner an Schiller, den 18. Januar 1803 (ebenda S. 311): „Dass ich Dir nichts über den Aeschylus schrieb, war nicht Kälte, sondern kam wohl daher, weil ich überhaupt schwer daran gehe, etwas über die Griechen zu sagen oder zu schreiben. Das Geschwätz der Hellenomanen verleidet einem oft jede natürliche Aeusserung über griechische Kunst, weil man sich schämt ihnen etwa zu begegnen. Ich begreife recht gut, wie das kraftvolle Leben und die höheren Gestalten in den Werken des Aeschylus Dich ergriffen haben. Das Spiel der Phantasie scheint hier noch jugendlicher und freier als im Sophokles, wo schon gewisse Formen herrschen. Zwar sind es griechische Formen, aber

Aeschylus scheint fast mehr als ein Grieche — er scheint wie Shakespeare, ein Weltbürger zu sein, der zufälligerweise in Griechenland lebte, aber auch alles mit Begeisterung auffasste, was ihm ein solches Volk und ein solches Zeitalter darbot. Stolbergs Uebersetzung hat Kraft und Wärme, aber eine gewisse Unbehilflichkeit, die jedoch nicht stört. Aeschylus gleicht bei ihm einer antiken Statue, die noch nicht ganz ausgegraben ist. Ein Theil liegt noch unter dem Schutt, aber das Auge wird doch durch moderne Ergänzungen nicht beleidigt. Humboldt würde mehr geleistet haben, die Chöre der Eumeniden hat er sehr glücklich bearbeitet. Vielleicht aber hätte durch zu grosse Aengstlichkeit, keinen Zug des Originals unangedeutet zu lassen, der Totaleindruck leiden können."

Am Schlusse seiner Mittheilung sagt Meissner: „Gewiss eine bescheidene Sammlung und doch weiss ich, dass der interessanteste Aufsatz geschrieben werden könnte, wenn man die Einflüsse derselben auf Schillers Production eingehend zu schildern und ihren Zusammenhang mit der Persönlichkeit Schillers darzustellen unternehmen wollte. Dazu gehörte allerdings eine Gelehrsamkeit und zumal eine Kenntniss Schillers, über die ich nicht verfüge. Ich habe das Meinige gethan, wenn ich auf diesen Punkt die Aufmerksamkeit hingelenkt und zum Verständniss einer, wie man glauben möchte, bereits von allen Seiten beleuchteten Persönlichkeit, über die nichts Neues mehr zu sagen scheint, noch etwas herbeigebracht habe, was neu ist, weil es bis heute unbeachtet geblieben." Wenn ich in Obigem einiges Wenige zur Erläuterung dieses Bücher-Verzeichnisses beigebracht habe, was mir gerade zur Hand war, Anderes, wie Le Paul, Perkin, Duc de York, und die Briefe über das schweizerische Hirtenland, als Quelle des Warbeck und des Wilhelm Tell zu untersuchen mir vorbehalten habe, so bin ich weit entfernt zu glauben, ich hätte nun wirklich einen interessanten Aufsatz geliefert; vielmehr würde ich es gar nicht gewagt haben mit diesen wenigen Bemerkungen an die Oeffentlichkeit zu treten, wenn ich nicht einen wichtigen Zusatz zu Meissners schätzenswerther Mittheilung, für die alle Schillerfreunde ihm zu grossem Danke verpflichtet sein müssen, zu machen hätte, einen Zusatz, der die Ueberschrift dieses Aufsatzes erst rechtfertigen soll. Es

handelt sich nämlich um die Bücher, welche Schiller aus der Weimarischen Bibliothek geliehen hat. Hierbei können wir dem Dichter geradezu in den Quellen-Studien zu seinen einzelnen Werken nachgehen. Ich gebe die Titel genau so wieder, wie sie in den Ausleihebüchern der Weimarischen Bibliothek stehen und behalte mir Bemerkungen über die Benutzung der einzelnen Bücher vor.

1) Zu den Einleitungen der Memoires:

German. histor. illustr. à Christ. Vrstisio. Basil. erhalten den 19. Decbr. 1789, zurückgegeben 17. August 1793.

<table>
<tr><td>Le Bret's Geschichte von Venedig, Bd. 1—4.
Ligurini de rebus gestis Friderici Barb.
Rutilii Itiner. 8.
Melanchthonis Declamat. T. II.
Mart. Crusii de Frider. Ahenobarb.</td><td>erhalten 12. März 1790, zurückgegeben 7. August 1793.</td></tr>
</table>

De Guignes, Histoire des Huns, erh. 20. Nov. 1790, zurück 7. Aug. 1793.

Thuanus, Historia sui temporis, 8, erhalten 22. Dec. 1790.

2) Zu Wallenstein:

Schiller an Körner, den 21. November 1796 (Briefwechsel III, S. 396): „Die Lectüre der Quellen zu meinem Wallenstein beschäftigt mich jetzt ausschliessend; ich kann diesem Gegenstand schlechterdings nicht anders beikommen, als durch das genaue Studium der Zeitgeschichte.“ Den 28. November 1798 (ebenda S. 396): „Zu diesem bloss objectiven Verfahren war und ist mir das weitläufige und freudlose Studium der Quellen so unentbehrlich; denn ich musste die Handlung wie die Charaktere aus ihrer Zeit, ihrem Local und dem ganzen Zusammenhange der Begebenheiten schöpfen: welches ich weit weniger nöthig hätte, wenn ich mich durch eigene Erfahrungen mit Menschen und Unternehmungen aus diesen Classen hätte bekannt machen können. Ich suche absichtlich in den Geschichtsquellen eine Begrenzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen und zu verwirklichen; dafür bin ich sicher, dass mich das Historische nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung bloss beleben; beseelen muss sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können, und ohne welche ja über-

haupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich gewesen wäre.“ Ebenda S. 398: „Sollte dir etwa irgend ein Werk bekannt sein, das mir jene Art von Welt, militairische und politische, in einer anschaulicheren Form näher bringen könnte, wie z. B. gewisse Memoires: so mache mich doch darauf aufmerksam. Ich muss die Notizen dieser Art so mühsam zusammenlesen, und finde beinahe doch nichts.“

Merian, Topographie von Böhmen } erhalten April 96, zurück 14. Februar 1798.
Soldat Suédois }

Aus Merian benutzte er 2 Stellen; die eine S. 51 (Pilsen) und die andere S. 24 (Eger); beide sind bereits oben S. 168 f. erwähnt.

Vossius, de poëmatum cantu et viribus rhythmi, erh. 2. Oct. 96.
Theatrum Europaeum T. I—III.
Chemnitz, Schwedischer Krieg. 2ter Th.
Engelsüss, Weimarischer Feldzug.
Pelzels, Geschichte von Böhmen, erh. 2. Juli 97.
} zurück 14. Febr. 98.

Schiller an Körner (der Brief ist nach Kalender S. 56 und Briefwechsel mit Goethe II, S. 17 vom 24. Januar 1798 zu datieren und müsste also Briefwechsel IV, S. 69 stehen, steht aber S. 7 f.): „Sei so gut und sende mir mit ehester Post Vossius de poëmatum cantu. Man hat ihn mir abgefordert.“ Körner benutzte ihn zu einer Horenarbeit.

3) Zu Maria Stuart.

W. Camdeni, Annales rer. Anglicar. fol. XXXII, 6. erh. den 24. April 1799.

Buchanani, Res Scoticae, 1668, 8. XXXII, 12. erh. den 27. April 1799.

Du Chesne, Histoire d'Ecosse, avec l'Histoire d'Angleterre. XXXII, 20. erh. 27. April 1799, zurück 5. Juli 1800.

W. Hume, Geschichte von Grossbritannien, 2r. Th. 26. April 1800, zur. 21. Juni 1800.

Schiller an Goethe 26. April 1799 (Briefwechsel II, S. 192): „Wollten Sie die Güte haben und gegen beiliegende Scheine die notirten Werke aus der Bibliothek für mich holen und durch das Botenmädchen senden lassen. Camden habe ich

schon mitgenommen, aber den Schein vergessen zur lassen." Goethe an Schiller, 27. April: „Die Bücher hierbei." Schon im Jahre 1783, wo Schiller zuerst a Bearbeitung dieses Stoffes dachte, schrieb er an Rei (Gödeke, kritische Ausgabe III, S. 177): „Zu meiner Stuart, liebster Freund, schicken Sie mir doch auch jet schichten. Camden ist herrlich, doch ist es gut, wer mehrere habe."

4) Lectüre.

Persiles und Sigismunde, 26. April 1800, zur. 21. Juni

Frankfurter Encyclopädie, Th. 1 und 3. 28. Mai 180(21. Juni 1800.

Albaspinne (Albaspinaeus), Diss. de Vet. Eccl. Actib. 20. Mai 1800, zur. 21. Juni 1800.

Detouches, Coméd. Oeuvr. P. I. in 2 Voll. erh. 5. Juli zur. 20. Sept. 1800.

Crébillon, Oeuvres, T. I. II. 5. Juli 1800, zur. 15. Jan.

5) Jungfrau von Orleans.

Schiller an Körner 13. Juli 1800 (Briefwechsel I 183): „Sei doch so gut, mir — wenn Du kannst — Hexenprozesse und Schriften über diesen Gegenstand z schaffen. Ich streife bei meinem neuen Stücke an die terie an und muss einige Hauptmotive daraus nehmen.

Malleus Maleficarum T. I—IV, 2 Voll. 9. Juli 1800 21. Jan. 1801.

Döpleri Theatr. Poenar. T. I. II. 9. Juli 1800, zur. 21. Jan.

Oeuvres de Chartier, zur. 21. Jan. 1801. Le Laboureur, histoire de Charles VI, zur. 21. Jan. 1801. Enguerran de Monstrêlet, T. I. II., zurück 21. Jan. 1801. Memoires secrets de la cour de Charles VII. Dryon, discours à Luynes c. al. zur. 20. Sept. 1801. Pucelle d'Orleans, à Orleans, c. al. zur. 21. Jan. 1801.	entliehen den 2. August

La Vie et déplorable Mort de Jeanne d'Arc, zur. 21. Jan. 1801.
A. Welthistorie, Th. XXXVIII, zur. 21. Jan. 1801.
Bodmers Sammlung von Minnesängern, zur. 21. Jan. 1801.

entliehen den 2. August 1800.

Schiller an Goethe 2. August 1800 (Briefwechsel II, S. 302): „Ich kann Ihnen diessmal nur einen kurzen Gruss sagen. Göpferdt sendet mir zwei Correcturen zu, die schnell expedirt sein müssen, und ich bin gezwungen auf die Bibliothek zu gehn, um eine ganze Literatur zusammen zu suchen. Mein Stück führt mich in die Zeiten der Troubadours, und ich muss, um in den rechten Ton zu kommen, auch mit den Minnesängern mich bekannter machen."

Der Nibelungen Lied, zur. 20. September 1801.
Eichhorns Geschichte der Künste und Wissenschaften. Bd. 1. zur. 21. Januar 1801.
Auszüge aus den Handschr. der Bibliothek zu Paris. Bd. I—II. zur. 20. Sept. 1801.

erhalten den 2. August 1800.

Böttiger in der Minerva für 1812 S. 9: „Eine literarische Erscheinung, die noch sehr frisch dem Dichter in die Hand gekommen war, die keine Art von historischer Forschung und kritischer Vorarbeit scheute, trug gewiss auch viel dazu bei, dass Schillern eine echt poetische Ehrenrettung der Jungfrau gerade damals recht zeitgemäss erschien. Del' Averdy, Ehrenmitglied der Pariser Akademie der Inschriften und Literatur, hatte seine eben so mühsamen als genauen Auszüge aus 28 Handschriften, die sich über den Verdammungs- und Lossprechungsprocess der Jeanne d'Arc theils in der königlichen Bibliothek, theils in den Sammlungen von St. Germain und St. Victor vorfanden, erst wenige Jahre vorher bekannt gemacht. (Anm. Sie nehmen fast ausschliesslich den dritten Band der Notices et Extraits des manuscrits de la Bibliothèque du Roi. Paris, de l'imprimerie royale 1790. 4. ein.) Der Dichter hatte sie mit der lebhaftesten Theilnahme geprüft und durchstudirt. Ja sie hatten ihn so angezogen, dass

er lange unentschlossen blieb, ob er nicht statt des erdichteten Ausgangs in seinem Schauspiele den wahren geschichtlichen wählen sollte."

Bibliothèque des Dames. Romans. T. I—IV. zur. 20. September 1801. Oeuvres de Destouches. T. II. zur. 21. Jan. 1801. Keysslers Reisen. Th. 1—2. zur. 6. September 1800.	erhalten den 2. August 1800.

6) Lectüre.

Bibliothèque des Dames, Romans. T. V—VIII. erh. 20. September 1800, zur. 27. September 1801.

Dasselbe T. IX. erhalten 27. September 1800, zurück 10. October 1801.

Oeuvres de Diderot. T. I. III. IV. 8. Nov. 1800.

7) Wilhelm Tell.

Schiller an Körner, 12. September 1803 (Briefwechsel IV, S. 337): „Es ist der Wilhelm Tell, an dem ich arbeite, und ich bitte Dich, wenn Du mir einige gute Schriften über die Schweiz weisst, sie mir zu nennen. Ich bin genöthigt, viel darüber zu lesen, weil das Locale in diesem Stoffe so viel bedeutet, und ich möchte gern soviel möglich örtliche Motive nehmen." Ebenda, 10. October 1803: „Ich bin nicht unthätig, doch rücke ich nicht schnell fort, weil ich mich mit dem historischen und geographischen Theil meines Stoffes erst befreunden muss."

Müllers Schweizer Geschichte. Th. 1—2, erh. 2. Dec. 1800, zur. 4. Dec. 1801.

Hallers Bibliothek der Schweizer Geschichte Bd. 1—3, erh. 6. Mai 1802 zur. 12. Juni 1802.

Tschudi, Schweizer Geschichte, erh. 6. Mai 1802, zur. 9. Januar 1804.

Bowers, Historie der Römisch. Päbste. Th. V—VIII. 2. Bd. erh. 6. Mai 1802, zur. 14. April 1803.

Buffons Naturgeschichte. Th. 1—4 in 2 Bd. 8. erh. 12. Juni 1802, zur. 9. Juli 1802.

Crevier, Histoire des Empereurs romains. T. 1—IV, erh. 21. Juli. T. V—VI erh. 11. August, zur. 20. Nov. 1802.

Alfieri, Oeuvres dramatiques, T. I—IV, erh. 22. Januar 1803, zur. 7. Mai 1803.

Theatre français, T. I—V. 22. Jan. zur. 7. Mai 1803. T. VI—X erh. 7. Mai 1803 zur. 10. Mai 1803.

Schiller an Goethe, 27. Januar 1803 (Briefwechsel II, S. 397): „Sonst haben mich die neuesten französischen Theatralia aus der Bibliothek beschäftigt, die der Herzog wollte dass ich sie lesen sollte. Noch habe ich nichts darüber gefunden, das mich erfreut hätte, oder das sich nur irgend zu einem Gebrauch qualificirte. Aber eine französische Uebersetzung von Alfieri habe ich zu lesen angefangen, worüber ich aber jetzt noch nichts sagen mag. Aufmerksamkeit verdient übrigens diese Erscheinung, und ich freue mich wenn ich mich durch die ein und zwanzig Stücke hindurchgelesen habe, diese Angelegenheit zu verhandeln. Ein Verdienst muss ich ihm auf jeden Fall zugestehen, welches aber freilich zugleich einen Tadel enthält. Er weiss einem den Gegenstand zu einem poetischen Gebrauch zuzubringen, und erweckt die Lust ihn zu bearbeiten: ein Beweis zwar, dass er selbst nicht befriedigt, aber doch ein Zeichen, dass er ihn aus der Prosa und Geschichte glücklich herausgewunden hat.“ Schiller an Körner, 28. März 1803 (Briefwechsel IV, S. 322): „Ich habe seit Endigung der Braut, zu meiner Erholung und um der theatralischen Novität willen, ein Paar französische Lustspiele zu übersetzen angefangen, die in einigen Wochen fertig sein werden. Eins darunter hat viel Verdienst und hätte vielleicht eine recht ernstliche Bearbeitung verdient; das andere ist ein leichtes Intriguenstück, das unterhält und sein halbes Dutzend Vorstellungen auf jedem Theater aushalten kann.“

Niederländische Geschichte, 4 Bd. in 4 Th. 1—8. 13. Mai 1803, zur. 9. Dec. 1803.

(Den Namen des Verfassers habe ich nicht lesen können. Zum Warbeck?)

La Bataille de Klopstock, 13. Mai 1803, zur. an demselben Tage.

Schiller an Goethe, den 20. (nicht 30.) Mai 1803 (Briefwechsel II, S. 408): „Die Hermannschlacht habe ich gelesen und mich zu meiner grossen Betrübniss überzeugt, dass sie für unsern Zweck völlig unbrauchbar ist.“ Morgenblatt 1815 S. 338; Goethe's Werke in 6 Bdd. 1860 II, S. 809 (Goethe, über das deutsche Theater): „Damit nun aber das deutsche Theater auf ächt deutschen Boden gegründet werden möge, war Schillers Absicht, zuerst die Hermannsschlacht von Klop-

stock zu bearbeiten. Das Stück wurde vorgenommen und erregte schon bei dem ersten Anblick manches Bedenken. Schillers Urtheil war überhaupt sehr liberal, aber zugleich frei und strenge. Die ideellen Forderungen, welche Schiller seiner Natur nach machen musste, fand er hier nicht befriedigt, und das Stück ward bald zurückgelegt. Die Kritik auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte bedarf keines Winkes, um die Bestimmungsgründe zu entfalten."

Theatre français. T. XXI—XXV,
„ „ T. XXVI—XXXV, 18. Mai 1803, zur. 9. December 1803.

Fäsi, Erdbeschreibung der Helvetischen Eidgenossenschaft in 4 Bd., 7. Dec. 1803, zur. 11. Juni 1804.

Olearii Reisebeschreibung, 28. Nov. 1804, zur. 12. Juni 1805.

Marmontel, Oeuvres posthumes 2—4 Voll. 15. Januar 1805, zur. 15. Februar 1805.

Schiller an Goethe, 14. Januar 1805 (Briefwechsel II, S. 448): „Der Herzog erlaubt mir die Memoiren von Marmontel zu lesen, die Sie jetzt haben. Ich bitte also darum, wenn Sie damit fertig sind." Goethe an Schiller (Ebenda): „Das Leben des Marmontel schicke ich mit Vergnügen, es wird Sie einige Tage sehr angenehm unterhalten. Sie werden darin ein paar Mal auf den Finanzmann Bouret stossen, der uns durch Rameau's Vetter interessant geworden. Haben Sie doch die Güte mir nur die Pagina zu bemerken, ich kann die wenigen Züge sehr gut für meine Noten benutzen." Ebenda S. 450, Schiller an Goethe: „Marmontels Memoiren beschäftigen mich sehr, und besonders sind die Acheminements zur Revolution sehr gut geschildert. Es interessirt mich, mit Ihnen über Necker zu reden, wenn wir uns wiedersehen: denn ohne Zweifel kennen Sie ihn aus seinen eigenen Schriften und wissen, inwiefern Marmontels Bericht von ihm wahr ist." Schiller an Körner, 5. März 1805 (Briefwechsel IV, S. 390): „Du hast doch die Memoires von Marmontel, die in vier Bänden erschienen sind, gelesen? Wenn es noch nicht geschehen, so eile ja sie Dir zu verschaffen. Sie werden Dich sehr interessiren, da sie ein halbes Jahrhundert und mehr der französischen Literatur umfassen und selbst über die Revolution helle Blicke eröffnen."

MISCELLEN UND NOTIZEN.

Zu Pierre de Blarrue.

Von

RICHARD GOSCHE.

In der Abhandlung über „Lieder und Reime von Strassburg“ ist oben S. 115 das geschichtliche Epos des Canonicus von St. Dié, Pierre de Blarrue oder, wie er sich selbst lateinisch bezeichnet, Petrus de Blarrorivo im Vorbeigehen genannt worden, da man in seiner Nanceide Beziehungen auf Strassburg erwarten konnte.

Ueber den etwas hausbackenen Poeten verweist Grässe LLG. II, 3, 2 p. 870 auf Oudins Comment. III p. 2674; mehr hat Strobel in seiner „Vaterländ. Gesch. des Elsasses“ III, 456; das Beste bietet der Artikel von Weiss in der „Biographie universelle“. Die Beigaben der oben erwähnten Nanceide boten allerlei Material.

Er war in oder bei der Cisterzienser-Abtei Paris (woher er den Beinamen Parhisianus trägt) am 6. April 1437 geboren, bewahrte als Lothringer dem Herzog Renatus II. die treueste Anhänglichkeit, dichtete nach authentischen Quellen zu dessen Ehren sein geschichtliches Epos, erblindete im Alter, was Gelegenheit ward ihn mit Homer zu vergleichen, und starb am 23. Dec. 1505. Er vermachte sein Werk Jean Basin de Sandancourt, der sich der Herausgabe unterzog, dem Epos ausser allerlei Notizen eine sapphische Ode „in magnificas hystorie Nanceidos laudes“ und den einzelnen Büchern hexametrische Summarien vorausschickte. So trat das Ganze in sehr schöner, mit verschiedenen, sehr naiv sich wiederholenden Holzschnitten ausgestatteter Ausgabe durch

die Druckerei des Petrus Jacobi, Presbyters des Fleckens „diui Nicolai de Portu“ (St.-Nicolas), 1518 ans Licht. Wenn Grässe eine Quartausgabe von 1476 aufführt, deren Datum schon eine Unmöglichkeit ist, so ist diese Angabe wahrscheinlich aus einem Missverständniss der Subscription entstanden, welche auf dem drittletzten Blatte verso vollständig so lautet: „Impressum in celebri Lothoringie (nicht Lothar.) pago diui Nicolai de portu per petrum iacobi presbyterum loci paganum. Anno Christiane incarnationis M. D. XVIII. Nonas Januarias. quo die ipsum quoque bellum Nanceianum peractum est, anno eiusdem Incarnationis. M.CCCC.LXXVI.“ Der Druck gehört zu den Seltenheiten; das sehr gute Exemplar der Yemeniz'schen Sammlung ward 1867 mit 101 Francs bezahlt. Mir hat durch Prof. Förstemanns Güte das wohlerhaltene Exemplar der Königl. Bibliothek in Dresden vorgelegen.

Das Gedicht zerfällt in sechs Bücher. Das erste gibt einleitende Schilderungen, wobei das Talent des sonst mittelmässigen Dichters für Beschreibung bisweilen lebendig hervortritt; im zweiten Buche vollbringt Herzog René, auf welchen alles Lob gehäuft wird, die Heldenthaten von Murten und führt die hier als „Barbarici“ bezeichneten Schweizer mit den Elsässern gegen Nancy. Das dritte Buch berichtet von der Belagerung dieser Stadt durch Karl den Kühnen und den noch erfolglosen Vorbereitungen René's, das vierte von der gesteigerten Noth der Belagerten, denen aber René seine Ankunft ansagen lässt. Im fünften Buche schildert der Dichter die Stimmung im Lager und in der Stadt; obwol der Winter die Schweizer hemmt, so rücken sie doch mit den Deutschen an und Karl hat wiederholt die Seinigen zu ermutigen, welche geneigt scheinen, die Belagerung aufzugeben. Im sechsten Buche vollzieht sich die bekannte Katastrophe.

Je geringer der poetische Wert des Gedichtes ist, um so grösser scheint der historische zu sein, dessen Untersuchung nicht hierher gehört. Diese Bedeutung des Epos bestimmte ohne Zweifel den Richter von Pont-à-Mousson, Nicolas-Claude Romain zu einer Uebersetzung in französische Verse, von welchem 1602 eine komische Pastorelle und 1606 eine Tragödie in seinem Wohnorte gedruckt wurden. Ueber die Uebersetzung der Nanceide ist indess nichts näheres zu er-

mitteln: weder ob sie vollständig war, noch ob sie gedruckt ist. Calmet hat im Anhange zu seiner „Histoire de Lorraine" nur Bruchstücke mitgetheilt.

Strobel rühmt eine kleine Elegie des Canonicus und gibt eine metrische deutsche Uebersetzung von ihr; sie steht auf der Rückseite des vorletzten Blattes der gedruckten Nanceide und lautet im Original so:

Petri de Blarroriuo: auicularum in caueis captiuarum Elegia. quarum dum viueret amator nonnunquam fuit, et libens alitor.

MEllifluo volucrum gaudet quicunque susurro:
  Hic vigili nostrum sorbeat ore melos.
Ramosas Dryadum siluas errauimus olim
  Et toto nobis ethere cursus erat.
Sed visco, et laqueis ars nos humana fefellit
  Et modo libertas carcere clausa graui est.
Tristia captiuo solamur tedia cantu
  Et vobis nostro est leta canore dies.
Forsitan et geminus dum nos cantare putatis,
  Nec miseret nostri vos aliquando mali.
Cantantem audiuit mors Orphea, vicit et illam,
  Flebundo infernas mouit et ore deas.
Sed surdas hominum frustra clamamus ad aures,
  Nulla piam redimit musica vocis auem,
Vana diu nobis spes heu promisit hiantem
  Carceris an fractum: qua raperemus iter.
Ferrea sed celeres turris circunuenit alas,
  Rima peroptate nec patet ampla fuge;
Vobiscum nobis moriendum est. Ergo precamur,
  Grana famem vincant. vincat et vnda sitim.

Der unmittelbare Verkehr des geistlichen Herren mit der Thierwelt hat ihn in der That hier zu einem etwas besseren Dichter gemacht, als er in seinem heroischen Epos erscheint, wo er vor „Vosägus" und ähnlichen Dingen nicht zurückschreckt. Vielleicht gibt die mir nur aus Brunet bekannte, leider unerreichbare Ausgabe von Ferd. Schutz (1840) nähere Auskunft über ihn.

Sammlungen zur deutschen Litteraturgeschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Von

Richard Gosche.

Die treffliche Untersuchung von Ernst Höpfner über die Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts (1867) hat gezeigt, welche Lücken die litteraturgeschichtliche Forschung noch ganz besonders für diesen Zeitraum auszufüllen habe. Aber grade hier sind die massenhaften gedruckten Quellen sehr schwer, in verhältnissmässiger Vollständigkeit nur durch die Sammlungen der Meusebach'schen Bibliothek zugänglich. Um so dankenswerther sind alle Versuche, wenigstens die Hauptwerke, in denen der Wellenschlag der geschichtlichen Bewegung seinen Höhepunkt erreicht, durch neue Ausgaben bequemer zugänglich zu machen. Ein erster guter Versuch der Art war die „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts", welche der Dichter Wilhelm Müller 1822 begann und Karl Förster zum Abschluss brachte[1]). Die bedeutendsten und einige unbedeutende Dichter des Zeitalters sind in dieser immer noch angenehmen und nützlichen Sammlung vertreten von Opitz bis auf Christian Weise; aber zwei Dinge thun ihrer geschichtlichen und daher wissenschaftlichen Bedeutung um so mehr Abbruch, je geschmackvoller die Herausgeber verfahren sind: Auswahl und Textveränderung. Das Princip der Auswahl erhöht zwar den Genuss jener Dichtungen für die Modernen, verändert aber sehr wesentlich die Physio-

[1]) Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts. Herausgegeben von Wilh. Müller. Th. 1—10. Fortgesetzt von K. Förster. Th. 11—14. Leipzig, Brockhaus 1822—27, 1828—38, 8°. Jetzt die einzelnen Bände zu dem herabgesetzten Preise von 10 Sgr. zu haben. Es sind darin theils selbständig in besondern Bänden, theils in Verbindung mit Andren folgende 23 Dichter behandelt: A. v. Abschatz, H. Albert, J. v. Besser, Frh. v. Canitz, S. Dach, P. Fleming, Andr. Gryphius, Ch. Hoffmann v. Hoffmannswaldau, F. v. Logau, D. C. v. Lohenstein, Z. Lundt, J. M. Moscherosch, H. Mühlpfort, B. Neukirch, M. Opitz, N. Peucker, R. Roberthin, D. Schirmer, Fr. Spee, R. Weckherlin, Chr. Weise, Chr. Wernicke, Ph. v. Zesen.

gnomie sowohl des Jahrhunderts als der einzelnen Dichter; wir wählen vom Standpunkte der Gegenwart gern das aus, was unsrer jeweiligen d. h. zufälligen Neigung und Stimmung entspricht, und übersehen das, was im guten und schlechten Sinne das nothwendige Ergebniss seiner Zeit war. Aber auch der einzelne Schriftsteller will ganz gesehen sein, weil nur dann seine wahre Gestalt sichtbar wird. Der Epigrammatiker Fr. v. Logau ist bei Wilhelm Müller ein Dichtercharakter geworden, der im 19. Jahrhundert möglich wäre, nicht aber genau so im 17. war. Dazu kommen noch Textveränderungen. Sie bestehen vollständig zurecht wie das Princip der Auswahl für Chrestomathien pädagogischer oder unterhaltender Tendenz; die Wissenschaft kann jedoch die Veränderung der Sprache, des eng anschliessenden Gewandes des Geistes, nicht gebrauchen; ihre Forderung geht auf Treue und Vollständigkeit.

Dieser Doppelforderung kam der ein Jahr nach dem Abschluss der Müller-Förster'schen Sammlung gebildete Litterarische Verein zu Stuttgart mit seiner „Bibliothek" zu genügen,[2]) mit welcher es auf die Herausgabe älterer Drucke und Handschriften aus allen Epochen der deutschen und der sonstigen in Culturberührungen mit ihr getretenen europäischen Litteratur abgesehen war. Zu diesem Zwecke war dieser Verein im J. 1839 zu Stuttgart durch Georg Freih. v. Cotta, Gfrörer, E. v. Kausler, Fr. v. Kölle, Fr. v. Lehr, W. Menzel, v. Scheurlen, Chr. Fr. v. Stälin und K. G. v. Wächter gegründet worden. Durch die Uebernahme des Protektorats seitens des Königs Wilhelm von Würtemberg unter dem 5. December 1839 sah er sich als constituiert an; das Präsidium führte zuerst der Geh. Legationsrath v. Lehr und der Verein vertheilte an seine Mitglieder, welche einen Jahresbeitrag von elf Gulden rheinisch (6 Thl. 9 Sgr.) zu entrichten hatten, in den ersten vier Verwaltungsjahren einschliesslich bis 1848 siebzehn Bände. Die allgemeine politische Lage und im besonderen der Geschäftsgang des Vereins schienen dessen Wirksamkeit zu lähmen, und so übernahm im Herbst 1849 Adelbert von Keller Präsidium und Geschäftsleitung, unter-

[2]) Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart. I–CVI. Stuttgart und Tübingen. Gedruckt auf Kosten des lit. Vereins 1843–70, gr. 8°.

stützt durch Prof. Holland, der bis 1857 ihm als Secret des Vereins zur Seite stand. Der Erfolg dieser neuen Ae war bedeutend, und A. v. Keller konnte bei dem Erschein des hundertsten Bandes im J. 1870 mit frohem Stolze a die grosse Reihe von Publicationen zurückblicken.[3]) Seitde sind sechs weitere Bände dazu gekommen. An der Herau gabe haben sich im Ganzen fünfzig Gelehrte betheiligt, vo denen die Mehrzahl (nämlich 37) nur je einen Band liefert die grosse Zahl von 28 Bänden verdankte der Verein de unermüdlichen Fleisse A. v. Kellers allein. Mit gering Ausnahmen gehörten die Herausgeber Süddeutschland an unter ihnen finden sich Namen ersten Ranges, wie (um n der Heimgegangenen zu gedenken) W. Wackernagel, Schmelle Lappenberg, Ferdinand Wolf. Von den bis jetzt erschienen 106 Bänden sind 89 in deutscher Sprache geschrieben, 44 vo ihnen in metrischer Form. In das 16. und 17. Jahrhunde und zum Theil in das 15. gehören 40, welche weiterh speciell namhaft gemacht werden sollen. Die Texte sind m einer bisweilen an das Mechanische gränzenden Sorgfa wiedergegeben, die Auswahl der Schriftsteller etwas willkü lich, die Ausstattung vortrefflich. Nur einen sehr gross Fehler hat die stattliche Sammlung. Der Verein, der s herausgibt, hat den verwerflichen Grundsatz englischer un französischer Bibliophilenvereine angenommen und lässt n für seine Mitglieder drucken, so dass die Erwerbung einze ner Bände für den ausserhalb Stehenden kostspielig und z fällig ist und hier bereits bibliographisch von Raritäten g redet werden kann.

Einen Ersatz würden in weiteren Kreisen grade für d deutsche Litteratur des 16. Jahrhunderts die Unternehmung Johann Scheible's in Stuttgart geboten haben, wenn s statt sich durch bunte Mannigfaltigkeit, auffälligen, bisweil nicht allein gesund-derben, sondern gradezu unzüchtigen I halt und curiose Seltenheit auszuzeichnen, mehr durch G schmack und Kritik bestimmt gewesen wären. Vorzügli kommen bei ihrem allgemeineren Inhalte hier in Betrac

[3]) Zum hundertsten Bande der Bibliothek des litterarischen Ve eins in Stuttgart. Eine Denkschrift von dem Präsidenten des Verei Adelbert von Keller. Gedruckt bei L. Fr. Fues, Tübingen 187 36 S. gr. 8⁰.

„das Kloster“[4]), dessen einzelne, meist ganze und grössere Werke enthaltende Abtheilungen auch unter andern Titeln verbreitet wurden, und das unvollendet gebliebene „Schaltjahr“[5]), eine ordnungslose, bisweilen pikante Sammlung von meistens kleinen Stücken. Ich lasse diese letzteren daher bei der besonderen Besprechung des Inhalts weiterhin unberücksichtigt; aus dem „Kloster“ gehören ebenfalls nicht hierher die wüsten von Fr. Nork bearbeiteten sittengeschichtlichen und mythologischen Theile. Die Texte bieten bei aller guten Absicht des Herausgebers keine Bürgschaft der Zuverlässigkeit; man lernt fast nirgend die kritischen Grundlagen noch die kritischen Grundsätze kennen; gleichwol sind die kleinen dicken Bände bei ihrem verhältnissmässig nicht hohen Preise für den ersten Anlauf und Nothbehelf brauchbar, ja durch die Beigabe der fast immer verkleinerten Originalillustrationen, welche moderne Herausgeber bei Werken des 15. und 16. nicht füglich weglassen sollten, von Wert.

Höheren Zwecken würde ein Unternehmen gedient haben, welches Karl Goedeke in der Mitte der funfziger Jahre beabsichtigte: die Publicationen des „Vereins deutscher Bücherfreunde“ würden der Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart ähnlich geworden sein, sie aber durch bestimmteres Programm und praktischere Ausführung übertroffen haben.

---

[4]) Das Kloster. Weltlich und geistlich. Meist aus der älteren deutschen Volks-, Wunder-, Curiositäten- und vorzugsweise komischen Literatur. Zur Kultur- und Sittengeschichte in Wort und Bild. Durch J. Scheible. Bd. I—XII (zu je vier Zellen). Stuttgart (Leipzig, Expedition des Klosters) 1845—49 kl. 8°. (Der Bd. n. 3½ Thlr.) Diese Sammlung hat der Herausgeber auch in seine „Bibliothek der älteren deutschen Volks-, Wunder-, Curiositäten- und vorzugsweise komischen Literatur“ eingereiht; von dieser entspricht die erste Abtheilung mit Bd. 1—4 den Bänden 2, 3, 5, 4, Abtheilung II, 1—4 den Bänden 1, 4, 8, 10 und Abtheilung III, 1—4 den Bänden 6, 7, 9, 12 des Klosters. Die auf Faust bezüglichen Bände sind wieder mit zweien, dem „Schatzgräber“ ursprünglich zugehörigen Werken zu einem Faust-Buche unter besonderem Titel vereinigt worden; diese Sammlung entspricht dann vollständig den fünf Bänden der ersten Abtheilung der „Bibliothek.“

[5]) Das Schaltjahr; welches ist der teutsch Kalender mit den Figuren, und hat 366 Tag. Durch J. Scheible. Bd. I—V. Stuttgart (Leipzig, Thomas) 1846—47 kl. 8°, mit vielen Lithographien und eingedruckten Holzschnitten.

Leider blieb der Plan damals unausgeführt und tauchte ers später in einer etwas populäreren Gestalt wieder auf.

In der anerkennenswertesten Weise sorgte Heinric Kurz in Aarau für unsere Litteratur des 16. Jahrhundert durch die Begründung der „Deutschen Bibliothek“[6]) im J. 186: deren Verlag der kunst- und feinsinnige J. J. Weber i Leipzig übernahm und welche im J. 1867 bis zum zehnte Bande vorgerückt war. Mit einer überaus geschmackvolle Ausstattung, welche die verwandten Unternehmungen we hinter sich liess, mit einem angemessenen und mässige Preise, welcher jedem Litteraturfreunde und Forscher die ei zelnen Bände zugänglich machte, verband sich eine achtung werte Behandlung des Inhalts nach Grundsätzen, welche nu zu billigen sind. Die Texte wurden mit diplomatischer Treu wiedergegeben; immer die letzte, von den Verfassern selbs besorgte Ausgabe zu Grunde gelegt unter Mittheilung de Abweichungen der früheren Ausgaben, so dass das Werde des Textes geschichtlich beobachtet werden kann; für da Verständniss ward durch Beifügung kurzer Anmerkungei für die litterargeschichtliche Erkenntniss durch Einleitunge gesorgt. Nur ältere und aus der neueren Zeit ganz selten immer aber wirklich bedeutende für die deutsche Litteratu und Culturgeschichte wichtige Schriften sollten aufgenomme werden. So kam diese treffliche Sammlung sowol wisse schaftlichen Bedürfnissen als auch den litterarischen Inte essen weiterer Kreise sehr glücklich entgegen, welchen letzt ren der Herausgeber ausserdem noch durch Mannigfaltigke des Inhalts und der Form zu dienen hoffte. Das Unternehme stand durchaus ebenbürtig neben ausländischen Unternehmu gen wie die Bibliothèque Elzévirienne; wir bedauern nur da Eine, dass seit 1867 keine Fortsetzung erfolgt ist. Sicher da man bei der tüchtigen inneren und äusseren Ausstattung no auf die Ausführung des Programms rechnen, unter desse zahlreichen Namen Murner, Lauremberg, Gryphius, Lohenstei Olearius u. A. neben den bereits in andern Sammlunge

[6]) Deutsche Bibliothek. Sammlung seltener Schriften der älter deutschen National-Literatur. Herausgegeben und mit Erläuterung versehen von Heinrich Kurz. Bd. I—X. Leipzig, J. J. Weber 18 —1867, 8°; mit besonderen Titeln für die einzelnen Werke. (n. 20 Th in Originaleinband 23⅓ Thlr.)

gebrachten Werken besonders anlocken. Die Specificierung des Inhalts, welchen ich nachher einer chronologisch und sachlich geordneten Uebersicht einreihen werde, wird den Wert des Erschienenen in ein helleres Licht stellen; die beiden umfassendsten Publicationen darin sind die der Simplicianischen Schriften und der Poesien Fischarts.

Durch Heinrich Kurz war das Eis für die weiteren Kreise gebrochen und ein schon mannigfach angeregtes Interesse kam Karl Goedeke entgegen, als er nach langer und gründlicher Vorbereitung und in Anlehnung an zwei bereits bestehende erfolgreiche Unternehmungen der Brockhausischen Buchhandlung zur deutschen Litteratur des Mittelalters wie des 18. und 19. Jahrhunderts mit Julius Tittmann zwei Sammelwerke für die deutsche Dichtung im sechzehnten[7]) und im siebzehnten[8]) Jahrhundert gründete: von der ersteren sind fünf, von der anderen zwei Bände erschienen. Die Ausstattung ist gut, weniger glänzend als bei Heinrich Kurz, der Preis daher entsprechend niedriger; die Einleitungen zum Theil trefflich, die Textconstitution rühmenswert (bisweilen nach Handschriften, z. B. bei Hans Sachs), die Anmerkungen weniger eingehend als bei Kurz, aber genügend. Es ist hier bestimmtere Rücksicht auf grössere Lesekreise genommen, man will die Gränzen in der Auswahl nach dem jetzigen Bedürfniss stecken und das für die Gegenwart ansprechendste bieten. Das Princip der Aufnahme ist aber damit kein schwächliches noch willkürliches geworden: für das 16. Jahrhundert bildet die Beziehung der einzelnen Poesierichtungen zur reformatorischen Bewegung, für das 17. das Werden einer neuen Poesie den Mittelpunkt.

Durch diese fünf Sammelwerke, unter denen wir das „Schaltjahr“ Scheible's unberücksichtigt lassen, ist die Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts und deren Werden aus

---

[7]) Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Bd. I—V. Leipzig, Brockhaus 1867—70, 8⁰. (Der Band n. 1 Thl., in engl. Einband n. $1^1/_3$ Thl.)

[8]) Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Bd. I—III. Leipzig, Brockhaus 1869—1870, 8⁰. (Der Band n. 1 Thlr., in engl. Einband n. $1^1/_3$ Thl.)

dem fünfzehnten für einige wichtige Punkte in den Krei: unmittelbarer Beobachtung gerückt. Für die Geschichte de: Uebergangs der spätmittelalterlichen Lyrik in die neuere lieg in den umfassenden Mittheilungen, welche Bartsch[9]) s(glücklich gewesen ist aus der so lange rätselhaft erschiene nen Kolmarer Liederhandschrift zu machen, neues und lehr reiches Material vor; bequemerer Benutzung kommt für di Untersuchung der epischen Dichtung A. v. Keller[10]) mi seinem getreuen Abdruck des Heldenbuchs entgegen, in wel chem ich eine wenn auch verkleinerte Wiedergabe der Holz schnitte vermisse: sie sind charakteristisch genug, um nich vergessen zu werden. Die Entwicklung des Prosastils fü die Erzählung, bis sie in den Unterhaltungsbüchern de: 16. Jahrhunderts mit einer naiven Fertigkeit auftritt, ge stattet die Merzdorf'sche sorgsame Ausgabe der deutscher Historienbibeln[11]), Palms „Der Veter Buoch“[12]), Holland: „Buch der Beispiele“[13]), besonders aber A. v. Kellers De cameron von Steinhöwel[14]) mit ziemlicher Sicherheit zu ver folgen. Den natürlichen Zusammenhang der Lehrdichtun; des ausgehenden fünfzehnten und des beginnenden sechzehn ten Jahrhunderts legen die Scheible'schen Sammlunger Brantscher und Murner'scher Schriften[15]), deren einer der Theuer

[9]) Meisterlieder der Kolmarer Handschrift herausgegeben vo Karl Bartsch. (Bibliothek des liter. Vereins LXVIII.) Stuttgart 1862, 734 S. gr. 8°.

[10]) Das deutsche Heldenbuch nach dem muthmasslich ältester Drucke neu herausgegeben von A. v. Keller. (Bibliothek des literar Vereins. LXXXVII.) Stuttgart 1867, 785 S. gr. 8°.

[11]) Die Deutschen Historienbibeln des Mittelalters nach vierzi; Handschriften zum ersten Male herausgegeben von Dr. J. F. L. Theodo Merzdorf. (Bibliothek des liter. Vereins. C. CI.). Stuttgart u. Tü bingen 1870, 1—432, --914 S. gr. 8°.

[12]) Der Veter Buoch nach einer Breslauer Handschrift herausge geben von Hermann Palm. (Bibliothek des liter. Vereins. LXXII. Stuttgart 1863, 107 S. gr. 8°.

[13]) Das Buch der Beispiele der alten Weisen nach Handschrifter und Drucken herausgegeben von Dr. W. C. Holland. (Bibliothek de liter. Vereins. LVI.) Stuttgart 1860, 261 S. gr. 8°.

[14]) Decameron von Heinrich Steinhöwel herausgegeben vo A. v. Keller. (Bibliothek des liter. Vereins. LI.) Stuttgart 186(704 S. gr. 8°.

[15]) Volksprediger, Moralisten und frommer Unsinn. Seb. Brandt' Narrenschiff mit Geiler's von Kaisersberg Predigten darüber und Thoma

ank mit verkleinerten Bildern beigegeben ist,[16]) das von ꞏoedeke[17]) wiederholte Gedicht J. v. Morssheims und zum 'heil auch die fliegenden Blätter[18]) dar, welche ebenfalls on Scheible zusammengestellt und noch wichtiger für die Gechichte der Caricatur sind.

Ein angenehmes Buch ist das von Goedeke und Tittıann[19]) zusammengestellte Liederbuch aus dem sechzehnten ahrhundert wegen der zahlreichen Gesellschaftslieder, welche ıit eigentlichen Volksliedern nach gleichzeitigen Quellen in er ersten Abtheilung zu einer Gruppe von 175 Stück verinigt sind.

Von den einzelnen Dichtern des sechzehnten Jahrhunderts, velchen man mehr und mehr ihr volles Recht werden lässt, teht Hans Sachs in erster Linie: um ihn haben sich ;leichzeitig Goedeke und Tittmann[20]) und A. v. Keller[21])

Iurner's Schelmenzunft, vollständig nach den alten Drucken u. s. w. Iit vielen Abbildungen auf 72 Taff. (Das Kloster.. von J. Scheible. . Bd. 1—4. Zelle). Stuttgart (Leipzig, Exped. des Klosters) 1845, XVI ı. 908 S. kl. 8⁰. (n. $3^1/_2$ Thl.)

[16]) Der Theuerdank nach der Ausgabe von 1519. Thomas Murner's ꞏchriften und sein Leben nebst dessen Narrenbeschwörung und der ꞏpottschrift, ob der König von England ein Lügner sei oder der Luther. Das Kloster ... von J. Scheible. IV. Bd. 13—16. Zelle.) Mit 118 Iolzschnitten und 96 Abbildungen auf 32 Tff. Stuttgart (Leipzig, ꞏxped. des Klosters) 1846, 982 S. kl. 8⁰. (n. $3^1/_2$ Thl.) Weiteres von Iurner vgl. n. 25.

[17]) Spiegel des Regiments von Johann von Morssheim. Ierausgegeben von Karl Goedeke. (Bibliothek des liter. Vereins. ꞏXXVII.) Stuttgart 1856, 51 S. gr. 8⁰.

[18]) Die fliegenden Blätter des XVI. und XVII. Jahrunderts in soꞏenannten Einblatt-Drucken mit Kupferstichen und Holzschnitten, zuıächst aus dem Gebiete der politischen und religiösen Caricatur. Aus len Schätzen der Ulmer Stadtbibliothek wort- und bildgetreu herausꞏegeben von J. Scheible. Mit 88 lithogr. Taff. Stuttgart, Scheible 1850, 334 S. kl. 8⁰. ($3^1/_2$ Thl.)

[19]) Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert. Herausgegeben ꞏon Karl Goedeke und Julius Tittmann. (Deutsche Dichter des ꞏechz. Jahrh. Bd. I.) Leipzig, Brockhaus 1867, XXVI und 400 S. 8⁰.

[20]) Dichtungen von Hans Sachs. Th. I. Geistliche und weltliche Lieder. Herausgegeben von Karl Goedeke. Th. II. Spruchgedichte. Ierausgegeben von Julius Tittmann (Deutsche Dichter des 16. Jahrıunderts Bd. IV—V.) Leipzig, Brockhaus 1870, L und 322, XXXVI ınd 264 S. 8⁰.

[21]) Hans Sachs herausgegeben von A. v. Keller. Bd. I—V.

bemüht. Die beiden ersteren sind auf eine sehr geschickte Auswahl zunächst von Liedern und Spruchgedichten, aber mit kritisch-sorgfältiger Benutzung auch von Handschriften, der andere auf eine vollständige Reproduction der seit 1558 erschienenen Gesamtausgabe aus: ohne Zweifel liegt hier aber die Nothwendigkeit einer ganz umfassenden kritischen Arbeit vor. Hans Sachsens eigene Ausgabe kann weder als eine abschliessende letzter Hand, noch in den von ihm selbstherrührenden Theilen als eine seiner dichterischen Entwickelung gleichmässig entsprechende gelten. Burkhard Waldis[22]), der mit seinen poetischen Fabeln dem sechzehnten Jahrhundert recht willkommen war, ist uns wenigstens nach dieser Seite durch eine schöne Ausgabe von Heinrich Kurz, auch mit allgemein litterarischem Beiwerk, wieder nahe gebracht worden: über die verbindende Benutzung der beiden Ausgaben von 1555 und 1557 zur Herstellung des Textes kann man hier und da andrer Meinung sein. Sehr reichen Dank verdient es, dass D. Fr. Strauss[23]) die deutschen Werke von Nicodemus Frischlin, den wir uns immer nur als lateinischen Humanisten vorzustellen pflegen, gesammelt hat; desgleichen, dass H. Kurz[24]) den grössten Schriftsteller des deutschen Protestantismus im Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts wenigstens als Dichter in seiner ganzen Grösse wieder erweckt hat: er erscheint in diesen zalreichen sehr sorgfältig gesammelten Dichtungen der Gegenwart verständlicher als in seiner eigentlich bedeutenderen Eigenschaft als Prosaiker. Hoffentlich zeigt eine kritische Ausgabe uns ihn

(Bibliothek des liter. Vereins. CII—CVI.) Stuttgart und Tübingen 1870, 484, 447, 614, 454, 353 S. gr. 8°.

[22]) Esopus von Burkhard Waldis. Herausgegeben u. mit Erläutt. versehen von Heinrich Kurz. Th. I—II. (Deutsche Bibliothek Bd. I—II.) Leipzig, J. J. Weber 1862, XLVIII und 422; 3 Bll., 320 und 230 S. 8°. (4 Thl., in Originaleinband 4 ⅔ Thl.)

[23]) Deutsche Dichtungen von Nicodemus Frischlin, theils zum erstenmal aus den Handschriften, theils nach alten Drucken herausgegeben von David Friedrich Strauss. (Bibliothek des liter. Vereins. XLI.) Stuttgart 1857, 201 S. gr. 8°.

[24]) Johann Fischart's sämmtliche Dichtungen. Herausgeg. und mit Erläuterungen versehen von Heinrich Kurz. Th. I—III. (Deutsche Bibliothek Bd. VIII—X.) Leipzig, J. J. Weber 1866—67, LIV und 268, LIV u. 458, LXXVII und 544 S. 8°. (6½ Thl., in Originaleinband 7½ Thl.)

auch als letzteren; einstweilen bieten einigen, freilich mehr culturgeschichtlich interessanten als kritisch zuverlässigen Ersatz die beiden Sammelbände Scheible's[25]), denen einige bedeutende Stücke von Murner einverleibt sind. Unmittelbar nach Fischart und ebenfalls nach Strassburg (in das Jahr 1598) gehört das von A. v. Keller herausgegebene theoretische Werk des Cyriacus Spangenberg[26]), schätzbar für das Studium des Meistergesanges.

Die prosaische Erzählungslitteratur ist durch drei charakteristische, zum Theil sehr umfassende Sammelwerke Pauli's[27]), Wickrams[28]) und Kirchhofs[29]) vertreten, deren neue Ausgabe mit den wünschenswertesten Beilagen Oesterley und H. Kurz besorgt haben. Die fast verschwenderischen Nachweise, welche besonders Oesterley, dem dabei Goedeke's Nachbarschaft zu Gute kam, über die zahlreichen Behandlungen verwandter Erzählungsstoffe gegeben hat, decken ein anziehendes internationales Litteraturleben

---

25) Johann Fischart's Geschichtklitterung und Aller Praktik Grossmutter. — Thomas Murner's Gäuchmatt nebst mehren Satyren gegen ihn. Herausgeg. von J. Scheible. (Das Kloster VIII. Bd. 29—32. Zelle.) Stuttgart (Leipzig, Exped. des Klosters) 1847, 1122 S. kl. 8⁰. Mit 59 eingedr. Holzschn. (n. 3½ Thl.) und: Johann Fischart's Flöhhatz, Weibertratz, Ehezuchtbüchlein, Podagrammisch Trostbüchlein, sammt zehn kleineren Schriften. — Thomas Murner's vom Lutherischen Narren, Kirchendieb- und Ketzerkalender, und sieben Satyren wider ihn, Karsthans, Murnarus Leviathan u. s. w. Vollständig und wortgetreu herausgegeben von J. Scheible. (Das Kloster. X. Bd. 37—40. Zelle.) Mit 4 Lithogr. und 98 eingedr. Holzschn. Ebend. 1848, VIII und 1184 S. kl. 8⁰. (n. 3½ Thl.)

26) Cyriacus Spangenberg Von der Musica und den Meistersängern herausgegeben durch A. v. Keller. (Bibliothek des liter. Vereins. LXII.) Stuttgart 1861, 172 S. gr. 8⁰.

27) Schimpf und Ernst von Johannes Pauli herausgegeben von Hermann Oesterley. (Bibliothek des liter. Vereins. LXXXV.) Stuttgart 1866, 559 S. gr. 8⁰.

28) Jörg Wickram's Rollwagenbüchlein. Herausgeg. u. mit Erläuterungen versehen von Heinrich Kurz. (Deutsche Bibliothek. Bd. VII.) Leipzig, J. J. Weber 1865, L und 252 S. 8⁰. (1½ Thl., in Originaleinband 1⅚ Thl.)

29) Wendunmuth von Hans Wilhelm Kirchhof herausgegeben von Hermann Oesterley. I—V. (Bibliothek des litter. Vereins. XCV—IC.) Stuttgart 1869, 608, 567, 528, 390 und 216 S. gr. 8⁰.

auf; Kurz hat zugleich der Sprache eingehende Sorgfalt zu
gewendet.

Ungleich mehr ist für das Drama geschehen. Die reich
Sammlung von Fasnachtspielen des fünfzehnten Jahrhundert
welche A. v. Keller[30]) veranstaltet hat, bietet die breitest
Grundlage für Formen und Weltanschauung, Theorie un
Scenisches im volkstümlichen deutschen Drama; auf ein
bedeutenden Höhe zeigt dieses dann die geschickt und g
schmackvoll gemachte, in den Anfang des siebzehnten Jah
hunderts reichende Sammlung Tittmanns[31]), an welch
ein Vergleich mit L. Tiecks Auswahl die Fortschritte unser
Kenntniss auch auf diesem von der strengen philologisch
Forschung nicht gern berücksichtigten Gebiete zeigen kan
Indess darf man nicht vergessen, dass grade ein gutes Th
dramatischer Dichterkraft Deutschlands sich im Lateinisch
absorbierte, wie denn Caspar Brülow, den W. Scherer m
Recht bewundert, als ein nicht unwürdiger Zeitgenosse Sha
spere's erscheint. In ihrer besondern Individualität führ
durch sorgfältige Gesammtausgaben Palm Rebhuhn[32]), Ho
land[33]) den reicheren Herzog Heinrich Julius von Brau
schweig vor; vor Allem aber wichtig ist es, eine neue u
vollständige Ausgabe des in das siebzehnte überleitend
Ayrer[34]) zu besitzen, dessen 69 Dramen uns A. v. Keller

---

30) Fastnachtspiele aus dem 15. Jahrhundert. Erster—dritt
Theil. (Bibliothek des liter. Vereins XXVIII—XXX.) Stuttgart 18
1—496, —1074, —1621 S. Nachlese. Von Adelbert von Kell
(Bibliothek ... XLVI.) Ebend. 1858, 367 S. gr. 8°.

31) Schauspiele aus dem sechzehnten Jahrhundert. Herausgegeb
von Julius Tittmann. Th. I: Nicolaus Manuel. Paul Rebhun. Li
hart Kulman. Jacob Funkelin. Sebastian Wild. Petrus Meckel.
Th. II: Bartholomäus Krüger. Jacob Ayrer. (Deutsche Dichter
sechz. Jahrh. Bd. II—III.) Leipzig, Brockhaus 1868, XLIV und 2
XXVIII und 391 S. 8°.

32) Paul Rebhuns Dramen herausgegeben von Hermann Pa
(Bibliothek des liter. Vereins. XLIX.) Stuttgart 1859, 202 S. gr. 8°.

33) Die Schauspiele Herzogs Heinrich Julius von Brau
schweig nach alten Drucken und Handschriften herausgegeben v
Dr. W. L. Holland. (Bibliothek des liter. Vereins XXXVI.) Stu
gart 1855, VII und 906 S. gr. 8°.

34) Ayrers Dramen herausgegeben von A. v. Keller. Erst
bis fünfter Band. (Bibliothek des liter. Vereins. LXXVI—LXXX
Stuttgart 1865, 1—735, —1440, —2175, —2848, —3484 S. gr. 8°.

einem sorgfältigen Abdruck vereinigt hat. Drei von ihnen (darunter die vielbesprochene Comedia von der schönen Sidea) brachte auch der zweite Band der eben genannten Tittmannschen Sammlung.

Für die Geschichte der langsam entwickelten Faustsage, welche gereift zu haben eine der grossen Leistungen des sechzehnten Jahrhunderts ist, hat Scheible[35]) in seinen

[35]) Doctor Johann Faust. I. Faust und seine Vorgänger etc. II. G. R. Widman's Hauptwerk über Faust. Vollständig und wortgetreu. III. Faust's Höllenzwang etc. IV. Wortgetreuer Abdruck der ersten Auflage des Buches über Faust, von 1587. (Das Kloster ... durch J. Scheible. II. Bd. 5—8. Zelle.) Mit 105 Abbildungen auf 49 Tff. und 50 Holzschn. Stuttgart. (Leipzig, Exped. des Klosters) 1846, X und 1074 S. kl. 8⁰. (n. 3½ Thl.) Ferner: Christoph Wagner, Faust's Famulus; Don Juan Tenorio von Sevilla; die Schwarzkünstler verschiedener Nationen und die Beschwörer von Hölle und Himmel um Reichthum, Macht, Weisheit und des Leibes Lust. (Das Kloster ... durch J. Scheible. III. Bd. 9—12. Zelle.) Mit 94 Abbildungen auf 38 Taff. und mit 86 Holzschn. Ebendos. 1846 kl. 8⁰. (n. 3½ Thl.) Dasselbe ist auch als Dr. Faust Th. II erschienen. — Dann: Die Sage vom Faust bis zum Erscheinen des ersten Volksbuches, mit Literatur und Vergleichung aller folgenden; Faust auf der Volksbühne; Zauberbibliothek des Magiers. (Das Kloster ... durch J. Scheible. V. Bd. 17—20. Zelle.) Mit 46 lithogr. Bll. m. Holzschn. Ebendas. 1847, XVI und 1160 S. kl. 8⁰. (n. 3½ Thl.) Bildet auch Bd. III des Dr. Faust. — Endlich: Die Geschichte vom Faust in Reimen, nach dem einzigen bekannten Exemplar von 1587 in der kgl. Bibliothek zu Kopenhagen; die deutschen Volksbücher von Faust und Wagner; und die Historien von den Zauberern Baco, Zyto, Bruder Rausch u. A. (Das Kloster ... von J. Scheible. XI. Bd. 41—44. Zelle.) Ebend. 1849, VI und 1222 S. kl. 8⁰. (n. 3½ Thl.) Bildet auch Bd. IV von Dr. Joh. Faust. — Hieran reihet sich: Bibliothek der Zauber-, Geheimniss- und Offenbarungs-Bücher und der Wunder-, Hausschatz-Literatur aller Nationen in allen ihren Raritäten und Kuriositäten. Zur Geschichte der Kultur, hauptsächlich des Mittelalters, herausgegeben von J. Scheible. Abth. 1—5. Johannes Faust's Magia naturalis et innaturalis oder dreifacher Höllenzwang, letztes Testament und Siegelkunst. Nach einer ... Hs. in der herzogl. Bibliothek zu Koburg vollst. und wortgetreu herausgegeben. Stuttgart 1849, 265 S. kl. 8⁰. m. 2 lithg. Taff. (22 Sgr.) Derselben Abth. 13—14: Doctor Faust's Bücherschatz. Vollständige Sammlung der 14 ihm zugeschriebenen magischen Werke etc. Ebend. 1851, 413 S. kl. 8⁰. mit lithogr. Taff. u. eingedr. Holzschn. (1 Thl. 14 Sgr.) — Ferner: Der Schatzgräber in den literarischen und bildlichen Seltenheiten, Sonderbarkeiten u. s. w. hauptsächlich des deutschen Mittelalters. Durch J. Scheible. 1. Theil. (Auch m. d. T.: Die Sage von Dr. Joh.

Sammlungen reichliches, bisweilen auch wunderliches Material zusammengebracht.

Sonst ist ungleich weniger für das siebzehnte Jahrhundert in diesen neuen Sammlungen geschehen, aber im Einzelnen bedeutendes. Mit einer Auswahl aus Opitz eröffnete Tittmann[36]) die Brockhausische Sammlung für diese Epoche als einem der verständlichsten und uns sehr nah stehenden Poeten; daneben stellt sich eine geschickte Blumenlese aus v. Logau's sehr ungleichartigen Epigrammen durch Eitner[37]). Höchst willkommen und durch saubere Vollständigkeit der strengsten wissenschaftlichen Forderung genügend war, was Lappenberg für Paul Fleming that, indem er mit grösster Sorgfalt sowol dessen lateinische[38]) als auch die deutschen Gedichte[39]) sammelte. So konnte Tittmann's[40]) glückliche Auswahl auf solidester Grundlage veranstaltet werden. Ebenfalls Lappenberg's treuer Umsicht verdanken wir die Sammlung der Lauremberg'schen Scherzgedichte[41]), welche wir wie die Fleming-Ausgaben nicht durch

Faust. Untersucht von H. Düntzer.) Stuttgart 1846 kl. 8°. (n. 16 Sgr.) Und aus derselben Sammlung: Die deutschen Volksbücher von Joh. Faust, dem Schwarzkünstler, und Christoph Wagner, dem Famulus. Nach Ursprung, Verbreitung, Inhalt, Bedeutung und Bearbeitung mit steter Beziehung auf Goethe's Faust und einigen kritischen Anhängen von Karl Al. Freih. v. Reichlin-Meldegg. 3 Bdchn. (Der Schatzgräber ... von J. Scheible.) Stuttgart, Scheible 1848, XX u. 912 S. kl. 8°. (1 Thl. 18 Sgr.)

36) Ausgewählte Dichtungen von Martin Opitz. Herausgegeben von Julius Tittmann. (Deutsche Dichter des 17. Jahrh. Bd. I.) Leipzig, Brockhaus 1869, LXXXI u. 276 S. 8°.

37) Sinngedichte von Friedrich v. Logau. Herausgeg. von Gustav Eitner. (Deutsche Dichter des 17. Jahrh. Bd. III.) Leipzig, Brockhaus 1870, LV u. 278 S. 8°.

38) Paul Flemings Lateinische Gedichte herausgegeben von J. M. Lappenberg. (Bibliothek des liter. Vereins. LXXIII.) Stuttgart 1863, 624 S. gr. 8°.

39) Paul Flemings Deutsche Gedichte herausgegeben von J. M. Lappenberg. I. II. (Bibliothek des liter. Vereins. LXXXII. LXXXIII.) Stuttgart 1865, 1—541, —961 S. gr. 8°.

40) Gedichte von Paul Fleming. Herausgegeben von Jul. Tittmann. (Deutsche Dichter des 17. Jahrh. Bd. II.) Leipzig, Brockhaus 1870, XLVII u. 292 S. 8°.

41) Scherzgedichte von Johann Lauremberg herausgegeben

das Stuttgarter Statut auf einen engen Kreis der Verbreitung beschränkt wünschten.

Die Simplicianische Litteraturgruppe hat diejenige Berücksichtigung gefunden, welche sie als Glanzpunkt der schönen Prosa des siebzehnten Jahrhunderts verdient; fast unmittelbar hintereinander haben wir Gesammtausgaben von A. v. Keller[42]) und von Heinrich Kurz[43]) erhalten. Beide weichen nicht allein in der äussern Ausstattung, sondern auch in der Textgestalt wie in den Beigaben von einander ab· Der Tübinger Herausgeber hat für das Hauptwerk den Text von 1669, Kurz den hier und da erweiterten von 1671 zu Grunde gelegt, jedoch unter genauer Vergleichung der ersten Ausgabe. Was der Text von 1671 mangelhaftes hat, erklärt sich leicht aus der Hast des Druckes, wodurch der Verfasser den Nachdrücken mit einer vermehrten Ausgabe zu begegnen hoffen durfte. A. v. Keller, welcher mehr auf eine eigentliche Ausgabe Grimmelshausens ausgieng, hat dessen „Keuschen Joseph“ und „Musai“ noch dem Simplicissimus, den drei Continuationen, dem Teutschen Michel, dem Springinsfeld, der Courasche und den beiden Theilen des Vogelnestes angereiht; H. Kurz dagegen mit derselben Schriftenreihe statt der beiden genannten Stücke Auszüge aus dem Ewig-währenden Kalender, das Galgenmännlein, den Ersten Beernhäuter, die Gaukeltasche und den stolzen Melcher verbunden, um den Kreis der Simplicianischen Schriften möglichst abzurunden.

Man sieht mit Genugthuung, dass in weiteren Kreisen nicht allein das Interesse für die Vorstufen unsrer neuhoch-

---

von J. M. Lappenberg. (Bibliothek des liter. Vereins. LVIII.) Stuttgart 1861, VII u. 324 S. gr. 8°. mit einem Facs.

42) Der Abenteuerliche Simplicissimus und andere Schriften von Hans Jacob Christoph von Grimmelshausen. Herausgegeben von A. v. Keller. Erster—vierter Band. (Bibliothek des liter. Vereins. XXXIII, XXXIV, LXV, LXVI.) Stuttgart 1854—62, 1—664, —1208, 1—497, —941 S. gr. 8°. Vorher war schon auf Kosten des Vfs. in 380 Exemplaren erschienen, aber nicht in den Handel gekommen: Der abenteuerliche Simplicissimus. Versuch einer Ausgabe nach den vier ältesten Drucken von W. L. Holland. Tübingen 1851 gr. 8°.

43) Hans Jacob Christoffels von Grimmelshausen Simplicianische Schriften. Herausgeg. u. mit Erläutt. versehen von Heinrich Kurz. Th. I—IV. (Deutsche Bibliothek Bd. III—VI.) Leipzig, J. J. Weber 1863—64, LXXIV u. 355, 463, XVIII u. 502, XXXIII u. 552 S. 8°. (8 Thl., in Originaleinband 9⅓.)

deutschen Litteratur wächst, sondern auch, dass Neigung zu unmittelbarster Kenntnissnahme sich einstellt und die traditionellen Urtheile der zalreichen Litteraturgeschichten nicht mehr ausreichend befunden werden. Neben der grossen Bibliothek des litterarischen Vereins zu Stuttgart, welche sich dem gewöhnlichen Verkehr entzieht, und den Brockhausischen Sammlungen, welche durch praktische Anlage und gute Ausführung sich ihre Wege in weiten Kreisen eröffnen, muss das von Heinrich Kurz begonnene Unternehmen, welches eine glückliche Mitte zwischen Popularität und Exclusivität enthält, nothwendig fortgesetzt werden.

Johann Matthias Schneuber.

Von

Richard Gosche.

„Die aufrichtige Gesellschaft von der Tannen", welche zu Strassburg im Jahre 1633 gegründet ward, indess weder viel Mitglieder zählte noch lange bestand, theilt mit den übrigen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts Verdienste und Verirrungen. Aber ihre geographische Stellung war eine bedeutsamere als die ihrer Genossinnen. Sie hatte nahe an der französischen Gränze in einer kerndeutschen Stadt, deren Rath 1632 den Historiker Matthias Bernegger beauftragen konnte, Ludwig XIII in einer Rede als Patron der deutschen Freiheit zu preisen, die dringliche Aufgabe, die Muttersprache rein und hoch zu halten. Nach dieser Seite ist Schneuber, welcher mit Jesaias Rumpler (seltener Rompler) von Löwenhalt diese Tannengesellschaft gründete, nicht uninteressant.

Ueber sein Leben ist wenig bekannt; das wenige erschliessen wir aus seinen Gedichten, welche in zwei Bänden vorliegen: „Johann-Matthias Schneübers Gedichte. Gedruckt zu Strasburg bey Joh. Philip Mülben. M. DC. XL. IV." mit einem in Kupfer gestochenen Titelblatt, 432 S. kl. 8°; und: „Joh. Matthias Schneübers Teütscher gedichten Anderer Theyl.

Strassburg, Getrukt bei Josias Städel. Im Jahr M. DC. LVI.“ mit gedrucktem Titel, 319 S. kl. 8⁰.

Schneuber hatte in Baden das Licht der Welt erblickt, war aber vor der Kriegsnoth nach Strassburg geflüchtet, wie er in der Widmung des zweiten Bandes seiner Gedichte an die badischen Markgräfinnen Ernestina, Anna und Elisabeth unter Zusicherung treuer Anhänglichkeit ausdrücklich sagt (II 4). Er war unbemittelt in der Hauptstadt des Elsass angekommen, hatte sich von unten emporarbeiten müssen, war jedoch mit Gottes Hilfe zu einer Stelle gelangt, in welcher er „ehrlich, frei und wol vergnügt sein Leben zubringen konnte“ (II 171): er bezeichnet sich unter einem lateinischen Dedicationsgedicht (I 384) als Professor der Poesie an dem Strassburger Gymnasium und unter einem Spruch in „Kloridans von Wohlau auss Elsisien Blauer Kornblumen Dreifaches Bündlein“ (Ulm 1555) S. 14 als „Gymnasiarcha Argentoratensis.“ Seine Gattin Agnes, deren am 7. April 1654 erfolgten Tod er in drei rührenden Gedichten (II 161, 164, 171) beklagt, war die jüngste Tochter des Würtembergischen Kammer-Rathes Johannes Castolus Hunnius (wahrscheinlich eines Verwandten des berühmten Aegidius Hunnius), welchem er als seinem Schwiegervater seine der ersten Sammlung angefügten lateinischen Gedichte widmete (I 384). Sie gebar ihm elf Kinder, von denen sieben ihr im Tode vorangiengen (II 172); von den vier übrigen starb sein „allerliebstes Töchterlein“ Salome am 8. December 1655 der Mutter nach und er entbehrte ihres wolthuenden Trostes in seinem Wittwenstande, wie er es mit aufrichtigem Schmerz in einem Klageliede (II 174) ausspricht. Wann er selbst starb, ist mir nicht bekannt.

Seine Studien scheinen sich fast ausschliesslich auf deutsche Sprache und Dichtung bezogen zu haben, denn wenn Jöcher und Goedeke (GR. I 466) eine „Beschreibung der bis jetzt erschienenen Cometen. 1644“ erwähnen und der erstere ihn gradezu als Astrologus bezeichnet, so hat dies in seinem Zeitalter wenig zu bedeuten. Reichlich vier Fünftheile seiner Gedichte sind Gelegenheitsgedichte in verschiedenen aber verhältnissmässig einfachen Formen, da er grundsätzlich die fremde Künstelei meidet und von den specifisch romanischen Poesieformen neben dem herrschenden

Alexandriner nur das bereits vollständig eingebürgerte Sonett pflegt; hier und da versucht er sich in einem bescheidenen Aufbau von Satz, Gegensatz und Abgesang. Bisweilen genügt seinem Zwecke eine einfache Spruchform; einmal aber widmet er dem „Lobwürdigen angedänken Herren Bernhart Schafalitzky von Mukodell auf Freüdenthal, Ritters und Obristen“ gegen 1300 Alexandriner mit biographischer Ausführlichkeit (I 65—113). Die Mehrzahl dieser Gelegenheitsgedichte sind Trauergedichte, die nächst grösste Gruppe bilden Hochzeitsgedichte, dazu kommen allerlei meist kleine Gedichte auf Promotionen, Rangerhöhungen und dergleichen. Die Monotonie dieses poetischen Gratulations- oder Condolenzstiles sucht der Dichter besonders durch anagrammatische Verwendung des Namens der betreffenden Personen, bisweilen durch sachliche Abschweifungen zu beleben. Auch solche Stücke, welche er im Namen und im Auftrage andrer dichtete, theilt er mit.

Der Zweck solcher Gelegenheitsgedichte brachte es mit sich, dass sie einzeln gedruckt wurden. Die „Trost und Lobschrift über das traurige Abläben Marien Magdalenen von Lützenburg“ 1640, 4°, welche Goedeke (GR. II 1167) nach einem Münchener Exemplar aufführt und der Verfasser in seine gesammelten Gedichte (I 135—141) aufgenommen hat, ist nicht das einzige Beispiel; wir erfahren durch den Dichter selbst, dass er 1641 das längere Poem „Auf Herrn Wilhelm Dasers und Jungfrauen Agnes Schachin Hochzeit“ (I 276—289 vgl. II 10) hatte drucken lassen, dessen theoretische Erörterungen die Veröffentlichung eines noch näher zu besprechenden Lehrgedichts unter dem 18. Januar 1642 veranlassten (II 11—14).

Die meisten der besungenen Persönlichkeiten, welche durch Reichthum und Lebensstellung hervorragen mochten, sind uns durchaus gleichgiltig; von bekannteren Namen erscheinen ausser seinem Kunstgenossen Rumpler von Löwenhalt besonders J. V. Andreä, M. Bernegger, Moscherosch und Joh. Rist. Am nächsten stand ihm Jesaias Rumpler, der ihn zur Veröffentlichung seiner Gedichte ermutigt hatte und zwar mit polemischer Absicht (I 17, wiederholt bei Goedeke DD. I 355). Schneuber hatte sich zu ihm längst hingezogen gefühlt und nun sein „redlich Deütsch gemüht“ erfahren

(I 366 vgl. Goedeke DD. I 357); als endlich nach vielem Drängen des Freundes 1647 „erstes gebüsch seiner Reim-getichte" erschien, begrüsste ihn Schneuber (II 281) als einen „der dapfersten, die für die Teutsche zung' auch ihren sinn gewetz't". Er empfieng (1654) bei dem Tode seiner Frau dichterischen Trost von ihm (II 167), den er dankbar erwiderte. In diesen poetischen Bewunderungen und Tröstungen erscheint Schneuber als der bedeutendere. Unmittelbarer persönlicher Verkehr veranlasste das lateinische Trauergedicht auf den Tod des Historikers Matthias Bernegger † 3. Febr. 1640 (II 388); er bediente sich dabei der damals beliebten Eklogenform und lässt in hexametrischem Wechselgesange Lycidas und Celadon den todten Daphnis beklagen. Zum Gebrauch der lateinischen Sprache bestimmte ihn wahrscheinlich die gleichfalls lateinische Gedächtnissrede auf denselben Gelehrten von seinem Freunde Johann Heinrich Bökler, dessen Name uns auch in den Gelegenheitsgedichten begegnet. Auch mit Johann Michael Moscherosch hatte Schneuber in persönlichen Verkehr treten können. Er begleitet daher nicht allein den Tod einer Tochter desselben, Ernestina Amelia (II 156), sondern auch dessen Schriftstellerei mit seiner poetischen Theilnahme. Beide Schriftsteller hatten dieselben Strassburger Verleger. Die „Wunderlichen und warhafftigen Gesichte" begrüsste er mit folgendem Epigramm (I 358):

Filanders wunderbahr' erschinene Gesichte
Sind nicht vergäbne träüm und eitele gedichte.
Sie seind eyn Spiegel glas, da mancher sich beschaut;
Der bessere sein thun, wem vor den strafen graut.

Der sehr selten gewordenen „Insomnis cura parentum Christliches Vermächtnuss Oder Schuldige Vorsorg Eines Treuen Vatters" von 1643 (vgl. Goedeke GR. II p. 497 no. 271, 3) widmete er eine ausführliche, die Grundgedanken der Schrift zusammenfassende Anerkennung (II 285 f.):

Uber Herrn J. M. Moscheroschs Vermächnus.

Sorge für die Kinder tragen,
wie dieselb in diser welt
reiche nahrung, gold und gelt,
mögen samt der ehr erjagen,

das ist in dem leben hie
fast der ältern meyste müh.

Aber umm die wahre güter,
tugend, zucht, und Gottes ehr,
dass man sie durch gute lehr
fein bej zeit in die gemühter
der noch rohen jugend bring
ist die sorgfalt sehr gering.

Eitle schätz und reichthum erben
ist nicht eben allzeit gut,
oftmal kommt eyn junges blut
nur dardurch in das verdärben,
reich seyn ohne rechte zucht
Bringt zur wolfahrt keyne frucht.

S. 286 Bessers ist dir angelegen,
Darum, Moscherosch, auch du
deiner kinder heyl und ruh
suchest auf vil andren wegen,
dein Vermächnuss deutt es an,
wie ihr nutzen blühen kan.

Dein so vätterlichs gebieten,
dein so unverdrossner fleiss
zeyget ihnen weg und weiss
sich vor unglück wohl zu hüten,
dein so treuer underricht
haltet sie in rechter pflicht.

Seel und leib wird jhnen grünen,
wan sie folgen solcher lehr.
Ja es kan noch andern mehr
dise Vatters-sorge dienen.
Was so quillt in deinem hauss
fliesst mit nutzen billich auss.

Ferner stand ihm Johann Val. Andreae, dessen Promotion zum Dr. theol. er in deutschen Alexandrinern (I 51) und in lateinischen Distichen (I 400) kurz besungen hat; vielleicht war er dem berühmten Theologen als gebornem Würtenberger und durch die Veröffentlichung einiger Schriften desselben in Strassburg nahe gekommen. Vor dem deutschen Gedicht versetzt er einer beliebten Manier folgend den Namen

„Valentinus Andreä" zwiefach, zu „Sei new an den Altar" und „Ja erneu nun das alte" und macht dies zum Thema seiner Verse. Endlich feiert er mit einigen Alexandrinern die 1644 erfolgte Dichterkrönung des ihm kaum persönlich bekannt gewordenen Johann Rist durch Kaiser Ferdinand III (II 283).

Wenn er sich in diesem kurzen Lobspruch auf Rist freut, dass ungeachtet alles Kriegstobens „die teutsche zung mit wunderschönem pracht und glantz wurd aussgerüst": so spricht er damit sein individuelles in vielen Liedern wiederklingendes Interesse aus. Besonders in zwei sehr ungleichartigen und an nicht näher bekannte Personen gerichteten Gelegenheitsgedichten kommt er mit eigenthümlicher Begeisterung auf diesen Gegenstand zurück. Das eine ist gerichtet „An den Chorion, als derselbe der Deutschen sprach Ehrenkrantz aussgehen liesse" (I 355), was Strassburg 1644 geschah. In dem „Ehrenkrantz" selbst erschien bereits dieses Gedicht als empfehlende Einleitung, welches v. Meusebach als wirklich schön bezeichnete und Gruppe („Leben und Werke deutscher Dichter" I 579), wie er seine geschmackvollen Charakteristiken durch geschickt gewählte Belege zu unterstützen pflegt, mit leiser Veränderung der eigenthümlichen Orthographie wiederholt. Es liegt in diesen rasch bewegten Versen eine prophetische Zuversicht zu der Kraft und Herrlichkeit der deutschen Sprache und Litteratur.

Nüchtern ist dagegen das bereits erwähnte ebenfalls hierher gehörige längere Gedicht „Auf Herrn Wilhelm Dasers und Jungfrauen Agnes Schachin Hochzeit" (I 276) vom Jahre 1641. Obgleich es eigentlich nicht zu den Hochzeitsachen gehört, benutzt der Dichter doch die Gelegenheit zu erzählen, wie er mit einem neidischen und kritischen Gegner sich nach dem Pindus begeben, wie dieser, den er in komisch-undeutschen Versen reden lässt, ihn bei Apollo und den Musen verklagt habe, dass er die Alten und ihre Dichtungsweise verachte, weil die deutsche Poesie hoch genug sei, dass er kein Begräbniss, keine Hochzeit oder sonstiges Ereigniss kann vorbei gehen lassen, ohne es zu besingen, dass er die gewöhnliche Schreibweise mit neuen Spitzfindigkeiten verderbe. In seiner Vertheidigungsrede habe er dann hervorgehoben, dass er Virgil, Ovid und die Alten wohl schätze,

dass er aber auch classische Reinheit und Selbständigkeit des Deutschen wolle; dass er mit der Gelegenheitsdichtung nur dem unmittelbaren poetischen Drange gefolgt sei; dass es ihm bei der Regelung der Rechtschreibung nur auf eine vernünftige Einigkeit ankomme. Apollo, sichtlich dem Verfasser geneigt, heisst beide abtreten: der Spruch soll ihnen nachher verkündigt werden, inzwischen sollten sie ihres Thuns pflegen. Auf dem Rückwege wird Schneuber von Frau Venus ermutigt und beauftragt zu der Daser-Schach'schen Hochzeit mit seinem Liede zu eilen.

Diese Benutzung privater Gelegenheitsdichterei zur Erörterung einer Sprach- und Litteraturfrage musste Aufsehen erregen. Schneuber selbst sah, dass er in ein Wespennest gestochen habe. Ein pseudonymer Dionysius Herpflinger oder Härpflinger griff ihn heftig an, aber nach den von Schneuber selbst gegebenen Proben zu urtheilen (II 10 f.) im Wesentlichen nur in Beziehung auf die neue Orthographie und unter spöttischer Outrierung derselben. Schneuber antwortete in einem ganz prosaisch lehrhaften den 18. Januar 1642 gedruckten Alexandriner-Gedicht, welches er in der Vorrede seiner zweiten Gedichtsammlung (II 11—14) wiederholte. Das Beste darin ist die Wiederherstellung des k statt c in griechischen und ächt deutschen Worten; er sucht durch Vergleichung des Griechischen und Lateinischen die Rechtmässigkeit der Vertretung eines ph durch f zu erweisen; wunderlicher ist, wenn er „sprechen“ wegen „sprache“ in „sprächen“ verwandeln will, und Aehnliches. Aber auch in diesen abirrenden Kleinigkeiten, welche eine Geschichte der deutschen Rechtschreibung zu ihrer Ergötzung verzeichnen mag, liegt das wohlgemeinte Streben, in das Deutsche Ordnung und Vernunft zu bringen; Schneuber hatte auch die Genugthuung, diese Dinge zum Theil in die Praxis dringen zu sehen.

Neben den Gelegenheitsgedichten steht die Gruppe der geistlichen Lieder und Sprüche als die grösste Hälfte des Restes der beiden Bände. Es sind meist Originaldichtungen und zu einem kleinen Theil Nachdichtungen einer französischen poetischen Bearbeitung des ersten Capitels des Johannesevangeliums[1]) und Nachbildungen einiger Stellen des Hohen-

[1]) Ich stelle zur Vergleichung den Anfang her, da ich das Original nicht bestimmter nachweisen kann.

liedes wie des Römerbriefs. Diese Lieder sind ohne rechte Kraft, obgleich von gesunder Empfindung und nicht ungelenk in ihrer Form; ich habe aber nicht bemerkt, dass eines seinen Weg in die Gesangbücher gefunden hätte. Ein „Abendgesang" (I 50) hat das Interesse der Litterarhistoriker durch eine gewisse Innigkeit erregt und ist von Goedeke (DD. I 357) vollständig, von Gruppe (I 578) zum Theil wieder abgedruckt worden; neben ihm verdient der „Morgengesang" (I 49) eine Stelle:

Jetzund hebt es an zu tagen,
die thau-nasse Morgenröht,
welche vor der Sonn hergeht,
eilt mit jhrem Purpur-wagen,
und macht dem den Weg bereyt,
der die Welt mit liecht bekleydt.

Durch das lieblich Vögel-singen
ist die stille ruh der nacht
auffgelöset und erwacht,
berg' und thal und wäld' erklingen,
Auch steht jetzt der Himmel lehr,
man siht nicht vil sternen mehr.

In principio erat Verbum.

Avant tout temps, tout estre, et lieu,
Dans cest instant dont la durée
Comprend l'eternité d'un Dieu,
Qui ne peut estre mesurée,
Au point de ce premier moment,
Qui tient un feint commencement
Du deffaut de nostre pensee
Le Pere à sa parole estoit desia conjoint,
Et si sans commencer il l'auoit prononcée
Il l'acheve sans cesse, et ne la finist point.

Im Anfang war das Wort.

Vor aller welt, eh eynig thun
Der zeit und raums sich angemasset,
Im unursprünglich stethen Nun,
Da Gottes ewigkeit verfasset,
Die ohnermässlich sonsten ist;
Ja in dem anfang solcher frist
Den unser Sinn nur dichtt und nicht kan lehren,
Da war der Vatter schon mit seinem Wort verpflichtt;
Und weil er solches wort steths wesendlich aussspricht,
Hebt Er's ohn anfang an, und endet's ohn auffhören.

Allbereyt hab ich erbliket,
wie das gülden Aug der welt
tausend strahlen auf das feld
über das gebirg her schiket,
und vertreibet gantz und gar,
was zu nacht stok-finster war.

Jesu, du mein Trost und Leben,
Sonne der Gerechtigkeyt,
ich bin auch voll dunkelheyt,
will mich aber dir ergäben:
ach! zünd' in mir an dein liecht,
mach, was finster ist, zu nicht.

Die „Reimgebätlein zum Beschluss des Jahrs", welche sich am Ende beider Bände finden und durch gesunde Frömmigkeit auszeichnen, verknüpfen die Gruppe der geistlichen Lieder mit den in keiner Gedichtsammlung dieses Zeitalters fehlenden Epigrammen (I 367–373, II 294—308), welches Namens sich jedoch Schneuber nicht bedient. Er hat sie meistens an gegebene Gelegenheiten anknüpfend frei erfunden, daneben einige Motive aus Horatius, Martialis u. A. entlehnt. Einige dieser Sprüche sind von allgemein ethischer oder speciell sittengeschichtlicher Bedeutung, z. B. der „An eynen Stutzer" (I 367), welchen v. Meusebach bei Philander von Sittewald Th. II (1665) S. 104 wiedergefunden hat; andere beziehen sich auf bestimmte Personen und Anlässe, so handelt ein Spruch (II 298)

Von der neüen Rosen-gesellschaft.

Es hat die grade Tann anfänglich freüd empfunden,
Als sich eyn Rosen-stok um ihr entsprossnes reis
Auf hoffnung mehrer stärk und ziehrats hat gewunden:
Doch weil die über-witz zu gäh und auss der weis
Sich prächtig machen will, so förcht' ich, dass die erde
Der Rosen alle kraft und allen saft entzieh',
Auf dass sie eh verwelk', als das sie wachs' und blüh,
Ja dass sie vor der zeit zu eyner Butten werde.

Das Aufkommen dieser sonst nicht näher bekannten Gesellschaft half vielleicht die Auflösung der bereits bestehenden Tannengesellschaft beschleunigen. — Beachtenswert ist der kleine Spruch (II 299):

Zur aussgab dess Herrn Kalisen Lieder.

Wolan dein schöner geyst hat nunmehr sein gefider,
Und schwinget sich empor durch so vil dutzet lieder,
Als du herausser gibst. Der flug bringt dein gesang,
Und das gesang den flug ruhmwürdig in den schwang.

Er findet sich in der Einleitung zu dem Buche wieder, dessen Lob er gilt, in dem bereits oben erwähnten: „Kloridans von Wohlau auss Elsisien Blauer Kornblumen oder einfältiger Hirten-Gesänge Dreifaches Bündlein“ („zu Ulm Drukket es und verleget es Balthasar Kühn, bestellter Buchtrucker daselbst, Im Jahr M. DC. LV“ kl. 8⁰) S. 14; gemeint ist mit diesem Pseudonym Joh. H. Calisius (1635—70), Hofprediger in Wohlau in Schlesien. Er war ein frühreifes Talent, denn diese Hirtengesänge sind zwischen seinem 14. und 20. Lebensjahre entstanden (wie er selbst S. 158 sagt); es sind „einfältige Gedanken, welche der Schäffer Kloridan in seiner grünenden Jugend bey underschiedenen Flüssen; als der Oder, Elbe, Pleisse, Barte, Elster, Rhein, Ille, Main, Pegnitz und Nekker ihm und guten Freunden zu bleibender Belustigung aufgesetzt.“ (S. 9.) Die Erwähnung der Ill bezeugt seinen Strassburger Aufenthalt, während dessen er einen Spruch dichtete „als ein guter Freund zu Strassburg de Murmure disputirte“ (S. 188) und Freunde gewinnen konnte, unter denen er (S. 158) Schneuber und Rompler (statt des gewöhnlichen Rumpler) an erster Stelle nennt. Schneuber deutet in seinem Spruche auf die Melodien hin, deren vierundzwanzig den beiden ersten „Bündtlein“ der Kornblumen von dem „berühmten Herrn P. F. B.“ (S. 10) beigegeben sind; Rumpler rühmt in seinen der Sammlung ebenfalls vorgedruckten Alexandrinern den deutschen Wert dieser Gedichte; darauf folgen poetische Lobsprüche von Klai, S. Betulius u. A. Das littera rgeschichtlich wichtige hierbei ist, dass bei allen Antipathien der elsässer Schule gegen Opitz und seine Nachfolger sie sich hier in Zusammenhang mit Schlesien setzt.

In die Kategorie der Spruchdichtung gehört auch das mir unzugängliche „Teutsche Stammbuch“ Schneubers von 1647, über welches Hoffmann von Fallersleben gehandelt hat.

Endlich ist noch das „Libellus poematum latinorum“ zu erwähnen, welches den Anhang der ersten Sammlung (I 383—482) bildet und durchweg aus Gelegenheitsgedichten be-

steht. Meistens ist die elegische Versform verwandt; daneben erscheinen auch Hexameter, jambische Senare, Hendekasyllaben und die verschiedenen Gattungen der archilochischen, asklepiadeischen und alcäischen Masse. Die einigermassen beachtenswerten Stücke darunter sind die bereits erwähnten auf Bernegger's Tod und Joh. Val. Andreae's theologisches Doctorat; wo er, wie in diesem letzteren Falle, denselben Gegenstand lateinisch und deutsch behandelt, ist jede der beiden Fassungen selbständig. Poetisch sind alle diese Stücke wertlos.

Im Ganzen mag für die Bedeutung dieser Poeterei das Urtheil stehen bleiben, welches Gervinus im dritten Bande seiner Litteraturgeschichte fällt; ihre deutschen Tendenzen muss man jedoch grade in Strassburg um so höher anschlagen, als hier schon französische Annexionsgedanken Wurzel geschlagen hatten, und die einfach menschlichen Töne der Freundschafts- und Familiendichtung dürfen vollends nicht überhört werden.

Zu Goethe's Gedicht im Saki-Nameh des West-Oestlichen Divan: Ob der Koran von Ewigkeit sei?

Von

Robert Boxberger.

Das Goethe'sche Gedicht lautet (Werke in 6 Bdd. 1860. 4. p. 317):

Ob der Koran von Ewigkeit sei?
Darnach frag' ich nicht!
Ob der Koran geschaffen sei?
Das weiss ich nicht!
Dass er das Buch der Bücher sei,
Glaub' ich aus Mosleminenpflicht,
Dass aber der Wein von Ewigkeit sei,
Daran zweifl' ich nicht;
Oder dass er vor den Engeln geschaffen sei,
Ist vielleicht auch kein Gedicht.
Der Trinkende, wie es auch immer sei,
Blickt Gott frischer ins Angesicht.

In Pulci's Morgante Maggiore fragt der Held den Margutte, den Sohn eines türkischen Priesters und einer christlichen Nonne, ob er Christ oder Muhamedaner sei, worauf dieser antwortet:

Io non credo più al nero ch' all' azzurro;
Ma nel cappone, o lesso, o vogli arrosto,
. . . .
Ma sopra tutto nel buon vino ho fede.
. . . .
Or queste son trè virtù cardinale,
La gola, e'l culo, e'l dado, ch'io t'ho detto.

Ich schöpfe diese Quelle aus Voltaire's Vorrede zur Pucelle, Paris, Didot 1801, S. 9. Ueber Pulci's Morgante siehe Dunlops Geschichte der Prosadichtung übersetzt von Liebrecht S. 121.

Ist J. M. R. Lenz der Verfasser des Schauspiels: Die Soldaten?

Von

Carl von Beaulieu Marconnay.

Im ersten Bande dieses Archivs vom Jahre 1870, S. 312 bis 314, ist von Herrn A. Koberstein eine Frage zur öffentlichen Besprechung gestellt worden, welche schon vor dreissig Jahren in verschiedenen Privatkreisen auftauchte, jedoch nicht zu einem allgemein anerkannten Abschluss gelangt zu sein scheint. Es hatte früher nie ein Zweifel darüber obgewaltet, dass Lenz der Verfasser des Schauspiels „die Soldaten“ sei; für diese Annahme sprachen so viele Beweisgründe, dass es Niemanden in den Sinn kommen konnte andrer Meinung zu sein. Dann aber übersandte im Jahre 1837 der für die Pflege der Goethe-Litteratur so vielfach verdiente Herr S. Hirzel in Leipzig an L. Tieck die Abschrift eines Briefes von Klinger, d. d. Dresden am 6. März 1777, worin derselbe dem Buchhändler Reich in Leipzig eröffnet, nicht Lenz, sondern Er, Klinger, sei der Verfasser der „Soldaten“, und hieran die Bitte knüpft, diese Nachricht so bald als

möglich bekannt zu machen. Das Original dieses Briefes ist aus dem Reich'schen Nachlass in den Besitz des Herrn S. Hirzel übergegangen.

Durch die Herausgabe der Briefe an L. Tieck, von K. von Holtei, ist dieser Klinger'sche Brief im Jahre 1864 in die Oeffentlichkeit getreten, während er schon früher als ein Curiosum denjenigen bekannt war, welche sich mit Lenz und Klinger specieller beschäftigt hatten.

Ein Beitrag zur Lösung dieses scheinbaren Räthsels, welches auch noch Hettner als unerklärlich bezeichnet[1]), mag daher immerhin am Platze sein, und zwar um so mehr, als selbst eine so anerkannte Autorität wie Koberstein durch jenen Brief in seinem Urtheil über Lenz in unbilliger Weise beeinflusst worden ist.

Zu dem Ende erscheint es zweckmässig, vor allem diejenigen Gründe zusammen zu stellen, welche dafür sprechen, dass Lenz der Verfasser sei.

Hierher gehören nun vorzüglich diejenigen Briefe von Lenz an Herder, welche in dem obenerwähnten Aufsatze von Koberstein zum Theil vollständig abgedruckt sind, und auf welche wir uns hier beziehen können ohne sie nochmals ihrem ganzen Inhalte nach wiederzugeben.

Da findet sich denn zuerst das Schreiben vom 23. Julius 1775, mit welchem Lenz das Manuscript an Herder übersendet; dann der Brief vom 28. August 1775, worin er Herder um ein Wörtlein seines Gefühls darüber bittet; ferner das Schreiben vom 29. September, worin er von Herder ein Recepisse verlangt, dass derselbe die „Soldaten“ empfangen habe; es sei das einzige Manuscript; vor einem Jahre dürfe es aber nicht gedruckt werden.

Hierauf folgt sofort ein Brief vom 30. September: „Ach, wenn Du meine 'Soldaten' hast, — wenn Deine Frau ihn (sic) Dir vorliest — genug. — — Aber gieb Deiner Frau einen Kuss, wenn sie Dir die Soldaten gelesen hat.“

Dann der Brief vom 18. November: „Die 'Soldaten' können noch nicht gedruckt werden. — — Solltest Du es einst künftig drucken lassen, so muss auch alsdann

---

[1]) Hettner, Geschichte der deutschen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. Braunschweig 1869. III. Theil 3. Buch S. 240.

mein Name im Anfange verschwiegen bleiben. Ich sag es Dir hier voraus, falls ich es etwa alsdann zu erinnern vergessen sollte.“

Ferner der Brief vom 20. November: „Ich freue mich himmlische Freude, dass Du mein Stück gerade von der Seite empfindest, auf der ich's empfunden wünschte, von der politischen. Doch konnte es nicht fehlen, überall auf Deine Meinungen und Grundsätze gefropft. Was die letzte Scene betrifft, so viel ich mich auf sie zurückerinnere, däucht mich, könnte allen verdriesslichen Folgen durch Weglassung oder Veränderung einiger Ausdrücke des Obristen begegnet werden. Z. E. das mit den Concubinen, Medischen Weibern könnte ganz wegfallen, und der Obriste dafür lieber von Soldatenweibern sprechen, die wie die Landmiliz durch's Loos in den Dörfern gezogen würden, und sodann, wie die Römischen Weiber, die nicht confareatae waren, auf gewisse Jahre sich verheuratheten. Die Kinder erzöge der König. Sie gingen auch wohl wieder in ihr Dorf zurück und blieben ehrlich; es war sors.[1]) Ordentliche Soldatenehen wollen mir nicht in den Kopf. Soldaten können und sollen nicht mild sein, dafür sind sie Soldaten. Hektor im Homer hat immer Recht gehabt: wären der Griechen Weiber mit ihnen gewesen, sie hätten Troja nimmer erobert. Ich hab' einige Jahre mit den Leuten gewirthschaftet, in Garnison gelegen, gelebt, hantiert. — Wenn Du anstehst, Theurer, so schick mir die letzte Scene abgeschrieben zu, dass ich sie ändere. Doch könntest Du's so leicht thun, nur in den einen Dialog des Obristen einschieben etc. Lass mich die Fürsten erst fragen; ich will ihnen mein Projekt schon deutlicher machen. — Was ich verlange? Nichts verlange ich, einen Ducaten, zwei Ducaten, was der Kerl geben will. — — Doch darf und kann vor einem Jahre von diesem 20. November an das Stück nicht gedruckt werden. Und auch dann, wenn ich noch hier[2]) bin, frage mich.“

Der Brief ohne Datum (zwischen Ende November 1775 und Februar 1776), mit folgender Notiz: „In den 'Soldaten' muss der Name 'la Roche' in die Gräfin 'von Rochau' um-

---

[1]) Die Scene ist in diesem Sinne wirklich geändert.

[2]) Der Brief ist in Strassburg geschrieben.

gewandelt werden. Ich wusste es nicht, dass sie einen Sohn hatte, geschweige einen, der bei Wieland im Hause war."

Dann der Brief vom Februar 1776: „Ich danke Dir, dass Du die 'Soldaten' zum Druck befördert hast. Ich habe nun alle dem Uebel, das daraus hätte entstehen können, vorgebeugt. Ich danke Dir — und für den Weg, den Du sie hast nehmen lassen. Reich wird sie hoffentlich vor Michaelis nicht bekannt machen, und alsdann wird das mit Fingern deutende Publikum auf nichts mehr zu deuten haben. — — Ich habe eine Schrift über die Soldatenehen unter den Händen, die ich einem Fürsten vorlesen möchte, und nach deren Vollendung und Durchtreibung ich — wahrscheinlichst wohl sterben werde."

Nach der Zeitfolge kommt nun der Brief aus Darmstadt, vom März 1776, der im Archiv S. 313 abgedruckt ist, und worin Lenz angiebt, dass das Mädchen, welches die Hauptfigur seiner 'Soldaten' ausmache, dermalen noch in der Erwartung lebe, ihren Bräutigam, der ein Offizier sei, zurückkehren zu sehen.

Und zum Schluss das Postscriptum des Briefes aus Weimar, vom 9. Juni 1776[1]): „Dürft' ich doch fragen, ob Zimmermann oder Merck die Exemplare von den 'Soldaten' bekommen hat.[2]) Ich habe selbst keins, auch niemand schicken können, und hier sind sie auch im Buchladen nicht. Nach Strassburg dürfen sie nicht gehen."

Nächst diesen Briefen an Herder haben wir noch eine Stelle in einem Briefe von Lenz an Lavater[3]), aus Weimar am 14. April (1776) geschrieben, worin er sagt: „Meine Soldaten müsst ihr jetzt schon haben. Sie sind bei Weidmann's Erben[4]) gedruckt. Wo nicht, so schicke ich bald einige Exemplare hinüber."

---

[1]) Aus Herders Nachlass, von Düntzer und F. G. von Herder. Band 1 S. 242.

[2]) Reich hatte also mit der Publikation doch nicht bis Michaelis gewartet.

[3]) Lenz und seine Schriften. Von E. Dorer-Egloff. 1857. S. 200.

[4]) Diese Angabe scheint mit der früheren zu contrastieren, wonach Reich den Druck besorgt hat. Es ist in dieser Hinsicht zu bemerken, dass bis zu Reich's Tod im Jahr 1787 die Firma: „Weidmanns Erben und Reich" bestand, die nach seinem Tode in „Weidmann'sche Buchhandlung" verändert wurde.

In der Einleitung von Tieck zu der Ausgabe der gesammelten Schriften von Lenz in 3 Bänden, Bd. 1 S. CXXI, stossen wir auf folgende Angabe: „Auf einem Blättchen Papier das für den Druck bestimmt war, findet sich: „Da es mehrere Lenze in Deutschland giebt, und ich meinen Herrn Recensenten in der Allgem. Deutsch. Bibliothek ein für allemal das Exemplar schuldig bin, so habe ich zur Vermeidung alles Missverständnisses und zum Nachtheil meiner Namensvetter meinen ganzen Namen mit allen seinen Unterscheidungszeichen hersetzen wollen.

„Jacob Michael Reinhold Lenz (geboren zu Sesswegen in Liefland) Verfasser
des Hofmeisters, der Soldaten, der beiden Alten, der
Algierer, der Laube, der Catharina von Siena und einiger
Recensionen im deutschen Merkur
soll nun, im Fall es zu grob kommt, meine ganze Gegenwehr sein.“

Goethe erzählt in der Schilderung seines Strassburger Aufenthalts[1]): „Uebrigens lebte er (Lenz) meistens mit Officieren der Garnison, wobei ihm die wundersamen Anschauungen, die er später in dem Lustspiel „die Soldaten“ aufstellte mögen geworden sein.“ Und weiter: „— er sendete mir dagegen nach und nach seine Manuscripte, den Hofmeister, den neuen Menoza, die Soldaten, Nachbildungen des Plautus etc.“

Mit diesen Beweisstücken mag es genug sein. Wenn sie in ihrer Unbefangenheit und Unmittelbarkeit nicht genügen die Urheberschaft vollständig zu beweisen, so dürfte es überhaupt ein schwieriges Unterfangen sein, die Zusammengehörigkeit eines Autors mit seinem Werke zu constatieren.

Von besonderer Wichtigkeit ist in dieser Beziehung Alles was Lenz von der politischen Seite des Schauspiels äussert. Will man nemlich, wie Herr Koberstein geneigt zu sein scheint, den einfachen Angaben über das Manuscript, den Druck, die Uebersendung der Exemplare u. s. w. keinen grossen Werth beilegen, weil hier eine absichtliche und consequent durchgeführte Täuschung vorliegen könnte, so

[1]) Aus meinem Leben. Vierzehntes Buch.

muss doch nothwendig diese sehr gewagte Annahme in Nichts zerfallen, wenn man sieht, wie der politische Zweck des Stückes den Verfasser so vollständig erfüllt und beschäftigt. Diese Betrachtungen bilden den wesentlichen Inhalt des Briefes vom 20. November 1775; wer anders als der von seiner Idee begeisterte Verfasser könnte so eingehend mit den einzelnen Scenen des Stücks, mit den verschiedenen Ausdrücken der handelnden Personen sich beschäftigen? Und daneben ist es nicht blos sein Schauspiel, welches ihm am Herzen liegt; ganz vorzüglich ist es eine Denkschrift über „Soldatenehen" mit der er sich herumträgt; darin sollen dieselben abnormen Ideen, welche in der Komödie uns entgegentreten, weiter ausgeführt und als praktisch empfehlungswerth nachgewiesen werden; diese Denkschrift will er den Fürsten überreichen und nach ihrer Vollendung und Durchtreibung sterben.

Es ist positiv unmöglich, dass ein anderer als der wirkliche Verfasser sich in dieser Weise mit einem noch ungedruckten Schauspiele beschäftigen und in dessen politischen Zweck so völlig aufgehen könne.

Nun stellt sich freilich der Brief Klingers an Reich dieser hier vertheidigten Behauptung diametral entgegen, — und dies um so schroffer, als, wie Herr Koberstein bemerkt, es nach allem was wir von Lenz und von Klingers Charakter wissen, dem letzteren viel weniger zuzutrauen sein würde, dass er sich für den Verfasser eines fremden Werkes ausgegeben habe, als es dem ersten ähnlich sieht, solches gethan zu haben. Wenn wir diesem Urtheil in Bezug auf Klinger unbedingt beitreten, so scheint uns dasselbe in Hinsicht auf Lenz doch nicht genügend gerechtfertigt; denn ausser dem vorliegenden Zweifelsfalle ist uns kein anderer ähnlicher bekannt. Dafür dass Tieck in seiner Ausgabe der gesammelten Schriften von Lenz das Trauerspiel „das leidende Weib" aufgenommen hat, und in der Einleitung[1]) die Ansicht zu rechtfertigen sucht, Lenz sei der Verfasser und nicht Klinger, — dafür kann Lenz doch nicht verantwortlich gemacht werden. Uebrigens ist seitdem auch diese Frage zu Gunsten Klinger's definitiv erledigt worden.[2])

[1]) Lenz Schriften, von Tieck. Einleitung, Band 1 S. CXXII.
[2]) Dorer-Egloff, Lenz und seine Schriften. S. 6—9.

Was kann daher Klinger bewogen haben, den fraglichen Brief zu schreiben? Um dies zu verstehen, müssen wir die Persönlichkeiten näher betrachten, wie sie uns in jener Zeit entgegentreten.

Lenz kam im Jahre 1771 nach Strassburg, wo damals noch Goethe weilte. Letzterer schildert ihn folgendermassen:[1] „Ich lernte ihn erst gegen das Ende meines Strassburger Aufenthalts kennen. Wir sahen uns selten; seine Gesellschaft war nicht die meine, aber wir suchten doch uns zu treffen, und theilten uns einander gern mit, weil wir, als gleichzeitige Jünglinge, ähnliche Gesinnungen hegten. Klein, aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen; blaue Augen, blonde Haare, kurz ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet ist; einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehm nicht ganz fliessende Sprache, und ein Betragen, das zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Manne gar wohl anstand. Kleinere Gedichte, besonders seine eignen, las er sehr gut vor, und schrieb eine fliessende Hand. Für seine Sinnesart wüsste ich nur das englische Wort whimsical, welches, wie das Wörterbuch ausweis't, gar manche Seltsamkeiten in Einem Begriff zusammenfasst.“

In diesem zarten, zierlichen „Persönchen“ steckte aber eine wilde, ungebundene Phantasie, welche durch die Bekanntschaft mit Shakespeare nur noch mehr entflammt wurde, und zu der sich in Folge des persönlichen Umgangs mit Goethe und dessen Strassburger Kreis eine unbändige Eitelkeit gesellte. Wir wissen, dass es ihm seit jener Periode häufig nahe trat, sich als Goethen ebenbürtig zu betrachten, und dass seine Empfindlichkeit gegenüber den Recensenten in eine krankhafte Gereiztheit ausartete.

Als Goethe eine Stellung in Weimar gefunden, hoffte Lenz, der in Strassburg durch Schulden und durch ein halb eingebildetes Liebesweh sich bedrückt fühlte, durch ihn eine Verbesserung seiner Lage erreichen zu können. Im April 1776 kam er nach Weimar. Die Mittheilungen über die

[1]) Goethe, aus meinem Leben; eilftes Buch.

erste Zeit seines dortigen Aufenthalts lauten durchaus zu seinen Gunsten, und vervollständigen bei uns das Bild, das wir von seiner äussern Erscheinung aus Goethe's Schilderung empfangen haben. Goethe schreibt an Merck unter dem 24. Juli 1776:[1]) „Lenz ward endlich gar lieb und gut in unserm Wesen, sitzt jetzt in Wäldern und Bergen allein, so glücklich als er sein kann.“ Und weiter am 16. September 1766:[2]) „Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind, wir wiegen und tänzeln ihn, und geben und lassen ihm von Spielzeug was er will. Er hat sublimiora gefertigt.“ Ebenso schreibt Wieland an Merck unter dem 9. September 1776:[3]) „Von unserm Lenz wird Ihnen Goethe bald etwas schicken, das Ihnen Spass machen wird. Man kann den Jungen nicht lieb genug haben. So eine seltsame Composition von Genie und Kindheit! So ein zartes Maulwurfsgefühl, und so ein neblichter Blick! Und der ganze Mensch so harmlos, so befangen, so liebevoll! Wir lieben ihn Alle, wie unser eigen Kind, und so lange er selbst gerne bleibt, soll ihn Nichts von uns scheiden.“

Während Lenz in Weimar weilte, kam auch Klinger dorthin, am 24. Juni 1776. In ihm tritt uns eine ganz andere Persönlichkeit entgegen, und man muss sich sorgsam davor hüten, die Aehnlichkeit, welche diese beiden Dichter in ihren Geistesprodukten der damaligen Periode mit einander haben können, auch auf ihre Personen und Charaktere zu übertragen. „Klingers Aeussere, sagt Goethe[4]), war sehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine grosse, schlanke, wohlgebaute Gestalt und eine regelmässige Gesichtsbildung gegeben; er hielt auf seine Person, trug sich nett, und man konnte ihn für das hübscheste Mitglied der ganzen kleinen Gesellschaft ansprechen. Sein Betragen war weder zuvorkommend noch abstossend, und, wenn es nicht innerlich stürmte, gemässigt. Er empfahl sich durch eine reine Gemüthlichkeit, und ein unverkennbar entschiedener Charakter erwarb ihm Zutrauen. Alles was an ihm war, hatte er sich selbst verschafft und geschaffen, so dass man ihm einen Zug

[1]) Briefe an J. H. Merck. Von Dr. K. Wagner. Darmstadt 1835. S. 94.
[2]) Daselbst S. 98.
[3]) Daselbst S. 95.
[4]) Goethe, aus meinem Leben, vierzehntes Buch.

von stolzer Unabhängigkeit, der durch sein Betragen durchging, nicht verargte."

Ist auch nicht zu übersehen, dass diese Schilderung mehr durch die spätere Durcharbeitung und Selbstbefreiung Klingers von seinem ursprünglichen Wesen herbeigeführt, und dass sie noch zu Klinger's Lebzeiten geschrieben worden, so zeigt sie uns doch den kräftigen, kernhaften Mann, im Gegensatz zu dem kindlichen Lenz. Klinger spricht sich über die erste Zeit seines damaligen Aufenthalts in Weimar in einem Briefe an Christoph Kayser in Zürich sehr warm und dankbar aus,[1]) erwähnt dabei auch zugleich: „Lenz wohnt unter mir und ist in ewiger Dämmerung."

Dass dieser unter günstigen Auspicien für Beide begonnene Aufenthalt in Weimar nicht lange dauern sollte und konnte, gehört nicht weiter hierher. Uns genügt zu wissen, dass sie daselbst längere Zeit in demselben Hause mit einander gewohnt. Dass unter solchen Umständen das gegenseitige Interesse an ihren Dichtungen sich mehrte, und auch ein Band warmer Theilnahme um Beide sich geschlungen, was ist natürlicher als das? War doch schon früher ein gewisser Einfluss Lenzens auf Klinger an den Tag getreten, wie wir aus der 2. Scene im 3. Akte des „leidenden Weibes" sehen: „Lesen Sie den Hofmeister, wie ich schon hundertmal sagte."[2]) Es ist psychologisch selbst wahrscheinlich dass Klingers Interesse für Lenz seit ihrem persönlichen Beisammensein ein bei weitem mehr gesteigertes gewesen ist als ihm dagegen gezollt wurde, da der „liebe Junge", das „kranke Kind" ihm unwillkürlich das Bewusstsein seiner Ueberlegenheit und das Gefühl eines Beschützers eingeben konnte.

Aus den Briefen von Lenz an Herder geht hervor, mit welch ängstlicher Besorgniss Ersterer stets wieder darauf zurückkommt, dass „die Soldaten" nicht vor Jahresfrist gedruckt werden dürften, und dass der Name des Verfassers verschwiegen werden müsse. Da er überdem die Aufklärung gibt, dass das Mädchen, welches die Hauptfigur in jenem

---

[1]) Riemer, Mittheilungen über Goethe, II, 31.

[2]) Dass man damals in weiteren Kreisen das leidende Weib für ein Werk von Lenz angesehen, geht u. a. hervor aus einem Briefe von Nicolai an Höpfner: Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe etc. Von Dr. K. Wagner. 1847. S. 128.

Stücke ausmache, immer noch auf die Rückkehr des ihr verlobten Offiziers warte, so ist klar, dass hier Strassburger Ereignisse geschildert sind, die in den Kreisen dortiger Familien vielleicht selbst im grossen Publikum bekannt genug gewesen sein mögen. Eben so darf man als sicher annehmen, dass die Schilderung des liederlichen Lebens unter den Offizieren der Garnison auf eigenen Strassburger Erfahrungen beruhe, wenn auch der Schauplatz des Drama's nach Lille und Armentiers verlegt worden ist.

Nun war aber dennoch durch Herders und Zimmermanns Vermittlung der Druck vorgenommen worden und zwar im Februar 1776. Dass binnen Jahresfrist das Werk in viele Hände kam, namentlich auch nach Strassburg, und dort ein ungewöhnliches Aufsehen erregte, darf nach alle diesem nicht im geringsten Wunder nehmen.

Mittlerweile hatte Lenz Weimar in Folge der von ihm begangenen „Eselei" verlassen müssen, und wir finden ihn zuerst wieder in der Christnacht 1776 bei Schlosser zu Emmendingen[1]). Die Annahme erscheint nicht allzugewagt, dass er auf seinen damaligen Kreuz- und Querzügen, die keinen von Anfang an bestimmten Endzweck hatten, auch Klinger aufgesucht habe, der damals in Leipzig sich aufhielt, vielleicht auch schon seine Stelle bei der Seiler'schen Gesellschaft angetreten hatte. Wünschte nun Lenz seinen Weg weiter nach Süden fortzusetzen, nach Emmendingen, an den Rhein, möglicherweise nach Strassburg, — — wie dann, wenn er dabei auf Begegnungen stiess, die dem Verfasser der „Soldaten" bedenklich, ja gefährlich werden konnten? Hatten sich solche Erwägungen schon früher als gewichtig dargestellt, so konnte er während seines Aufenthalts in Emmendingen hinlänglich darüber aufgeklärt worden sein, welch Aufsehen jenes Schauspiel gemacht hatte. Wäre es da unnatürlich und undenkbar gewesen, dass Lenz sich des stattlichen, ritterlichen Freundes lebhaft erinnerte, der damals schon die Idee mit sich herumtrug, den Soldatenrock anzuziehen, Artillerist zu werden, und nach Amerika zu gehen um für die Freiheit zu kämpfen?[2]) Klinger hatte keine persönlichen Beziehungen in Strassburg,

[1]) Aus Herders Nachlass, von Düntzer etc. Bd. 1 S. 246.

[2]) Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe etc. von K. Wagner. S. 143.

wie Lenz; ihm war der Vorwurf der Indiscretion nicht zu machen, und was die etwaige Empfindlichkeit eines heissblütigen Offiziers betrifft, so war er ganz der Mann ihm Rede und Antwort zu stehen. Wie ganz anders der kleine, zarte, schwache, kränkliche, schüchterne Lenz! War es nach allem diesen doch gar nicht einmal ein so gewaltiges Heldenstück, hier für den Freund einzutreten und das odium der Urheberschaft auf sich zu nehmen!

Und betrachten wir nun den Brief mit schärferen Augen, so können wir uns nicht verbergen, dass derselbe gar trocken, geschäftsmässig und so zu sagen schablonenartig abgefasst ist:

„Ich bin gegenwärtig genöthigt Ew. Hochedelgebohren zu melden, dass nicht Lenz, sondern Ich der Verfasser der Soldaten bin. Gewisse Verhältnisse forderten damals das Verschweigen meines Namens die ietzt wegfallen. Ich bitte Sie diese Nachricht so bald als möglich bekandt zu machen und weiter nichts zu sagen, als man wisse mit Zuverlässigkeit, dass man Herrn Lenz fälschlich für den Verfasser gehalten habe, und dass ich es sey. Könnten Sie's in Messcataloge setzen lassen unter meinem Namen, wär noch besser. Ich hoffe dies von Ihrer Güte.“ —

Diese Erklärung in einem Messcatalog ist nicht geschehen, wie durch die Nachforschungen des Herrn S. Hirzel constatiert worden. Wie hätte auch Reich sich zu einer solchen Massregel veranlasst finden können? Er hatte vor Jahresfrist erst das Manuscript von Lenzens Hand vor Augen gehabt, besass es möglicherweise noch, und musste auch schon vor diesem mit Klinger in Beziehungen getreten sein, die ja nicht immer zum Abschluss eines Verlagsvertrags zu führen brauchen. Die Art und Weise wenigstens, mit welcher Klinger in der zweiten Hälfte desselben Briefes ein Verlags-Anerbieten zur Sprache bringt, lässt dies vermuthen: „Noch wollt ich anfragen und Sie bitten: ob Sie nicht eine neue Comödie (die Seiler in Leipzig geben wird) von mir, auf diese Messe noch verlegen wollten. Sollte dies geschehen können, so haben Sie die Gewogenheit mir dero Entschliessung wissen zu lassen. Im Fall nicht, so habe die Ehre mit Ihnen im Verlauf von 14 Tagen mündlich hierüber zu sprechen.“

Man sieht, hier waltete schon ein Verhältniss zwischen Bekannten ob, und es lässt sich vielleicht höchstens nur

fragen, ob Klinger im Einverständniss mit Reich diesen ostensiblen Brief geschrieben? Diese Frage entsteht unwillkürlich beim Anblick des Originalschreibens. Dasselbe ist an Herrn Reich in Leipzig adressiert; in der linken Ecke steht franco, — aber von einem Post-Stempel, einem Porto-Vermerk oder dergleichen, wie doch wol auch damals schon die Reichspost im Gebrauch gehabt haben dürfte, ist nicht die leiseste Spur vorhanden. Auch bleibt es zweifelhaft, ob Klinger damals wirklich in Dresden gewesen, denn seine Stellung bei der Seiler'schen Gesellschaft fesselte ihn eng an Leipzig.

Die Annahme eines solchen Einverständnisses schwindet jedoch nach Ausweis von zwei Briefen, die sich neuerlichst in dem Reich'schen Nachlasse vorgefunden und deren Mittheilung wir der gütigen Vermittelung des Herrn S. Hirzel verdanken. Sie sind von Zimmermann an Reich geschrieben, aus Hannover datiert, der erste zu der Zeit da Lenz in Weimar sich befand, der zweite 24 Tage später als der vielberegte Brief Klingers, und beweisen einmal, wie Reich ganz genau davon unterrichtet gewesen dass Lenz der Verfasser sei, — da ihm ja durch Zimmermann das Manuscript zugegangen, — und zum andern dass Klinger mittelst seines Briefes es dennoch bei Reich nicht durchsetzte, von ihm als Verfasser der Soldaten verkündigt zu werden.

Diese beiden, bisher noch nicht gedruckten Briefe lauten folgendermassen:

„Hannover, 2. März 1776.

„Lenz wird nun wohl in Weimar kein Geheimnis mehr daraus machen, dass er Verfasser der Soldaten ist. Vermuthlich waren die Originale in Strassburg, wo er bis hierher gelebt hat, und wo dieses sehr unangenehme Folgen bei den dasigen Offiziers für ihn hätte haben können.“

„30. März 1777.

„Was Sie mir von Goethe schreiben, ist wie gewöhnlich, und was Sie von Lenz sagen, zum todt lachen. Ich denke, Klinger wird Sie wohl deswegen auf dem Theater nicht foltern und schreyen lassen, ob Sie ihm gleich kein Certificat geben wollen, dass er Verfasser der Soldaten und des Engländers sei.“

Soviel scheint uns nach alle diesem fest zu stehen: wägt

man die Gründe, welche für die Annahme des einen oder des andern Autors vorliegen, so schnellt die Schale Klingers hoch in die Luft, und es bleibt für Jeden, der sich eingehend mit den besprochenen Verhältnissen beschäftigt, kein Zweifel übrig, dass hier eine pia fraus vorliegt; wir können nicht umhin, den vielberegten Brief Klingers einzig und allein für einen Versuch anzusehen, dem kränklichen und zartbesaiteten Freunde in einem bedenklichen Augenblicke zu Hülfe zu kommen und ihn erforderlichen Falls zu vertreten, — eine Handlung, die Klingern zu hoher Ehre gereichen kann.

Ob Lenz darum gewusst, ob nicht, kann uns gleichgültig sein; doch liegen Beweise vor, dass er eine Persönlichkeit war, zu der man einer solchen Handlungsweise sich wol versehen konnte. Wir finden einmal in seinem „Pandämonium" folgende Stelle: „Zweiter Philister: Es verdriesst mich aber doch, dass Ihre Stücke meistens unter einem andern Namen herumwandern. Lenz: Und mich freuts. Sollt' ein Vater sich kränken, dass ein Sohn seinen Namen verändert, wenn er so ein geschwinderes Glück macht?" Zum andern enthalten die Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahre 1775 S. 459 folgende Stelle aus der Recension des neuen Mendoza, von Lenz selbst verfasst: „Ich habe einen Freund, der sich Ruhm genug im Vaterlande erworben hatte, um zu meinem ersten Stücke seinen Namen herzugeben und es so vor den niederschlagenden Beleidigungen und Anschielungen nirgends autorisirter Richter sicher zu stellen, ohne dass ich nöthig gehabt, durch Kabalen und Kunstgriffe, deren diese Herrn gewohnt sind, ihre Gunst zu suchen. Ich bin der Ehre meines Freundes diese öffentliche Vertheidigung meiner selbst schuldig. Er ist es, der meine Stücke, die ich ihm zu einer unschuldigen Ergötzung in der Handschrift zugeschickt, ohne mein Wissen und Zuthun der Welt mitgetheilt."

Diese Veröffentlichung von Lenz ist zwei Jahre älter als der Brief von Klinger. Sie berechtigt uns zu der Vermutung, dass Letzterer im Einverständniss mit Lenz gehandelt.

Zu Schillers Werken.

Von

Robert Boxberger.

1.

Grossing und Compagnie.

In Schillers Gedichte: „Die berühmte Frau“, vom Jahre 1788, welches zuerst in der „Pandora für 1789“ gedruckt wurde, heisst es (Goedeke, kritische Ausgabe VI. S. 30):

Karossen rasseln jetzt heran,
Und Miethlakayen springen von den Tritten,
Dem duftenden Abbé, dem Reichsbaron, dem Britten,
Der — nur nichts Deutsches lesen kann,
Grossing und Compagnie, dem Z.** Wundermann
Gehör bei der Berühmten zu erbitten.

Viehoff (Schillers Gedichte erläutert, 3. Aufl. I, S. 362) und Goedeke zu der oben erwähnten Stelle schweigen über diesen Namen ganz; Düntzer (Erläuterungen zu Schillers Gedichten IV, S. 122) sagt: „V. 3 werden verschiedene Nationen genannt, V. 4 neben dem Verlagsbuchhändler (Grossing und Compagnie ist eine willkürlich gemachte Firma), Lavater, der Wundermann von Zürich, der auch mit vielen Frauen in Verbindung stand.“ Ein solcher, mit vielen Frauen in Verbindung stehender, Wundermann und nicht Verlagsbuchhändler war aber auch Franz Rudolph von Grossing. Er gab vom Jahre 1784 an ein Damenjournal heraus, dem ich die nachfolgenden Notizen entnehme, damit der Biedermann nicht etwa eine mythische Persönlichkeit werde. Er hat eine „Papstengeschichte“ und ein „Toleranzsystem“ geschrieben und wollte um 1795 eine „Damen-Religion“ und „Grossings Schicksale“ herausgeben. In Wien war er, nach seiner Angabe durch jesuitische Umtriebe, unter Josephs II. Regierung eingekerkert worden. Sein Charakter war nicht ganz klar; Viele hielten ihn für einen Schwindler, wahrscheinlich mit Recht, denn diesen Eindruck macht sein ganzes Auftreten im Damen-Journal. Er sagt daselbst, Jahrgang 1785, erstes Stück, S. 110: „Das, was meine Feinde von einer hintergangenen Wittwe, von einem betrogenen Salzburgischen

(so muss es heissen, und nicht westphälischen) Baron erzählen, sind eben die schönsten Handlungen meines Lebens, auf die meine Seele stolz ist, weil sie Handlungen der strengsten Rechtschaffenheit, der beyspiellosesten Uneigennützigkeit sind." Wie andre Schwindler jener Zeit, vor allen der berüchtigte Cagliostro, führte er die Leute, besonders die Damen, durch geheime Bündnisse, deren Existenz er, wie es scheint, nur vorgab, hinter das Licht. So fingierte er, wie mir scheint, und wie man auch zu seiner Zeit behauptete, eine Frau Henriette von Rosenwald als Gründerin eines Rosenordens, dem nur Damen angehören sollten; er gab vor, dass sie eine sehr edle Dame und seine vertrauteste Freundin wäre, die nothgedrungen sich in den Schleier des Geheimnisses hülle. Er reiste, wie alle Leute dieser Art, viel umher, und wird wol auf mehreren Reisen Frauenzimmer seiner Bekanntschaft, Werkzeuge seines Betrugs, mit sich geführt haben, daher Grossing und Compagnie. Sollte der Name Grossing auch nur ein fingierter sein, so ändert das an der Thatsache Nichts, und ich freue mich, zuerst wieder auf einen Namen hingewiesen zu haben, dem Schillers Worte eine, freilich nicht beneidenswerthe, Unsterblichkeit sichern.

2.

Eine falsche Lesart in dem Gedicht an Fräulein von Arnim (2. Mai 1787).

Dieses Gedicht findet sich in Goedekes kritischer Schiller-Ausgabe Bd. IV, S. 180 f. Zu Grunde liegt der Text aus „Studien. Herausgegeben durch Ferd. Max Gottfr. Schenk von Schenkendorf. Berlin 1808. S. 100—101." Verglichen ist eine Collation J. Meyers von einer „von Frl. v. Arnim für K. A. Böttiger gefertigten Abschrift", die sich jetzt im Germanischen Museum befindet; ferner Boas, Döring (in „Schillers Leben" und „Nachlese") und Hoffmeisters Nachlese. Diese Alle schöpften aus der „Nachlese zu Schillers Werken. Tübingen und Wien 1810" S. 66—67, und diese wieder aus Schenkendorfs Studien. Dies berichtet Goedeke. Dabei hat er aber noch einen Druck dieses Gedichts übersehen, der uns Aufschluss über eine falsche Lesart des Gedichts geben soll.

Böttigers Sohn, K. W. Böttiger, druckt in dem 2. Theile der „Litterarischen Zustände und Zeitgenossen“ Leipzig 1838 S. 209 f. dieses Gedicht gleichfalls ab mit folgender Vorbemerkung: „Unter der Rubrik Schiller lag noch folgendes Gedicht, welches ich wenigstens in meiner Ausgabe der Gedichte (Leipzig 1818, 12.) noch nicht abgedruckt gefunden habe. Auf dem Umschlage steht von Böttigers Hand: „„Dieses Lied dichtete Schiller vor 20 Jahren bei seinem Aufenthalt in Dresden an ein schönes Fräulein von Arnim, die er damals liebte. Von ihrer eigenen Hand geschrieben.““ Auf die Gefahr hin, dass es in irgend einem Blatte schon gestanden haben könne, wage ich dessen Mittheilung dennoch und rechne in jenem Fall auf Nachsicht.“ Nun heisst es bei Goedeke Z. 20—27:

Den edlen Trieb, der weichgeschaffne Seelen
Magnetisch aneinander hängt —
Der uns, bei fremden Leiden uns zu quälen,
Bei fremdem Glück zu jauchzen zwingt —
Der uns des Lebens schwere Lasten tragen,
Des Todes Schrecken selbst besiegen lehrt,
Durch den wir uns der Gottheit näher wagen,
Und leichter selbst das Paradies entbehrt —
Den edlen Trieb — du hast ihn ganz empfunden.

Zu dem vorletzten Verse macht Viehoff (Schillers Gedichte erläutert, 3. Aufl. Th. I S. 319) die Bemerkung: „Die Form des Zeitwortes lässt sich schwerlich rechtfertigen.“ Er hat Recht, wenn die Lesart richtig wäre. Aber bei Böttiger heisst der Vers:

Und leichter sich das Paradies entbehrt,

und dies ist die einzig richtige Lesart. Die Vergleichung der übrigen Verse ergibt noch folgende Varianten: V. 10—11 fehlt. V. 16 Thränen, falsche Lesart für: Träume. V. 29 fehlt: schönes. V. 30 entschwunden statt verschwunden.

3.

Die Königskrönung Karls VII von Frankreich zu St. Denis.

Zur Erklärung einer Lesart in der Jungfrau von Orleans.

Dass es Sitte war die französischen Könige und Königinnen zu St. Denis zu krönen, wusste Schiller schon aus seiner eigenen „Allgemeinen Sammlung historischer Memoires,“

Abth. II Bd. 14, wo die Krönung der Gemahlin Heinrichs IV, während welcher dieser grosse Monarch bekanntlich ermordet wurde, und die zu St. Denis Statt fand, ausführlich erzählt wird. Zwar könnte man zweifeln, ob Schiller diesen Band wirklich gelesen habe; denn derselbe erschien erst 1797 und schon seit 1791 lieferte Schiller keine Beiträge mehr dazu (Düntzer, Schiller und Goethe, S. 103). Er schreibt an Goethe (Briefwechsel, 2. Aufl. S. 143): „Ich habe vorige Messe ein Buch herausgegeben, das ich gestern angefangen habe zu lesen. Es ist ein neuer Theil der Memoires, Brantomes Charakteristiken enthaltend, die manchmal recht naiv sind, und die zwar den Gegenstand sehr schlecht, ihn selbst aber desto besser charakterisieren. Diese Sammlung läuft noch immer unter meinem Namen, obgleich ich mich öffentlich davon losgesagt. Diess gehört auch zu den Germanismen.“ Brantomes Charakteristiken, die 1795 in den Memoires erschienen, bildeten den 10. Band der 2. Abtheilung. Ich habe in einem Aufsatze in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ nachgewiesen, dass Schiller diese Charakteristiken S. 87—99 bei dem 5. Act seiner Maria Stuart vor Augen gehabt und zum Theil wörtlich benutzt hat. Dass er aber auch den oben erwähnten 14. Band der 2. Abtheilung gelesen hat, ergibt sich aus einer Stelle des Wallenstein, die ich um so mehr hierher setzen muss, als Düntzer in seinen vor Kurzem erschienenen höchst schätzenswerthen Erläuterungen zu diesem Drama S. 253 in einer Anmerkung sagt: „Dass Heinrich IV seinen Tod ahnte, ist bekannt. Woher Schiller das hier Erwähnte genommen, weiss ich nicht.“ Ob diese Thatsache wirklich sehr bekannt ist lasse ich dahin gestellt; mir war sie nicht bekannt, und alle Schriftsteller, die ich darüber nachgelesen habe, auch Sully in seinen Memoiren, schweigen darüber. Ich finde nur in einem Aufsatz des erwähnten Memoiren-Bandes, der den Titel führt: „Ueber die letzten Kriegsrüstungen und den Tod des Allerchristlichsten und unüberwindlichsten Königs Heinrichs des Vierten Königs von Frankreich und Navarra. Vier Bücher von Peter Hieronymus Gentile Riccio, einem Edelmann aus Savona, treugehorsamst dargebracht meinem Hochwohlgebornen Herrn und Gönner Herrn Johann Thaddäus Bianchi, Grafen von Piano. Vicenza, bei Jacomo Violati 1614“ Aufklärung über die erwähnte Stelle, Wallensteins Tod, V, 3:

Es machte mir stets eigene Gedanken,
Was man vom Tod des vierten Heinrich liest.
Der König fühlte das Gespenst des Messers
Lang vorher in der Brust, eh sich der Mörder
Ravaillac damit waffnete. Ihn floh
Die Ruh, es jagt' ihn auf in seinem Louvre,
Ins Freie trieb es ihn; wie Leichenfeier
Klang ihm der Gattin Krönungsfest, er hörte
Im ahnungsvollen Ohr der Füsse Tritt,
Die durch die Gassen von Paris ihn suchten.

Im Register wird dieser Aufsatz eine aus dem Italienischen hier das erste Mal übersetzte seltene, gleichzeitige Flugschrift genannt. Es heisst in derselben S. 196: „Es schien jedoch, als sei er sein eigener Unglücksprophet, denn er sagte zum Duc de Sully, es sei ihm so wunderlich ums Herz, dass er sich über nichts mehr freuen könne und Unglück fürchte. Auch hörte man ihn oft sagen, er werde es nicht lange mehr machen, und rechtschaffene Leute würden davon zu erzählen wissen.“ S. 203: „Wenige Tage vor der Ermordung des Königs hatte sie zween Träume, welche als wahre Vorbedeutungen zu betrachten waren. Es träumte ihr nämlich, und zwar gerade zur Zeit, wo die Juweliere beschäftigt waren ihre Krone zu verfertigen, dass alle die grossen Diamanten und andern Kleinodien, womit dieselbe verziert werden sollte, sich in Perlen verwandelt hätten, welche, nach Auslegung der Traumdeuter, Thränen vorstellen. Der andere Traum war so fürchterlich, dass sie vor Schrecken erwachte. Der König verwunderte sich darüber und befragte sie um die Ursache. Anfänglich wollte sie nicht mit der Sprache heraus, sondern sagte bloss, Träume wären Schäume, und sie glaube nicht daran. Ich auch nicht, erwiderte der König. Sagen Sie mir also, was hat Ihnen geträumt? Als er mit wiederholten Bitten in sie drang, sprach sie endlich: Es kam mir vor, als ob Ihnen Jemand auf der kleinen Treppe einen Messerstich versetze. Lassen Sie uns Gott danken, sagte der König, dass dieses nur im Traum geschah.“ Damit vergleiche man die beiden Träume, welche die Gräfin Terzky in derselben Scene dem Wallenstein erzählt. S. 217: „Man hat zwar behaupten wollen, er sei damals sehr aufgeräumt gewesen, allein ich bin von guter Hand versichert worden, dass man in seinen Mienen das Gegentheil bemerkte, und dass seine Gedanken gar nicht

mit seinen Worten übereinstimmten." S. 218: „Er war dergestalt ausser Fassung, dass er zur Königin sagte: er wisse selbst nicht, was er thun solle. — Nachdem er sein Schreiben geendigt und es dem, welcher darauf wartete, übergeben hatte, trat er ans Fenster, rieb sich die Stirn und sagte: „Mein Gott, da drin steckt etwas, das mich ausserordentlich ängstigt!" Die Aufbewahrung dieser Worte dankt man dem Herrn de Chastaignault, dem der König in einer langen und vertraulichen Unterredung eröffnete, er habe in den vorhergehenden drei Tagen dreimal eine ganz ungewöhnliche Bangigkeit empfunden." S. 220: „Aber bei dem allen merkte man ihm etwas an, woraus sich schliessen liess, dass er gerne fort wollte und doch nicht fort konnte." S. 236: „Wenn ich aber bedenke, dass der König selbst alles Mögliche dazu beitrug sein Lebensende zu beschleunigen; dass er gegen die ausdrückliche Warnung seines Herzens abreiste, welches uns in Geheim sowohl die glücklichen als unglücklichen Ereignisse unsers Lebens als ein untrügliches Orakel anzuzeigen pflegt; dass ihm die Königin die Reise nach der Stadt auf eben die Art einzureden suchte, wie einst Calpurnia sich bestrebte den Cäsar davon abzuhalten, dass er nicht in den Senat gehen sollte etc." In dieser selben Schrift nun wird S. 177 Dagobert der Gründer der Kirche von St. Denis genannt. Vgl. Thibauts Worte zu Anfang des Prologs der Jungfrau von Orleans:

> Paris hat ihn als Sieger schon empfangen,
> Und mit der alten Krone Dagoberts
> Schmückt es den Sprössling eines fremden Stamms.

Und die Worte La Hire's I, 5:

> Es war gerad' das Fest der Königskrönung,
> Als ich zu Saint Denis eintrat.

Die Stelle aber, auf welche es mir hauptsächlich ankommt, sind die Worte Thibauts am Ende des Prologs, die in der ersten Ausgabe so lauten:

> Und unser Herr ist, wer die heil'ge Oelung
> Empfängt zu Rheims in unsrer lieben Frauen
> Und sich die Kron' aufsetzt zu Saint Denis.

Diese Stelle wurde von Schiller später so geändert:

> Und unser Herr ist, wer die heil'ge Oelung
> Empfängt und sich die Kron' aufsetzt zu Rheims.

Dass nämlich Karl VII auch zu St. Denis gekrönt worden sei, fand er in einem der Bücher, welche er als Quellen für seine Jungfrau von Orleans benutzte. Den 2. August 1800 lieh er von der Weimarischen Bibliothek folgendes Buch: Nachrichten und Auszüge aus den Handschriften der königlichen Bibliothek zu Paris. Auf Veranstaltung des Herrn geheimen R. Raths Hezel ins Deutsche übersetzt von Joh. Michael Lobstein, der Gottesgelehrsamkeit Doctorn und Pfarrern an der Hauptkirche zu Strassburg, Hildburghausen 1791, Hanisch, Th. I—II, welches er den 20. September 1801 zurückgab. In der 2. Abtheilung des 1. Bandes findet sich S. 145 ff.: Herrn du Theils Nachricht von den Handschriften der königlichen Bibliothek No. 5962 und 5963, die Regierungsgeschichte Karls VII und Ludwigs XI enthaltend, verfasst von Amelgard, Priester zu Lüttich. Du Theil sagt nun S. 162:

„Eine besondere Merkwürdigkeit ist diejenige, welche uns Amelgard bei Gelegenheit der Königskrönung erzählt. Er nimmt nämlich an, dass diese Krönung zu Saint Denys vor sich gieng: und dieses ist kein Versehen, denn er unterscheidet zu 2 Malen sehr wohl die Einweihung, die zu Reims, und die Krönung, die zu Saint Denys geschah.“ In einer Anmerkung citiert er dann Amelgards Worte: Carolus Francorum rex, qui nondum inunctus more Christianissimorum Francorum regum fuerat, nec regio diademate insignitus seu coronatus, eo quod Remorum civitas in qua reges consecrari et Parisiorum urbs et villa seu oppidum St. Dionysii in quo coronari eos assuetum erat, sub Anglorum potestate adhuc tenerentur. Und weiter: Fuitque Remis cum magno triumpho et ingenti Francorum alacritate oleo sancto inunctus et sacratus, comitante semper Johanna Puella, in virili veste et armis, regium exercitum cum suis ante dictis militaribus signis. Volens autem Rex et alias regni urbes et loca provinciasque, quae adhuc sub hostium erant potestate, perlustrari, et praesertim regiam illam suam insignissimam. Parisiorum civitatem atque S. Dionysium, ubi diadema sceptrumque regale suscepturus erat regnique solium conscensurus, S. Dionysium cum suo exercitu petiit; quo loco, cum tantae militiae atque potentiae ad resistendum inefficax esset, etiam in pace receptus est atque inibi, ut regibus moris est, coronatus.

Schiller that sehr wol daran die oben angeführte Stelle der ersten Ausgabe später abzuändern; denn abgesehen davon, dass Amelgard der einzige, und zwar sehr unzuverlässige, Gewährsmann für Karls VII Krönung in St. Denis ist, würde in der früheren Fassung der Stelle das Interesse an dem wunderbaren Zuge der Jungfrau nach Reims und an der ganzen Feierlichkeit des 4. October nothwendig geschwächt. Karl VII wäre dann immer noch nicht ganz legitimer König gewesen, so wenig als Heinrich VI, der doch zu St. Denis gekrönt aber freilich nicht zu Reims gesalbt war. Immerhin habe ich es aber für der Mühe werth gehalten nachzuweisen, wie Schiller auf die erste Fassung dieser Stelle verfiel, um so mehr, da die Ortschaften um Paris wohl noch auf einige Zeit das Interesse aller Deutschen in Anspruch nehmen werden.

4.

Der schwarze Ritter in der Jungfrau von Orleans.

Die Erscheinung des schwarzen Ritters ist bekanntlich sehr oft besprochen und meist getadelt worden. Ohne mich auf eine nochmalige kritische Untersuchung dieser Scene einzulassen gebe ich im Folgenden die Quelle derselben an, die bisher von allen Biographen, die ich verglichen habe (Döring, Hoffmeister, Schwab, Palleske), so wie von allen ästhetischen Beurtheilern, deren Werke mir zugänglich sind (Böttiger in der Minerva für 1812, Grün, J. Bayer, Julian Schmidt in „Schiller und seine Zeitgenossen", Viehoff, Eysell in „Schillers Jungfrau von Orleans, neu erklärt und nach ihrem christlichen Gehalte gewürdigt. Erster Theil, Hersfeld 1870") übersehen worden ist. Auf die Gefahr hin, dass ein neckischer Zufall mir einen Vorgänger in dieser kleinen Entdeckung verheimlicht hat, wage ich es vor die Oeffentlichkeit damit zu treten. Da es sich um ein allbekanntes Gedicht aus dem Alterthum handelt, so bürgt mir Böttiger's, dieses rastlosen Alterthumsforschers, Schweigen darüber einigermassen für die Neuheit der Entdeckung; für die neueren Erklärer müssten die letzten Commentatoren des Stückes, Viehoff und Eysell die Verantwortung übernehmen. Die Quelle, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, oder das Original dieser Scene findet sich nämlich in Homers Ilias. Man urteile selbst!

Dass Schillern bei der Abfassung der Jungfrau von Orleans homerische Reminiscenzen vorschwebten, sagt er selbst in einem Briefe, den Böttiger zuerst in der Minerva für 1812, S. 52 ff. veröffentlichte, dessen Echtheit freilich von Viehoff und Hoffmeister angezweifelt, von Palleske geradezu geleugnet wird. Die Untersuchung über seine Echtheit bleibt einem Aufsatze über Schillers Briefwechsel, den ich für das „Archiv“ unter der Feder habe, vorbehalten. Es heisst in diesem Briefe (Minerva 1812, S. 54): „Nennen Sie es immerhin nur eine epische Episode, die Szene mit dem Walliser Montgomery. Sie gehört zur Breite eines historischen Stücks, das die Ketten der Einheit sprengte. Wer seinen Homer kennt, weiss wohl, was mir dabei vorschwebte. Eben um des Alterthümlichen willen wählte ich auch den Senarius des alten Trauerspiels. Dieser ist der Cäsur wegen ausserordentlich schwer, aber auch so schön und volltönend, dass es mir schwer wurde, zu den lahmenden Fünffüsslern zurückzukehren.“ Lassen wir auch vorläufig die Echtheit des Briefes in Frage gestellt, so bleibt doch der Inhalt desselben nicht minder wahr, was die Nachahmung des Homer betrifft.[1]) Hoffmeister, Leben Schillers IV, S. 377, Viehoff, Jungfrau von Orleans erläutert, S. 71 ff. haben die nachgeahmten Stellen der Ilias citiert und theilweise wörtlich angeführt (Il. 21, 34 ff.; 11, 221 ff.; 6, 37 ff.). Dass die Beschreibung Bertrands von der Belagerung Orleans' durch die Engländer und Burgunder ganz im homerischen Stile gehalten ist, hat schon Döring bemerkt (Schillers Leben, Weimar 1822 S. 262 f.). Andere Beispiele liessen sich leicht häufen, Talbot wird im Prologe genannt: „der himmelstürmend hunderthändige“ (Il. 1, v. 407). Vgl. Semele, Scene 1:

Giganten mocht' er stehn, mocht' ruhig niederschaun,
Wenn Typheus' hundertarmiger Grimm
Den Ossa und Olymp nach seinem Erbthron jagte.

Zu den Montgomery-Scenen führe ich noch einige Belege an. Bei Schiller sagt Montgomery (II, 6):

O, wär' ich nimmer über Meer hieher geschifft,
Ich Unglücksel'ger! Eitler Wahn bethörte mich,
Wohlfeilen Ruhm zu suchen in dem Frankenkrieg,
Und jetzo führt mich das verderbliche Geschick
In diese blut'ge Mordschlacht.

---

[1]) Vgl. unabhängig hiervon oben pag. 179 ff.

Und später (II, 7):

Reich an Besitzthum wohnt der Vater mir daheim
Im schönen Lande Wallis, wo der schlängelnde
Savern' durch grüne Auen rollt den Silberstrom,
Und funfzig Dörfer kennen seine Herrschaft an.

Vgl. Il. 5, vv. 541—553 (Voss):

Jetzo entrafft' Aeneias der Danaer tapferste Männer,
Krethon sammt dem Bruder Orsilochos, Söhne Diokles.
Aber der Vater wohnt' in der schöngebaueten Fere,
Reich an Lebensgut, und erwuchs vom Geschlecht der Alfeios,
Welcher den breiten Strom hinrollt durch der Pylier Landschaft,
Der den Orsilochos zeugt', um viel zu beherrschen der Männer;
Aber Orsilochos zeugte den hochgesinnten Diokles;
Und dem Diokles wurden die Zwillingssöhne geboren,
Krethon und Orsilochos, beid' allkundig des Streites.
Beid' als Jünglinge dann, in dunkelen Schiffen des Meeres,
Folgeten Argos Heere zum Kampf mit den Reisigen Troja's,
Ruhm für Atreus Söhn', Agamemnon und Menelaos,
Suchend im Streit: nun hüllte sie dort das endende Schicksal.

Zu Johanna's Ausdruck „Meerschiff" vgl. Il. 15, v. 693 (Voss). In derselben Scene sagt Johanna:

Doch weggerissen von der heimathlichen Flur,
Vom Vaters Busen, von der Schwestern lieber Brust,
Muss ich hier, ich muss — mich treibt die Götterstimme, nicht
Eignes Gelüsten — euch zu bitterm Harm, mir nicht
Zur Freude, ein Gespenst des Schreckens, würgend gehn,
Den Tod verbreiten und sein Opfer sein zuletzt!

Vgl. ausser der von Hoffmeister und Viehoff aus dem 21. Gesange angeführten Stelle noch Il. 24, v. 540—542:

Einen Sohn nur zeugt' er, der früh hinwelkt und sogar nicht
Pflegen des Altenden kann; denn weit entfernt von der Heimath
Sitz' ich in Troja hier, Dich selbst und die Deinen betrübend.

Bekannte homerische Ausdrücke sind ferner: „Nicht den Tag der frohen Heimkehr werd' ich sehn"; „endlich werd' ich selbst umkommen und erfüllen mein Geschick." In der folgenden Scene (II, 8) sagt Johanna:

Die Hand erhebt,

Als bräche sie eines Tempels heil'gen Bau,
Den blühenden Leib des Gegners zu verletzen.

Vgl. Il. 23, v. 805 (Voss):

Wer nur den blühenden Leib des Anderen eher verletzet.

III, 4 sagt Burgund:

Geist meines Vaters, zürne nicht, wenn ich
Die Hand, die dich getödtet, freundlich fasse.
Ihr Todesgötter, rechnet mir's nicht zu,
Dass ich mein schrecklich Rachgelübde breche.

Il. 24, vv. 591—594 (Voss) sagt Achill:

Zürne mir nicht, Patroklos, noch eifere, hörest du etwa
Auch in Aïdes Nacht, dass ich Hektors Leich' ihm zurückgab,
Der ihn gezeugt; denn nicht unwürdige Lösungen bracht' er.
Dir auch weih' ich davon zum Antheil, was dir gebühret.

IV, 1:

Kümmert mich das Loos der Schlachten,
Mich der Zwist der Könige?

Vgl. Schillers Gedicht: Die Homeriden:

„Mir her! ich sang der Könige Zwist!" — „Ich die Schlacht bei den Schiffen!"
„Mir die Würste! ich sang, was auf dem Ida geschah!"

An Ausdrücke wie Circe, Danaiden, Phönix, Pallas, Furie will ich nur beiläufig erinnern. Doch nun zu unserer Scene mit dem schwarzen Ritter (III, 9), deren Anfang ich zur Vergleichung hierher setzen will:

Eine andere öde Gegend des Schlachtfeldes.

Man sieht die Thürme von Rheims in der Ferne, von der Sonne beleuchtet. Ein Ritter in ganz schwarzer Rüstung mit geschlossenem Visier. Johanna verfolgt ihn bis auf die vordere Bühne, wo er stille steht und sie erwartet.

Johanna. Arglist'ger! Jetzt erkenn' ich deine Tücke!
Du hast mich trüglich durch verstellte Flucht
Vom Schlachtfeld weggelockt und Tod und Schicksal
Von vieler Brittensöhne Haupt entfernt.
Doch jetzt ereilt dich selber das Verderben.

Schwarzer Ritter. Warum verfolgst du mich und heftest dich
So wuthentbrannt an meine Fersen? Mir
Ist nicht bestimmt, von deiner Hand zu fallen.

Diese Verse sind deutlich eine Nachahmung von Il. 21, v. 593—22, v. 21 (Voss):

Auch der Peleid' itzt drang auf den göttergleichen Agenor
Wüthend; allein nicht gönnt' ihm Apollon Ruhm zu gewinnen,
Sondern jenen entrafft' er, und breitete hüllende Nebel,
Liess ihn ruhig sodann aus Schlacht und Getümmel hinweggehn.
Aber den Peleionen entfernt' er mit List von dem Volke.
Siehe, der treffende Gott, in Agenors Bildung erscheinend,
Trat ihm nah' vor die Füss', und eilenden Laufes verfolgt' er.
Während er dem nachlief durch weizentragendes Blachfeld,
Welcher, zum wirbelnden Strome gewandt des tiefen Skamandros,
Wenig zuvor ihm entrann; denn mit List verlockt' ihn Apollon,
Dass er beständig ihn hofft' im fliegenden Lauf zu erhaschen:
Kamen indess einflüchtend die anderen Troer in Heerschaar
Herzlich erwünscht zu der Stadt, die ganz von Gedrängten erfüllt ward.
Keiner vermocht' anjetzt vor der Stadt und der thürmenden Mauer
Andere noch zu erwarten und umzuschaun, wer entflohn sei,
Und wer gefallen im Streit; nein herzlich erwünscht in die Veste
Strömten sie, wen nun Schenkel und hurtige Kniee gerettet.

Also rings in der Stadt, angstvoll, wie die Jungen der Hindin,
Kühleten jene den Schweiss, und tranken, den Durst sich zu löschen,
Längs der Mauer gestreckt an der Brustwehr. Doch die Achaier
Wandelten dicht zur Mauer, die Schilde gelehnt an die Schultern.
Hektorn zwang zu beharren das schreckenvolle Verhängniss,
Ausserhalb vor Ilios Stadt und dem skäischen Thore.
Aber zum Peleionen begann itzt Föbos Apollon:

Warum doch, o Peleide, verfolgst du mich, eilendes Laufes,
Selbst ein Sterblicher du den Unsterblichen? Schwerlich indess wohl
Hast du als Gott mich erkannt, dass rastlos fort du dich abmühst.
Traun nicht kümmert der Troer Gefecht dich, welche du scheuchtest:
Jene flohn in die Veste gedrängt; du aber verirrst hier.

Nie doch tödtest du mich, dem durchaus kein Schicksal verhängt ist.

Unmuthsvoll antwortete drauf der schnelle Achilleus:
O des Betrugs, Ferntreffer, du Grausamer unter den Göttern,
Dass du hinweg von der Mauer mich wendetest! Viele fürwahr noch
Hätten geknirscht in den Staub, eh' Ilios Stadt sie erreichet!
Doch mir raubtest du jetzt Siegsruhm und errettetest jene,
Sonder Müh'; denn du hast nicht Rache zu scheun in der Zukunft!
Traun ich rächte mich gern, wenn mir das Vermögen nur wäre!

Sprach's, und gegen die Stadt ging trotziges Sinnes der Held an.

Aus dieser Vergleichung erhellt, dass es dem Dichter zuerst darum zu thun war die Jungfrau aus dem Kampfgetümmel heraus an eine vom Schlachtfeld abgelegene Gegend zu bringen, weil in der folgenden Scene mit Lionel, welche die Katastrophe des Stücks enthält, kein Zeuge zugegen sein durfte. Er isolierte sie also auf homerische Weise und nach homerischem Muster wie in den Montgomery-Scenen.

Die Quelle von Uhlands Gedicht: Schwäbische Kunde.

Von

Robert Boxberger.

Götzinger, Deutsche Dichter 2. Aufl. 1, S. 502, dessen Auslegung mir allein bekannt ist, gibt als Quelle des Gedichts „Schwäbische Kunde“ die „Heldenthat eines deutschen Ritters“ an, die „Nicetas Acuminatus von Chonä, einer der byzantinischen Geschichtschreiber, der Fortsetzer der Weltgeschichte des Zonaras, im Leben des Kaisers Isaak Angelus (Buch II) erzählt. Sie geschah vor der Schlacht bei Iconium, welche Kaiser Friedrich der Rothbart am 18. Mai 1190 den Türken lieferte.“

In der lateinischen Uebersetzung des Nicetas von Wolf lautet die Stelle so (Corpus scriptorum historiae Byzantinae Bonn 1835, Nicetas, rec. J. Bekker p. 543 sq.):

„In hac expeditione ferunt Alemannum quendam corpore ingenti et robore invicto praeditum populares suos longo intervallo secutum, pedetentim incessisse, equum trahentem ex itinere fatigatum. Ismaelitas vero circiter quinquaginta viros fortissimos, suis stationibus evagatos illum undique sagittis petiisse, caeterum eum lato scuto tectum et firmitate thoracis fretum alacrem perrexisse, nihilo magis barbarorum telis commotum quam si rupes esset. unum autem caeteris jactantiorem, abjecto inutili arcu, longum ensem strinxisse, et concitato equo comminus illum ut promontorium aut aeream columnam gladio percussisse. Alemannum vero gladio, qui heroicam dextram deceret, ambos anteriores pedes hostilis equi tanquam foenum amputasse. qui cum in genua prolapsus nihilominus sessorem in sella sustineret, ensem in medium Persae caput ita impegisse, ut equite in duas partes dissecto etiam jumenti tergum, sella quoque dissecta, vulneraret. eoque spectaculo Persas attonitos non amplius esse ausos unum eum lacessere, qui nihil accelerato itinere pedetentim vesperi in castra suorum pervenerit.“

Götzinger fährt dann fort: „Die ganze Einkleidung gehört natürlich Uhlanden an, zuerst der Grund, weshalb der Ritter zurückbleibt, und dann das Witzwort am Ende, wodurch die ganze Geschichte mitten in unsre Zeit gerückt wird.“ In Bezug auf das Witzwort hat er wohl Recht; den Grund aber, weshalb der Ritter zurückbleibt, finde ich in einer andern Version, die möglicher Weise Uhland unmittelbar vorgelegen hat. (Angedeutet ist dieser Grund übrigens auch schon bei Nicetas; siehe oben die gesperrt gedruckten Worte.) Götzingers Buch erschien in 2. Auflage 1844; 3 Jahre darauf erschien die neue Ausgabe von W. Wackernagels Deutschem Lesebuch 1. Bd. 3. Theil, der „Proben der deutschen Prosa seit dem Jahre 1500 bis 1740“ enthält und Götzinger gewidmet ist. Auf Seite IX der Vorrede sagt Wackernagel: „Was kundige Freunde am ersten und zweiten Theile gebilligt haben, ist auch bei diesem dritten mein Augenmerk gewesen: nächst dem Hauptzweck litterarhistorischer Charakteristik noch eine Mannigfaltigkeit anderweitiger realer Bezüge walten zu lassen. So stehn — — Etterlin und Abraham a S. Clara als Quellen und Vorbilder zum Wilhelm Tell, zum Grafen von Habsburg, und zur Kapuzinerpredigt von Schiller.“

Er scheint demnach, wenigstens in dem Augenblicke, als er diese Stelle der Vorrede niederschrieb, übersehen zu haben, dass er auch für seinen Freund Götzinger eine von diesem nicht beachtete Quelle eröffnete. Die Erzählung von dem „deutschen Ritter“ findet sich in dem von Wackernagel aus Abrahams Tractat: Auff, auff ihr Christen, ausgehobenen Capitel: Auff, auff ihr Christen und thut nebenst Göttlicher Hülff auch euere martialische Faust dem Feind zeigen, und lautet so, S. 902: „Ruhmwürdig ist die Courage, welche jener deutsche Soldat gehabt, in dem Kriegs-Heer Barbarossae; dieser tapfere Allemann und Schwab könte wegen seines abgematten Pferdts der Armee nicht folgen, hatte also zimlich weit nach derselben seinen müden Schimmel an dem Zaum geführt, gantz alleinig, deme aber fünffzig starcke Türcken begegneten, vor welchen er sich allein gantz nicht entsetzt, sondern mit einer Hand sein Ross gehalten, mit der andern also gefochten und einen solchen Streich geführt, dass er einen Türcken vom Kopf hinab den ganzen Leib auch durch den Sattel biss auff die Haut dess Pferdts von einander zerspalten, ob welchen die andere der Gestalten erschrocken, dass sie eilends die Flucht genommen: Dergleichen tapffere Courage gebühren einem rechtschaffenen Soldaten.“

Zu diesem starken „Schwabenstreiche“ wäre ausser dem von Götzinger schon Beigebrachten noch zu vergleichen: Kaiser Karl im Morgenland bei Keller, Altfranzösische Sagen, I S. 42 f. „Da sprach der Kaiser Karl: Jetzt will ich erst scherzen! König Hugo der starke soll den kräftigsten Gesellen aus seinem Gesinde mir herbringen, derselbe soll zwei Halsberge und zwei geschlossene Helme anlegen und sich auf ein rüstiges Schlachtross setzen. Dann soll mir der König sein Schwert leihen mit dem goldenen Knaufe, und ich will damit auf die Helme schlagen, wo sie am festesten sind und die Halsberge und Helme mit ihren Edelsteinen zerspalten sammt dem Filz und dem Sattel des starken Rosses. Und wenn ich das Schwert noch auf die Erde fallen lasse, so soll es so tief einsinken, dass kein Mensch bei seines Leibes Leben es wieder herausgraben mag.“

Gottfrieds Chronik, in welcher dieselbe Erzählung, nach Götzinger, sich findet, habe ich nicht verglichen.

Lebrecht Dreves.

Von

Gustav Haller.

Während die dritte Auflage der Gedichte von Lebrecht Dreves erschien[1]), starb der Dichter am 19. December 1870 zu Feldkirch in Vorarlberg. Er war am 12. September 1816 zu Hamburg geboren. Der alte Fürst Blücher war sein Taufpathe, und nach ihm wurde er Lebrecht Blücher Dreves genannt. Zu Jena (1836) und Heidelberg (1838) studierte er Jurisprudenz und promovierte an letzterer Universität zum Dr. jur. Von 1839—47 practicierte er in Hamburg als Advocat und redigierte eine Zeit lang ein Journal „Neue Hamburgische Blätter“. Auf einer Reise trat er in Wien 1846, wie es scheint, aus längst geweckten inneren religiösen Bedürfnissen, die im protestantischen Rationalismus seiner Vaterstadt keine Befriedigung fanden, zur römisch-katholischen Kirche über. Im Jahre 1847 in Hamburg zum öffentlichen Notar gewählt, verheiratete er sich 1853 mit Marie Salmin. 1861 legte er sein Notariat freiwillig nieder und siedelte sich 1862 zu Feldkirch in Vorarlberg an, wo er mit wechselndem Sommeraufenthalt in dem nahen Fellengatter, wissenschaftlichen Arbeiten und seiner angegriffenen Gesundheit lebend, bis an sein Ende verweilte.

Das der dritten Auflage seiner Gedichte vom Verleger angehängte vollständige Verzeichniss seiner Schriften weist 18 Nummern auf, von denen 5 sich auf neue Auflagen beziehen. Von den übrigen 13 selbständigen Publicationen gehören 2 der Jurisprudenz, 3 der Geschichte der katholischen Kirche an; 6 Nummern verzeichnen die poetischen Productionen und 2 die poetischen Reproductionen.

Was Lebrecht Dreves als Dichter betrifft, so ist ihm von der Kritik während seiner ganzen dichterischen Laufbahn fast ausnahmslos grosses Unrecht geschehen. Er hat nämlich in den vierziger Jahren einzelne Gedichte veröffentlicht, die, wie „Waldandacht“ und das „Schloss am Meer“ einem Eichendorff'schen Gedichte so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern.

[1]) Halle, Verlag von G. Emil Barthel. 1870.

Da lernte er 1848 im Lincke'schen Bade in Dresden v. Eichendorff persönlich kennen und wurde bald „sein steter, ihm sehr lieb gewordener Gefährte" (vergl. E.'s Biographie in seinen Werken 2. Aufl. I. 178). Er sichtet den poetischen Vorrath, scheidet die Anklänge an Eichendorff nicht aus, denn — Eichendorff schreibt ein Vorwort dazu, und so erscheint 1849 ein stattlicher Band „Gedichte von Lebrecht Dreves. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Eichendorff". — Das ward Dreves zum Unheil. Man fand in dem Bande die vereinzelten Anklänge an Eichendorff, und — — seine Unsterblichkeit in den Litteraturgeschichten der Neuzeit war ihm gesichert, denn — man konnte ihn bequem classificieren als — Nachfolger oder Nachahmer Eichendorff's. Aber damit war er auch abgethan, die Acten waren über ihn geschlossen. Nach denselben oberflächlichen Anschauungen bequemer Litterarhistoriker findet man noch heut zu Tage Adolf Bube fast überall als Nachahmer Freiligrath's verzeichnet, weil er vor länger als 30 Jahren dem „Löwenritt" den „Rossebändiger", dem „Ausgewanderten Dichter" das „Grab eines Schiffbrüchigen auf Grönland", dem „Gesicht des Reisenden" die „Wüstentäuschung" nachdichtete, während er seitdem mehrere Bände und Bändchen Gedichte veröffentlicht hat, in denen auch nicht ein Stück an Freiligrath's Stoffe oder an seine Behandlung derselben erinnert. Figuriert doch auch Grillparzer wegen der in seinem 25. Lebensjahre 1816 veröffentlichten „Ahnfrau" in den meisten und berühmtesten Litteraturgeschichten nur als Schicksalstragödiendichter, während er nun mit einem Male auf Anlass seines 80. Geburtstages von Nord und Süd, Ost und West als einer der grössten Dichter der neueren Zeit gefeiert wird. — In Wahrheit ist Dreves ein ebenso selbständiger und eigenartiger Nachromantiker als Eichendorff selbst. Im „Prolog" zu seinen „Vigilien" (Bonn 1839) nennt er Chamisso, der ihn im „Deutschen Musenalmanach" (1833—38) dem Publicum zuerst vorführte; — und wenn er auch in der betreffenden Anmerkung zum Prolog sagt: „Ich nenne ihn vorzüglich in Bezug auf mich so, weil er es war, der mich zuerst durch freundliche Ermunterungen ermuthigte, dem Dienst der Musen nicht zu entsagen", — so steht doch fest, dass Chamisso's poetische Theorie und Praxis wenigstens eben so viel Einfluss auf ihn ausübte, als

Eichendorff. Wollen wir gerecht sein, so räumen wir ihm in der Geschichte der Romantik seinen Platz zwischen Chamisso und Eichendorff ein. In dieser Trias stellt sich jene Trilogie künstlerischer Form und Fassung dar, die sich so oft in der Kunst- und Litteraturgeschichte aller Völker wiederholt: zwischen dem Strengen und Weichen steht das Massvolle, ohne dass die Hinneigung zu dem einen oder anderen der beiden Extreme ganz ausbliebe. Wie Raphael zwischen Michel Angelo und Lionardo da Vinci, wie Sophokles zwischen Aeschylus und Euripides, wie Tasso zwischen Dante und Ariost, wie Cervantes zwischen Calderon und Lope, wie Hartmann von Aue zwischen Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strassburg: — so steht, wenn man die zweiten und dritten Stufen mit den höchsten parallelisieren darf, unter den Nachromantikern Dreves zwischen Chamisso und Eichendorff. Heiss wie Chamisso, fehlte ihm dessen Herbigkeit; weich wie Eichendorff, vermied er dessen Nebelhaftigkeit. Eichendorff selbst sagt in seinem Vorwort: „Vor ihrer (der Romantiker) Nebelhaftigkeit bewahrt ihn eine gesunde kräftige Sinnlichkeit. Vor allem aber zeichnet diese lebensfrischen Lieder das Sichselbstbeschränken und künstlerische Ebenmass aus, jenes stille Geheimniss der Schönheit, das die neuesten Poeten (— er schrieb dies 1848) verschmähen und die Romantiker vergeblich erstrebten.“ —

Abgesehen aber davon, ist Dreves ein Verskünstler erster Grösse: — das beweisen neben seinen poetischen Productionen seine poetischen Reproductionen lateinischer Kirchenlieder („Lieder der Kirche“. Schaffhausen 1846, 2. Auflage 1868) und die des „Nachtigallenliedes“ von Bonaventura (Einsiedeln 1864).

In der Composition von Wilhelm Stade in Altenburg ist sein „Vor Jena“ vom Jahre 1842:

„Auf den Bergen die Burgen,
Im Thale die Saale“

eine Zierde fast aller deutschen Commersbücher, ein beliebtes Studentenlied geworden, das besonders bei den Pfingst-Commersen auf der Rudelsburg angesichts der Ruine Saaleck und dem in der Sonne glitzernden Saalstreifen alljährlich wieder auf's neue ertönt.

Das ist aber auch fast alles, was von diesen innigen, ge-

fühlvollen, phantasiereichen und formschönen Gedichten allgemein bekannt geworden ist. Und doch sind andere ebenso werthvoll, wenn nicht werthvoller. Ohne weitere Ausführung will ich nur hinweisen auf Seite 17, 26, 27, 40, 48, 61, 71, 73, 76, 78, 99, 101, 118, 143, 153, 163, 211, 224, 228 und 230 der dritten Auflage. Die beiden „Tanzlieder" und „Zwei Poeten" zeigen im Gegensatz zu dem düsteren Charakter anderer Gedichte den Dichter als glücklichen Humoristen, wie er denn auch ein überaus übermüthiges und lebensfrisches Lustspiel „Der Lebensretter" (Halle 1868) in meisterhaft stilisierter Prosa geschrieben hat.

Möchte die im zierlichsten und gsechmackvollsten Gewande auftretende dritte Auflage seiner Gedichte einerseits und sein fast mit dem Erscheinen derselben zusammenfallender frühzeitiger Tod andererseits willkommene Veranlassung zur rechten Würdigung dieses Dichters werden.

Uebersicht der litterarhistorischen Arbeiten in den Jahren 1865 bis 1869.

Von

Richard Gosche.

III. Die einzelnen Litteraturgattungen.

1. Die Naturformen.

Die Betrachtung der einzelnen Litteraturformen in ihrer geschichtlichen Entwickelung ist durch die Herrschaft einer einseitig formulierten Aesthetik, welche allgemeine Begriffe d. h. hier Bezeichnungen von gleichmässig ausgebildeten grossen Gattungen an die Spitze ihrer Untersuchungen stellte, in falsche Bahnen gelenkt worden. Die geschichtliche Forschung hat hier wie bei allen genetischen Reihenfolgen das Elementare aufzusuchen und die Litteraturgeschichte wird dies bei sorgfältiger und unbefangener Untersuchung in jener Form der rednerischen Darstellung finden, welche wir einfach als den Spruch im weiteren Sinne bezeichnen können. Dieser Spruch, welcher weder ganz Poesie noch ganz Prosa, weder episch noch lyrisch noch dramatisch ist, wird in der Litteraturgeschichte dieselbe Stelle einzunehmen berechtigt sein, welche die Wissenschaft von der organischen Natur der Zelle angewiesen hat. An diese Bedeutung des Spruches hat meines Wissens bis jetzt nur, aber noch nicht im vollen Umfange und mit nationaler Begränzung, *Amador de los Rios* erinnert, als er von den spanischen Sprichwörtern ihrer Kunstform nach mehr andeutend handelte: sonst ist diese altertümlichste und ursprünglichste Naturform der Litteratur noch keiner eingehenden historisch-kritischen Untersuchung im Zusammenhange unterworfen werden. Noch liegt nicht einmal das zureichende Material sicher und gesichtet vor, so viel Versuche zu Sammlungen, bisweilen von colossalem Um-

fange wie *Wanders* gigantische Arbeit für Deutschland, wir auch weiterhin bei den einzelnen Nationallitteraturen zu verzeichnen haben werden. Die Untersuchung wird in vergleichender Methode zu führen sein und sich sowol auf den Inhalt als auch auf die äussere und innere Kunstform beziehen müssen. Vom universellen Standpunkte aber ohne strenge Methode sind die sonst beachtenswerten Zusammenstellungen von *Masson*[238]) und in drei jetzt verbundenen Sammlungen von *Ida von Düringsfeld*[39]) (von dieser mit einer erstaunlichen Vielseitigkeit der Sprachkenntniss und der unmittelbaren Erfahrung in den verschiedenartigsten Volkseigentümlichkeiten) gemacht; vor Allen scheinen die Studien *Suringars* wertvoll zu sein, welche mir leider unzugänglich geblieben sind. Für den aufmerksameren Beobachter liegen in diesen vergleichenden Materialiensammlungen mannigfaltige Beiträge zur Theorie, Geschichte und Charakteristik des Sprichwortes im eigentlichen Sinne. Am verständlichsten ist uns grade die Genesis des Sprichwortes oder, dass ich es weniger missverständlich bezeichne, der Eintritt eines Spruches in das Leben und die lebendige Ueberlieferung, wenn wir noch jetzt im vollen Licht der Tagesgeschichte die rasche Gewalt beobachten, mit welcher ein bedeutungsvolles Wort (und ein jedes Sprichwort war von Haus ein solches, ehe auf dem Markt des Lebens sein scharfes Gepräge abgegriffen ward) sich einführt und wofür die „geflügelten Worte“ der Gegenwart hinlängliches Zeugniss geben. Sammlungen solcher Sprüche und Phrasen haben neuerdings *Büchmann*[40])

[238]) Die Weisheit des Volks. Einiges aus dem Sprichwörterschatz der Deutschen, Russen und Franzosen und andrer ihnen stammverwandten Nationen. Gesammelt und nach der Analogie gruppirt von *Mor. Masson*. St. Petersburg, Hoppe 1868, VIII u. 390 S. 8⁰. (2 Thl.)

[39]) Das Sprichwort als Kosmopolit. Von *Ida von Düringsfeld*. (I. Das Spr. als Philosoph. II. Das Spr. als Praktikus. III. Das Spr. als Humorist.) Leipzig, H. Fries 1866, XX, 160; 148; 173 S. kl. 8⁰ (1½ Thl.). In der dritten Abtheilung p. 168—173 ein zwar bibliographisch nicht genaues aber sehr beachtenswertes Quellenverzeichniss. In demselben Verlage waren bereits nach demselben Plane erschienen von Freih. *v. Reinsberg-Düringsfeld*: „Die Frau im Sprichwort“ und „Das Kind im Sprichwort.“

[40]) Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des Deutschen Volks. Von *Georg Büchmann*. Berlin, Haude u. Spener 1864, 220 S.; 5. um-

Fournier[241]), *Boyes*[42]) und *Friswell*[43]) zur Freude des deutschen und nichtdeutschen Publicums dargeboten; die beiden ersteren durch einen gesteigerten Beifall anerkannt, welchen insonderheit der deutsche Gelehrte durch Gründlichkeit und geschickt combinierenden Witz reichlich verdient hatte; *Boyes* hat nicht scharf zwischen individuellen Aphorismen und allgemein anerkannten Sprüchen unterschieden; auch *Friswell* gibt mehr Sätze aus landläufigen mit ziemlicher Sorglosigkeit ausgezogenen Schriftstellern, indess damit und mit den beigegebenen Parallelen allerlei bisweilen sehr willkommenes Material zu Untersuchungen über Sprichwörter rein litterarischen Ursprungs. Wie aber der individuellste Ausspruch den vollen Werth der „Weisheit auf der Gasse" gewinnen könne, hat der psychologisch-fein beobachtende *R. W. Emerson* treffend an Abraham Lincoln bemerkt[44]), dessen „good sayings" in einer Epoche geringerer Druckfertigkeit ohne Weiteres mit Aesop und ähnlichen Weisen auch in sagenhafter Verklärung würden gleichgestellt worden sein.

Bei allen diesen Betrachtungen und Zusammenstellungen ist die Kunstform des Spruches ganz unberücksichtigt geblieben und diese auch sonst kaum untersucht worden: sie ist für den modernen Sinn, dem die inneren Beziehungen genügen, obgleich ein ursprünglich bedeutungsvolles fast vollständig in den Hintergrund getreten: dagegen ist es für ältere unmittelbar empfindende Epochen wichtig, die sofort kenntlichen und sich charakteristisch abhebenden Formeln zu untersuchen. *Schuchardt* hat in seinem auch für die Litteraturgeschichte wichtigen weil die Umwandlungen der Sprache mithin der Volksseele untersuchenden Werke „Vokalismus

gearb. u. verm. Aufl. 1868, III u. 278 S. 8°. (1 Thl., in engl. Einbd. m. Goldschn. n. 1⅓ Thl.) Vgl. mein Jahrbuch I p. 334 f. No. 945.

241) L'Esprit dans l'histoire. Recherches et curiosités sur les mots historiques par *Edouard Fournier.* 3e éd., revue et considérablement augmentée. Paris, Dentu 1867, 472 S. 12°. (3 fr.)

42) Lacon in Council. By *J. F. Boyes.* London, Bell and Daldy 1865, XI u. 259 S. 8°. (6½ sh.)

43) Familiar Words: An Index verborum, or quotation handbook, with parallel passages of phrases which have become imbedded in our English tongue. By *J. Hain Friswell.* London, Sampson Low 1865, VIII u. 435 S. 8°. (7½ sh.) Vgl. The Reader 1865 No. 116 p. 307 f.

44) The Reader 1865 No. 131 p. 15.

des Vulgärlateins“ solche berührt und *Boucherie*[245]) aus Briefen von Frodebert und Importunus Formeln von bestimmt rhythmischer Gliederung beigebracht.

Der volkstümliche Spruch hat seine natürlichen Weiterbildungen auf dem Gebiete der bewussten Litteratur. Am unmittelbarsten entspricht ihm hier ungeachtet aller reflectierenden Tendenz das Epigramm, dessen Entwickelungsstufen und Abarten ein anonymer englischer Artikel geschickt resümiert[46]), indess gleichzeitig *Booth*[47]) seine umfassenden Sammlungen fortgesetzt hat. Eine der interessantesten Erweiterungen der Spruchform ist die Priamel: sie verfolgt *Bergmann*[48]) in einer geschmackvollen Abhandlung durch alle Litteraturen der alten und neuen Zeit und erwirbt sich das Verdienst des Nachweises dieser halb witzig ausgeführten Spruchform auch ausserhalb des europäischen Mittelalters, wenngleich man seinen Combinationen nicht überall beistimmen kann.

Treuer halten den volkstümlichen Boden das Rätsel und das Märchen fest, von dem das erstere auch noch in der unmittelbarsten Nachbarschaft des Spruches steht, während das andere, zwar in der Form einfacher, bedeutende mythische Momente zur Voraussetzung hat. Der Rätselforschung haben *A. Kuhn*[49]) und *H. Hagen*[50]) ihre Aufmerksamkeit gewidmet.

245) Cinq Formules rhythmées et assonancées du VII[e] siècle. Par *A. Boucherie.* Montpellier, Seguin; Paris, Franck 1867, 61 S. 8°.

46) Quarterly Review No. 233 (1865 Jan.) p. 204—249.

47) Epigramms, ancient and modern, humorous, witty satirical, moral, and panegyrical. Edited by *John Booth.* 2nd thousand. London, Longmans 1865, XXVIII u. 357 S. 8°. (7 sh. 6 d.) Vgl. mein „Jahrbuch für Litteraturgeschichte“ I p. 207 no. 34. Planmässiger ist das neuere Werk angelegt: The Epigrammatists. Selections from the epigrammatic literature of ancient, mediæval and modern times, with notes, illustrations, an introduction and indices. By the Rev. *Henry Philip Dodd*, M. A. London 1869, 8°. (10 sh. 6 d.)

48) La priamèle dans les différentes littératures anciennes et modernes. Par *Fr. W. Bergmann.* (Extr. de la Revue d'Alsace.) Strasbourg 1868, 37 S. 8°. Vgl. Revue critique 1868 No. 39. Auf ihn nimmt Rücksicht *C. Wendler* in seiner vor Kurzem erschienenen gründlicheren Inaugural-Dissertation: „De praeambulis eorumque historia in Germania. Pars prior: De praeambulorum indole, nomine, origine. Halis, typis Orphanotrophei 1870, 55 S. 8°.

49) Zur räthsel- und spruchvergleichung, von *A. Kuhn*, in dessen Zeitschr. für vergl. Sprachf. XIV (1865) Heft 6 p. 455—457.

50) Antike und mittelalterliche Räthselspiele. Mit Benutzung noch

Der berühmte Indologe und Mythenforscher weist eine Reihe von griechischen, mittellateinischen und deutschen Uebereinstimmungen nach; bisher unbekannte Beiträge liefert *Hagen* aus schweizerischen Handschriften. Der vergleichenden Behandlung wird aber die sorgfältigste Untersuchung der Rätsellitteratur einzelner Völker vorangehen müssen, wie wir sie weiterhin für das deutsche Altertum von Schlieben u. A. werden kennen lernen.

In Beziehung auf das Märchen sind Stoffsammlungen und Untersuchungen bereits weiter vorgeschritten. Seine allgemeine psychologische Stellung und Bedeutung haben *E. Köpke*[251]) und *Klaiber*[52]) skizziert, besonders der letztere mit feiner Beobachtung. In die Geschichte des Märchens selbst führen *R. Köhler's*[53]), eines der grössten Märchenkenner, und des geistreich blendenden *Angelo de Gubernatis*[54]) Untersuchungen ein. Köhler gewährt einen ebenso interessanten als genauen Ueberblick über die Beziehungen der europäischen Märchenlitteraturen unter einander; eine Sammlung toskanischer Märchen gibt dem bekannten italiänischen Indologen Gelegenheit, in diesen sehr bestimmte Reste vedischer Mythologie nachzuweisen, wogegen die vergleichende Litteratur-

---

nicht veröffentlichter Quellen aus den Handschriften-Bibliotheken in Bern und Einsiedeln. Eine populaere Skizze von Dr. *Herm. Hagen.* Biel, Steinheil 1869, 51 S. 8⁰. (n. 8 Sgr.) Vgl. Philol. Anzeiger II Nr. 6 (1870 Juni) p. 304 f.

251) Ueber Märchenpoesie. Ein Vortrag von Dr. *Ernst Köpke,* Herrig's Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen XXXVIII (1865) Heft 2 p. 131—168.

52) Vortrag über das Märchen und seine Bedeutung für die kindliche Phantasie. Von *Julius Klaiber,* Augsb. A. Ztg. 1866 No. 252—255 Beilage, und besonders abgedruckt: Das Märchen und die kindliche Phantasie. Vortrag von *Jul. Klaiber.* Stuttgart, Liesching 1866, 44 S. 8⁰. (24 Kr. rh. = 1/4 Thl.)

53) Ueber die europäischen Volksmärchen. Von *Reinhold Köhler,* Weimarische Beiträge zur Lit. u. Kunst von *K. Brüger* u. A. (Weimar 1865 gr. 8⁰.) p. 181—203.

54) Le novelline di Santo Stefano raccolte da *Angelo de Gubernatis* e precedute da una introduzione sulla parentela del mito con la novellina. (Estratto dalla Rivista contemporanea nazionale italiana.) Torino 1869, 61 S. gr. 8⁰. Vgl. E. Kuhn in Höpfners u. Zachers Zeitschr. für Deutsche Philologie II (1870) p. 580 f.; Lit. Centralbl. 1871 No. 15 p. 383 f.

geschichte als gegen eine zum Mechanischen herabsinkende Betrachtungsweise mannigfachen Einspruch zu erheben berechtigt ist. Ebenso wenig dürfen Märchen isoliert gedeutet werden, wie es ungeachtet eines scheinbar höher genommenen Standpunktes *Hartung*[255]) gethan hat.

Den Eintritt der volkstümlichen Dichtung in die Lyrik behandeln in einem Programm *Sachse*[56]) und in einer ungezwungenen aber lesenswerten Sammlung *Wyss*[57]), beide mit besonderer Rücksicht auf Deutschland. Auch hier, so viel auch über das Volkslied der eigentlichen Culturvölker geredet sein mag, sind besonders von den Litteraturversuchen der Naturvölker aus immer noch die grundlegenden Forschungen anzustellen.

2. Die Poesie.

A. Poesie und Poetik als Ganzes; allgemeine Formen.

Alle Werke, welche die Poesie und ihre Gattungen im Zusammenhange darzustellen unternehmen, pflegen sie auf Grund ihrer Erscheinungsformen in den classischen Litteraturen der alten und neuen Zeit als ein einheitliches System mit wol arrangiertem Fachwerk vorauszusetzen: daher die Aehnlichkeit der Poetiken und ihre Unselbständigkeit in dem Aufbau des Ganzen, bei welchem nicht die geschichtliche Entwicklung zum Ausgangspunkte genommen wird; daher die wissenschaftliche Resultatlosigkeit der vielleicht sonst ganz nützlichen Schriften von *R. Döring*[58]), *Pauli*[59]) und

---

255) Auslegung des Mährchens von der Seele und des Mährchens von der schönen Lilie, nebst einer kurzgefassten Naturgeschichte des Mährchens überhaupt. Von *J. A. Hartung*. Erfurt (Progr. des Gymn.) 1866, 8—21 S. 4⁰.

56) Ueber Volks- und Kinderdichtung nebst einigen westphälischen Volks- u. Kinderliedern. Von Dr. *Sachse*. Berlin (Progr. der höhern Knabenschule, Potsd. Str.) 1869, 26 S. 8.

57) Aus Schule und Leben. Ernst und Humor in Lehrervereins-Vorträgen. Von *Bernhard Wyss*. Solothurn, Selbstverlag 1865, 8⁰. Vgl. Wiener Allg. Lit.-Ztg. 1866 No. 30 p. 250.

58) Die Gattungen der Dichtkunst als ein Leitfaden für d. literaturhistorischen Unterricht in den oberen Klassen höherer Schulanstalten bearbeitet von *Reinhold Döring*. 2. mit einer Uebers. der Perioden verm. Aufl. Brieg, Gebhardi 1866, IV u. 67 S. 8⁰. Vgl. (Wiener) Allg. Lit.-Ztg. 1866 No. 48 p. 392 f.

59) Wegweiser für Freunde der Poesie. Eine Erklärung der Formen

dem Ungarn *Torkos.*[260]) Als eine sehr dringliche Aufgabe liegt hier besonders die Gränzbestimmung zwischen Poesie und Prosa vor, für deren Lösung seit den tiefsinnigen Bemerkungen W. v. Humboldts lange nichts Ernstes und Bedeutendes gethan worden war. Jetzt liegen zwei Abhandlungen von *Deinhardt*[61]) und *Steinthal*[62]) vor. Der verstorbene tüchtige Schulmann hatte sich in einem populären Vortrage, welcher jetzt in einer schätzenswerten Sammlung seiner kleinen Schriften vorliegt, das Ziel gesetzt, allgemein verständlich den Sinn der Bezeichnungen für Poesie und Prosa, ihre je besonderen Ausdrucksmittel und Aufgaben, ihre Gemeinsamkeiten und Unterschiede zum Bewusstsein zu bringen: ihm ergibt sich, unabhängig von aller rhetorischen oder metrischen Form, als das Unterscheidende die verschiedenartige Behandlung der Idee, welche in der Poesie individualisiert, in der Prosa als Begriff gefasst wird. Steinthal geht dagegen bei seiner Untersuchung psychologisch zu Werke und weist daher die sonst gern unter die schönen Redekünste gesetzte Beredtsamkeit durchaus mit aller wissenschaftlichen Darstellungsweise in das Gebiet der Prosa, was vor ihm meines Wissens nur Aug. Kahlert in seiner Aesthetik richtig beobachtet hatte.

Angenehme Beiträge zur Erkenntniss der Differenziierung der Poesie nach den Volkseigentümlichkeiten hat *Boltz*[63]) in

---

und Gattungen der Dichtkunst und eine Schilderung und kurzgefasste Biographie ihrer wichtigsten Vertreter, in alphabet. Anordnung. Von *Ferd. Pauli.* Leipzig, Matthes 1866, IV u. 168 S. gr. 16⁰. (15 Sgr.)

260) *Torkos László,* Költészettan. Fögymnasiumok számára. (Lehrbuch der Poesie von *Ladisl. Torkos.*) Pest, Osterlamm 1865, 139 S. 8⁰. (1 Fl.)

61) Ueber den Unterschied der Poesie und der Prosa, in: *Johann Heinrich Deinhardts* Kleinen Schriften. Herausgeg. von *Hermann Schmidt* (Leipzig, Teubner 1869 gr. 8⁰.) p. 398—428.

62) Poesie und Prosa. Von *H. Steinthal,* Zeitschrift für Völkerpsychol. VI (1869) p. 285—352.

63) Beiträge zur Völkerkunde aus Wort und Lied. Acht Abhandlungen und erweiterte Vorträge ethnographisch-linguistischen Inhalts nebst einer Sammlung von über hundert Dichtungen in 20 Sprachen und Dialekten, im Urtexte nebst metrischen Uebersetzungen in den Originalversmassen von Dr. *Aug. Boltz.* Oppenheim, Kern 1868, XI u. 371 S. gr. 8⁰. (n. 2 Thl. 15 Sgr.) Vgl. Heidelb. Jahrbb. LXII, 6 (1869 Juni) p. 475 f.

einem geschmackvollen Sammelwerke gegeben; schwerlich wird man in das Geheimniss ihrer Geschichte ohne solche Erkenntniss (wie sie neuerdings für die Kunstgeschichte der geistvolle Taine angestrebt hat) tief einzudringen vermögen. Daher erscheinen die von *Ampère*[264]) aufgestellten Gesichtspunkte ungeachtet der umfassendsten Studien des Verfassers doch unfruchtbar, und der Italiäner *Pulce*[65]) verzichtet lieber sogleich von vorn herein in seinem geschichtlichen Ueberblick auf einen principiellen Standpunkt zu Gunsten der concreten Fülle. Aber den allgemeinen grossen Gedanken, welche alle Geschichte bewegen, kann man am allerwenigsten in dem Reiche der Dichtung aus dem Wege gehen. Der Poet ist kein Eremit. *Vertray*[66]) spricht nichts neues aus, wenn er von dem Wechselverhältniss zwischen Poesie und Gesellschaftsleben redet: Frau v. Stael hatte ähnliches zuerst und exacter ausgesprochen. Von dem Zusammenhange des Dichters mit den sittlichen Ideen soll ein gewisser *Chalmeton*[67]) gehandelt haben; bestimmt nimmt *Dourlens*[68]) auf das engere Verhältniss zum Christentum Rücksicht. Sehr anziehend ist, was (wie in einem Gegensatz hierzu) *Garcin*[69]) an den höchst eigentümlichen Leconte de Lisle anknüpfend über das poetische Heidentum unter allen Zonen, besonders auch im

---

[264]) De l'histoire de la poésie. Discours prononcé à l'Athénée de Marseille pour l'ouverture du cours de littérature, le 12 Mars 1830, *J. J. Ampère* in den Mélanges d'hist.-litt. T. I (Paris 1867 gr. 8°.) p. 1—50.

[65]) Saggio storico di letteratura poetica dal secolo di Pericle fino al nostro nelle lingue greca, latina, italiana, spagnuola, francese, inglese e tedesca. Da *G. Pulce*. Vol. I. II. Napoli 1868, 700 u. 655 S. 8°. (geh. 10 L.) Mag. f. d. Lit. des Ausl. 1869 No. 9 p. 124 f.

[66]) La poésie, les principaux poëtes et leur influence sur les sociétés dans les différents âges. Discours de réception lu à l'Académie delphinale par *Ch. Vertray*, chef d'escadron. Grénoble, Impr. Prudhomme 1865, 67 S. 8°.

[67]) La mission du poëte. Par *Louis Chalmeton*. Clermont-Ferrand, Thibaud 1867, 22 S. 12°.

[68]) Influence du christianisme sur la poésie. Discours prononcé à la distribution solennelle des prix du collège Notre Dames-des-Dunes par l'abbé *Dourlens*. Dunkerque, Impr. Kien 1865, 31 S. 8°.

[69]) Les païens à travers les siècles. M. Leconte de Lisle. Par *Eugène Garcin*, Revue moderne T. 54 (1869) p. 5—38, 221—267, 498—523, 722—751.

Mittelalter in Deutschland und Frankreich beibringt: jeder Dichter hat das Recht, verschiedene Phasen der menschheitlichen Entwicklung an sich und in seinen Werken zum individuellen Ausdruck zu bringen, allerdings auch die Pflicht keine Doubletten zu liefern. Sein Blick muss immer auf das höchste noch Unerreichte gerichtet sein, wie das *Meyr*[270]), dessen edle Seele immer der reinsten und aufrichtigsten Gedanken voll war, an seinem Shakspere aufweist.

Aber die Poesie hat nicht allein allgemein geschichtliche und ethische Beziehungen, sondern auch, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, ihre besondere seelische und formale Technik. Die seelische Technik ist zwar in den Schriften über den Unterschied der Poesie und Prosa zu principieller Erörterung gebracht; um ihre ganz specielle Untersuchung hat sich aber *Cohen*[71]) ein besonderes, selbst durch den Missbrauch seines Scharfsinnes nicht erheblich beeinträchtigtes Verdienst erworben. Er hat nach der psychologischen Möglichkeit poetischer Apperceptionen gefragt, aber mit einer gewissen Voreingenommenheit gegen die Poesie und einer Unterschätzung derselben, welche wir nur einem Materialisten verzeihen würden, geantwortet. Wir haben ihm für die Hervorhebung der still fortwirkenden Gewalt des Mythischen, wie es in der Sprache und sonstiger Ueberlieferung weiter lebt, auf die Genesis der Poesie zu danken; ebenso für die Beschränkung des Begriffs der Nachahmung, welchen der Franzose *Bataille*[72]) unangemessen steigert. Aber ein Unrecht begeht Cohen, wenn er eine gewisse Incongruenz des dichterischen Schaffens und des eigentlichen Bewusstseins annimmt, ja die Dichtung als ein nicht notwendig entstandenes Nebenproduckt ansieht; den meisten Widerspruch wird er jedoch erfahren, wenn er annimmt, dass die mythische Apperception durch die Einsicht in den wahren

---

[270]) Classische Dichter und die Aufgaben der Poesie von *Melchior Meyr*, A. A. Z. 1869 No. 356—357 Beilage.

[71]) Die dichterische Phantasie und der Mechanismus des Bewusstseins. Von Dr. *Hermann Cohen*, Zeitschrift für Völkerpsychol. VI (1869) p. 171—263; auch besonders abgedruckt: Berlin, F. Dümmler 1869, 93 S. gr. 8°. (20 Sgr.) Manches dagegen bringt Steinthal in der unter No. 262 angeführten Abhandlung p. 301 ff. bei.

[72]) Du rôle et de l'importance de l'imitation dans les arts. Par *Eug. Bataille.* (Conférences de l'Hôtel de ville de Versailles.) Versailles, Beau 1866, 55 S. 12°.

Verhalt der Dinge überwunden und somit die Poesie ausgetilgt werden könne. Diese Consequenz seiner Untersuchung ist folgerichtig; aber die Untersuchung, in welcher das Ideal keine Stelle hat, selbst nicht. Denn es ist nicht zufällig, dass das Ideal hier keine Stelle hat; weil es selbst kein Zufälliges und Nebensächliches sein kann, wie man nach Cohen von aller Poesie behaupten müsste.

Diese charakteristische Lücke vom Ideal wird uns durch zwei ebenso wertvolle als verschiedenartige Untersuchungen von *Taine*[273]) und *Deinhardt*[74]) ergänzt. Taine weist in seiner unerschrocken geistvollen Weise nach, dass das Ideal in Litteratur und Kunst sich nach der Unterordnung des Unbedeutenden unter das Bedeutende, des Unwesentlichen unter das Wesentliche, des Zufälligen unter das Bleibende aus ganz natürlichen und sittlichen Elementen aufbaut: es ist durchaus ein Gewordenes, nicht ein von Haus aus in der menschlichen Seele Ruhendes. Die zalreichen Beispiele, welche Taine besonders auch aus der Poesie als Belege beibringt, sind ausserordentlich interessant für die Litteraturgeschichte. Zu seinem aesthetischen Darwinismus steht Deinhardts deutscher Idealismus im Gegensatz, der seine Beobachtungen fast ausschliesslich auf denselben Gebieten wenn auch nicht an denselben Objecten gemacht hat wie Taine; wenn er das Ideal als das Wahre der Wirklichkeit erklärt, so ist das nur eine leise, principiell bedeutungslose Concession an den Realismus.

Näher dem Problem der Litteraturgeschichte stehen die Untersuchungen über die Bedingtheit der Sprache und ihrer Darstellun gsmittel durch den poetischen Zweck. Das Moment, in welchem sich Poesie und Mythus gradezu organisch berühren, die Personification hat *Hense*[75]) begonnen, zum

---

[273]) De l'idéal dans l'art par *H. Taine.* Leçons professées à l'école des Beaux-Arts. (Bibliothèque de philosophie contemporaine.) Paris, Germer Baillière 1867, 2 Bll. u. 183 S. gr. 12°. (2 Fr. 50 c.)

[74]) Von den Idealen mit besonderer Rücksicht auf die bildende Kunst und die Poesie, in: *Johann Heinrich Deinhardts* Kleine Schriften. Ausgewählt und herausgeg. von *Hermann Schmidt* (Leipzig, Teubner 1869 gr. 8°.) p. 60—134.

[75]) Poetische Personification in griechischen Dichtungen mit Berücks. lateinischer Dichter und Shakspere's. Von *C. C. Hense.* Th. I. Halle, Waisenh.-Buchh. 1868, XXXII u. 286 S. gr. 8°. (n. 1 Thl. 10 Sgr.) Vgl. Queck in Zeitschr. f. d. Gymnasialwes. N. F. II, 11 (1868 Nov.) p. 828—831; Lit. Centralbl. 1869 No. 26 p. 772; R. Rödiger in Kuhn's

Gegenstande einer sehr sorgfältigen und ebenso feinsinnigen Untersuchung zu machen: er hat recht gethan, unmittelbar neben die antiken Dichter hier den modernen Shakspere zu stellen, da kaum die Phantasie eines Anderen in der Neuzeit gleich reich und naiv schöpferisch in Personificationen war. Weniger in das Detail scheint das allgemeine Dinge erörternde Buch von *Bonnel*[276]) einzugehen. Aus der Sprachgeschichte selbst hat *W. Wackernagel*[77]) mit der ihm eignen umfassenden Kenntniss und Feinsinnigkeit das mehr anziehende als wissenschaftlich fruchtbare Moment der Bezeichnungen der Thierlaute behandelt, das mannigfach an das Anatomische und an das Genrehafte der Sprachcharakteristik streift: auffälliger Weise ist dabei die schöne Philomelenelegie nicht berücksichtigt worden. Diese und ähnliche Dichtungen bekunden den poetischen Reiz solcher Lautgruppen, welche unsere immer abstrakter gewordene Auffassungsweise mehr und mehr entwertet hat.

Auf nationale Unterschiede in der Verwendung poetischer Ausdrucksmittel hat mit nicht glücklicher Beschränkung auf das Lateinische und Deutsche *Frommann*[78]) aufmerksam gemacht: mit nicht glücklicher Beschränkung, weil solche Parallelen universeller und dann immer von ganz bestimmten sei es elementaren psychologischen oder bestimmten culturhistorischen Gesichtspunkten aus unternommen werden müssen. So hat sich Friedrich Rückert bis an seinen Tod mit einer gross-

Zeitschr. f. vergl. Sprachf. XVI (1867) p. 313 f. und Heidelb. Jahrbb. 58, 1 (1865 Jan.) p. 78.

[276]) Du langage de l'imagination. Noveau traité de littérature (1re partie) par *A. Bonnel*, prof. de seconde au lycée de Lyon. Lyon, Palud; Paris, Delagrave 1865, XI u. 362 S. 12⁰.

[77]) Voces variae animantium von *Wilh. Wackernagel*. Programm für die Rectoratsfeier der Universität Basel. Basel 1868, 54 S. gr. 4⁰; dann Voces v. a. Ein Beitrag zur Naturkunde und zur Geschichte der Sprache. 2. verm. u. verb. Aufl. Ebend., Bahnmaier 1869, 179 S. 4⁰. (1 Thl. 18 Sgr.) Vgl. über die erste Aufl. Lit. Centralbl. 1868 No. 16 p. 424 f. und Schweizer-Sidler in Neuen Jahrbb. f. Philol. u. Paedag. XCVII (1868 p. 326 f.); über die zweite R. Heinzel in Zeitschr. f. d. oester. Gymn. XXI (1870) p. 553—56.

[78]) Verschiedenheiten des Geschmacks im poetischen Ausdruck bei lateinischen und deutschen Classikern. Eine Studie von Dr. *Herm. Frommann*. Jena, Frommann 1866, 45 S. 8⁰. ($^1/_4$ Thl.) Vgl. Rich. Grosser in Neuen Jahrbb. f. Philol. u. Paed. CII (1870) p. 361—386.

artigen Sammlung der Bilder und der Vergleiche in der indogermanischen Dichtung beschäftigt, womit sich eine ganz bestimmte poetische Stammanlage z. B. gegenüber den Semiten würde erweisen lassen. Eingehenderes ist für die eigentliche poetische Form geschehen. *Vogelmann's*[279]) an sich dankenswerter vergleichender Versuch findet am deutschen Volksliede zu viel quantitierende Willkür und verschiebt sich damit das einfache Verständniss der volkstümlichen Form. Sicherer ergreift *Hermann*[80]) eine einzelne Frage: die über die Aesthetik des Versmasses, indem er zugleich dessen allgemeine Verhältnisse[81]), den Versfuss bis zur Strophengliederung[82]) und die Pausalmomente des Verses[83]) untersucht. Dies alles wird nüchtern und lehrreich, bisweilen freilich ohne Erfassung der tieferen seelischen Gründe erörtert, indess *Wessely's*[84]) von Minckwitz's Anregungen ausgegangenes und sich auf die Höhe des Modernen stellendes Werk in falsch geistreicher Weise gute Beobachtungen und kühne Schlüsse durcheinander wirft. Zur Lehre von der Caesur, welche Hermann behandelt hat, ist lediglich der Vollständigkeit halber eine neue Auflage von *Suhle's*[85]) kleiner mindestens sonderbarer Schrift anzuführen.

---

[279]) Bruchstücke zur vergleichenden Rhythmik und Metrik. Von Prof. Dr. *Albert Vogelmann*. Ellwangen (Programm des Gymn.) 1864, 45 S. 8°.

[80]) Die ästhetischen Principien des Versmasses in Zusammenhang mit den allgem. Principien der Kunst u. des Schönen. Von Dr. *Conr. Hermann*, Prof. Dresden, Kuntze 1865, IV u. 122 S. gr. 8°. (20 Sgr.) Vgl. v. Reichlin-Meldegg in Zeitschr. f. Philos. von Fichte etc. N. F. Bd. 50 (1867) Heft 1 p. 109—116.

[81]) Das Versmass in seinen allgemeinen Verhältnissen. Von demselben, Jahn's Jahrbb. f. Philol. XCII (1865) p. 497—508, 557—564.

[82]) Der Fuss, der Vers und die Strophe. Ein Beitrag zur Theorie des Versmasses. Von *C. Hermann*, ebend. XCII (1865) p. 16—26.

[83]) Die Cäsur und die Katalexis des ausserstrophischen Verses. Von demselben, ebend. XCIV (1866) p 342—351.

[84]) Das Grundprincip des deutschen Rhythmus auf der Höhe des 19. Jahrhunderts. Von *J. E. Wessely*. Leipzig, T. O. Weigel 1868, XVI u. 392 S. gr. 8°. (n. 2 Thl. 10 Sgr.) Vgl. Liter. Centralbl. 1868 No. 20 p. 541 f.

[85]) Ueber die Cäsur und ihre Bedeutung für den Rhythmus. Ein Beitrag zum Verständniss der antiken Versmasse von *Berth. Suhle*. 2. verb. Aufl. Berl., Weber & Co. 1866, 25 S. gr. 8°. (n. 10 Sgr.)

In diesen Betrachtungen spielt die antike Poesie die Hauptrolle: andere Fragen regt die mittelalterliche an. Die interessante Mittelstufe zwischen beiden, die mittellateinische Dichtung hat *Gautier*[86]) in einer Einleitungsvorlesung Gelegenheit gegeben, bei einer Charakteristik dieser Verskunst deren sylbenzälendes Princip zu behaupten; sehr richtig ist ihm gegenüber *G. Paris*[87]) so weit als möglich für den Accent eingetreten. Auch zwei andere erst im Mittelalter zu ihrem vollen Rechte gelangte poetische Principien, das der Allitteration und das des Reimes sind wieder einer gründlicheren Erörterung unterworfen worden von *Maehlÿ*[88]) und *Masing*[89]): bei letzterem ist für uns Central-Europäer besonders die Rücksichtnahme auch auf das Slavische interessant.

Endlich sind zur Charakteristik der Poesie im Allgemeinen noch teils Besprechungen von Tendenzen derselben hervorzuheben, wie des Naiven durch *Wittmer*[90]) und des Politisch-Tendenziösen durch *Presber*[91]); teils Nachweisungen von späteren künstlichen Formen, wie akrostichischer lateinischer Verse bei dem Vetus Interpres Ibidis durch *M. Schmidt*[92]) und einer Reihe von Centonen-Poesien[93]): dort haben wir es

[86]) Cours d'histoire de la poésie latine au moyen âge. Par *Léon Gautier*. Leçon d'ouverture. Paris 1866, 8°. (1 fr. 50 c.) Vgl. Biblioth. de l'École des Chartes 1866 p. 515.

[87]) Lettres à Léon Gautier sur la versification latine rhythmique par *Gaston Paris*, Bibliothèque de l'École les Chartes 6e série T. 2 (1866) p. 578—610, und besonders abgedruckt: Paris, Franck 37 S. 8°. Vgl. Lit. Centralbl. 1867 No. 37 p. 1022 f.

[88]) Ueber Alliteration. Von *J. Maehly*, Neues Schweizerisches Museum IV (1864) Heft 3 p. 207—259.

[89]) Ueber Ursprung und Verbreitung des Reimes. Magisterdissert. von *Woldemar Masing*. Dorpat, Dr. v. Mattiesen 1866, 140 S. gr. 8°.

[90]) Ueber die Stellung der naiven, insbesondere der lyrischen Poesie in unserer Zeit. Von Dr. *Gustav Wittmer*, Augsb. Allg. Ztg. 1866 No. 220—229 Beilage, und besonderer Abdruck: Die naive Poesie in unserer Zeit. Von Dr. *G. Wittmer*. Cassel, Fischer 1868, 60 S. gr. 8°. (15 Sgr.) Vgl. Lit. Centralbl. 1868 No. 20 p. 543.

[91]) Zur politischen und tendenziösen Poesie. Von *Hermann Presber*, Deutsches Museum 1866 No. 45 p. 592—598.

[92]) Akrostichisches. Von *M. Schmidt*, Rheinisches Museum XX (1865) Heft 3 p. 456 f.

[93]) Bibliographie des Centons. Revue critique des ouvrages écrits en centons . . . par un bibliophile belge. Londres 1868, 508 S. 8°. (25 fr.) Vgl. Revue critique d'hist. et de litt. 1868 No. 23.

in letzter Instanz mit Grundstimmungen von Culturepochen, hier mit poetischer Ohnmacht zu thun. Mehr psychologischen Wert hat es, nach dem Grunde der poetischen Wirkung von Dialectdichtungen zu fragen[294]) und in wie weit noch in der Uebertragung den Absichten des Dichters entsprochen werden könne.[95])

Sicherer wird die Untersuchung bei den einzelnen Poesiegattungen.

B. Die einzelnen Poesiegattungen.

a. Das Epos.

Der Betrachtung der einzelnen ausgebildeten Poesiegattungen kommt der Umstand glücklich entgegen, dass die normalen Hauptwerke Gegenstand sorgfältiger philologischer Forschung geworden sind, indess die einfacheren Poesiedenkmäler der Naturvölker, welche man zur Untersuchung der elementaren volkstümlichen Litteraturformen benutzen muss, meist der Linguistik und der vergleichenden Mythologie und Sittenkunde zufallen. Insonderheit haben zur Theorie und Geschichte der epischen Dichtung alle grossen activen Völker innerhalb ihrer breiter entwickelten und die philologische Erkenntniss herausfordernden Litteratur beigetragen, weil es in der Natur der activen Völker liegt, fast ohne Ausnahme im Epos sich Zeugnisse ihres noch geheimnissvollen geschichtlichen Werdens zu schaffen.

Die aesthetischen Theorien über diesen Punkt der litterarischen Entwicklung haben daher verhältnissmässig viel geschichtlich-concrete Substanz. Wilhelm v. Humboldts feinsinniger, wenn auch in sich nicht widerspruchsloser Versuch über das Epos, welchen Hettner vor zehn Jahren uns in dankenswerter Weise erneut hat, gründet sich einfach auf Goethe's Hermann und Dorothea: ein Verfahren, das unter dem Eindruck der herrlichen Dichtung ebenso erklärlich als gegenwärtig unzureichend ist, seitdem zu dem eindringlichsten Studium Homers sich die noch weit lehrreichere Kenntniss der mittelalterlichen epischen Dichtung, sowohl der volkstümlichen, als auch der kunstmässigen, gesellt hat. Diesem Umstande

---

[294]) The poetry of Provincialisms, Cornhill Magazine 1865, July.

[95]) Aufgaben der Uebersetzungspoesie. Von *Julius Altmann*, Archiv f. d. Stud. der neueren Spr. XXXVII (1865) Heft 1 p. 11—28, Heft 2 p. 149—168.

ist Ausbildung und Fortschritt der epischen Theorien zuzuschreiben, wie *Lotze*[296]) in geistvoll kritischer Weise geschildert hat. In überraschender Uebereinstimmung decken die Entwicklungsmomente der epischen Poesie alter und neuer Zeit einander, so dass Vergleichungen des Homerischen und mittelalterlich Volkstümlichen nicht als Spielereien mit Analogien verworfen werden dürfen. *I. Bekker* hat in seinen „Homerischen Blättern“ mannigfaches der Art zusammengestellt und anziehend ist, was er zuletzt als Nachtrag dazu an Parallelen des Altfranzösischen und Altgriechischen darbot.[97]) Von Homer ist für diese Fragen immer zu lernen: sei es, dass *Rahts*[98]) unter einem verführerisch allgemeinen Titel die eigentümliche Beharrlichkeit des epischen Stils bei Homer, Apollonius von Rhodos und Quintus gründlich beobachte, oder dass *W. Jordan*[99]) bald geistreich, bald willkürlich das Kunstgesetz Homers in Beziehung auf Einheit der Grundidee, symmetrischen Grundplan, Anordnung des Thatsächlichen und Teilung in Rhapsodien, richtige Verwendung der Götterwelt, Wechsel der Vortragsform nach der Natur des Erzälten, Verhalten des Kunstdichters zum überlieferten Stoff oder zu den vorhandenen Liedern als jetzt noch lehrreich für sich und Andere beschreibe. Hier und da trägt seine Auffassung modernen Charakter wie die Julius Brauns, was jedoch sehr zu beschränken ist, wenn wir auch aus einer glänzenden Studie *A. Herchers* über das homerische Ithaka weiterhin bei der Betrachtung des speciell für Homer Geleisteten uns über die subjective Freiheit jener ältesten Epiker unterrichten werden.

Aber die Forschungen in der Geschichte der mittelalter-

296) Geschichte der Aesthetik in Deutschland. Von *Hermann Lotze* (München, Cotta 1868 gr. 8⁰.) p. 619—643.

97) Bemerkungen zum Homer (vergleichung homerischer und altfranzösischer sitte). Von *Bekker*, Monatsberichte der Berliner Ak. der Wiss. 1866 p. 133—148, 326—343, 465—474, 577—586, 634—647, 741—752 und von demselben: Homerische ansichten und ausdrucksweisen mit altfranzösischen zusammengestellt, ebendas. 1867 p. 681—689.

98) Quaestionum epicarum Spec. I. II. Von Dr. *Rahts*. Jahresbericht des kgl. Gymn. in Rastenburg 1865 u. 1868, 27 u. 20 S. 4⁰.

99) Das Kunstgesetz Homers und die Rhapsodie. Von *Wilh. Jordan*. Frankfurt a. M., Selbstverlag (Leipzig, Fr. Volckmar) 1869, VII u. 95 S. 8⁰. (18 Sgr.) Vgl. Lit. Centralbl. 1869 No. 52 p. 1533.

lichen·Poesie haben noch reichere Ergebnisse für die Theorie des Epos geliefert. Die bereits oben[300]) erwähnte Darstellung der poetischen Behandlungen der Karlssage von *Gaston Paris* und die später zu erwähnende umfassende Darstellung des altfranzösischen Epos von *Léon Gautier* haben *Boissier*[1]) Veranlassung zu einem geschickt orientierenden Artikel gegeben, in welchem die epische Theorie auf diesen Grundlagen klar dargelegt wird. Weiter greift *d'Avril*[2]) in der Einleitung zu seiner gelungenen Uebersetzung des Rolandsliedes, welche Einleitung ein Bild des indogermanischen Epos bietet. Mit der Kenntniss der altfranzösischen Sprache und Litteratur, welche in diesen Darstellungen fast ausschliesslich berücksichtigt sind, verband *Uhland* die des Deutschen und einen höchst sichern poetischen Sinn: darum sind in seinen nachgelassenen Schriften, welche einzeln noch zu nennen sein werden, die Behandlungen des altdeutschen Epos, des Volksliedes und der deutsch-romanischen Sagengeschichte von dem grössten Wert für eine vergleichende Theorie der epischen Dichtung. Als gradezu kostbar um gleicher allgemeiner Bedeutung willen ist der schöne Briefwechsel über das Nibelungenlied zwischen *Lachmann* und *Wilhelm Grimm* zu bezeichnen, dessen Veröffentlichung wir der Liberalität Hermann Grimms und der Sorgsamkeit *Zachers* verdanken[3]); diese ehrliche Erörterung zwischen dem eindringlichsten Scharfsinn und dem bedächtigsten Feinsinn hat in der Litteratur kaum ihresgleichen. Die schwierigsten Fragen, das Wechselverhältniss zwischen Sage und Dichtung, die Zusammenfügungen einzelner Lieder, die Diaskeuasen, kommen zur Verhandlung, und Zacher behauptet mit vollem Recht, dass hier überhaupt das bedeutendste gegen Lachmanns Theorie vorgebracht sei. Auf demselben Sprach- und Litteraturgebiet hat *E. de Lave-*

[300]) Vgl. Archiv Bd. 1 p. 559.

[1]) Les théories nouvelles du poème épique. Par *Gaston Boissier*, Revue des deux mondes T. LXVII (1867) p. 848—879.

[2]) La Chanson du Roland. Traduction nouvelle, avec une introduction et des notes par *A. d'Avril.* Paris 1865, CXXXI u. 206 S. 8°. (6 fr. 50 c.)

[3]) Briefwechsel über das Nibelungenlied von *C. Lachmann* und *Wilhelm Grimm*, Zeitschrift für Deutsche Philologie von Höpfner und Zacher Bd. II Heft 1—2 (Halle 1869) p. 193—215, Heft 3 (1870) p. 343 —365, Heft 4 (1870) p. 515 - 528.

leyc[301]) das Material zu einer Darstellung des Werdens von Volksepopöen gesammelt, welche er in kurzen Liedern aus mythischen und geschichtlichen Elementen sich bilden lässt, wobei er in einem seltsamen Irrtum jedoch die ersteren als die jüngern Bestandteile des epischen Stoffes ansieht.

Aus den Hauptdenkmälern des volkstümlichen Epos, welche *E. Schlagintweit*[5]) im Stande gewesen wäre eingehender zu charakterisieren, hat *Steinthal*[6]), scharfsinnig wie es seine Art ist, die Principien des Nationalepos überhaupt abzuleiten versucht. Nach einer Bestimmung des Begriffs der Volkspoesie, als deren charakteristische Merkmale er die Abwesenheit der Cultur und der Individualität bezeichnet, scheidet er das Volksepos in drei Classen oder vielmehr Stufen, entsprechend der grammatischen Morphologie: die isolierende der durchaus vereinzelten, in sich stofflich vollständig abgeschlossenen Lieder, die agglutinierende des Anreihens vieler verschiedenen Lieder über einen und denselben Helden (z. B. Cid) zu einem mehr mechanischen Ganzen, die organische der Bildung eines wirklich einheitlichen, fortschreitenden und sich abschliessenden Ganzen, hierzu gestaltet durch die Einheit der schöpferischen Kraft des dichtenden Volkes und als solches Ganzes litterarisch fixiert durch die Diaskeuase. In der Ausführung seiner Ansicht hat Steinthal, wie man seinem Kritiker, dem leider schon am 26. Juli 1869 verstorbenen S. Pfaff einräumen muss, fast ganz den Einfluss übersehen, den der zunftmässig geschlossene oder auch freiere Sängerstand notwendig auf die epische Ueberlieferung haben muss; die bedeutenderen Köpfe unter ihnen werden beginnen, im besten Sinne des Wortes zu pointieren und die Grundidee der ganzen Sage hervorzuheben, welche erstere niemals der Diaskeuast zu schaffen vermöchte, und die praktischen werden auf handliche Liederbücher wie auf stofflich, vielleicht local

[301]) La Saga des Nibelungen dans les Eddas (Paris, Lacroix 1866 gr. 18°) p. 1—103.

[5]) Die grossen Völker-Epopöen. Von *E. Schlagintweit*, Westermanns Illustr. Monatshefte No. 116 (Mai 1866) p. 214 f.

[6]) Das Epos. Von *H. Steinthal*, Zeitschrift für Völkerpsychol. V (1868) p. 1—57. Vgl. dazu S. Pfaff in den Blättern für das bay. Gymnasialw. V (Bamberg 1869) Heft 1 und danach v. Leutsch's Philol. Anz. II (1870) Heft 1 p. 73 f.

interessante Momente ausgehen. Und vielleicht darf man auch mit demselben Pfaff die Dreiteilung Steinthals ändern. Die Frage ist von dem grössten psychologischen und historischen Interesse; daher sehen wir sie auch in Italien[307]) und in Spanien[8]) aufgenommen.

Solche zusammenfassende Betrachtungen allein können in den eigentlichen Organismus der Epik einführen; hingegen noch so feine Erörterungen wie die der Auffassung des Weiblichen[9]) haben nur Bedeutung für die Erkenntniss der Nationalethik.

Dem grossen Epos gegenüber sind die kleineren Gattungen vernachlässigt worden, welche gleichwol für das Ganze instructiv genug sind. Nur eine schwedische Abhandlung, welche sich vorzugsweise mit der deutschen Poesie beschäftigt, ist hier anzumerken.[10]) Ihr Verfasser *Aurell* lässt trotz mancher verdienstlichen Beobachtung den Wunsch nach einer Geschichte der Bezeichnungen „Ballade" und „Romanze" zurück.

In der Gegenwart wird fast bei allen Culturvölkern deren epische Kraft durch den Roman absorbiert, dessen ältere Geschichte nach den allgemeinsten Momenten *Rost*[11]) skizziert hat. Von der breit wuchernden Gattung des historischen Romans auf seinen frühsten Entwicklungsstufen gibt *v. Gutschmidt*[12]) einige lehrreiche Notizen, zur gegenwärtigen Litteratur *Frenzel*[13]) einige Bemerkungen, die interessanter und

[307]) Di alcune epopee nazionali e del loro processo formativo. Per *Guido Bazzoni*. Milano 1867, 8°.

[8]) La poesía épica en la antiguedad y en la edad media. Discursos pronunciados en el Ateneo de Madrid por Don *Fr. P. Canalejas*. Madrid, Estrada 1869, 202 S. 4°. (16 r.)

[9]) Das weibliche Ideal nach Homer mit Rücksicht auf andere National-Epen. Vom ord. Lehrer Dr. *Alexis Dony*. Perleberg (Progr. der Realschule) 1867, 32 S. 4°. Vgl. kurz Herrigs Archiv f. d. Studium der neueren Spr. XLII (1868) p. 469.

[10]) Om balladen och romanzen, med särskild afseende på den Tysk ballad- och romanz-diktningen. Af *Claes Joh. Emil Aurell*. (Inaugural-Dissert.) Upsala 1864, 37 S. 8°.

[11]) Der Roman. Seine Entstehung und Geschichte bis in das 17. Jahrhundert. Von *Rudolf Rost*, Deutsches Museum 1867 No. 49 p. 705—721.

[12]) Die Königsnamen in den apokryphischen Apostelgeschichten: ein Beitrag zur Kenntniss d. geschichtl. Romans. Von *A. v. Gutschmidt*, Rhein. Mus. f. Philol. XIX (1864) p. 161—183, 380—401.

[13]) Der historische Roman, in: Neue Studien von *Karl Frenzel*, (Berlin, Dümmler's Verlag 1868, 8°) p. 70—86.

feinsinniger sind als manches von ihm betrachtete Werk. Die culturgeschichtlich höchst bedeutsamen Unterschiede des deutschen und französischen Romans berührt *Lorm*[314]) in anziehender Weise, ohne sich bis auf den völkerpsychologischen Grund dieser Erscheinungen locken zu lassen. Eine der gegenwärtig interessantesten Abarten dieser Prosapoesie sucht *Frenzel*[15]) mit besonderer Bezugnahme auf Spielhagen zu beschreiben. Auch auf diesem Gebiet ist wieder die kleinere Nebenart der Novellen trotz aller litterargeschichtlichen Bedeutung fast unberührt geblieben.[16])

Zur epischen Dichtung könnte nach antiker Kunstweise noch das Idyll gerechnet werden, das im Verlauf der Culturgeschichte starke lyrische Beimischungen erfuhr, bis es der moderne Realismus in das Gebiet der Prosa hinüberführte.[17]) Die vergleichende Uebersetzung eines römischen und eines vielleicht gleichzeitigen altindischen Dichters durch *Lefèvre*[18]) zeigt, wie analoge Poesieerscheinungen unter ganz verschiedenen Zonen bei gleichen Bildungsmomenten entstehen können. Auf dem Gebiet der alt- und neulateinischen Poesie geht *Martha*[19]) mit einem raschen Ueberblick der Behandlung des Ländlichen nach, gewohnt in der Litteraturgeschichte nach ethischen Ideen zu suchen. Inhalt und Tendenz eines Programms von *Klimpfinger*[20]) ist mir unbekannt geblieben.

---

[314]) Der französische und deutsche Roman. Von *H. Lorm*, Oesterreich. Wochenschrift f. Wiss. VI (1865) Nr. 39 p. 417—422.

[15]) Der politische Roman, in: Neue Studien von *Karl Frenzel*, (Berlin, Dümmler'sVerlag 1868, 8⁰.) p. 122—140.

[16]) De la natureleza y carácter de la novela, *Juan Valera* in seinen Estudios criticos sobre literatura etc. (Madrid 1864, 8⁰.)

[17]) Vgl. Band I des Archivs p. 169—227: „Idyll und Dorfgeschichten im Altertum und Mittelalter.“

[18]) Virgile et Kalidâsa. Les Bucoliques (texte en regard), et le Nuage messager (Meghaduta), traduits en vers par *André Lefèvre*. Paris 1866, XII u. 328 S. 12⁰. (3 fr. 50 c.) Vgl. L. Feer in Revue critique d'hist. et de litt. 1866 No. 30 p. 49 f.

[19]) Cours de poésie latine. De la poésie rustique chez les anciens et les modernes. Discours d'Ouverture (le 23. déc. 1865) par *C. Martha*. (Extr. de la Revue des cours littéraires). Paris, Germer-Baillière 1866, 35 S. 8⁰.

[20]) Die bucolische Poesie (Theocritus und Vergilius II). Von *Aug. Klimpfinger*. Suczawa (Progr. der griech.-or. Akad.) 1868, 8⁰.

b. Lyrik.

Obwol reicher an Formen ist dennoch die reine Lyrik nach Ursprung, Inhalt und Ausbildung ungleich durchsichtiger als das Epos, und die fortschreitende Aesthetik hat hier, abgesehen vielleicht nur von der Berührung des Volksliedes mit dieser Poesiegattung, nur wenige neuere Auffassungen dargeboten.[321]) Die einfachste lyrische Dichtungsweise, welche in ihrem antiken Ursprunge noch die unmittelbarste Nachbarschaft beim Epos und durch die Bildung des Pentameters den ersten Versuch einer kleinen Strophe zeigt, welche dann aber, zumal in der modernen Dichtung, sich aller lyrischen Formen für ihre Zwecke bemächtigt, die Elegie ist von *Aigner*[22]) einer zusammenhängenden, von grosser Belesenheit zeugenden Betrachtung unterworfen worden: in der Theorie hat sich der Verfasser, was bei dem Standpunkte der modernsten deutschen Aesthetik (ich sage absichtlich nicht Philologie) natürlich erscheint, besonders von Carrière und Gottschall abhängig gemacht. Leider ist die Preisschrift in ihrem ungarischen Sprachgewande nur wenigen deutschen Lesern zugänglich. Kleinere Abhandlungen von *Brüggemann*[23]), *Hess*[24]) und *Benloew*[25]) beziehen sich auf das Wesen des Lyrischen; des Letzteren Schrift, welche scharfe Bemerkungen enthalten soll, nicht eingesehen zu haben bedaure ich aufrichtig. Mehr stofflichen Wert hat das umfassendere Werk *Nisard's*[26]), wenn-

[321]) Geschichte der Aesthetik in Deutschland. Von *Hermann Lotze* (München, Cotta 1868 gr. 8⁰.) p. 643—662.

[22]) Az elegiáról. Irta *Aigner Lajos*. (Ueber die Elegie von *Ludwig Aigner*. Eine von der Kisfaludy-Gesellschaft gekrönte Preisschrift). Pest, L. Aigner 1869, 157 S. 8⁰. Vgl. Schwicker in der Wiener Allg. Litt.-Ztg. 1869 No. 39 p. 308 f.

[23]) Vergleichende Charakteristik der antiken und modernen Lyrik. Von *Brüggemann*. Jülich (Gymn. Progr.) 1866, 4⁰.

[24]) Ueber die innere Organisation des lyrischen Gedichts. Von *G. Hess* (in Bunzlau), Pädagogisches Archiv VII (1865) Nr. 5 p. 321—381.

[25]) Du lyrisme. Par *Benloew*. Dijon, Impr. Marchand 1869, 45 S. 8⁰.

[26]) Des chansons populaires chez les anciens et chez les Français. Essai historique suivi d'une étude sur la chanson des rues contemporaine par *Charles Nisard*. Deux vols. Paris, Dentu 1866, 845 S. in 18⁰-jésus. (10 fr.) E. Boysse in der Gazette de France vom 23. Febr. 1867; V. Fournel in der Gazette de France vom 23. März 1867; Liévin in der Revue contemporaine vom 31. Mai 1867; Le Nord vom 28. März 1867 und Revue des questions historiques 1867 Avril.

gleich es im Widerspruch zu seinem allgemein gehaltenen Titel die französische Dichtung bevorzugt. Von den beiden Bänden, deren erster sich vorzugsweise mit dem historischen Volksliede der Franzosen beschäftigt, hat der zweite das grössere urkundliche Interesse für den deutschen Leser. Hier ist der Verfasser als Kenner der pariser Strassen- und Colportage-Litteratur auf seinem eigentlichen Gebiete, wenn er uns die Producte der neuesten Pariser Strassenpoesie charakterisiert. Wir dürfen uns bei dem Verfasser nicht wundern, wenn er in dem reichen Capitel über die Napoleonischen Chansons kein Spottlied auf den Machthaber und seine Familie mitteilt: aber die Zusammenstellung Napoleons I mit Jesus und die Verherrlichungen Napoleons III, der Kaiserin Eugenie und des Kindes sind für den besonnenen Leser zu outriert, um als Ausdruck wahrer Stimmungen gelten zu können. Das Werk ist eine sehr wichtige Ergänzung zu desselben Verfassers „Histoire des livres populaires"; aber als ein wesentlicher Mangel erscheint die Nichtberücksichtigung des Musikalischen. Dasselbe gilt von einer umfassenden von *Foulc*[327]) begonnenen Sammlung; weniger von der theoretischen und geschichtlichen Erörterung des Begriffs der Chanson durch *Malherbe*[28]), für welche der einfache poetisch-litterarische Gesichtspunkt genügte.

Aber die Melodie und die Begleitung der Liederdichtung ist notwendig in den Kreis der Untersuchung zu ziehen und zu welchen Resultaten eine solche combinierte Betrachtungsweise führe, weiss jeder Kenner der schönen deutschen Volksliedersammlung v. Liliencrons. Ich thue daher nichts überflüssiges, wenn ich zwar nicht auf alle Musikgeschichten, aber doch auf diejenigen verweise, aus denen eingehendere Belehrung für die Zusammenwirkung der Musik und Poesie zu gewinnen ist; auf die Werke von *Ambros*[29]), *Reiss-*

[327]) Chants nationaux des deux-mondes (avec textes partiels en regard), précédés d'un avant-propos et du chant de l'Exposition universelle, accompagnés de lettres d'encourageants suffrages. Par *Jacques Foulc*. Livr. 1. Paris, Hachette 1877, 176 S. 8°. (3 fr. 50 c.)

[28]) Conférence sur la chanson par *J. Malherbe*. Caen, Le Gost-Clérisse 1868, 70 S. 8°.

[29]) Geschichte der Musik von *Aug. Wilh. Ambros*. Bd. I—III, 1, Breslau, Leuckart 1862—64 - 68, XX u. 548; XXVIII u. 539; 1—288 S. gr. 8°. (n. 11 Thl.) Vgl. über Th. II Wiener Allg. Lit.-Ztg. 1865 Nr. 29

man[330]), *Westphal*[31]) und *Arrey von Dommer*[32]). Das erste und das dritte sind unvollendet; Westphal ist noch nicht in das Mittelalter eingetreten, Ambros dagegen bis in die wichtige niederländische Schule des sechzehnten Jakrhunderts vorgedrungen: das ist ein Werk von urkundlichem Wert, dem Litterarhistoriker gradezu unentbehrlich, da überall nicht allein auf die Geschichte der Poesie, sondern überhaupt auf die der Cultur Rücksicht genommen ist. Reissmann umfasst alle Epochen bis in die neuere Zeit, gibt aber trotz der zalreichen concreten Belege fast überall nur Aperçus, wenn auch bisweilen scharf und geistreich. Noch gedrungener und für die Belehrung weiterer Kreise ist Arrey von Dommers Grundriss geschrieben. Für das Mittelalter sind die Sammlungen und Studien *Coussemaker's*[33]) unentbehrlich, dem gegenüber eine Skizze aus Südfrankreich[34]) leichtfertig hingeworfen erscheint. In ihrer engsten Verbindung mit allen übrigen Richtungen des Cultur- und Seelenlebens der Menschheit zeigt *Emil*

p. 256 f.; über Th. III, 1 Lit. Centralbl. 1868 No. 48 p. 1314 f., Allg. lit. Anz. 1870 No. 28 p. 56 f. und Bll. f. lit. Unterh. 1868 No. 47 p. 749 f.; nach Th. II: Die Troubadours u. Minstrels, Westermanns Illustr. Monatshefte 1865 No. 102 p. 661—663.

330) Allgemeine Geschichte der Musik. Von *Aug. Reissmann.* Mit zahlr. in d. Text gedr. Notenbeispielen und vollst. Tonstücken. Bd. I—III. Leipzig, Fues 1863—64, VII u. 343, III u. 328, III u. 437 S. gr. 8°. (n. 11 Thl.) Bd. I—II waren ursprünglich in München bei Bruckmann erschienen.

31) Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik. Von *Rud. Westphal.* Abth. 1 u. 3. Breslau, Leuckart 1865—66, XII u. 248; 95 S. gr. 8°. ($1^3/_4$ u. $1^1/_4$ Thl.) Abth. 2 soll noch erscheinen. Vgl. über Abth. I E. Krüger in Gött. gel. Anz. 1865 Stück 32 p. 1241—62 und Lit. Centralbl. 1867 No. 25 p. 692.

32) Handbuch der Musikgeschichte von den ersten Anfängen bis zum Tode Beethovens in gemeinfasslicher Darstellung von *Arrey von Dommer.* Leipzig, Grunow 1868, XIII u. 607 S. gr. 8°. (n. 3 Thl.)

33) *E. de Coussemaker,* Scriptorum de musica medii aevi nova series a Gerbertina altera. T. I—III. Parisiis, Durand 1863—67—69, 160, XXVIII u. 511, XL u. 524 S. 4°. Vgl. E. Krüger in Gött. gel. Anz. 1870 St. 11 p. 422—434. — Ausserdem desselben: L'Art harmonique au XIIe et XIIIe siècles. Ebend. 1865, XII u. 540 S. 4°.

34) Aperçus généraux sur les origines de la musique, son introduction dans l'église et ses phases diverses jusqu'au XVIe siècle inclusivement. Par *Jules Wiard.* (Extr. du Bulletin de l'Ac. Imp. de Lyon.) Lyon, Impr. Pinier 1885, 23 S. 8°.

Naumann[335]) die Musik in seinem ebenso anregenden als tief durchdachten Werke, auf dessen Fortsetzung man im höchsten Grade gespannt sein darf: es ist eine tiefsinnige und dabei detaillierte psychologisch-geschichtliche Grundlegung der musikalischen Aesthetik, ja aller musikalischen Theorie. Unmittelbarer die Litteraturgeschichte berührt durch die verbindende Betrachtung von Lied und Musik das eingehende Werk von *Schneider*[36]) mit natürlich bevorzugender Berücksichtigung Deutschlands.

Das Kirchenlied kann nicht anders als auf der Gränze des Poetischen und Musikalischen, natürlich unter dem freien Himmel des Glaubens gedacht werden und die rein philologische Liebhaberei für die Texte an und für sich sollte endlich aufhören. Selbst die schöne Abhandlung von *Daniel*[37]), welche aus dem Ocean der Ersch- und Gruberschen Encyclopädie in ein kleines Netz für uns vom Verfasser eingefangen worden ist, leidet unter der nicht gleichmässigen Berücksichtigung des Musikalischen. Lediglich den Texten haben in ihren, zum Teil wegen ihres speciell in das deutsche Sprachgebiet fallenden Inhalts erst späterhin zu erwähnenden Sammlungen *Ph. Wackernagel, Kehrein, Knapp*[38]) ihre Auf-

---

335) Die Tonkunst in der Culturgeschichte. Von *Emil Naumann.* Erster Bd. (Auch m. d. T.: Die Tonkunst in ihren Beziehungen zu den Formen und Entwickelungsgesetzen alles Geisteslebens.) Berlin, B. Behr 1869 (—70), 2 Bll. u. 772 S. gr. 8⁰. (n. $3^1/_3$ Thl.) Vgl. Allg. litt. Anz. 1870 Jan. No. 28 (Bd. 5 Heft 1) p. 58 f.; Mag. f. d. Litt. des Ausl. 1869 No. 48; Augsb. A. Z. 1869 No. 142; Saturday Review 1869, 17. Juli.

36) Das musikalische Lied in geschichtl. Entwickelung. Uebersichtlich und gemeinfasslich dargestellt von *K. E. Schneider.* 1. kantillirende Periode. — 2. kontrapunktliche oder mehrstimmige Periode. — 3. Periode: das strophische Stimmungslied. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1863—1865, XXIII u. 323; XV u. 515, VIII u. 370 S. gr. 8⁰. (8 Thl.) Vgl. Lit. Centralbl. 1866 No. 28 p. 761 f. — Vergl. noch desselben: Zur Periodisirung der Musikgeschichte. Ein Vortrag. Ebend. 1863, 63 S. gr. 8⁰. (10 Sgr.)

37) „Das Gesangbuch", zerstreute Blätter von Dr. *H. A. Daniel.* (Halle, Waisenhaus-Buchh. 1866, 8⁰.) p. 95—162.

38) Evangelischer Liederschatz für Kirche, Schule und Haus. Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christl. Jahrh. gesammelt u. nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet von *Albert Knapp.* 3. verm. u. verb. Aufl. Stuttgart, Cotta 1855, XXVIII u. 1379 S. gr. 8⁰. (4 fl. rh. = $2^1/_2$ Thl.)

merksamkeit zugewendet, neben denen noch die neue Ausgabe der Sammlung von Joh. Fr. Heinr. Schlosser aus dem J. 1863 genannt sein möge; gleichmässigere Rücksicht auf die Melodie haben *Koch*[339]) und noch mehr *Schletterer*[40]) genommen. Ganz populären Zwecken dient *Ungewitter*[41]).

Von den lyrischen Specialformen ist das Sonett mit besonderer Vorliebe betrachtet worden. Einen raschen Ueberblick gewährt das Programm von *Högelsbörger*[42]), eine ausführlichere Geschichte nebst reicher Beispielsammlung *Leigh Hunt* und *Lee*[43]): hier wird diese Kunstform auf Pier delle Vigne und Guittone d'Arezzo in Italien zurückgeführt, indess sie in England erst durch Sir Thomas Wyatt, welcher Petrarcha nachahmt, eingeführt wird. In Frankreich hat *Richaud*[44]) eine geschichtliche Skizze und *de Veyrières*[45]) eine

---

339) Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesangs der christl., insbesondre der deutschen evangel. Kirche von *Ed. Em. Koch*, Dekan. 3. umgearb., durchaus verm. Aufl. 1. Haupttheil. Bd. I—V. Stuttgart, Belser 1866—68, VIII u. 488, X u. 496, VIII u. 559, VIII u. 574, VIII u. 672 S. gr. 8⁰. (6 Thl. 9 Sgr.) Vgl. Lit. Centralbl. 1866 No. 46 p. 1181; Haucks Theol. Jahresbericht III (1867) p. 238 f.; 592 f. und IV (1868) p. 309 f.

40) Uebersichtliche Darstellung der Geschichte der kirchlichen Dichtung und geistlichen Musik von *H. M. Schletterer*. Nördlingen, Beck 1865, VIII u. 323 S. 8⁰. (1 Thlr. 5 Sgr.) Vgl. (Wiener) Allg. Lit.-Ztg. 1867 No. 27 p. 225; Lit. Centralbl. 1866 No. 45 p. 1156 f.; Augsb. Postzeitung 1866 Nr. 100; Simar in Reusch's Theol. Litteraturbl. 1866 No. 16 und Zimmermann's Theol. Lit.-Bl. 1866 No. 59 p. 355 f.

41) Kurzgefasste Geschichte des evangelischen Kirchengesanges, vorzugsweise des Chorals, von der Reformation bis auf unsere Zeiten. Ein Handbuch für Geistliche, Organisten und Lehrer von *Otto Ungewitter*. Königsberg, Theile 1867, XIV u. 128 S. 8⁰ mit Notenbeilagen (15 Sgr.).

42) Ueber das Sonett. Von *C. G. Högelsbörger*. Wien, (Progr. der Oberrealsch. Landstrasse) 1866, 21 S. 8⁰.

43) The book of the Sonnet. Edited by *Leigh Hunt* and *S. Adams Lee*. Two vols. Boston, Roberts 1867, XIV, 340 u. VI 343 S. 8⁰. Vgl. North American Review No. 215 (1867 Apr.) p. 626 f. und Mag. f. d. Lit. des Ausl. 1867 No. 34 p. 469 f. Die Geschichte des Sonetts auf den ersten 90 Seiten des ersten Bandes rührt von Leigh Hunt her.

44) Histoire du sonnet, sa grandeur et sa décadence. Entretien littéraire par *Richaud*. Cahors, Impr. Plantade 1867, 32 S. 8⁰.

45) Monographie du sonnet. Sonnetistes anciens et modernes, suivis de 80 sonnets. Par *A. de Veyrières*. Paris, Bachelin-Deflorenne 1869, 288 S. 18⁰.

eingehendere Charakteristik der Dichter nebst einer Auswahl geliefert. Als Ergänzung dieser letzteren mag auch hier schon die Kleinigkeit von dem Veroneser *Vannozzo*[346]) erwähnt sein. — Auf das ausgesucht tändelnde und langweilige Madrigal hat *Schmidt*[47]) einen Blick geworfen.

Endlich sei noch, als auf der Gränze des Lyrischen und des Prosaischlehrhaften stehend, die Satire erwähnt, mit deren Berechtigung sich ein ungenannter Engländer[48]) beschäftigt und die er sogar bei heiligen Dingen zulassen will; *Thiemann*[49]) hat die Entwicklung einer besonderen Art derselben untersucht, wobei gerade die italiänische, französische und englische Litteratur hätte berücksichtigt werden müssen.

c. Das Drama.

Wegen seiner Wirkung jedesmal auf grössere Kreise, wegen seines Zusammenhanges mit den Interessen derselben und wegen der Notwendigkeit, immer äussere Darstellungsmittel in Anwendung bringen zu müssen, hat das Drama mannigfache theoretische, praktische und historische Behandlung erfahren. Die aesthetischen Grundprincipien stehen hier seit länger fest als bei irgend einer andern Poesiegattung und *Lotze*[50]) hatte keine bedeutenden Wandlungen derselben zu verzeichnen. Indess *Weitzel*[51]) von einer allgemeinen Erörterung des Kunststils ausgeht, um Stellung und Gliederung des Dramas darzulegen, hat der ausgezeichnete dramatische Dichter, Forscher und Kritiker *Klein*[52]) begonnen, ein gross-

346) Due sonetti del 1387. Opuscolo di *F. di Vannozzo.* Padova, Prosperini 1867, 6 S. 8⁰. — Vgl. mein Jahrbuch I p. 265 Nr. 424.

47) Das Madrigal. Von *A. Schmidt*, Recensionen u. Mitthl. über Theater u. Musik 1865 No. 44—45.

48) On Satire, Victoria Magazine 1865 July, Art. 1.

49) Ueber die Bedeutung und Aufgabe der politischen Satire, mit Rücksicht auf die altklassische u. deutsche Litteratur. Vom ord. Lehrer Dr. *Thiemann.* Landshut (Programm der Realschule) 1867, 24 S. 4⁰. Vgl. kurz Herrigs Archiv f. d. Stud. der neueren Spr. XLII (1868) p. 469 f.

50) Geschichte der Aesthetik in Deutschland. Von *Hermann Lotze*, (München, Cotta 1868 gr. 8⁰.) p. 663—672.

51) Der Kunststil und seine Hauptformen mit besonderer Beziehung auf die dramatische Kunst. Eine kunstwissenschaftliche Studie von Dr. *Carl Weitzel.* Stuttgart, Ebner 1866, VIII u. 198 S. gr. 8⁰. (1 Thl.)

52) Geschichte des Drama's von *J. L. Klein.* I. II. (A. m. d. T.:

artiges Bild seiner ganzen geschichtlichen Entwickelung zu entwerfen. Ursprünglich war dies Werk auf zwei Bände berechnet, dann als allein das antike Drama bereits diesen Raum eingenommen hatte der Plan auf die doppelte Bandzal ausgedehnt worden: jetzt wünschen wir uns aufrichtig Glück, dass die riesenhafte Arbeitskraft des Verfassers sich nicht mit dem Achtfachen des anfänglich beabsichtigten Umfanges wird begnügen können, denn in den bis Ende des Jahres 1869 erschienenen stattlichen acht Bänden, welche von 500 bis über 900 Grossoctav-Seiten zälen, sind die bedeutendsten dramatischen Litteraturen des modernen Europa noch nicht zur Behandlung gekommen. Aber noch mehr als die Massenhaftigkeit der Arbeit muss die Unmittelbarkeit und Sorgfalt der Untersuchung unser Staunen erregen. Denn nur auf dem bunten und schwer zugänglichen Gebiete des Orientalischen entnimmt Klein seine Kenntniss Uebersetzungen, welche immer als Quellen zweiter Classe gelten müssen; aber sonst überall (mit Ausnahme vielleicht des noch nicht in Frage gekommenen Slavischen) ist er mit den Cultursprachen und Litteraturen merkwürdig vertraut: er kennt Aeschylos und Aristophanes so gut aus dem Urtext wie Machiavelli und Goldoni. Was eine streng philologische Natur indess hier an Ruhe und Präcision der Forschung vermissen sollte, ersetzt er reichlich durch zwei Vorzüge, welche wir Philologen ausserordentlich selten besitzen und die hier nicht fehlen durften: durch ein merkwürdig feines Verständniss der Seelenzustände der Völker, in welchen

Geschichte des griechischen u. römischen Drama's Bd. 1. 2.) III. (m. d. T.: Geschichte des aussereuropäischen Drama's u. der lateinischen Schauspiele nach Chr. bis Ende des 10. Jahrh.) IV. V. VI, 1. 2. VII. (m. d. T.: Gesch. des italienischen Drama's Bd. 1—3 Abth. 1. 2. Bd. 4.) Leipzig, T. O. Weigel 1865—1869, IX u. 520; III u. 706; IX u. 765; IV u. 926; V u. 761, XXXI u. 778, V u. 627, V u. 747 S. gr. 8°. (n. 31 Thl. 24 Sgr.) Vgl. über die einzelnen Bände Ed. Munk im Mag. f. d. Litt. des Ausl. 1866 Nr. 5 p. 87 f. (vorher schon dasselbe Blatt 1865 No. 26 p. 351 f.); „Litterarische Briefe" Augsb. Allg. Ztg. 1866 Nr. 142—144 Beilage; ebend.: 1869 No. 187 u. 188 Beilage; Lit. Centralbl. 1869 No. 21 p. 618 f.; Voss. Zeit. 1865 Apr. 9 No. 85 Beilage 1, und Aug. 6 No. 182 Beilage 1; Bratranek in Oesterreich. Wochenschrift V (1865) Nr. 13 p. 405—408; Gottschall in Bll. f. lit. Unterh. 1865 Nr. 36—37, 1866 Nr. 8—9, 1870 Nr. 15—17.

Dramen produciert werden, und durch eine Virtuosität in der vergleichenden Kritik der einzelnen Dramen, wobei ihm eine umfassende theoretische Kenntniss und die reichste praktische Erfahrung das vielseitigste Material zuführen. Diese Fülle an Stoffen und Combinationen macht die Darstellung zu der interessantesten, wie wir sie nur bei irgend einem Fundamentalwerke der historischen Wissenschaft in einer europäischen Litteratur finden, anregend für den Fachmann, fesselnd für den Gebildeten, aber bisweilen hemmend für den einfachen Leser. Und hierzu kommt noch etwas, was dem weniger ernst eindringenden Benutzer des Werkes störend erscheinen kann: es steckt ein Jean Paul grossen Stils in diesem Litterarhistoriker, dem sein überquellender Witz und seine reiche Combinationsgabe keine Ruhe lassen; seine schneidenden Worte und blitzenden Gedanken müssen herausfahren, sei es dass ein grosses Zeitereigniss ihn während des Schreibens berührt, oder dass ein satirisches Drama der Vergangenheit seinen Unwillen gegen einen verderblichen Irrtum der Gegenwart aufstachelt, oder dass ihn die Beschränktheit eines Zunftphilologen oder der Eigendünkel eines sogenannten Litterarhistorikers beleidigt und Anderes mehr. Aber bei dem auf den vollen Ernst der Kunst und des Sittlichen gerichteten einheitlichen Geiste, welcher das Ganze zusammenhält, übersehen wir mit pflichtmässiger Nachsicht solche ableitenden Excurse und Zwischenbemerkungen: diese Witz- und Phantasie-Orchideen berühren den kernigen Stamm des Ganzen nicht. Von den vorliegenden acht Bänden behandeln die beiden ersten das griechisch-römische Drama, der dritte das aussereuropäische Drama und die lateinischen Schauspiele n. Chr. bis zum Ende des zehnten Jahrhunderts, der vierte bis siebente (der sechste zerfällt in zwei Abtheilungen) das italiänische Drama. Ueberall begegnen wir bei Klein einer sehr entschiedenen Selbständigkeit der Auffassung, so wenn er den Philoktet für Sophokles' Meisterstück, für das beste Charakterstück des attischen Theaters erklärt; einem eindringenden psychologischen Scharfsinn, z. B. wenn er in Indien die Einwirkung des Buddhismus auf die Herausbildung des Begriffs des Tragischen und des Komischen herausfindet; einem tiefen sittlichen Ernste, der ihn auch Machiavelli in seiner zweideutigen Rolle als Komödiendichter würdigen lehrt; einer gründlichen Er-

forschung der Wechselwirkungen der Litteraturen, bei welcher sich Shakspere als gründlicher Kenner und unbedenklicher Benutzer der italiänischen Litteratur ergibt, viel mehr als man nach Tschischwitz's letzten Bemerkungen glauben konnte annehmen zu dürfen. Der Nachweis dieser Einwirkungen des italiänischen Theaters (nicht allein der Novellistik) auf den britischen Dramatiker bildet überhaupt den Glanzpunkt der hier gegebenen Geschichte des italiänischen Dramas, welche für Jahre als eine erschöpfende gelten kann. Es wird ein reicher Segen für die Litteraturgeschichte sein, wenn es dem Verfasser und dem Verleger vergönnt ist, das gigantische Werk in seiner sorgfältigen und doch geistvoll belebten Ausführlichkeit besonders auch für das englische und spanische Theater fortzusetzen, zumal da auf eine ebenso selbständige als tiefsinnige Auffassung dieser beiden letzteren Poesiephasen zalreiche vergleichende Bemerkungen in den bisher erschienen Bänden hindeuten.

Neben diesem Riesenwerke verdient das glatte, ziemlich unselbständige und nur durch Lesbarkeit sich empfehlende Werk *Royer's*[353]) kaum eine besondere Anerkennung, und es ist kein Nachteil für die Wissenschaft, dass von den in Aussicht genommenen fünf Bänden nur zwei erschienen sind.

Für weitere Kreise und vielleicht für manchen vereinsamten Litteraturforscher bietet die rasch fortgeschrittene Stuttgarter Theater-Bibliothek[54]) bequeme Gelegenheit zu unmittelbarer Kenntnissnahme. Der Plan, dramatische Denkmäler aller Nationen hier zu sammeln (die ausserdeutschen in Uebersetzungen) wird ziemlich treu festgehalten; die bis jetzt erschienen 64 Bändchen enthalten Stücke von Sophokles, Euripides und Terenz; von Gozzi und Goldoni, Calderon und Moreto; von Molière, Voltaire, Beaumarchais und Mercier; von Shakspere, Sheridan und Cumberland, von Holberg und Oehlenschläger; aus der deutschen Litteratur ausser Lessing, Goethe und Schiller Stücke von Babo, Iffland, Th. Körner,

---

[353]) Histoire universelle du théâtre. Par *Alphonse Royer*. T. I—II. Paris, Franck 1869, 470 u. 522 S. gr. 8⁰. (15 Fr.) Vgl. Grenzboten 1869 No. 30 p. 151—160 und Mag. f. d. Lit. des Ausl. 1869 No. 15 p. 219 f.

[54]) Classische Theater-Bibliothek aller Nationen. Bd. 1—64. Stuttgart, Exped. der Freya (nachher Hoffmann) 1867—69, gr. 16⁰. (à 3 Sgr.)

Kotzebue, Leisewitz, Müllner, F. Raimund, Schröder, Z. Werner, Ziegler und Zschokke.

Auch einzelne Phasen und Epochen der Entwicklung des Drama's sind speciell behandelt worden. *Magnin's*[355]) Werk vom J. 1838 hätte mehr verdient als eine Erneuerung des Titels: kein anderer Franzose hat mit gleicher Sorgfalt die Anfänge des Theaters untersucht. Nach dem bekannten Werke des jenaischen Kirchenhistorikers Karl Hase hat *Réville*[56]) einen sehr geschickten Ueberblick des geistlichen Schauspiels gegeben, das endlich einmal aus den Quellen und im Zusammenhange untersucht werden müsste: *Sepet*[57]) gibt einige gute Notizen, *Reidt*[58]) für Deutschland eine lesbare Zusammenstellung. Bei der Behandlung dieser Poesie-Entwicklung dürfen kaum die Nationalitäten getrennt werden, da über ihnen als bindende Macht die einheitliche Kirche steht. Darum erwähne ich hier, obgleich speciell auf Luzern bezüglich, die höchst wertvollen Mittheilungen *Leibings*[59]), der endlich die dramaturgische und scenische Lücke unserer Kenntniss glücklich ausfüllt, und das Programm von *Drosihn*[60]). Zum Teil denselben Weg wird die dramatische Kunst auch noch in modernen Zeiten durch die geschickte Hand der Jesuiten geführt, über welche *Weller*[61]) reichliche bibliographische Zusammenstellungen gibt.

---

355) Les origines du théâtre antique et du théâtre moderne, ou Histoire du génie dramatique depuis le Ier jusqu'au XVIe siècle par *Charles Magnin*. Paris, A. Eudes 1868, XXXII u. 530 S. 8°. (3 fr. 50 c.)

56) Le drame religieux du moyen âge jusqu'à nos jours. Par *Albert Réville*, Revue des deux mondes T. LXXVI livr. 1 (1er juillet 1868) p. 84—119.

57) Les prophéties du Christ. Études sur les origines du théâtre au moyen âge. Par *Sepet*, Bibliothèque de l'École des Chartes XXVIII (1867) p. 19 ff., XXIX (1868) p. 105 ff.

58) Das geistliche Schauspiel des Mittelalters in Deutschland. Von *Heinr. Reidt*. Frankfurt a. M. 1868, VII u. 175 S. gr. 8°. (n. 24 Sgr.) Vgl. Lindemann in Reusch's Theol. Lit.-Bl. 1868 No. 22; H. Rückert in Bll. f. lit. Unterh. 1869 No. 20 p. 315 f. und Lit. Centralbl. 1869 No. 6 p. 148 f.

59) Die Inscenirung des zweitägigen Luzerner Osterspieles vom J. 1583 durch Renwart Cysat. Nach den handschriftl. Papieren Cysat's auf der Bürgerbibliothek zu Luzern dargestellt von Dr. *Franz Leibing*. Elberfeld (Friderichs) 1869, 22 S. gr. 4°. Mit 2 lith. Taff. (n.n. 20 Sgr.)

60) Ueber das Redentiner Osterspiel. Von *Drosihn*. Neustettin (Gymn.-Progr.) 1866, 36 S. 4°.

61) Die Leistungen der Jesuiten auf dem Gebiete der dramatischen

Eine Fundgrube für Theatergeschichte, sowol nach der biographischen als nach der bibliographischen Seite hin scheint das von *J. Goisset*[362]) unternommene allgemeine Theaterlexikon werden zu wollen; doch habe ich von den beabsichsichtigten 150 Lieferungen nichts weiter gesehen.

Die einzelnen Gattungen der dramatischen Dichtung sind teils aesthetisch, teils geschichtlich betrachtet worden. Für die Tragödie gehen die kunstphilosophischen Ueberlieferungen sehr weit zurück: es ist ein Verdienst des jüngern *Trendelenburg*[63]), ihnen bei den altgriechischen Grammatikern nachgegangen zu sein, wodurch Aristoteles' selbständige Energie nur noch klarer hervortritt. Was seine fragmentarische Poetik an neueren Deutungen erfahren hat, wird sich weiterhin bei der Betrachtung der griechischen Litteratur herausstellen: in dem gegenwärtigen Zusammenhange ist nur an den neu erregten Streit über die Katharsis zu erinnern und vorläufig auf die Untersuchungen von *Teichmüller*[64]) und *Zillgenz*[65]) aufmerksam zu machen. Der erstere hat im Ver-

---

Kunst. Bibliographish dargestellt von *Emil Weller* (Forts.), Serapeum 1864 No. 11 p. 174—176, No. 11 p. 190—192, No. 13 p. 204-208, No. 14 p. 220—224, No. 15 p. 235—240, No. 16 p. 251—256, No. 17 p. 272, No. 18 p. 286—288, No. 19 p. 302—304, No. 20 p. 320, No. 21 p. 333—336, No. 22 p. 352, No. 23 p. 367 f., No. 24 p. 384; 1865 Nr. 1 p. 12—16, Nr. 2 p. 31 f., No. 3 p. 47 f., No. 4 p. 62—64, No. 5 p. 76—80, No. 6 p. 76—80, No. 7 p. 110 f., No. 8 p. 127 f., No. 9 p. 143 f., No. 10 p. 159 f., No. 11 p. 174 f., No. 12 p. 191 f., No. 13 p. 208, No. 14 p. 223 f., No. 15 p. 239 f., No. 16 p. 255 f., No. 17 p. 270 f., No. 18 p. 284--288, No. 19 p. 301 f., No. 20 p. 318 f., No. 21 p. 334 f, No. 22 p. 349—352, No. 23 p. 366 f., No. 24 p. 383 f.; 1866 No. 1 p. 12—16, No. 2 p. 28—32, No. 3 p. 46 f., No. 4 p. 63 f., No. 5 p. 78 f., No. 6 p. 95 f., No. 7 p. 110 f., No. 8 p. 126 f., No. 9 p. 143 f., No. 10 p. 160, No. 11 p. 174 f., No. 12 p. 191 f., No. 13 p. 205—208, No. 14 p. 223 f., No. 15 p. 240, No. 17 p. 271 f., No. 18 p. 288 (Schluss). Vgl. schon mein Jahrbuch I p. 209 No. 47.

[362]) Vgl. Revue critique d'hist. et de litt. 1867 No. 40 p. 223 f.

[63]) Grammaticorum graecorum de arte tragica iudiciorum reliquiae scr. *Adolph Trendelenburg*. Bonn, Marcus 1867, III u. 152 S. gr. 8°. (n. 25 Sgr.) Vgl. Revue critique d'hist. et de litt. 1868 No. 32.

[64]) Aristoteles Philosophie der Kunst, erklärt von *Gustav Teichmüller*. (Aristotelische Forschungen. II.) Halle, G. E. Barthel 1869, XVI u. 464 S. 8°. (n. 3 Thl.)

[65]) Aristoteles und das deutsche Drama von Dr. *Gerhard Zillgens*. Eine gekrönte Preisschrift. Würzburg, A. Stuber 1865, VII und 155 S.

folg seiner aristotelischen Forschungen mit philologischer Sorgfalt und philosophischem Scharfsinn das allgemeine System der Kunstphilosophie des Stagiriten so trefflich zur Darstellung gebracht, dass keine poetisch-ästhetische noch poesie-historische Untersuchung an diesem Werke vorbeigehen darf. Obgleich die Poetik selbst der Entwicklung der besonderen Kunstlehre vorbehalten bleibt, so sind doch schon in diesem allgemeinen Theile verschiedene grade für das Drama wichtige Begriffe in gründlichster Weise erörtert worden, wie das Erhabene, das Anmutige, das Wahrscheinliche, das Schicksal. Eine interessante geschichtliche Betrachtung, an welche noch einmal beim deutschen Drama erinnert werden muss, hat der an zweiter Stelle genannte *Zillgenz* angestellt; hier kann nur der Wunsch ausgesprochen werden, dass man eine ähnliche Untersuchung über das Verhältniss der französischen Tragödie zu Aristoteles erhalte, worüber mehr allgemein geredet als im Detail geforscht worden ist. Die moderne Weltanschauung wird den antiken Begriff des Tragischen kaum erheblich modificieren und die jüngsten Auseinandersetzungen *Glagau's*[366]), besonders die *Jung's*[67]) hätten ohne Schaden sich nach Lessings Vorgange noch enger an Aristoteles Theorie anschliessen können. Mehr praktischer oder doch empirischer Natur sind *Sandbank's*[68]) Betrachtungen. Ausserordentlich lehrreich für die psychologischen Motive der Tragödie und ihre charakteristische Darstellung sind die Vorlesungen *Saint-Marc Girardin's*[69]), von denen wir Fortsetzungen erhalten haben: diese letzteren beschäftigen sich mit den reichen Capiteln der Liebe und der Eifersucht. Man bewundert auch hier wieder die

---

gr. 8°. (n. 24 Sgr.) Vgl. Ed. Müller (in Liegnitz) in Neuen Jahrbb. f. Philol. CI (1870) p. 93—124, 249—281, 393—416.

366) Ueber das Wesen der Tragödie. Von *Otto Glagau*, Der Gedanke V (1864) Heft 1 p. 30—54.

67) Ueber den Begriff des Tragischen. Vom ord. Lehrer Dr. *Arthur Jung*. Inowraclaw (Progr. des Gymn.) 1866, 14 S. 4°.

68) Ueber Leidenschaft und Versöhnung in der Tragödie. Von *Heinr. Sandbank*. (Aus der Neuen Allg. Zeitschr. f. Theater u. Musik) Leipzig, Rhode 1867, 30 S. gr. 16°. (n. 8 Sgr.)

69) Cours de littérature dramatique ou de l'usage des passions dans le drame. Par *Saint-Marc Girardin*. T. 4—5. Paris, Charpentier 1865—68, 486 u. 516 S. gr. 18°-jésus. (à 3 fr. 50 c.) Von den ersten drei Bänden sind wiederholte neue Auflagen erschienen.

Vielseitigkeit der Litteraturkenntniss und die Feinheit der Auffassung, in welchen beiden Stücken der Verfasser seit lange an Villemain erinnert hat. Mehr gerechten Sinn für die wirkliche Bedeutung des Französischen möchte man der im Uebrigen beachtenswerten Abhandlung von *Gervais*[370]) wünschen, welche sonst vorurteilslos genug ist, Gottscheds Verdienste um das deutsche Theater anzuerkennen und hervorzuheben: die Irrtümer der klassischen französischen Tragödie werden mit unerbittlicher Schonungslosigkeit aufgedeckt und exemplificiert. Von zwei grossen Arten des ernsten Dramas haben *Perels*[71]) und *Joseph Mazzini*[72]) gehandelt: jener mit bewundernswürdigem Lakonismuss auf fünf Seiten von der Schicksalstragödie seit Aeschylos bis auf Müllner, dieser mit eindringlicher Frische über das historische Schauspiel und Verwandtes.

Auch die Komödie ist näher untersucht worden. Das Werk *Du Mérils*[73]) liegt in einer neuen Ausgabe vor und behandelt in der bei diesem universell gebildeten Franzosen seit lange bekannten Belesenheit und mit dem nationalen Gruppierungsgeschick zunächst die Geschichte der alten Komödie, im ersten Bande nach den Anfängen die der Chinesen, Hindus und der Griechen, welche letztere im zweiten Bande fortgesetzt wird, der ausserdem das italische und römische Lustspiel enthält. Anhänge beider Bände geben zum Theil sehr interessante Mitteilungen über Einzelheiten des Theaterwesens, wie die Thymele, die Dreizahl der Schauspieler, die

---

[70] Die antike und die klassisch-französische Tragödie. Beider Auffassung von Gottsched und seinen Schülern. Von Dr. *Ed. Gervais*. Progr. des Gymn. zu Hohenstein. Allenstein, Druck von Harich 1864. 48 S. 4°.

[71] Die Schicksals-Tragödien. Von *Martin Perels*, in seiner Deutschen Schaubühne VI (1865) Heft 9 p. 41—45.

[72] Life and writings. Vol. II. Critical and literary (London, Smith & Elder 1865).

[73] Histoire de la comédie par *Édelestand du Méril*. Période primitive. Comédie des peuples sauvages—Théâtre asiatique—Origines de la comédie grecque. Paris (Leipzig, Franck) 1864. IV u. 488 S. 8°. (7 fr.) Nachher um einen zweiten Band vermehrt unter dem einfachen Titel: Histoire de la Comédie ancienne par *Ed. du Méril*. I. II. Paris, Didier et Co. 1869. IV u. 489. XII u. 459 S. gr. 8. Vgl. über den ersten Band nach der Ausgabe von 1864 Lit. Centralbl. 1865 Nr. 6 p. 147 f; Fr. Liebrecht in Gött. gel. Anz. 1865 St 9 p. 330—341.

Actteilung, die Sprache der Atellanen, u. s. w.; ausführlich wird die macaronische Poesie besprochen, soweit sie in den Kreis des Dramatischen fällt. Der Druck einer Geschichte der mittelalterlichen Komödie von demselben Verfasser hat bereits begonnen. Daneben hat ein anderer Franzose ganz kurz einen der jüngsten Ausläufer des Lustspiels skizziert.[374])

Dem Ernste und der natürlichen Wahrhaftigkeit der ächten tragischen wie komischen Dramendichtung drohen die modernen Wendungen zum Raffinement, zur äusserlichen Pracht und zu lose zusammengereihten Ueberraschungen erheblichen Eintrag zu thun; teils rügend teils sich rühmend berichten davon *Samson*[75]), *Gerber*[76]), *Boborykine*[77]). Frankreich hat das bedenkliche Verdienst, hierin wie in allen Modesachen die Bahn gebrochen zu haben, Deutschland den schlechten Ruhm Nachahmer zu sein. Man glaubt die Stimme eines untergegangenen Geschlechts nachhallend zu vernehmen, wenn man die ernst gemeinten, meist recht doctrinär angethanen dramaturgischen Erörterungen *Rötscher's*[78]) liest, der noch vor seinem Tode eine neue Titelausgabe seiner dramaturgischen Blätter veranstaltet hat.

Aber innerhalb der ernst denkenden Kenner und Liebhaber der dramatischen Dichtung und Kunst drohen Conflicte. Die andächtige Bewunderung Shakspere's hatte Rümelin unerwartet gestört; mit reicheren historischen und kritischen Waffen, wenn auch nicht mit gleichem praktischen Scharfblick tritt jetzt *Humbert*[79]) in die Schranken, um die Fes-

[374]) Proverbe et Comédie. Par *Martial Paland.* Paris, Dentu 1865, 28 S. 8⁰. (1 fr.)

[75]) L'art théâtral par *Samson* de la Comédie Française. Orné de portr. photogr. Partie 2. Paris, Dentu 1865, 216 S. 8⁰. (10 fr.)

[76]) Das Schaugepränge der modernen u. der antiken Bühne. Von *E. Gerber*, Dramaturgische Blätter von Rötscher II (Dresden 1865, 4⁰) p. 40–45.

[77]) Phénomènes du drame moderne par *Pierre Boborykine.* (Extr. de la Philosophie positive 1868, juillet et août). Versailles, Impr. Cerf 1868, 21 S. 8⁰.

[78]) Dramaturgische Probleme, Entwickelungen und Kritiken zur Förderung und Belehrung dramatischer Dichter und darstellender Künstler. Von Dr. *H. Th. Rötscher.* Dresden, Meinhold 1865, 258 S. 4⁰ (m. einem Portrait).

[79]) Molière, Shakspeare und die deutsche Kritik. Von Dr. *C. Humbert.* Leipzig, Teubner 1869, XX u. 511 S. gr. 8⁰. (n. 3 Thl.) Vgl. A. A.

seln einer starren litterarischen Orthodoxie zu Gunsten gerechter Einsicht zu brechen. Den Mittelpunkt seiner lehrreichen Erörterung bildet die vollständig entgegengesetzte Beurteilung, welche in Deutschland Molière und Shakspere gegenwärtig erfahren. Vordem und schon als der Dichter noch lebte, hatte Molière reichliche Anerkennung in Deutschland gefunden und bedeutenden Einfluss auf das deutsche Theater ausgeübt; aber wenn auch Goethe und andere grosse Dichter und Kritiker diesen Standpunkt gerechter Würdigung des französischen Komikers festhielten, so setzte sich dennoch durch den gesteigerten Shakspere-Cultus, durch die heillose Kritik, welche A. W. v. Schlegel an dem Franzosen übte, in den ästhetischen, litterarischen und dramatischen Kreisen Deutschlands die Verurteilung Molière's wie eine dogmatische Tradition fest. Humbert ist kenntnissreich und kühn genug, sie brechen zu wollen, und entscheidet damit nicht eine einfache litterarhistorische Frage, sondern ein Princip der dramatischen Kunst. Seine Kritik, welche mit aller Schärfe gegen die Schwächen der Shakspere'schen Komik gerichtet ist, schiesst bisweilen in ungestümer Weise über das Ziel hinaus, muss aber notwendig den Shakspere-Enthusiasten zur Besinnung rufen, dass er nicht überall die Momente dramatischer Grösse, durch deren angeblich durchgängigen Mangel Molière sich selbst degradiere, bei dem britischen Dichter finde: am unerbittlichsten und zugleich sehr eingehend wendet sich Humbert gegen den Sommernachtstraum, in welchem man nicht mehr versuchen sollte ein tiefsinnig gegliedertes phantastisches Lustspiel mit geheimnissvoller Charakteristik zu finden, sondern ein tolles, übertreibendes Festspiel ohne alle Consequenz der Handlung und der Charaktere aber voll von opernhafter Ungeniertheit sehen muss. Es ist ein Act historischer Rechtfertigung, wenn der Verfasser nachweist, dass insonderheit Engländer gar kein Bedenken tragen, Molière den Komiker und Shakspere den Tragiker auf eine Linie zu stellen. Voraussichtlich wird das Leben Molière's, welches Paul Lindau in Aussicht gestellt hat und nach welchem Humbert durch Mitteilungen aus der Elberfelder Zeitung neues Verlangen

Ztg. 1869 No. 230, Wiener Allg. Lit.-Ztg. 1869 No. 44 p. 348; Bll. für lit. Unterh. 1869 No. 43; Mag. f. d. Lit. des Ausl. 1869 No. 47 p. 692 f.; Revue critique d'hist. et de litt. 1870 No. 1.

weckt, durch die hinreichend beglaubigte Kenntniss wie durch den reichen Geist dieses Verfassers einst noch mehr dazu beitragen, die deutsche Kritik von ihrer gewissermassen durch nationale Blutsverwandtschaft mitbedingten einseitigen Zuneigung zu Shakspere etwas zu befreien und universeller gerecht auch gegen den Franzosen zu stimmen.

3. Die Prosa.

Die Bestimmtheit der poetischen Form ladet sehr natürlich zu theoretischer, der allgemeine ideale Inhalt zu geschichtlicher Betrachtung ein: keiner dieser Vorteile kommt der Prosa und ihren einzelnen Gattungen in gleichem Masse zu gut. Der Stoff und das leicht wechselnde Interesse an ihm überwiegt hier. Zwar ist Princip und Charakter der Prosa in den allgemeinsten Beziehungen auch bei den bereits oben erwähnten Erörterungen über das Wesen der Poesie zur Sprache gebracht, aber in seiner Besonderheit untersucht nur *Scheele*[380]) in einem Programm den Begriff der Prosa, natürlich auch in dem charakteristischen Gegensatze zur Poesie: hierbei ist besonders interessant der Uebergang von der epischen Dichtung in die Geschichtschreibung hervorgehoben. Die Geschichtschreibung, so sehr sie zu einer genetischen Betrachtung lockt, ist ihrem allgemeinen Wesen nach hauptsächlich nur in den theoretischen Werken, deren ich bereits oben (I S. 518 f.) gedacht habe, untersucht worden; hier habe ich als Specialität nur den sinnigen jedoch nicht ganz tendenzlosen Vortrag von *Herbst*[81]) über die Anfänge der griechischen und christlichen Biographie hervorzuheben. Zalreichere Schriften beschäftigen sich mit der Beredtsamkeit. Aus Frankreich erhielten wir die Skizze von *Benloew*[82]) und in neuer Ausgabe das verbreitete Handbuch *Henry's*[83]); die

380) Der Begriff der Prosa. Vom Rector Dr. *Scheele*. Merseburg (Progr. des Domgymn.) 1865, 10 S. 4⁰. Vgl. Herrigs Archiv XXXIX (1866) Heft I p. 118 f.

81) Vorträge für das gebildete Publikum. 4. Sammlung (Elberfeld, Friderichs 1867 gr. 8⁰) No. 9.

82) Des âges de l'éloquence par *L. Benloew*. Dijon, Impr. Jobard 1867, 35 S. 8⁰.

83) Précis de l'histoire de l'éloquence avec des jugements critiques sur les plus célèbres orateurs par l'abbé *A. Henry*. 6e édition. Mirecourt, Humbert 1865, VI u. 348 S. 8⁰.

Theorien der Alten hat *Volkmann*[84]) mit vollständiger Systematik, und mit Beschränkung auf die Disposition ***Roessler***[85]) zusammengestellt. An eine anziehende Parallele des Antiken und Modernen erinnert der schöne Vortrag von *Klix*[86]), der zwei mächtige alte Redner in Untergangsmomenten ihrer principiell unterschiedenen Nationalitäten vergleicht. Endlich sehr charakteristisch spricht ein Italiäner[87]) von der rhetorischen Improvisation und ein bewährter Franzose[88]) von der Bedeutung der Freiheit für die Beredtsamkeit.

Mit einer reicheren Litteratur ist Theorie und Geschichte der Philosophie vertreten, welche wegen des allgemeinen Werts ihrer Ideen niemals aus der selbst nur sogenannten Litteraturgeschichte verwiesen werden durfte. In schönen Worten hat *Naville*[89]) den Zusammenhang der Ethik mit der Idee der Philosophie hervorgehoben: ein Gesichtspunkt von weittragender Bedeutung. Das Gefühl für die Bedeutung der Philosophie wurzelt trotz alles Materialismus der Gegenwart in den weitesten Kreisen, welche begierig nach Compendien ihrer Geschichte langen: *Schwegler's*[90]) immer wieder aufgelegter Grundriss findet in England[91]) wachsende Ver-

---

[84]) Hermagoras oder Elemente der Rhetorik von Dr. *Richard Volkmann.* Stettin, von der Nahmer 1865, VIII u. 358 S. gr. 8°. (n. $1^2/_3$ Thl.) Vgl. L. Kayser in Jahrbb. f. Philol. u. Paedag. Bd. 93 (1866) p. 837—851; C. Roessler in Zeitschr. f. d. Gymnasialw. N. F. I, 4 (1867 Apr.) p. 298 f. und Nötel ebend. p. 301 f.; Lit. Centralbl. 1867 No. 13 p. 355 f.

[85]) Rhetorum antiquorum de dispositione doctrina. Scr. ***C. Roessler.*** Bautzen (Gymn.-Progr.) 1866, 4°.

[86]) Vorträge für das gebildete Publikum. 4. Sammlung (Elberfeld, Friderichs 1867 gr. 8°) No. 3.

[87]) Sulla eloquenza estemporanea. Memoria del dott. ***Girol. Venanzio,*** Memorie dell' Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti. Vol. XII (1864 gr. 4°) p. 115—126.

[88]) L'éloquence et la liberté. Par *Émile Burnouf,* Revue des deux mondes T. 66 (1866) p. 624—542.

[89]) De l'influence des études morales sur l'idée de la philosophie. Mémoire par *Ernest Naville.* (Extr. du compte rendu de l'Acad. des sciences, morales et politiques.) Orléans, Impr. Colas 1867, 28 S. 8°.

[90]) Geschichte der Philosophie im Umriss. Ein Leitfaden zur Uebersicht. Von *A. Schwegler.* 6. Aufl. Stuttgart, Franckh 1868, VI u. 302 S. gr. 8°. (1 Thl. 6 Sgr.)

[91]) A history of philosophy in epitome. By Dr. ***Alb. Schwegler.***

breitung, das in dem ebenfalls neu gedruckten Werke von *Lewes*[392]) eine geschickte biographische, in Comte gipfelnde Darstellung der Philosophiegeschichte besitzt. In Deutschland hat unter den neuesten derartigen Werken das von *Ueberweg*[93]), der kürzlich (am 9. Juni 1871) durch den Tod der Wissenschaft entrissen worden ist, den raschesten Eingang gefunden: es empfiehlt sich durch sorgfältige Sammlung und geschickte Gruppierung des Stoffes, wie durch eine fast pädagogisch lehrhafte Skizzierung der Systeme in ausserordentlichem Grade; der Grundmangel des Werkes, das Fehlen einer das Ganze energisch durchdringenden einheitlichen Idee erhöht seine praktische Handlichkeit für den Durchschnitt der Lernenden.

Einen wirklichen Mittelpunkt für den geschichtlichen Stoff haben in verschiedener Weise *Michelis*[94]) und *Erd-*

Translated from the original German by *J. H. Seelcye.* 3rd edition. New-York 1864, XIV u. 365 S. 8°. (cloth 7 sh. 6 d.)

[392]) The history of philosophy from Thales to Comte. By *George Henry Lewes.* 3rd ed. Vol. I. II. London, Longmans 1867, CXXV u. 1070 S. gr. 8°. (30 sh.) Vgl. Westminster Review N. S. No. 64 (1867 Oct.) p. 544 f. und Contemporary Review Vol. 5 No. 20 (1867 Aug.) p. 516 f.

[93]) Grundriss der Geschichte der Philosophie von Thales bis auf die Gegenwart. Von *Fr. Ueberweg.* Th. I. Auch m. d. T. Grundriss der Gesch. der Philos. des Alterthums. 3. bericht. u. ergänzte u. mit einem Philosophen- und Litteratoren-Register versehene Aufl. Berlin, Mittler u. Sohn 1867, XI u. 298 S. gr. 8°. (n. 1 Thl. 16 Sgr.) Desselben 2. Theil. Auch m. d. T.: Grundriss der Gesch. der Philosoph. der patrist. u. scholast. Zeit. 3., verb. u. mit einem Philosophen und Litteratoren-Register vermehrte Aufl. Ebend. 1868, VIII u. 256 S. gr. 8°. (n. 1 Thl. 12 Sgr.) Und: 3. Theil. Auch m. d. T.: Grundriss der Gesch. der Philos. der Neuzeit von dem Aufblühn der Alterthumsstudien bis auf die Gegenwart. 2. bericht. und ergänzte u. mit einem Philosophen- u. Litteratoren-Register versehene Aufl. Ebend. 1868, X u. 361 S. gr. 8°. (n. 1 Thl. 26 Sgr.) Vgl. über die einzelnen Theile: Haucks Theol. Jahresber. III (1867) p. 621 f., IV (1868) p. 45 u. 339 f.; Hoffmann in Glaser's Jahrbüchern IX (1868) Heft 6; v. Reichlin Meldegg in Heidelb. Jahrbb. 58, 6 (1865 Juni) p. 401 f., 61, 5 (1868 Mai) p. 367, 62, 2 (1869 Febr.) p. 81—91; Th. Sträter in Zeitschr. f. Philos. von Fichte u. Ulrici L (1867) p. 243 f.; Ch. Thurot in Revue critique d'hist. et de litt. 1868 No. 42; Augsb. Allg. Ztg. 1867 No. 21 Beilage; Lit. Centralbl. 1865 No. 10 p. 260 und No. 31 p. 804.

[94]) Geschichte der Philosophie von Thales bis auf unsere Zeit. In allg. fasslicher Darstellung von Dr. *F. Michelis,* Prof. der Philos.

mann[395]) gesetzt. Der erstere, den neuerdings seine Opposition gegen das Infallibilitätsdogma in den weitesten Kreisen bekannt gemacht hat, sucht die inneren Beziehungen der philosophischen Bestrebungen zur ewigen Wahrheit zu finden und darzustellen, wie er bereits 1860 einen ähnlichen Nachweis speciell an Platon angestrebt hatte: der Schwerpunkt der Philosophie liegt für diesen Verfasser mithin ausserhalb derselben. Dagegen ist *Erdmanns* geistvolle Darstellung in sich einheitlich und abgeschlossen; die Philosophiegeschichte ist die Evolution des Begriffs der Philosophie. Das schöne Buch mit seiner Schritt vor Schritt vorrückenden Erzählung, die nirgends eine Lücke oder einen Sprung leidet, sondern mit den eindringlichsten Studien (so besonders im Mittelalter) auszufüllen versucht, verlangt nicht allein lernbegierige, sondern wirklich philosophische Leser und es ist ein glückliches Zeichen für die immer noch lebendigen ächt philosophischen Interessen, dass es rasch eine neue Auflage erfahren hat. Die Litteratur ist nicht so massenhaft wie bei Ueberweg, sondern mit sorgsamer Auswahl angegeben, der Stil nicht selten glänzend, so weit das überhaupt ein Compendium ertragen kann, die culturgeschichtlichen Gesichtspunkte bedeutend. Andere Philosophiehistoriker haben nach andern Ein-

am Lyc. Hos. in Braunsberg. Braunsberg, Peter 1865, VIII u. 344 S. 8⁰. (1 Thl. 24 Sgr.) Vgl. Wiener Kathol. Lit.-Zeitung 1866 No. 2 p. 11 f.; Bll. f. liter. Unterh 1866 No. 25 p. 395 f.; Glaser's Jahrbb. f. Gesellsch. III (1866) Bd. 5 p. 53 f., Lit. Centralbl. 1866 No 1 p. 4 f.; Menzels Literaturbl. 1865 No. 98; Sion 1865 Lit.-Bll. Dec. No. 1; R. Zimmermann in Zeitschr. f. d. oest. Gymn. XVIII (1867) p. 493 f.

395) Grundriss der Geschichte der Philosopie von Dr. *Joh. Ed. Erdmann*. Bd. I: Philos. des Alterthums u. des Mittelalters. Bd. II: Philos. der Neuzeit. Berlin, Hertz 1866, VIII, 623; VIII, 812 S. gr. 8⁰. (n. 6 Thl.) Desselben 2., sehr vermehrte Aufl. Ebend. 1869—70, X u. 605, X u. 854 S. gr. 8⁰. (n. 6 Thl.) Vgl. Deutsch in Zeitschr. f. d. Gymnasialw., Neue F. II Heft 7 (1868 Juli-Aug.) p. 564—584; Hoffmann in Glasers Jahrbb. f. Gesellsch. III (1866) Bd. 5 p. 56 f.; Katzenberger in Bonner Theol. Lit.-Bl. 1867 No. 13; Th. Sträter in Zeitschr. f. Philos. von Fichte u. Wirth L (1867) p. 243 f.; J. H. v. Fichte eb. p. 262—312 (letztere mit specieller Beziehung auf sein Verhältniss zu Chr. H. Weisse); Thurot in Revue critique d'hist. et de litt. 1868 No. 50; Augsb. Allg. Ztg. 1867 No. 21 Beilage; Bll. für liter. Unterh. 1866 No. 25 p. 393 f., 1868 No. 26 p. 406 f.; Histor.-polit. Bll. LX (1867) p. 688—702; Lit. Centralbl. 1867 No. 15 p. 397 f.; Westminster Review N. S. Vol. 32 No. 63 (1867 July) p. 261 f.

heitsmomenten für ihre Darstellungen gesucht: *Hermann*[396]) nach einer pragmatischen Methode, welche trotz der thatsächlichen Zusammenhangslosigkeit, die viele Systeme trennt, gleichwol die Frische der Charakteristik nicht beeinträchtigt hat; *Schmid*[97]) nach den Besonderheiten der philosophierenden Volksgeister, wobei zwar trotz des festgehaltenen monotheistischen Standpunktes die ideelle Einheit in den Hintergrund tritt, aber gelegentlich anziehende nationale Physiognomien der einzelnen Philosopheme gewonnen werden; *Dühring*[98]) nach einer gleichmässig unerbittlichen Kritik, welche sich meist lakonisch wie ein Rechtsurteil äussert und zum intensivsten philosophischen Denken auffordert. Einen streng katholischen Standpunkt nimmt der Rector der Universität von Löwen *Laforet* in seiner Philosophiegeschichte ein, deren erste das Altertum behandelnde Abteilung wir bei diesem erwähnen wollen: hier genügt die allgemeine Bemerkung, dass nach ihm die Philosophie eigentlich als ein überflüssiges Ding erscheint. Specialitäten der allgemeinen Philosophiegeschichte haben *v. Reichlin-Meldegg*[99]) und *Janet*[400]) besprochen.

Von den einzelnen philosophischen Disciplinen hat die Logik eine ausgezeichnete, leider noch unvollendete geschichtliche Darstellung durch *Prantl*[1]) erfahren; dem 1862 erschiene-

---

[396]) Geschichte der Philosophie in pragmatischer Behandlung von *Conrad Hermann,* Prof. Leipzig, F. Fleischer 1867, XVI u. 563 S. gr. 8°. (3 Thl.) Vgl. Liter. Centralbl. 1868 No. 12 p. 297 f.; Thurot in Revue critique d'hist. et de litt. 1868 No. 43.

[97]) Grundriss der Geschichte der Philosophie von Thales bis Schopenhauer vom speculativ-monotheistischen Standpunkte. Von Prof. Dr. *F. Schmid* aus Schwarzenberg. Erlangen, Deichert 1867, XII u. 408 S. gr. 8°. (3 fl. 30 Xr. rh. = 2 Thl.) Vgl. Haucks Theol. Jahresber. III (1867) p. 228 f. und Lit. Centralbl. 1868 No. 34 p. 907 f.

[98]) Kritische Geschichte der Philosophie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Von Dr. *E. Dühring* Berlin, Heimann 1869, VI u. 519 S. gr. 9°. (n. 2 Thlr. 10 Sgr.) Vgl. Augsb. A. Z. 1870 Nr. 228–229 Beilage, Haugks Theol. Jahresb. V (1869) p. 487 f.

[99]) Der Parallelismus der alten und neuen Philosophie. Von *K. Freih. v. Reichlin-Meldegg.* Leipzig, C. F. Winter 1866, 78 S. gr. 8°. (n. 15 Sgr.) Vgl. Ulrici in der Zeitschrift für Philos. 1866 Bd. 49 p. 66–74.

[400]) Histoire de la philosophie et l'éclecticisme. Par *P. Janet,* Revue des deux mondes T. 61 Livr. 2 (15 Janv. 1866) p. 504–528.

[1]) Geschichte der Logik im Abendlande. Von Dr. *Carl Prantl.*

nen zweiten Bande ist jetzt endlich eine Fortsetzung gefolgt, welche vom Ende des zwölften Jahrhunderts bis zu dem ersten Auftreten der Renaissance führt, also im Wesentlichen den Uebergang von dem Mittelalter zur neuen Zeit schildert. Ueber den urkundlichen Wert und die eindringliche Gründlichkeit dieses trefflichen Werkes ist kein Wort zu verlieren.

Endlich an kleineren Beiträgen zur Philosophiegeschichte sei die Dissertation von *Heller*[102]) und eine neue Ausgabe von *Cousin's*[3]) Fragmenten erwähnt.

An die Philosophie würde sich passend die Geschichte der Theologie reihen, welche beide in dem schwer fassbaren, von *Werner*[4]) unter einer Rückwendung zur Scholastik definierten Begriff der christlichen Philosophie sich begegnen. Diese scheinbar den Errungenschaften der modernen Wissenschaften den Rücken kehrende Stellung hat denselben streng katholischen Verfasser nicht gehindert, eine durch das reichste Detail belebte Geschichte der Streittheologie zu schreiben[5]), das einzige theologische Werk, das wegen seiner allgemeineren Bedeutung an dieser Stelle zu erwähnen ist. Und zwar

---

Bd. III. Leipzig, Hirzel 1867, VIII u. 426 S. gr. 8⁰. (2 Thl. 20 Sgr.) Vgl. Lit. Centralbl. 1867 No. 51 p. 1435 f.; Michelis im Theol. Literaturblatt von Reusch 1866 No. 5 und 1867 No. 24; Ch. Thurot in Revue critique d'hist. et de litt. 1867 No. 13 p. 194—203; Archives théologiques 1867 Février und Augsb. Allg. Ztg. 1867 No. 39—40 Beilage.

[102]) Historiae casus contingentisque notionum specimen. Dissert. inaug. scr. *Herm. Heller*. Berolini 1866, 69 S. gr. 8⁰. (Calvary n.n. 12 Sgr.)

[3]) Fragments philosophiques pour servir à l'histoire de la philosophie. Par *Victor Cousin*. 5e édition. Philosophie ancienne. Philosophie du moyen âge. Paris, Didier et Durand 1865, III, 510 u. 435 S. 8⁰. Vgl. Journal des Savants 1866 Janv. p. 72 f.

[4]) Zur Orientierung über Wesen und Aufgabe der christlichen Philosophie in der Gegenwart. Von Dr. *Karl Werner*. Schaffhausen, Hurter 1867, 105 S. 8⁰. (12 Sgr.) Vgl. Kaulich in Kathol. Allg. Lit.-Ztg. 1867 No. 36 p. 297 und kurz Hagemann in Lit. Handw. 1867 No. 60 p. 449 f.

[5]) Geschichte der apologetischen und polemischen Literatur der christlichen Theologie. Von Dr. *Karl Werner*, Canon. Theol. . . . zu St. Pölten etc. Bd. 1—5. Schaffhausen, Hurter 1861—67, XVI u. 654, XVI u. 695; XX u. 766; XVIII u. 780; XVI u. 563 S. gr. 8⁰. ($14^7/_{12}$ Thl.) Vgl. Kraus in Reusch's Theol. Literaturbl. 1866 No. 16; Reusch ebend. 1868 No. 10; Chilianeum VII (1865) p. 571 f.; Der Katholik 46 (1866) Bd. I p. 485 f.; Wiener Allg. Lit.-Ztg. 1864 Nr. 44 p. 385 f.; 1866 No. 16 p. 129 f., 1867 No. 48 p. 391 f.

auch vom Standpunkt der Wissenschaft ungeachtet der einschränkenden kirchlichen Anschauung mit Lob: denn mit einer sehr anerkennenswerten Gründlichkeit werden in der Litteratur die Conflicte des Christentums und Heidentums, wie der grossen Confessionen bis in die Neuzeit dargestellt.

Auf der Gränze der Geschichts- und der Naturwissenschaft bewegt sich seit Karl Ritter die Geographie; ihre Geschichte hat compendiarisch aber kundig *Löwenberg*[406]) in einem endlich neu aufgelegten und den Fortschritten der Wissenschaft entsprechend ganz umgearbeiteten Buche dargestellt. Das geistreichere Werk von *Peschel* kann erst weiterhin bei der Uebersicht der Werke zur neueren Litteraturgeschichte erwähnt werden.

Eine allgemeine Geschichte der Naturwissenschaften, nach Whewells Art und mit der rühmenswerten Verständlichkeit, wie einige Capitel derselben Lewes in seiner Philosophiegeschichte dargestellt hat, bleibt noch zu schreiben: welche Fäden sie mit der allgemeinen Culturgeschichte verknüpfen, zeigt der gehaltvolle Vortrag *Virchows*[7]). An der Medicin hat man sich mehrfach versucht. Das gründliche Werk von *Wise*[8]), der sich bereits 1845 um die Geschichte der Hindu-Medicin verdient gemacht hatte, beschränkt sich leider bis jetzt auf Inder, Buddhisten und Chinesen. Allgemeines Interesse haben *Guardia's*[9]) gesammelte Studien durch Bezugnahme auf die oft stürmischen Wechselbeziehungen der Medicin und der Philosophie; an Gründlichkeit übertrifft ihn

---

[406]) Geschichte der Geographie von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von *J. Löwenberg*. 2. gänzlich umgearbeitete Aufl. Berlin, Haude u. Spener 1866, XII u. 475 S. 8⁰. (n. $1^2/_3$ Thl.) Vgl. K. Zimmer in Bll. f. lit. Unterh. 1867 No. 11 p. 174 f.; Deutsches Museum 1867 No. 23 p. 729 f.; Heidelb. Jahrbb. 1866 p. 703 f.; Liter. Centralbl. 1867 No. 5 p. 122; Mag. f. d. Lit. d. Ausl. 1867 No. 2 p. 15.

[7]) Ueber die nationale Entwickelung und Bedeutung der Naturwissenschaften. Rede geh. in der zweiten allg. Sitzung der Vers. deutscher Naturforscher u. Aerzte zu Hannover am 20. Sept. 1865 von *Rud. Virchow*. Berlin, Hirschwald 1865, 31 S. 8⁰. (n. 8 Sgr.)

[8]) Review of the history of medicine by *Thomas A. Wise*, M. D. Two Vols. London, Churchill 1867, XCVIII, 397; 514 S. 8⁰. Vgl. Lit. Centralbl. 1869 N. 27 p. 792 f.

[9]) La médecine à travers des siècles. Histoire. Philosophie. Par *M. Guardia*. Paris, J. B. Baillière 1864, LXIV u. 804 S. 8⁰. Vgl. Vapereau's Année litt. VII p. 305 f.

Daremberg[410]) mit seinem neu aufgelegten Werke. Die Geschichte der Chemie ist in ihrem ganzen Entwicklungsgange überblickt worden von *Buff*[11]) und in einem bequemen Handbuche von *Gerding*[12]). Bei solchen skizzenhaften Uebersichten überwiegt natürlich das positive Interesse für die enge Fachwissenschaft, dagegen tritt die eigentliche litterarische Seite der wissenschaftlichen Erscheinungen in den Hintergrund. Aber man hat nur an Humphry Davy oder an Michael Faraday zu erinnern, um zu zeigen, wie in der trefflichsten Form die Ergebnisse des Laboratoriums in Zusammenhang mit der idealen Auffassung des Lebens zu treten vermögen.

Zum Schluss dieser Abteilung sind noch einige vereinzelte Prosagruppen zu erwähnen. Nicht immer müssen aus dem Bereich der Litteratur Wörterbücher, Encyklopädien und ähnliche Werke herausgetrommelt werden, wie ein englischer Anonymus will[13]): sie können unter Umständen sehr bedeutenden Wert als erste litterarische Versuche oder als Gradmesser der allgemeinen Bildung haben. Dasselbe gilt von der Zeitungslitteratur, über deren Bestand in Frankreich, England und Nordamerika *Phil. Chasles*[14]) pikante Mitteilungen macht; ihr nicht immer zufälliger oder commerciell absichtlicher, sondern bisweilen culturgeschichtlich bedeutsamer Ursprung[15]) verleiht ihr ganz eigentümliches nicht selten völkerpsychologisches Interesse. Die neuerdings von *Seafield*[16]) mit

---

410) La médecine, histoire et doctrine. Par *Ch. Daremberg.* 2e éd. Paris, Didier 1865, XXIV u. 496 S. 12⁰. (4 fr. 50 c.) Vgl. Réflexions à propos d'un livre de médecine. Par *S. de Sacy*, Techeners Bulletin du Bibliophile, XVI, 1865 Juin-Juill. p. 225—238.

11) Ein Blick auf die Geschichte der Chemie. Von Dr. *H. L. Buff.* Erlangen, Enke 1866, 20 S. gr. 8⁰. (n. 12 Xr. rh. = 4 Sgr.)

12) Geschichte der Chemie von Dr. *Th. Gerding.* Leipzig, Grunow 1867, XXIV u. 548 S. gr. 8⁰. (3 Thl.) Vgl. Lit. Centralbl. 1868 No. 13 p. 330 f.

13) The Alphabeticals, Blackwood's Magazine 1864 Sept., Art. 1.

14) Histoire de la presse, in seinen Voyages, philosophie et beaux-arts. (Paris, Amyot 1866 gr. 12⁰.)

15) The Genesis of Newspapers, Reader 1865 No. 111 p. 157.

16) Literature and curiosities of dreams. A common-place book of speculations concerning the mystery of dreams and visions, records of curious and well authenticated dreams, and notes on the various modes of interpretation adopted in ancient and modern times. By *Frank Seafield.* Two vols. London, Chapman and Hall 1865, XXXI u. 754 S.

sehr viel überflüssigem Beiwerk behandelte Traumlitteratur, neben der man eine sorgfältigere Darstellung der Traumbuchlitteratur, wie sie sich vom Morgenlande bis ins fernste Abendland verpflanzt hat, vermisst, würde man am ehesten geneigt sein, aus der eigentlichen Litteratur zu verweisen: gleichwol steht sie mit vornehmem und niederem Aberglauben und mit dessen poetischen wie überhaupt psychischen Wirkungen im engsten Zusammenhange.

Die aufgezälten theoretischen oder geschichtlichen Behandlungen einzelner Gattungen der poetischen und prosaischen Litteratur, so weit sie überhaupt bei den hier gesteckten Zeitgränzen zur Betrachtung kommen konnten, stehen in einem auffälligen numerischen Missverhältniss zu einander. Die bei weitem grösste Aufmerksamkeit ist der Poesie und der schönen Prosa gewidmet worden; die Prosa dagegen, in welcher sich die Systeme und Schicksale der Wissenschaften und besonders der Naturwissenschaften darstellen, hat bei aller Vorliebe des Zeitalters für die letzteren noch nicht zu ihrem ganzen litterarhistorischen Rechte gelangen können.

Mich dünkt, die Schuld eines solchen Missverhältnisses liegt auf zwei Seiten. Auf der einen Seite mag man immer noch nicht den traditionellen Begriff der Litteratur und ihrer Geschichte aufgeben, ja nicht einmal entsprechend modificieren. In Anlehnung an die überlieferten aesthetischen Neigungen und immer noch bestimmt durch das glänzende Beispiel des Begründers der deutschen Litteraturgeschichte Gervinus, welcher sich vollständig bei seiner Beschränkung auf das poetische Gebiet beruhigen zu können glaubte, bewegen sich fast alle Theorien und Geschichten der Litteratur in einseitiger Bevorzugung der Poesie und der schönen Prosa: hier findet man, wonach gemäss einer autoritätvollen Definition die Litteraturgeschichte zu suchen sei, ausschliesslich Stil und Kunstfom.

Diesem Standpunkte gegenüber (und das ist die Schuld der andern Seite) versuchte die fachwissenschaftliche Litteratur mit geringen Ausnahmen gar nicht, für ihre einzelnen Leistungen sich ein Recht zum Eintritt in das Reich des Stils zu erwerben. Selbst nachdem z. B. Savigny durch seine

---

8⁰. (24 sh.) Vgl. Athenaeum 1865 Aug. 26 p. 267 f.; The Reader 1865 No. 145 p. 394.

classische Darstellungsweise die Fachschriftsteller beinahe erschreckt hatte, hielt man ziemlich allgemein an dem Aberglauben fest, dass das ursprüngliche Arbeitscostüm eines wissenschaftlichen Werkes notwendig zu den Kriterien seines höheren Wertes gehöre.

Für den ernsten Beobachter war damit ein schreiender Widerspruch gegeben: dort sollten Werke von schöner Form aber ohne positiven Gehalt lediglich um jener willen zur geschichtlichen Behandlung kommen; hier fachwissenschaftliche Werke, in denen grade die bewegenden Ideen des Zeitalters pulsierten und die Quelle der geschichtlichen Bewegung lag, wegen der mangelnden schönen Form ausgeschlossen bleiben.

Die Litteraturgeschichte als Wissenschaft musste den Begriff der Litteratur ändern, wenn sie den Begriff der wissenschaftlichen Geschichte retten wollte. Zunächst musste ohne Bedenken das Gebiet der Litteratur bis an die äussersten Gränzen ausgedehnt werden; dann aber hatte die geschichtliche Betrachtung die Pflicht strengster Auswahl der Thatsachen, um das Werden der Ideen und Formen zur Darstellung bringen zu können. Denn eben so wenig als die politische Geschichte von allen politischen Ereignissen zu reden hat, dürfen alle Schriftsteller und Bücher fordern einregistriert zu werden. Geschichtlich ist nur das wirklich Productive. In Deutschland zogen unter den litterarhistorischen Werken daher durch Berücksichtigung auch der wissenschaftlichen Richtungen die Darstellungen Julian Schmidts ungeachtet ihres fragmentarischen und einseitigen Charakters an, noch mehr die harmonischer ausgearbeiteten Hermann Hettners. Die Prosa wird steigende Ansprüche an den Litterarhistoriker erheben, nicht weil die Gegenwart vorzugsweise prosaisch wäre, sondern weil wir ihrer Entwicklung gemäss die grossen Gedanken der Geschichte nicht mehr als verstreute Edelsteine nur an einzelnen glücklichen Stellen, sondern als eine gleichmässig treibende Gewalt überall finden wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Jacob Wimpheling.

Eine Charakteristik

von

Otto Hense.

Es gibt Charaktere, und wir Deutsche liefern zu ihnen nicht das kleinste Contingent, deren Wesen vor allem durch eine pietätsvolle Rücksicht nach den verschiedensten Seiten hin gekennzeichnet wird, denen es aber an jenem instinctiv-realistischen Zuge gebricht, der sich den der innersten Natur entsprechenden Platz erspäht, an jener gesunden Einseitigkeit, die zumeist das Kennzeichen einer grossen Natur ist. Solche Männer pflegen nicht die glücklichsten zu sein. Am wenigsten finden sie ihre Rechnung, wenn sie in ein Jahrhundert gestellt sind, in dem grosse Probleme der Menschheit zur Entscheidung gelangen. Da gilt es mehr als je mit offenem Visier zu kämpfen, und ohne zurück zu schauen nach der einen oder anderen Seite Partei zu ergreifen. Statt dessen lässt sie ihre Reflexion die Schwächen und Vorzüge beider Streitenden oft nur zu deutlich erkennen, und so suchen sie nicht ohne eine gewisse Halbheit auf jener heiklen Grenzscheide zwischen den Parteien zu wandeln. Aber der Vermittlungsversuch muss fehlschlagen in dem Augenblicke, wo die Leidenschaften erhitzt sind. Jeder Mittelweg muss den Parteien als Irrweg erscheinen, und so pflegt sich wohl schon bei den Mitlebenden das Andenken solcher Männer zu verlieren, die oft ein nicht minder tiefes Verständniss für die Bedürfnisse ihrer Zeit in sich trugen und das alte Gebäude erschüttern halfen, denen aber jene kühne Einseitigkeit fehlte, die auch vor den äussersten Consequenzen nicht zurückbebt, und dann selbst mit schmerzensfester Hand an das Werk des Neubaues herantritt.

Wir werden nicht irren, wenn wir zu diesen Charakteren auch einen Mann zählen, dessen Leben in die zweite Hälfte

des fünfzehnten und den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts fällt, also in jenen Kampf der Geister, den wir auf kirchlichem Gebiete Reformation nennen. Ich spreche von dem Elsässer Jacob Wimpheling.

Er bildet den Mittelpunkt und das treibende Element der humanistischen Bestrebungen am Oberrhein, jenes Kreises, den man wohl auch die „moralisierend-humanistische“ Gruppe gegenüber der „protestantisch-reformatorischen“ nennen hört, uud der seinen localen Vereinigungspunkt in Strassburg fand.

Dieser rührige Kreis, zu dessen hervorragendsten Mitgliedern Jacob Sturm, Hieronymus Gebweiler, Peter Schott, Sebastian Murrho, Beatus Rhenanus, Sebastian Brant, Theodorich Gresemund der Jüngere und andere humanistisch angeregte Männer gehörten, dieser Kreis fand in Wimpheling's unermüdlicher Publicistik ein meist einsichtvolles und stets schlagfertiges Organ, und wie eingreifend die Bedeutung dieses Namens war, mag hier nur der Umstand beweisen, dass er um den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts der Gründer zweier Gelehrten-Vereine ward, die wir billig als die würdigsten Repräsentanten der elsässischen und oberrheinisehen Cultur in jener Zeit betrachten dürfen.

Jacob Wimpheling wurde geboren zu Schlettstadt am 27. Juli 1450. Von seinen Vorfahren, ja von seinen Eltern ist uns wenig oder nichts bekannt. Sein Vater Nikolaus that den Knaben früh in die heimathliche Schule, und es war dies so folgenreich für seine Zukunft, dass ein, wenn auch nur enggefasstes Bild jener Schule hier nicht am unrechten Platze sein dürfte.

Jene Zeiten der Anfänge wussten den Mangel an durchgebildeter Methode hie und da durch ein tiefer gehendes, mehr innerliches Verhältniss zwischen Lehrer und Schüler auszugleichen. Je dunkler die Zeiten noch waren, und je mehr noch die Lehrmethode durch das Formelwesen der mittelalterlichen Scholastik beengt war, um so bedeutender musste der Einfluss eines Lehrers sein, welcher die alten Schäden, zu deren gründlicher Hebung es freilich des vereinigten Wirkens grosser Reformatoren bedurfte, wenigstens durch die frische Unmittelbarkeit seiner Persönlichkeit compensierte und die gröbsten Auswüchse pädagogischer Verirrung zu beschneiden wagte.

Ein solcher Mann war Ludwig Dringenberg zu Schlettstadt. Die Nachrichten über ihn fliessen spärlich, aber die lebendige Erinnerung, die ihm viele seiner Schüler bewahrten, zeigt am besten, wie seine Thätigkeit zumal durch seine Persönlichkeit belebt und vertieft wurde. Der Strassburger Peter Schott verspricht in einem Briefe an Crato von Udenheim vom Jahre 1490, er wolle eine Grabschrift des kürzlich verstorbenen Lehrers verfassen; aber bereits im Jahre 1492 schied dieser hoffnungsvolle Schüler im zwei und dreissigsten Jahre seines Lebens dahin, der beiläufig auch einer der ersten Elsässer war, die die italienischen Hochschulen besuchten. Dringenberg selbst hat Italien nicht gesehen, obwohl ihn seine Lehrer oft darauf hingewiesen und ihm von dem schönen Lande erzählt hatten, wo die Studien blühn.

Dringenbergs Lehrer waren die Brüder vom gemeinschaftlichen Leben, in deren Schule zu Deventer er seine Kindheit verlebte. Die rühmlichen Bestrebungen dieser Männer sind bekannt: nicht mönchische Uebungen, sondern wissenschaftliche Arbeit, und vor allem der Unterricht der Jugend waren ihre Ziele.

Die Anregungen, die Dringenberg durch diese Lehrer empfing, waren für ihn von dauerndem Werthe, und sie blieben für ihn massgebend, als er durch den städtischen Rath nach Schlettstadt berufen wurde, um jene Schule zu gründen, welcher er in der Folge mehr als 40 Jahre vorstand. Seine Thätigkeit scheint er völlig dieser Schule gewidmet zu haben, die er in vollem Sinne des Wortes seine eigene Schöpfung nennen konnte. Mit Schriftstellerei hat er sich wenig oder gar nicht befasst. Dieser stille Arbeiter bescheidet sich in den Gemüthern seiner Zöglinge den Sinn für wahre Religiösität zu wecken. Er weist auf eine reinere Quelle der Erkenntniss hin und betont das Zurückgehen auf die Bibel, — wahrlich, in der damaligen Zeit kein geringer Schritt. — In seiner Schule wagte er es zwar nicht mit den altererbten Lehrmitteln, wohl aber mit der hergebrachten Lehrmethode zu brechen. Die Zeit, in der sich tiefgehende Reformen auch auf diesem Gebiete Bahn brachen, war nicht erschienen. Konnte er also jenes allgemein übliche Doctrinale puerorum des Alexander de villa dei nicht völlig über Bord werfen, so war er doch der Mann dazu, von jenem ungefügen Erzeugniss des Scholasti-

cismus gleichsam den Staub und den Ungeschmack abzuschütteln. Nur das, was seinen Zöglingen frommte und von Nöthen war (sola utilia et necessaria), sagt einer seiner Schüler, wählte er aus diesem barbarischen Machwerk aus, welches noch Jahrzehnde nach ihm eine so unerschütterte Stellung zu behaupten wusste, dass ein Herausgeber von den scholastischen Doctoren als Ketzer verklagt wurde, weil er das Buch des französischen Franziskaners nicht nur mit unendlicher Weitschweifigkeit interpretiert, sondern ihn auch hie und da zu verbessern gewagt hatte. Wer sich den trostlosen Ungeschmack des Buches einmal näher vergegenwärtigt, der muss es der Schule Dringenberg's doppelt zum Verdienste anrechnen, dass sie es auch unter diesen Umständen verstand die Liebe zu den classischen Studien zu wecken. Aber neben dieser Richtung auf classische Bildung liess die Schule zu Schlettstadt auch das historische und patriotische Moment nicht unberücksichtigt. Die kurzen Verse, in die Dringenberg öfters merkwürdige Zeitereignisse einkleidete, prägten sich dauernd dem Gedächtnisse seiner Schüler ein. Diese Methode ist für ihn characteristisch, und auch auf anderen Gebieten passt er sich mit glücklichem Tacte der Altersstufe seiner Zöglinge an. Noch nach fast zwanzig Jahren erinnerte sich der schon erwähnte Peter Schott aus der Schule der Worte:

„Alt Aff, jung Pfaff, dazu wild Bären,
Soll Niemand in sin Hus begeren."

Solche Reimsprüche mit ihrer gesunden Moral, ihrem frischen und volksthümlichen Colorit eröffnen uns einen Blick sowohl in die Methode als in die letzten Ziele dieser Schule, die man, wenn auch mit einiger Uebertreibung, eine Vorläuferin der Reformation genannt hat [1]).

Dringenherg hatte einen guten Grund gelegt. Auch nach seinem Tode blühte die Schule fort, und ihren Höhepunkt erreichte sie unter einem seiner nächsten Nachfolger, dem bekannten Johannes Witz, oder wie er gewöhnlich latinisiert genannt wird, Johannes Sapidus. Nicht nur aus dem Elsass,

---

[1]) Vergl. Röhrich, die Schule zu Schlettstadt, eine Vorläuferin der Kirchenverbesserung, Illgens Zeitschrift für historische Theologie IV, 2, S. 199 ff.

auch aus der Schweiz und aus Lothringen strömte ihm eine lernbegierige Jugend zu. Thomas Platter, der sie im Jahre 1517 besuchte, zollt ihr ein hohes Lob: „Dies war die erste Schul, da es mich däucht, dass es recht zugieng.“ Und an einer andern Stelle seiner oft rührenden Selbstbiographie erzählt er uns: „Sapidus hatte eins mals 900 discipulos, etliche feine gelehrte Gesellen; da war dazumahls Doctor Hieronymus Gemusaeus, Doctor Johannes Huberus und sonst viele andere, die seither doctores und verrühmte Männer worden sind.“ —

Einer der verrühmten Männer, die aus der Schule von Schlettstadt hervorgingen, war nun auch Jacob Wimpheling, der seine Jugendjahre in Dringenberg's Schule verlebte. Schlettstadt war für ihn nicht nur die Heimat im gewöhnlichen Sinne, zu welcher er während seines echt humanistischen Wanderlebens immer wieder zurückkehrte; es war auch die geistige Heimat, deren Mitgift und Erbtheil ihm in der Folge reiche Zinsen trug. — Eins leuchtet gleich hier ein: Das erziehliche Moment, das für Wimpheling's Leben und Streben das leitende Motiv wurde, und dem er in der Folgezeit seine beste Kraft widmete, dieses konnte ihm in damaliger Zeit kaum in eindringlicherer und würdigerer Gestalt entgegentreten als in der Schule zu Schlettstadt.

Am 31. October 1464 wurde Wimpheling in Freiburg inscribiert, so melden uns die werthvollen Amoenitates literariae friburgenses des Freiburger Juristen Joh. Anton Riegger. Das seltene Buch bildet die wichtigste Quelle für Wimpheling's Leben und Schriftthum. Unter seinen Lehrern werden Kilian Wolf von Haslach, der damalige Rector, weiterhin Conrad Stürzel und der damals neunzehnjährige Johannes Geiler von Kaisersberg genannt. Die junge Universität, die erst vor vier Jahren gegründet war und sich durchaus noch in den ausgetretenen Gleisen des Scholasticismus bewegte, bezeichnet keine neue Phase in dem Entwickelungsgange Wimphelings. Ob schon damals Geiler von Kaisersberg auf Wimpheling nachhaltigen Einfluss geübt hat, und so die Freiburger Hochschule, wie Wiskowatoff will, als fruchtbar für die ganze spätere Entwickelung Wimpheling's zu betrachten ist, wird sich schwer erweisen lassen. Wohl aber woben sich damals zwischen den beiden Jünglingen die ersten Freundes-Beziehungen, die später nie wieder gelöst wurden, und auf

die wir zurückzukommen haben. „Er war — schreibt Wimpheling später einmal von Geiler — in zarten Jugendjahren mein Lehrer, im männlichen Alter mein Gastfreund, im Greisenalter mein Tröster gegen die Angriffe habsüchtiger und heuchlerischer Feinde.“ Nachdem Wimpheling im Jahre 1466 den ersten academischen Grad, das Baccalaureat, erlangt und weitere zwei Jahre in Freiburg verweilt hat, wendet er sich nach Erfurt, damals einer der ersten deutschen Universitäten. Aber sein Aufenthalt daselbst war nur vorübergehend. Noch im Jahr 1469 ruft ihn sein Oheim, Pfarrer in Sulz bei Mollisheim, zurück, um den damals neunzehnjährigen bereits in ein geistliches Amt einzusetzen. Indessen kam dieser Plan nicht zur Ausführung, zumal der Neffe körperlich zu schwach erschien, um die geistliche Würde bereits zu tragen. Ueberhaupt war Wimpheling schwächlicher und unansehnlicher Gestalt. Im Begriff nach Erfurt zurückzukehren erkrankte er auf der Reise in Speier und er wandte sich nach Heidelberg, um hier seiner Heilung durch geschicktere Aerzte gewiss zu sein. Nach Heidelberg kam Wimpheling, man möchte sagen, zu früh. Erst als Kurfürst Philipp, Pfalzgraf am Rhein, zur Regierung kam und Johann von Dalberg im Jahre 1482 Kanzler der Universität wurde, ward letztere erfolgreich regeneriert und den neuen klassischen Studien die rechte Stätte bereitet. Es ist dies beachtenswerth. Sein Studium der Theologie und Philosophie blieb auch hier innerhalb der Schranken der scholastischen Tradition. Nachdem er 1471 zum Magister promoviert wurde, beschäftigte ihn zwei Jahre lang das geistliche Recht. Aber der Einblick, den er durch dieses Studium in die scholastische Wortklauberei der juristischen Methode, und die Weitläuftigkeiten und Mühseligkeiten der Processverhandlungen that, stiess seinen Geist und noch mehr sein Gemüth ab, das nach anderer Nahrung verlangte. Er wandte sich daher der Theologie im engeren Sinne zu und studierte ihre Quellen. Im Jahre 1479 war er Dekan der Artisten-Facultät; 1481 Vorsteher des Artisten-Collegiums (einer Fürstenschule zu Heidelberg), in demselben Jahre Rector der Universität; 1483 wurde er, was nach der damaligen Verfassung der Universitäten nicht auffallen darf, Licentiat der Theologie. Aber schon für diese Zeit seines Heidelberger Aufenthalts ist zu sagen: Eine Lebensgeschichte Wimphe-

lings ist im Wesentlichen die Geschichte seiner Schriftstellerei. Seine Schriften aber bilden eine ganze Litteratur, und dieses Erinnerungsblatt verzichtet schlechterdings darauf von dem Umfange derselben auch nur einen Ueberblick zu geben. Die äusseren Lebensschicksale Wimpheling's, so bewegt sie sich gestalteten, sind bald erzählt. Der ruhelose Character des Mannes kommt darin zum Ausdruck. Noch in dem Jahre, das wir zuletzt erwähnten, trieb ihn der Ausbruch einer Pest mit den übrigen Lehrern und Studenten aus der Musenstadt. Nach manchen Zweifeln nahm er im folgenden Jahre eine Predigerstelle an der Kathedralkirche zu Speier an. Ueber die Art und Weise, in der er dieses Amt verwaltete, fehlen die Nachrichten, und wir wollen hier nicht Vermuthungen Raum geben. Nur so viel erhellt: er fühlte sich nicht wohl in seiner Umgebung, er vermisste die unmittelbare Einwirkung auf die Jugend, und mit sehnsüchtiger Erinnerung dachte er an Heidelberg zurück. Zudem war die ängstliche, auch an den mehr äusserlichen Formen nur allzusehr haftende Gewissenhaftigkeit, die sich nicht genug thun konnte und dem pflichttreuen Manne die Freude am eignen Schaffen verbitterte, ganz geeignet, ihn das Amt, in dem er sicherlich segensreich wirkte, als drückende Bürde empfinden zu lassen. Diese Stimmung steigerte sich zu krankhafter Reizbarkeit. Es entstand in seiner Seele der Wunsch sich fern von der Welt in die Einsamkeit zurückzuziehen. Hier hoffte er seinen Frieden wiederzufinden. Dieser Gedanke, den auch Geiler eine Zeit lang hegte, und den seine Lieblingsschriftsteller Petrarca und Pico von Mirandola in ihm nährten, reifte zum Entschlusse, als ihm sein Freund Christoph von Uttenheim, damals Canonicus zu St. Thomae in Strassburg, im Jahre 1497 den Vorschlag machte, das Asyl mit ihm zu theilen. Lebhaft wurde der Plan zwischen beiden Männern verhandelt, dennoch kam er nicht zur Ausführung. An Wimpheling ergieng die Einladung von dem Kurfürsten Philipp, in dem geliebten Heidelberg wieder ein Lehramt zu übernehmen, und dieser Versuchung konnte er nicht widerstehen. Er folgte der Einladung, und es darf nicht unerwähnt bleiben, dass er besonders die Kirchenväter und unter ihnen den Hieronymus interpretierte. Da mahnte ihn der Freund, die Vorbereitungen zur Ausführung ihres gemeinschaftlichen Planes seien getrof-

fen, er möge kommen, um ihn auszuführen. Sofort legte Wimpheling seine Stelle nieder und verweilte einige Tage zu Strassburg, in dem Hause Geilers von Kaisersberg, den wir als seinen Gastfreund kennen. Ganz unerwartet traf ihn hier die Kunde, dass Uttenheim dem wiederholten Dringen seiner Freunde nachgegeben habe und entschlossen sei den Bischofsstuhl in Basel einzunehmen. Verstimmt blieb er vorläufig in Strassburg, bald in dem Hause Geilers, bald in dem Wilhelmskloster der Vorstadt verweilend. Er hatte sehr bald Ursache das Fehlschlagen seines Plans aufs bitterlichste zu beklagen. Die Jahre, die ihm in der Folge beschieden waren, bilden eine fast ununterbrochene Kette von litterarischen Fehden, Verwicklungen und Widerwärtigkeiten. Im Jahre 1503 folgte er der wiederholten Einladung Uttenheims nach Basel und arbeitete für ihn eine Synodalverfassung aus. Bald darauf führte ihn die Erziehung zweier Jünglinge, des Jacob Sturm und Franz Paul, nach Freiburg. Im Sommer 1505 kehrt er nach Strassburg zurück. Um diese Zeit wendet er sich an Trithemius in Würzburg mit der Anfrage, ob er vielleicht in Spannheim, dem früheren Kloster desselben, eine unbehelligte Zuflucht finden könne. Da ihm auch dies nicht gelingt, bleibt er die drei folgenden Jahre in Strassburg in dem Hause des Ritters Martin Sturm. Nach einem kürzern Aufenthalt in Freiburg, wo er die wissenschaftliche Erziehung des Peter Sturm, eines Bruders von Jacob Sturm, leitete, kehrt er nach Strassburg zurück. Von Neuem ging er darauf im Todesjahre seines langjährigen Freundes Geiler, dessen Leben und Verdiensten er eine besondere Schrift widmete, nach Heidelberg, wiederum als Begleiter mehrerer vornehmer Jünglinge. Hier lernte er den zwölfjährigen Melanchthon kennen und gewann ihn lieb. Auch in dem nächsten Jahrzehend führte er ein wahres Wanderleben, und seine Feinde schalten ihn einen Vagabunden. Bald war er in der Einsiedelei bei Basel, bald in Strassburg, bald in Schlettstadt. [1]). Auch in dem Hause seiner Schwester Margaretha, in das sich der fast siebzigjährige zurückzog, bot sich ihm nicht die gewünschte Ruhe. An die Stelle der alten, kaum verjährten Streitigkeiten kom-

[1]) Vgl. P. v. Wiskowatoff, Jacob Wimpheling, S. 231.

men neue, dazu gesellten sich die Leiden des Alters, und eben brachen die Stürme der Reformation los.

Wir haben schon oben darauf aufmerksam gemacht, welch ein glücklicher Umstand es für die Entwickelung des Knaben war, dass er seine ersten Anregungen durch einen Mann erhielt, dessen Schule die fruchtbarsten Keime für die Umgestaltung der pädagogischen Methode, oder besser der seit Jahrhunderten traditionnellen Unmethode darbot. Die Erfahrungen, die er auf den Hochschulen von Freiburg und anfangs in Heidelberg machte, auf denen damals wenigstens noch kein frischerer Luftzug zu spüren war, diese Erfahrungen waren nur geeignet in seinen Augen die Bedeutung seines Jugendlehrers zu steigern. In der That blieb ihm diese Jugenderinnerung vor allen werth und unvergesslich, Dringenberg gestaltete sich ihm fast zum Ideal eines Lehrers, und die pädagogische Richtung, wenn man das Wort im weitesten Sinne fasst, war für ihn entschieden. Unter der ausserordentlich bedeutenden Zahl seiner in ihrem Werthe sehr ungleichen Schriften nehmen die grammatischen und pädagogischen Werke unstreitig die erste Stelle ein; jene falsche Methodik, welche die Grammatik mit Logik und Dialektik überladen hatte, und vor lauter Digressionen der abstrusesten Art nicht zur Sache selbst kam, suchte er zu verdrängen. Man sieht, er folgt den Spuren seines Lehrers Schritt für Schritt, und es bleibt doppelt characteristisch, dass auch er jenes Doctrinale des Alexander noch nicht völlig zu verwerfen wagte, wohl aber die hervorstechendsten Schäden desselben aufdeckte.

Ein Schulbuch im eigentlichen Sinne ist die Elegantiarum Medulla, das Wesen des eleganten lateinischen Stils, das er dem jüngeren Gresemund um das Jahr 1493 dedicierte, und das später unter dem Titel Elegantiae majores in erweiterter Gestalt erschien. Man erwarte nicht zu viel von diesem Buche. Die menschliche Natur überspringt keine Zwischenstufe der Entwickelung, und gerade auf solchem Gebiete will jeder Schritt erst mühsam errungen sein. Gar manches fordert hier zum Tadel heraus, vor Allem die gar zu äusserliche Aneinanderreihung des Stoffes, die sich selbst in eine alphabetische Verknüpfung innerlich wenig zusammenhängender Observationen verliert. Aber so wenig sich auch Wimpheling's Latinität von den Barbarismen des Mittelalters frei

macht, so bildet die Medulla ohne Zweifel einen Anfang in der Vereinfachung der Methode. Manche feine Bemerkung findet sich zumal unter den rhetorischen Vorschriften, und es zeugt von dem kritischen Blick des Verfassers, dass er sich aus dem Kreise der neueren Schriftsteller besonders das gleichnamige Buch des Laurentius Valla zum Vorbild und Muster wählte.

Den Lorenzo Valla empfiehlt er auch in einem zweiten, umfangreicheren und von seinen Zeitgenossen anerkannten Buche, dem Isidoneus Germanicus, oder wie man das neugebildete Wort übersetzt hat „Der Wegweiser für die deutsche Jugend.“ Dies ist recht eigentlich eine Methodik, die sich an die jüngeren, noch weniger erfahrenen ludimagistri wendet. Sie sollen daraus lernen, auf welchem Wege die Jugend in die lautere Grammatik ohne Umschweif einzuführen sei, und all das Unkraut, das dieses Feld bisher überwucherte und es der Jugend fast unzugänglich machte, aus dem Wege zu räumen. Oftmals, klagt Wimpheling in der Dedicationsepistel, habe ich Mitleid gehabt mit unserer Jugend, der es durchaus nicht an trefflichen Anlagen, wohl aber an guten Lehrern fehlt, die die Einsicht besässen, wie jene mit den Anfangsgründen bekannt gemacht werden müsse und in welcher Reihenfolge dies zu geschehen habe. Der Lehrer soll nach ihm bei dem Schüler darauf hinwirken, dass die Liebe und der Eifer für das Studium in ihm entzündet werde; dass er bei der Lectüre eine bestimmte Ordnung fest halte, nicht verschiedene Bücher untereinander lese und das Gelesene nachher überdenke. Wohl erwogen sind auch die weiteren Anforderungen, die er an den Lehrer stellt. Vor allem muss er eine genaue Kenntniss der Grammatik und aller Humanitätswissenschaften haben. Sein Charakter darf der Milde und Freundlichkeit nicht bar sein; in seinem Auftreten sei er bescheiden, lebendig und voll Energie beim Unterricht. In seinem Tadel ernst und streng, verletze er doch nicht das Gesetz der Humanität.[1]) Interessieren muss uns hier das Verzeichniss der lateinischen Schriftsteller, deren Lectüre er für die Jugend als empfehlenswerth hinstellt. Die griechische Litteratur zieht er nicht in Betracht, da sie in früher Jugend für ihn verschlossen ge-

[1]) Längere Excerpte theilt mit Wiskowatoff, S. 62 ff.

wesen. Obwohl er nun bei dieser Gelegenheit nicht ohne Entschiedenheit gegen die Dunkelmänner der Zeit spricht, welche die Lectüre der alten Classiker verdammen, ehe sie sie selbst einmal gelesen, geschweige recht gewürdigt, so zeigt sich doch gerade hier die Halbheit seines Standpunktes, und er zollt seiner Zeit und seinem eigenen Entwickelungsgange den unabweislichen Tribut. Von den römischen Dichtern sind es (abgesehen von einer Auswahl aus Plautus und Terenz) nur zwei, denen er die Schule geöffnet wissen will, Vergil und Horaz, letzterem nur theilweise, Juvenal sei zu einfältig, wie er sich ausdrückt, Persius zu dunkel, Ovid zu schlüpfrig, Martial ganz und gar gefährlich, Catull, Tibull und Properz seien unkeusch. Neben den heidnischen solle man vor Allem die christlichen Dichter nicht vernachlässigen, und wie sonst öfters schlägt er auch hier den Prudentius und den Baptista Mantuanus vor, die hinter dem Vergil nicht zurückständen. — Es ist heute mehr als leicht über diese Kritiklosigkeit den Stab zu brechen, aber diese Einseitigkeit seines theologischen Standpunktes sollte für ihn verhängnissvoll werden. Der seit dem Jahre 1505 datierende Streit mit dem übrigens unsauberen Jacob Locher, genannt Philomusus, zeigt uns die Philisterhaftigkeit dieser Anschauungen, denen Wimpheling übrigens Zeit seines Lebens treu blieb, in ihrer ganzen Blösse. Leidenschaft und persönliche Gereiztheit liessen beide Männer nicht zu ruhiger Selbstprüfung kommen; denn auch Locher schoss über das Ziel hinaus. „Das sei," meint er einmal, „kein vollkommener Theolog, dem es an dem Korne des Phöbus und an der kastalischen Begeisterung fehle." Wir können den Streit hier nicht des näheren verfolgen; erst nach mehreren Jahren trat Wimpheling mit einer besonderen Schrift auf zur Vertheidigung der scholastischen Philosophie und Theologie und gegen die übermässige Verherrlichung der Poesie contra turpem libellum Philomusi. Es ist beklagenswerth zu sehen, zu welch' ekler Schmähsucht, zu welchen Geschmacklosigkeiten, ja Unwürdigkeiten, sich beide Männer verleiten liessen.

In viel vortheilhafterem Lichte zeigt sich uns Wimpheling in einem dritten grösseren Buche, der Adolescentia, deren erste Ausgabe im Jahre 1500 in Strassburg erschien. Was diesem Buche, das sich auch über die Reformation hinaus in

vielen Schulen gehalten hat, einen praktischen Werth verlieh, war besonders der Umstand, dass ihm eine Art von Florilegium aus Schriftstellern und Poeten alter und neuer Zeit beigegeben war, das in der noch bücherarmen Zeit um so willkommner sein musste. Hatte Wimpheling in dem Isidoneus besonders die wissenschaftliche Erziehungslehre geboten, so richtet er in der Adolescentia sein Hauptaugenmerk auf die sittliche Erziehung. Er giebt die Mittel und Wege an, wie die guten Anlagen der Jugend auszubilden und die bösen zu unterdrücken seien. Wir verzichten auf die Mittheilung des Schematismus, mit dem er nach der herrschenden Sitte jener Zeit beispielsweise die sittlichen und unsittlichen Eigenschaften an bestimmte Zahlenverhältnisse anknüpft. So stellt er z. B. sechs guten eben so viele böse Anlagen gegenüber und als Richtschnur für das sittliche Leben der Jugend zählt er nicht weniger als zwanzig Gesetze auf. Für uns hat diese Schrift noch eine andere Bedeutung. Nirgends finden sich nämlich die letzten Ziele und Zwecke, die Wimpheling mit seiner Erziehungstheorie verknüpfte, deutlicher und energischer ausgesprochen, als in der Adolescentia. Diese Tendenzen, die die nächsten Ziele der Erziehung weit überragen, gehen auf nichts geringeres als auf eine Regeneration von Staat und Kirche. Die Erziehung mit ihrer wissenschaftlichen und sittlichen Disciplin hat nach ihm die Aufgabe, die Krankheiten, an der das Reich und die Kirche leiden, von Grund aus zu heilen. In der Vernachlässigung einer rechten Jugenderziehung sieht er den Grund des immer mehr überhand nehmenden Ruins dieser beiden grossen Institute. „Die Zurückführung der Kirche zu ihrer früheren Sittenreinheit muss bei den Kindern ihren Anfang nehmen.“ — Dies ist ein Satz aus der Adolescentia, und nicht minder soll der staatlichen Zerrüttung seiner Tage durch wissenschaftliche Erziehung abgeholfen werden. Dies Ziel führt uns ganz von selbst zu einem kurzen Worte über Wimpheling's Verhältniss zu Kirche und Staat.

Nach dem Entwickelungsgange, den der junge Theolog in Freiburg und Heidelberg nahm, und den wir oben wenigstens andeuteten, wird man vielleicht einen minder eindringlichen und scharfen Blick für die Schäden seiner Kirche bei ihm voraussetzen, als er in der That besass. Aber im Ge-

gentheil, unter all den Humanisten der oberrheinischen Gruppe, welche die offenkundigen Gebrechen der Kirche und des Staates zum Zielpunkte ihres Angriffs machten, ist seine Stimme eine der lautesten und bewegtesten und seine Waffen sind, wenn nicht immer die schärfsten, so doch blank und ohne Flecken. In seiner Schrift de integritate, über die Sittenreinheit, die er im Jahre 1505 seinem Schüler Jacob Sturm widmete, und die sich in ihren Themen vielfach an die Adolescentia anlehnt, wendet er seinen tief sittlichen Unmuth vor allem gegen die Concubinatsverhältnisse der Geistlichkeit, jene Unsitte, die mehr als vieles andere den besser denkenden eine Reform nöthig erscheinen liess. Es giebt unter den zahlreichen Schriften Wimphelings wenige, in denen er nicht gegen den offenkundigen Skandal jener Schamlosigkeit zu Felde zieht, aber freilich, die Mittel, die er gegen das tiefgewurzelte Uebel empfiehlt, characterisieren ihn nicht weniger als der Schmerz und die Entrüstung, die aus ihm sprechen. Statt die einzig gesunde und radicale Abhülfe, nämlich die Aufhebung des Cölibats zu predigen, sieht er den Grund für das ausschweifende Leben des Clerus nur in seiner Unwissenheit. Die Wissenschaft also und die fleissige Lecture vor allem religiöser Schriften bleiben ihm die Hauptmittel zur Vermeidung jener Unsitte, und mit unerspriesslicher Engherzigkeit klammert er sich selbst an leere Aeusserlichkeiten an. Aber auch alle die anderen nicht minder tief gehenden Schäden auf diesem Gebiete, zumal der kirchlichen Verfassung, berührt Wimpheling mit unsanfter Hand. Die Empfindung des sonst so nüchternen Mannes, der dem Scherz aus dem Wege zu gehen pflegt, steigert sich zur Ironie und zum Sarkasmus, wenn er die Unwissenheit des Klerus, das Buhlen um die Gunst der römischen Kurie und die unwürdige Cumulation der Aemter geisselt. So schrieb er eine Art von Komödie „Stylpho“ um das Jahr 1494. Sie ist uns verloren, aber ein Beurtheiler nennt sie eine Schrift, die „salzig und beissend gegen die Zeitgenossen ankämpft.“ Wie bei Geiler von Kaisersberg, so finden sich auch bei Wimpheling viele geradezu reformatorische Ideen. Auf diesem Boden fühlten sich die Freunde vor allem eins. Die Predigt, die Geiler in einer Synode zu Strassburg gehalten, und in der er dem Bischof Albert „die ganze Wahrheit mit grossem Freimuth

gesagt hatte," hebt Wimpheling in seiner Schrift über Geiler mit Anerkennung hervor. Der bekannte Satz Kaisersbergs: „Nicht die Mauern machen das Kloster, das Kloster muss inwendig in dem Herzen sein," fand mit verwandten Ideen auch bei Wimpheling den lebendigsten Wiederhall, und er giebt diesen Ideen in dem zweiten Theile des erwähnten Buches über die Sittenreinheit einen so treffenden Ausdruck, dass er sich die Ordensbrüder, zumal die Augustiner, aufs heftigste verfeindete. Er führt hier den Nachweis, dass das von den Ordensbrüdern aufgebrachte Wort, die Wissenschaft stecke in den Mönchskappen, und dass nur die Kutte den wahren Gelehrten mache, trügerisch und lügenhaft sei. Auch der heilige Augustinus selbst, weist er im 31. und 32. Kapitel nach, sei niemals Mönch irgend eines Ordens noch Eremit gewesen und habe niemals die Kutte getragen. Er widerlegt mit fast peinlicher Sorgfalt alle Einwürfe der Gegner. Der Zurückweis der Berufung auf Augustins Sermones ad eremitas zeigt eine für jene Zeit immerhin seltene Sicherheit in der Handhabung höherer Kritik. Mit streng historischen Gründen erweist er, dass jene Schrift einen durchaus andern Augustinus zum Verfasser hat. Und das Alles, fügt er hinzu, sage er nicht, um irgend einen Orden zu beleidigen, sondern lediglich um das Ansehen der Schriften des heil. Augustinus zu erhöhen. — Diese Angriffe riefen einen wahren Sturm hervor. Zunächst nahm einer seiner früheren Schüler, Thomas Murner, und ein Mönch, Franz Schatzer von Rothweil, den Kampf auf. Wimpheling vertheidigte sich in mehreren Schriften. Humanisten von bedeutendem Namen unterstützten ihn durch ihre Zustimmung. Seine Feinde giengen so weit, dass sie eine Anklageschrift bei dem Papste Julius II. einreichten. Paul Lange schrieb im Jahre 1509 ein zweibändiges Buch zur Vertheidigung der Klostergeistlichen, dessen Spitze gegen den Verfasser des Buches über die Sittenreinheit gerichtet war. Es kam endlich so weit, dass der alternde Mann vor die päpstliche Curie citiert wurde, um zu Rom in eigener Person seine Vertheidigung zu führen. In dieser Bedrängniss machten die angesehensten Männer, zumal Strassburgs, ihren Einfluss für ihn geltend, und er selbst schrieb zum zweitenmale an den Papst mit einem längeren Gedichte, indem er auf die kleinliche Ursache des Streites, auf seine

eigene Schuldlosigkeit und stets bewiesene kirchliche Gesinnung hinwies. Er erreichte, dass der Papst ihn sowohl von der Reise dispensierte, als auch den Mönchen Stillschweigen auferlegte.

Aber mit nur zu gutem Rechte konnte sich Wimpheling auf seine Devotion gegen die römische Curie und auf die früher überall bewiesene kirchliche Gesinnung berufen, und darin liegt nun wieder die Halbheit seines Standpunktes. Derselbe Mann, welcher der mönchischen Aufgeblasenheit der Dunkelmänner so treffende Streiche versetzte, derselbe war früher nicht ohne Wärme für die Geistlichen seiner Zeit eingetreten; so hatte er eine Klagerede wider die Angreifer der Geistlichen an Alexander VI. gerichtet und eine zweite Vertheidigungsschrift will die Immunitäten des geistlichen Standes unangetastet wissen. Ein gut Stück verrotteten Mittelalters enthält die Schrift über die dreifache Heiligkeit der Jungfrau Maria, De triplici candore Mariae, welche gegen die Leugner der Conceptio immaculata gerichtet war. Derselbe Mann, der selbst die Habgier und den Schmutz der römischen Curie mit reformatorischer Kühnheit blos legt, der in seiner Replik gegen Aeneas Sylvius die Behauptung aufstellt, dass wenn er alle Klagen über die Künste und Schliche der Schützlinge Roms aufzählen wollte, wie er sie in fast neun Lustern vernommen habe, seine Schrift den Umfang der beiden Testamente erreichen würde, derselbe Mann appelliert unermüdlich an die Heiligkeit und Gerechtigkeit des Papstes und hält es Zeit seines Lebens als Grundsatz fest, dass die Alleinherrschaft des Papstes für die christliche Kirche eine heilsame Nothwendigkeit sei und nur von dort aus die wahre Reformation zu hoffen sei. Kein Wunder, dass Wimpheling der schneidenden Consequenz eines Luther nicht zu folgen vermochte. Nachdem er das erste Auftreten des Reformators gegen den Ablasshandel mit aufrichtiger Freude begrüsst hatte, stiess ihn jeder Schritt, den der kühne Mönch vorwärts that, vor Allem das Antasten der Messe, des Abendmahls und anderer ihm unveräusserlicher Ceremonien, mehr und mehr zurück. Seine letzten Lebensjahre zeigen uns das betrübende Bild eines Mannes, der mit seinem früheren Freundeskreise, mit seinen nächsten Verwandten, ja mit sich selbst und seinen Idealen zerfallen ist. In trüber Isoliertheit ver-

lebte er die Tage seines Alters, bis ihn der Tod am 17. November 1528 von seinen Zweifeln erlöste.

Aber in einem Punkte blieb er mit den besten seiner Zeit stets verbunden. Das war sein Patriotismus. „Von Beginn meiner Jugend," schreibt er einmal an Kaiser Maximilian, „habe ich alle meine Mühe vor allem deiner kaiserlichen Majestät, der Verherrlichung der deutschen Nation und des heiligen römischen Reiches geweiht." Diese Worte bilden das Programm, das in allen seinen Schriften, auch in den wissenschaftlichen, wie fern sie auch auf den ersten Blick diesem Gedankenkreise liegen, mit stets gleicher Wärme hervortritt und neben der kirchlichen Reform das letzte Ziel bildet. Sein deutscher Patriotismus kann schon das Fortschreiten Italiens in wissenschaftlicher Hinsicht und den Ruf der italiänischen Hochschulen nicht ertragen, und abgesehen von ihrem inneren Werthe sollen die humanistischen Studien auf den, Universitäten vor allem aus dem Grunde gepflegt werden um von dem deutschen Stamme den schimpflichen Vorwurf der Barbarei abzuwenden. So spricht er sich schon in einer Rede aus, die er in Heidelberg vor den Studenten gehalten hat, und mit derselben Ermahnung schliesst er seinen Isidoneus Germanicus. Wenn er in demselbem Buche vor der Vernachlässigung einer richtigen Aussprache des Latein warnt, wie sie namentlich bei den schwäbischen Lehrern zu bemerken sei, so versäumt er nicht hinzuzusetzen, dass die Deutschen dadurch zum Gespötte des Auslandes würden. Den Adel seiner Zeit, der nicht selten in Rohheit versunken war, sucht er bei mehr als einer Gelegenheit zu seinen Pflichten gegen den Staat zurückzuführen, und ermahnt ihn seine wahre Ehre in humanistischer Bildung zu suchen. Für Ludwig, Herzog von Baiern, den ältesten Sohn des Kurfürsten Philipp, verfasst er eine Art Fürstenspiegel, die Agatharchia, in dem er ihm bis ins Einzelne das Ideal eines Fürsten hinstellt und auf die Verantwortlichkeit des erhabenen Berufes hinweist, an der sittlichen und geistigen Veredlung eines Volkes zu arbeiten. Aber auch ganz specielle Regeln giebt er dem jungen Fürsten. Er möge durch Gesetze zu verhindern suchen, dass die übrigen Nationen fortführen Deutschland auszusaugen, wie sie es bisher gethan. „Römische Annaten, venetianische Gewürze und Kleidungsstücke, italiänische Professoren,

französische Bettelmönche und Stationarier, Hospitäler und Armenhäuser schleppten unermessliche Reichthümer aus Deutschland fort." So gross, ruft er aus, ist die Einfalt oder die Gutmüthigkeit der Deutschen! Schon aus diesen Worten entnimmt man den Schmerz, den dieser Mann empfinden musste über die Misere, die ihm so vielfach in dem deutschen Reiche entgegentrat. Es war nicht nur der Druck, den Deutschland durch die römische Curie zu erleiden hatte, und die Missachtung der kaiserlichen Autorität durch päpstliche Uebergriffe, die ihn enpörte und ihn in ein oft drückendes Dilemma versetzte; auch die Lockerung der äusseren politischen Gestaltung Deutschlands bildet den Gegenstand seiner Klage. So ist ihm die Loslösung der Schweiz vom deutschen Reiche ein dauerndes Aergerniss, und er lässt es nicht an Ermahnungen fehlen, dass sie sich dem Kaiser wieder unterordnen möchten. Um das Jahr 1505 verfasste er eine eigene Schrift Soliloquium Wimphelingi pro pace Christianorum et pro Helvetiis, ut resipiscant, die nichts geringeres bezweckte, als die Schweizer zu ihrer Pflicht und Gehorsam gegen den Kaiser zurückzuführen. Dazu kam der drohende Abfall anderer Grenzgebiete. Um angebliche Ansprüche zu verwirklichen, war im Jahre 1444 der Dauphin Ludwig, der nachmalige Ludwig XI von Frankreich, in das Elsass eingefallen und hatte Strassburg mit einer Belagerung bedroht. Schon seit jener Zeit hat es in Strassburg eine zahlreiche Partei gegeben, die nach Frankreich ihre Blicke warf und am Vaterlande zum Verräther zu werden drohte. Gegen diese semigalli, wie er sie nennt, wendet sich Wimpheling in einer besonderen Schrift, die er dem Rathe der Stadt widmete. Die Schrift Germania ad rempublicam Argentinensem, oder wie der Titel in einer späteren Ausgabe lautet cis Rhenum Germania „Tutschland, zu Ere der Stadt Strassburg und des Rinstromes," diese Schrift muss in unseren Tagen ein besonderes Interesse erregen. Wimpheling's Hauptaugenmerk ist der Nachweis, dass die westlichen Rheinlande und zumal sein geliebtes Elsass seit den Tagen Cäsars und Octavianus echt deutsche Provinzen gewesen seien und niemals in dem Besitze der Franzosen. Ein gut Theil der Gründe Wimpheling's [1]) —

[1]) Sie sind wiederholt im Jahre 1615 in der uns vorliegenden

es sind ihrer nicht weniger als dreizehn, sehen uns heute freilich wunderlich genug an. So geht er in seiner Begründung sogar bis auf Cäsar zurück, und will letzterem einen Irrthum nachweisen, aber die Kritiklosigkeit kann doch den Patriotismus nicht in Frage stellen, und neben dem verkehrten ist auch manches Richtige beigebracht.

Auch diese Schrift verwickelt Wimpheling in einen heftigen Streit. Jener Thomas Murner schrieb eine Widerlegungsschrift, und freilich konnte es letzterem nicht gerade schwer fallen die zum Theil scurrilen Argumente seines patriotischen Gegners zu entkräften. Man sieht wie wenig es schon damals der französischen Partei an Rückhalt fehlte. Für Wimpheling hatte der Streit noch die weitere Folge, dass er es unternahm, eine deutsche Geschichte zu schreiben, die Epitome rerum germanicorum usque ad nostra tempora. Die patriotische Tendenz blickt auch hier aus jeder Zeile, damit ist die achtungswerthe, wie die verkehrte Seite seiner Geschichtsschreibung bezeichnet, die überall darauf ausgeht die Tugend der so lange stiefmütterlich behandelten Deutschen in das rechte Licht zu stellen. Statt diese Themen weiter zu verfolgen, weisen wir zum Schluss darauf hin, wie Wimpheling auch an den Ereignissen des Tages einen warmen und oft schmerzlichen Antheil nahm. Man kennt den zwiefachen Schimpf, den Maximilian durch Karl VIII von Frankreich erfuhr. Ein Friedensschluss bestimmte, Karl sollte sich mit der Tochter Maximilians vermählen, und Margaretha war bis zu den Jahren der Reife französischer Ohhut vertraut worden; jetzt schickte er sie zurück. Dagegen hatte sich Maximilian mit der Prinzessin und Erbin von Bretagne verlobt, aber Karl VIII brachte die junge Fürstin in seine Gewalt und zwang ihr seine Hand auf. Bei dieser Gelegenheit brach unseres Wimpheling's Zorn in helle Flammen aus. Mit dem französischen Ordensgeneral der Maturiner, Robert Gagninus, der sich damals in Heidelberg aufhielt, unterhielt er einen Briefwechsel, in dem er nicht Worte genug findet über die Schmach, die sich der

Schrift: Carolus Magnus Germanus. Hoc est Germaniam a Gallia per interfluentem Rhenum male dividi. Declaratio Jacobi Wimphelingi. E bibliotheca Bartholomaei Agricolae, I. V. D. cum ejusdem notis marginalibus. Heidelbergae, typis Gotthardi Voegelini, s. a.

König dadurch in den Augen aller Nationen angethan. Er übersendet ihm mit dem ersten Briefe ein Gedicht in zehn Strophen, und der phantasielose Mann wird hier fast zum Dichter in seinem lodernden Zorne, so energisch ist die Ausdrucksweise der Ode, die bei manchen Härten im Einzelnen die Situation in lebendiger Anschaulichkeit vorführt, und jede Strophe schliesst mit dem bedeutungsvollen Refrain „die Lilien Frankreichs welken, lilia marcent."

Ungedruckte Briefe
von
KLOPSTOCK.

Mitgetheilt von ROBERT BOXBERGER*).

Hamb. den 4. Jan. 96.

Hr. Klopstock an Hern Göschen.

Der junge Engländer, den Sie mir zugeschikt haben, hat mir nicht wenig Vergnügen gemacht. — — Ich habe nichts dawider, dass Sie Cramers Wünsche nicht erfüllen wollen. Ich habe sie zuerst durch Sie erfahren. Lassen Sie uns übrigens von der Sache schweigeu. Cramer ist mein Freund. — Ich bin von keiner Sache so sehr entfernt, als ich davon bin, Ihnen einen Process aufbürden zu wollen, den ich, wenn er unvermeidlich wäre, führen müsste. Wenn Sie geglaubt haben, dass ich jenes thun würde, so kennen Sie mich noch nicht. Hemmerde zwang mich zu einem Processe. Die Hauptsache, die ich wider ihn zu sagen hatte, war: H. hat wieder eine neue Ausgabe des Mess. gemacht, (die Sache war durch collazionirte Ex. erwiesen), ohne die im Kontrakte ausgemachte Kleinigkeit dafür zu bezahlen. Er hat also den Kontrakt gebrochen. Der Mann, der schon seit ziemlicher Zeit halbtoll gewesen war, antwortete der Vestrejizt (?) so toll (z. E. dass Kaiser und Könige in seinen Buchladen kämen) dass sie nichts entscheiden konte. Ich konte die Sache nun als beendigt ansehen; und ich machte Anstalten zu der letzten Ausg. des Mss. Zu allem Ueberflusse gab ich Nicolai Nachricht von den collazionirten Exemplaren. Ich weiss nicht, wer damals Hemmerdes Buchhandlung verwaltete: aber Niemand regte sich, da die neue Ausgabe angekündigt wurde. Und nun kommt denn Hemmerdes Erbe, und droht sogar. — Grüssen Sie Clodius von mir, und sagen Ihm, dass ich überzeugt wäre, dass er meinetwegen eine

*) Diese Briefe finden als urkundliches Material hier eine passende Stelle. Man kann ihnen zwar keinen bedeutenden Inhalt nachrühmen, aber es sind lebendige Zeugnisse für des Dichters Art und Weise, kleine Dinge zu behandeln. Ausserdem fehlt es nicht an anziehenden Bemerkungen. [R. G.]

kleine Reise nach Halle thun würde, wenn ich ihn darum bäte. — Ich hatte Ihnen noch allerhand zu schreiben; aber ich werde abgerufen. Es ist zu schön Wetter um sich nicht abrufen zu lassen. Das Eine indess noch: Bey neuen deutschen Lettern kommt es vorzüglich darauf an, dass ihre Ovalzüge so schön wie engl. gemacht werden.

Hamburg, den 12ten Oct. 96.

Hr. Klopstock an Hr. Göschen.

Da Sie, wie ich jetzt sehe, künftige Ostern mit dem Drucke der Oden fertig seyn wollen, so setze ich es nicht aus Ihnen folgendes darüber zu sagen:

1) Die Strophen werden, mit Einrückung des ersten Verses, so gedrukt:

Die Wasser Hebrus wälzten mit Adlereil
Des Zelten Leyer, welche die Wälder zwang,
Dass sie ihr folgten, die den Felsen
Taumeln, u. wandeln aus Wolken lehrte.

2) In den Oden, die aus ungleichen Strophen bestehn, werden einige Länge und Kürze so bezeichnet.

Hätt ich deinen sanften Gang nicht vernomen,
Nicht deiner Lispel Stime gehört;
So hätt' auf des liegenden kalten Stirn
Gestanden mit dem eisernen Fusse der Tod!

3) Ich möchte nun, dass die wenigen Anmerkungen, die zu den Oden kommen, unter den Text gesetzt würden. Wir müssen doch einmal etwas unter den Text setzen, nämlich die Worte, welche den Leser auf eine hinten vorkommende Anmerk. verweisen. Wenn wir das nicht thun; so sucht er hier und da vergebens nach Anmerkungen; und das dürfen wir ihm nicht zumuten. Es wird, deucht mich, gut seyn, wenn die Anmerk. mit sehr kleinen Buchstaben gedrukt werden.

Es ist schon einige Zeit her, dass ich Sie habe fragen wollen, ob Sie mir etwas vorausbezahlen könnten. Sie wissen es wohl nicht, dass der Krieg selbst bis hierher wirkt. Alle Sachen, auch die nothwendigen, haben schon seit ziemlicher Zeit einen doppelten Preis; und auch vor dem Kriege war es in Hamburg nicht wohlfeil. Der Königsberger Nikolo-

vius hat mir 25 Louisd'or auf die Oden vorausbezahlt. Er dringt jetzt mit aller Gewalt auf die Bezahlung, ob er mir gleich 6 p. c. Intresse, ohne mich zu fragen, ob ich so viel geben möchte, auferlegt hat. Möchten Sie das wohl berichtigen. Ich bin überzeugt, dieser Mann wäre mir von seinem Bruder nicht so lebhaft empfohlen worden, wenn er ihn so gekannt hätte, wie er ihn jetzo kennen lernt.

Mir fällt noch ein (und es ist gut Sachen, die man so leicht vergessen könnte, gleich zu schreiben) dass, wenn der Korrektor in dem M. S. Worte, die wir jetzo mit dem Z schreiben, mit dem C geschrieben findet z. B. Celten, er das ändern, und Zelten schreiben müsse. (Wir schreiben jetzt auch Szene. Diess ist sehr lächerlich, denn wir müssen entweder, wie sonst, Scene, oder Zene schreiben, denn Stsene ist nicht aussprechbar.)

Klopstock's Gattin an Göschen.

Hamburg, d. 4. Januar 1797.

Ich sage Ihnen den herzlichsten Dank, lieber Herr Göschen, für das Geschenk von Ihren Reisen, womit Sie mich überrascht haben; ich habe sie mit innigem Vergnügen gelesen und mich an manchen Stellen, die so ganz nach meinem Herzen sind, sehr, sehr erfreut und den Verfasser noch mehr liebgewonnen, auch ist der Wunsch, Ihn persönlich kennen zu lernen, sehr lebhaft bey mir geworden. Sind denn Ihre Geschäfte so dringend, dass Sie nicht auf 14 Tage eine kleine Reise nach Hamburg machen könten? Bis Ostern geht's wohl nicht, aber dann können Sie es gewiss so einrichten, da Sie alsdann den Wieland vom Herzen ab haben. Wir beziehen im Anfang May ein Landhaus ganz nahe vor der Stadt, wenn Sie dann zu uns kommen wollen, so biete ich Ihnen zwar nur ein kleines Zimmerchen an, aber wahrlich ein recht freundliches Gesicht wird Sie empfangen. Ich bin gewiss, dass Ihnen die Bekanntschaft des lieben Klopstocks wahre Freude machen würde, denn gewiss er ist von Seiten seines Herzens so gross als er es von Seiten der Dichtkunst ist, dabey so lebhaft und so heiter, als wäre er einige 20 Jahre. Und so rede ich von Klopstock? Ja, warum nicht? Wer kennt ihn denn besser als ich? werde ich nicht

jeden Tag von der Wahrheit dessen, was ich gesagt habe, überzeugt?

Aber nun zur Beantwortung Ihres Briefes, lieber Herr Göschen. Ich danke Ihnen, dass Sie K. die beyden Einsprecher Hofmann und Hemmerde vom Halse schaffen wollen, ich hatte das recht gut verstanden, K. war es lieb, dass er hierüber ruhig seyn konnte. Was das Manuskript anbelangt, so seyn Sie ganz ruhig, Sie sollen gewiss nicht warten, es liegt fertig da, weil K. es aber nur einmal hat, und wir die Angst haben, dass es auf der Post könnte verloren gehen, so schreiben wir es ab, es ist aber schon vieles fertig, und wenn es seyn müste, so könte Alles in 8 Tagen geschrieben seyn. Mit der nächsten fahrenden Post erhalten Sie, ich denke den 4. Theil von dem 2. Band der Oden, hieraus können Sie einen Ueberschlag auf die Stärke des 2. Bandes machen, den ersten haben Sie schon ganz.

(Folgt eine Verhandlung über den Kupferstich von K.'s Portrait, den Göschen nach einer Büste von Ohmacht, die K.'s Gattin zu ernst gehalten vorkommt, zeichnen lassen wollte. Sie schlägt Gräger aus Lübeck, der eben in Hamburg sei, vor.)

Grüssen Sie doch den guten Clodius recht herzlich von mir, ich bin ein rechter Unhold, dass ich ihm so lange nicht geschrieben habe, da ich ihm doch so viel Gutes und Liebes sagen sollte für die Mühe, die er sich mit dem Hemmerde gegeben hat. Sagen Sie ihm nur, er wäre der erste Commissionär in der Welt. Ich hoffe, er kömmt Ostern nach Hamburg, dann will ich ihm das Alles besser sagen, als meine Feder es ausdrücken könnte. Mit vieler Hochtung verbleibe ich

Ihre
gehorsame Dienerin
Klopstock.

Hamb. den 14. Jan. 97.

Hr. K. an Hr. G.

Wenn Ihre Pressen so gefrässig sind, dass sie jeden Tag M. S. zu zwei Bogen aufschmausen, so schicke ich Ihnen

künftigen Posttag 40 Oden für den 2. Band. Ich habe Ihnen, mich deucht, gesagt, dass ich die versprochenen zwei Bogen auch deswegen je eher je lieber zu haben wünsche, dass sich der Zeichner nach dem Formate richten könne.

Haben Sie die Güte mir das überschickte Verzeichniss meiner Schriften abschreiben zu lassen. Ich werde, in Ansehung der Folge, noch Aendrungen machen — — Sie haben, wie Sie aus dem 1. Bande der Oden sehn, nicht viele u. nicht lange Anmerkungen zu drucken; nur Eine wird Ausnahme hiervon machen.

Hamb. den 18. Jan. 97.

Hr. K. an Hr. G.

Sie empfangen hierbey 40 Oden für den 2. Band. Ich kann die Zeichnung zu diesem Bande nicht eher machen lassen, als bis ich dem Zeichner das Format zeigen kann. Der Bogen, den Sie mir geschikt haben, treibt bey Franzosen herum, die nichts wiederbringen. Ich hoffe, dass dieser Brief den versprochenen Bogen begegnen wird. — So sorgfältig und so oft ich auch alles durchgesehn habe; so finde ich doch manchmal wider Vermuthen noch was zu änderndes. So fand ich z. E. in diesem Augenblicke, da ich schon das Papier zum Umschlage schneiden wolte, noch: Von den lichten Himmel. Sie sehen, dass ich Ihnen diess in der Absicht sage, dass, wenn Sie so etwas nicht zu bezweifelndes finden, Sie es ändern. In der Ode No. 3 steht: Andres ist ganz — — diess muss nicht durch Anders verändert werden; auch nicht jenseit durch: jenseits.

Hr. K. an Hr. G.

Hamb. den 28. Jan. 97.

Sie haben es voraussehen können, dass Sie mir durch Ueberschickung der Bogen keine kleine Freude machen würden; u. das ist denn auch so gegangen. Es ist wirkl. eine vortrefliche Ausgabe. Ich zeige sie allen, die Augen haben, und thue damit in Ihrem Namen gross. Danken Sie mir immer dafür, dass ich Sie nicht mit Worten

heimgesucht habe, welche sich mit gesperrten Lettern hinstellen. Ein Engländer, der mich besuchte, zog Ihre Ausgabe der von Shakespear vor. Ich wolte die Ursache wissen. Die Lettern in Sh. sagte er, wären zu schmal. Ich möchte Ihnen heute nicht gern etwas von Ihrer Freude verderben; (auch mir von meiner nichts) aber weil fortgedruckt wird, so muss ich es doch jetzt sagen. Ich setze nie das Zeichen des weggeworfenen E, das Häkchen, vor einem Mitlaute, nie: in die Fern' sehn. Ich brauche auch nie den Strich; gleichwohl steht in der Ode an E. Einsame — Lassen Sie den Setzer oder Korrektor solche Unthaten nie wieder begehn. An die vier Drucker, die Sie hier allein brauchen, meinen besten Dank. Das ist kein Kompliment zur Aufmunterung; sondern mein völliger Ernst. — Böttiger hat Unrecht, wenn Er glaubt, dass Er mir hätte schreiben müssen. Ich berüchtigter Nichtschreiber (ich bin das bey nicht wenigen) häufe meine Schuld nicht durch die unbillige Forderung, dass man mir schreiben soll, so gern ich auch Briefe lese, besonders wenn sie von Männern kommen, wie Böttiger ist. Ueberschicken Sie Ihm beigelegte Uebersetzung, u. sagen Ihm, aber im Vertrauen, dass ich auf guten Wegen bin, Engländer dahin zu bringen einige von mir übersetzte Stellen zu übersetzen. Sie sind viel zu stolz auf ihre Sprache um zu merken, dass ich sie da aufs Eis führe. Am glättesten ist diess, wenn sie es wagen auch die Silbenmasse der Alten nachzubilden. Ich habe es auch hierauf angelegt. — Sagen Sie mir, wenn Sie dürfen, was das vor eine Schrift ist, durch die W. W. um zwei Bände vermehrt werden? Ich sehe der Zeichnung von Siona mit Ungeduld entgegen. Ich hoffe, dass ich Ihnen die Zeichnung zum zweyten Bande bald werde schicken können. — Haben Sie noch nicht auf Verbesserung und Verschönerung des Notendrucks gedacht? Gluck und Bach haben einiges von mir komponirt. In dem Falle, dass Sie etwas davon drucken möchten, so soll gleichwohl die Herausgabe der Oden darauf nicht warten. Es würde mit der Zeit schon seine Stelle finden. — — Ich habe oben vergessen Böttiger um die Anzeigung der Stellen zu bitten, zu denen Er Anmerkungen wünscht. Aber hier will ich meinen Wunsch nicht vergessen, dass Sie mir ja je eher je lieber wieder Bogen schicken.

Wenn Sie es anstehn lassen, so sehe ich daraus, dass Sie mich nicht verführen wollen mich selbst zu lesen.

H. d. 14. Febr. 97.

Ich kann Ihnen, mein lieber Hr. Göschen, heute nur ein paar Zeilen schreiben; aber in diesen soll gleichwohl nicht fehlen, dass ich Ihnen noch Einmal sage, dass mir Ihre Ausgabe nicht wenig Vergnügen macht. Ich hoffe, dass Sie dieses Vergnügen durch die Uebersendung der mir fehlenden Bogen bald erneuern werden. — Ich wiederhohle Ihnen, dass es Ihnen nie an M. S. fehlen soll. Mit nächster Post gehen wieder Oden ab. Der Mess. liegt schon seit ziemlicher Zeit zum Drucke da. Ich beschloss schon 1793 noch kleine Aendrungen zu machen; und deren sind, freilich oft sehr kleiner, nicht weniger geworden. — Ich konte nicht vermuthen, dass Sie noch an den Lettern ändern würden; da es aber geschieht, so frage ich Sie: Ob nicht der untere Zug des kleinen G durch einen besseren Ovalzug verändert werden müste? und eben so das zu grosse Fragzeichen! Sehen Sie nur S. 8 die oberste Strophe gegen die folgende darauf an. — Mein Christuskopf ist, bis auf die Haltung der Lippen, vortreflich. Aber ich weiss noch nicht, wer die' ändern kann. Ich will mit Ohmacht darüber sprechen. Würden die Bände des Mess. nicht zu dick werden, wenn ihrer nur drey wären? (Füger hat nun meinen Brief schon.) Mein M. S. hatte: Mirte (das weiss ich gewiss) und der Setzer hat Myrte daraus gemacht. Machen Sie nur, dass Böttiger deswegen nicht mit mir unschuldigen schmält; so soll es dem Setzer vergeben seyn. Sie wissen so gut wie ich, dass wenn die Buchdruckerkunst ein wirklich schönes Mädchen seyn soll, sie auch die geheimen Schönheiten der Korrektheit haben muss. Ich mache Ihnen hier keine Vorwürfe; denn Ihre Ausgabe ist korrekt; sondern ich dachte eben an die ungeheuren Forderungen, die was diesen Punkt betrift, die Engländer machen, und an die nicht weniger ausschweifenden, mit denen ich die mir helfenden Falkenaugen, und meine kurzsichtigen heimsuchte, als ich drei Ausgaben von Mess. ohne alle Druckfehler machen wolte. Wer nach einer solchen Vorstellung die folgende Nacht schlafen kan, der versteht sich

auf einen guten Schlaf. Ich für mein Theil weiss nicht, wie es mir diese Nacht gehen wird.

Der Ihrige
Klopstock.

Hr. K. an Hr. G.

H. den 15. Febr. 97.

Sie empfangen hierbey von 42 bis 58. Die ersten 5 Oden, mit denen der zweyte Band sollte angefangen werden, bestimme ich jetzt dazu, dass sie den ersten Band schliessen sollen. Sie fangen also den zweyten Band mit Teutone an. Mein Zeichner, der für den Kupferstich des zweyten Bandes arbeitet, hält mich sehr auf, weil er sonst beschäftigt ist. Wenn ist die höchste Zeit, dass Sie diese Zeichnung haben müssen?

Der russische Minister Alopreis (?) war gestern bei mir. Er erzählte mir, dass Sie des Staubes wegen für die einzelnen Arbeiter hätten Zellen machen lassen. Ich brauche zwar keine neue Ueberzeugung mehr, dass Sie Ihre Kunst sehr lieben; aber es war mir gleichwohl sehr angenehm jenes zu hören. — Kennen Sie Baskervilles Virgil? Die Zeichen der Parenthese sind darin sehr schön. — Eben erfahre ich, dass ich die Zeichnung künftige Woche haben soll.

Hr. K. an Hr. G.

H. den 11. März 97.

Ich weiss nicht, ob ich Ihnen schon gesagt habe, dass die 5 Oden, mit denen der zweyte Band anfangen solte, nun den Schluss des ersten machen sollen. Ihre Siona kommt nicht; und die Zeichnung zu dem zweyten Bande, welche ich einem Franzosen aufgetragen hatte, wird nun nicht von ihm gemacht, denn dieser fürchtete, wie ich glaube, das Mislingen, und hatte von dem Augenblicke an keine Zeit übrig. Ich werde Ihnen den nächsten Posttag schreiben, ob sie Ohmacht selbst machen, oder unter seinen Augen machen lassen will. Den vortreflichen Christuskopf lässt er mit scharfer Aufsicht von seinem jungen Freunde stechen. Er fordert für diesen 12 Louisd'or.

Sie und Böttiger haben sich verschworen, dass Sie mich verführen wollen, dass ich mein eigener Scholiast werden soll. Wenn ich Ihnen sage, dass ich überhaupt eben nicht sehr verführbar bin, so will ich damit nicht sagen, dass ich Ihre Fragen über Delphi nicht beantworten werde. Es soll sogar bald geschehn. Böttiger fühlt durch Schmintheus Anakreon (ich schrieb mit Fleiss nicht Schmintheus = Anakreon, ob ich gleich sonst Sokrates = Adisson schrieb) fühlt dadurch sehr fein vor, wie weit er seine Fürsorge für andere treiben könne.

Ich frage Ihn, ich frage Sie, ob er sie hier nicht zu weit treibe. Solte diess auch seyn; so bitte ich ihn gleichwohl fortzufahren.

(Von Klopstock's Gattin.) Mein Mann, dem ich eben meinen Brief bringe, trägt mir auf Ihnen zu sagen, dass er Ihnen heute nichts mehr zu schreiben hat.

Den 25. März 97.

Ich hatte Ihnen, mein lieber Hr. Göschen, diess und jenes zu schreiben; aber ich bekomme eben mehr als Einen Besuch, und ich kann jetzt nur dieses versiegeln.

Klopstock.

Hamb. Apr. 8. 97.

Hr. Kl. an Hr. G.

Es ist mir auch deswegen angenehm Sie diesen Sommer bey mir zu sehn, weil wir dann mündlich in einem paar Stunden mehr verabreden können, als schriftlich in einigen Wochen. — Von den Kupfern heute nur die Frage: Habe ich Ihnen von dem Entwurfe des Kupfers zu dem 2. B. der O. etwas geschrieben? Böttigers Anmerkungen zu den O. würden mir sehr angenehm sein; aber ich kann meinen alten Freund und Ausleger Cramer unmöglich übergehn.

Es bleibt also bey dem Vorigen. Böttiger zeigt nur die Stellen an, welche Ihm Anmerkungen zu erfordern scheinen. Wenn Er mir Worte anzeigen wollte, über die etwa diess und jenes in einem kleinen Glossar zu sagen wäre; so wäre

ich von dem Glossar nicht abgeneigt. — — Ich fahre fort die ersten Bogen von d. O. zu zeigen, ob Sie es gleich nicht haben wollen. Sie müssen auch nicht allzu streng gegen sich seyn. Aber in Einem Punkte kan gleichwohl die Strenge nicht übertrieben werden. Jakobi erschrekte mich neulich nicht wenig, indem er von Drukfehlern sprach, die er in Stira gefunden hätte. Ich habe in d. O. nur einen von Bedeutung gefunden. Seite 27 von ungefähr in der Mitte sollte nach gab kein Punkt stehen. Könten Sie nicht Clodius zum Oberfalken ernennen? Ich bin überzeugt, dass Sie diese Kosten mehr nicht scheuen würden — den Psalm hat unser Nachfolger von Bach vortreflich komponirt. Sie sollen ihn wenigstens so hören, wie ich ihn bei dem Komponisten hörte, eh er aufgeführt wurde. Sie finden unter den Oden eine, welche Ihr Tod heisst. Ich hatte, da ich sie machte, aus so guten Quellen von Maria Ther. dass ich sie mehr als verehrte, dass ich sie in allem Ernste liebte. Aber sie gehört gleichwohl zu denen, welche Pohlen getheilt haben. Legen Sie also die Ode nur bey Seite. Sie soll nicht mitgedruckt werden.

Hamb. den 12ten Apr. 97.

Die überschikte Zeichnung von S. mein liebster Hr. Göschen, hat meine Erwartung übertroffen. Ein bedeutendes, schönes, und edles Gesicht, eine gute Stellung, und das Harfenspielen, wie es seyn musste. Nun auch einige Bemerkungen: Das grössere Gewächs zur linken, so gut es auch gemacht ist, wünsche ich weg. Sind die Finger der rechten Hand nicht ein wenig, nur ein wenig zu lang? und ist der Daumen der linken nicht zu kurz? Die grössere Rose hat etwas ähnliches mit einem Gesicht. Der erste Fuss scheint mir nach dem kleinen Zeh zu ein wenig zu fleischicht zu sein. Unter S. wollen wir setzen:

Siona beginnt, schon rauscht
Der heilige Hain von dem Harfenlaut.

Was das Kupfer zum zweyten Bande betrift; so sind wir auf eben den Gegenstand verfallen. Teutona ist es, die mir der Franzose zu zeichnen versprochen hatte. Jetzt ist mir sein Nichtworthalten lieb; denn unser Zeichner wird sie besser machen. Die Vorstellung liegt in diesen Versen:

Ich sah
Die Geister um sie her —
bis: Die Schläfe sich bekränzt.

Teutona schwebt (diess ist der Moment) herab. Sie betrit mit dem einen Fusse nur eben den Boden. Ein ernstes, und so bedeutendes Gesicht, als nur ein weibliches gemacht werden kan, Stärke der Hauptcharakter. Sie wendet es nach den mit Eichenlaube bekränzten Genien, die auf der rechte Seite und etwas mehr vorwärts als die auf der linken sind. Die auf der Linken haben Dolche in der Brust. Ich habe wohl nicht nöthig zu sagen, dass die Genien keine Liebesgötterchen sein dürfen. Der Zeichner muss sich glückliche, und unglückliche elisische Schatten von Kindern denken. Einen stürzenden Quell dürfen wir nun nicht wieder machen, da wir schon einen auf dem ersten Kupfer haben. Der Hintergrund ein Eichenwald. Einen Kranz wollen wir der Göttin nicht geben. Ein Busch der eben zusammengebundenen Haare senkt sich nach der Stirn zu. Ihr Gewand muss ihr kaum bis auf das Knie gehen, und die Arme müssen bis an die Schultern bloss sein. Unten komt zu stehn:

Ich sah die Geister um sie her, die den Liedern entlockt,
Täuschen, ihre Gebild.

Der Ihrige

Klopstock.

P. S. Die Genien zur rechten schweben etwas höher als die zur linken.

Hamb. den April 97.

Hr. K. an Hr. G.

Was mein Porträt betrift, so soll allerdings Bause stechen. Ohmacht hatte mich besorgt gemacht; er sagte mir B. wäre gichtisch und liesse daher seine Schüler arbeiten. Wir wollen das alles in Ordnung bringen wenn Sie hier sind. Wir wollen dann ausmachen, wie es der Zeichner in seiner Kopie verändern soll. Teutone soll charakteristisch deutsch seyn; daher das kurze Gewand, die Arme bis an die Schultern bloss, der Haarbusch mit vorfallenden Locken. Ich habe diess jetzt geändert. Die Locken bleiben; aber es kommt ein

Diadem darunter. Ein langes Gewand mit einem Gürtel. Der Saum ist auf diesem zu klein, um etwas darauf anzubringen. Das bedeutendste muss das Gesicht seyn. Ich wolte, dass unser Zeichner eine Vorstellung: La Force gesehn hätte, die wie Pallas einen Helm hatte, und wie sie gepanzert war. — Wäre es nicht besser, wenn Siona einen Rosenkranz anstatt der zwey drey Rosen hätte.

Hamb. den 17ten Jul. 97.

Sie wissen vielleicht, liebster Göschen, und das durch nicht wenige wahrhafte Zeugen, dass ich überhaupt ein Erzunbriefschreiber bin! (Ein neues ungeheures Wort zu einer unerhörten, auch so ziemlich ungeheuren Sache.) Es leuchtet Ihnen daher klar wie der Tag ein, dass ich heute, in dieser grossen Hitze, die Sie vermutl. an Ihren grimmaischen Bergen auch haben, nur folgendes schreiben kann: Teutona's Gesicht ist meisterhaft, und völlig so, wie ich es haben wolte. Von den Kleinigkeiten künftig, die ich etwa anzumerken habe, z. E. an den Geistern darf man das Geschlecht nicht bezeichnen. — Wenn Sie meinen Brief an Füger gelesen hätten, so würden Sie keinen zweyten von mir verlangen, Er ist doch wirklich ein zu grosser Künstler, um die gewöhnlichen, und ich möchte beinah sagen, die abgedroschenen Künstlerphantasien zu haben. Hat er sie trauriger Weise; so kan Schnorr für den Mess. zeichnen. — Ich bitte Sie, wenn Sie den Tag nicht können, doch wenigstens die Wochenhälfte Ihrer Ankunft zu schreiben. Ich denke vorher noch eine kleine Reise zu einem Freunde in Holstein zu machen, den ich lebendig auf meinem Garten gesehn habe, u. von (dem) ich glauben konte, oder vielmehr muste, dass ihn Rom begraben würde.

Der Ihrige

Klopstock.

P. S. Bringen Sie mir die neuen Bogen der O. die fertig sind, nicht mit, sondern lassen Sie sie die Reise früher antreten.

(*Von fremder Hand:* Hamb. 16. Aug. 97.)

Ich würde, was in Beygelegtem steht, für fabelhaft halten, wenn ich nicht wüste, wie viel der Mechanik möglich ist. Ich wünsche, liebster Hr. G. Ihr Urteil darüber zu hören. Zu Ihrer Maschine, welche die ungeraden Zeilen unmögl. macht, wünsche ich Ihnen auch deswegen Glück, weil mich die Sache mit angeht. Ich bin um desto neugieriger auf die Bogen, welche Sie mir schicken werden. — Ich wiederhohle es Ihnen, dass mir Teutona nicht wenig Freude gemacht hat. Das Gesicht ist völlig, wie ich wünschte: Nun ein paar Bemerkungen: 1) Das Geschlecht darf bei den Geistern der Lieder nicht angezeigt werden. 2) Die auf der rechten Seite sind ein wenig zu körperlich, nicht Schatten genug. 3) Der Vorderste auf dieser Seite hält den Kopf etwas empfindsam.

Denken Sie die O. auf Michael herauszugeben, u. die Kupfer nachzuschicken? Die Zeichnung wird diesem Briefe bald nachfolgen. — Zu dem 1. Bd. des Mess. sollte der Christuskopf kommen, von dem ich Ihnen geschrieben habe. Unterdess bin ich auch zufrieden, wenn eine Zeichnung von Füger diese Stelle einnimt. Leben Sie wohl, und lassen Sie Ihre Frau sich auch hübsch wohl befinden. Der

Hamb. d. 16. Aug. 97. Ihrige

Klopstock.

P. S. Sagen Sie mir doch ein paar Worte von der die Ungeradheit unmöglich machenden Maschine.

Noch Eins, weil mir's eben wieder einfällt. In den Strophen stehn die Zeilen so weit aus einander wie sie sollen. Lassen Sie Ihr Auge die Elegie vergleichen. (So wird also der Messias bis auf das Einrücken der zweyten Zeile werden.) Hier scheint mirs (auch einigen andern) dass die Verse ein wenig, nur sehr wenig weiter aus einander stehn solten.

Den 30ᵗ Aug.

(von fr. H.: 97.)

Ich bin auf dem Garten; ich bekam den Bogen erst mit Thor-Schlusse, konte also heute nicht antworten. — Wenn Sie mir vielleicht zuweilen einen Korrekturbogen, ohne dass der Druck dadurch aufgehalten wird, zuschicken können, so wird mirs angenehm seyn. Klopstock.

Hamb. d 1 Nov. 97.

Es war vor einiger Zeit eine nicht kleine Geselschaft (auch von Franzosen) bey mir. Didots Temple a. Gn. lag auf dem Tische, und Göschens Oden v. K. lagen dabey. Man fand samt und sonders, dass die Breite der div. Lettern, gegen ihre Länge, zu gross sey; und dass die Ausgabe der Oden den Fehler nicht habe. Mein Auge hatte vorher schon diese Bemerkung gemacht. Es war also sehr natürlich, dass ich der Geselschaft Beyfall gab. Ich vermuthe sehr, dass ich dieses auch in dem Falle würde gethan haben, wenn ich damals schon gewusst hätte, dass Göschen gegen Didot ein Stümper sey. Ich zweifelte freylich nicht wenig daran, als ich es von Ihnen erfuhr; nun aber glaube ich, dass etwas daran sey. Ich will Ihnen doch meine Ursache sagen. Diese ist Ihre Beharrlichkeit bey der Meinung von der Stümperey. Denn ohne diese Beharrlichkeit u. also ohne Furcht vor unserem kritischen Auge hier, hätten Sie mir gewiss mit Perthes Compagnon jeden fertigen Bogen der O. geschikt. Aber thun Sie diess gleichwohl je eher je lieber; denn die Sache kann ja nun doch einmal nicht verborgen bleiben. Sie haben den Psalm besonders abdrucken lassen. Wenn Sie in Ansehung dieses Drucks ein reines Gewissen haben, u. er also dem didottischen etwa ziemlich gleich seyn solte; so bitte Sie um ein Exemplar für meine Frau. (Wären Sie hübsch zu uns gekommen, so hätten Sie den Psalm schon (? sollen) singen hören). — Sie erhalten mit nächster Post ein Verzeichniss der noch fehlenden Oden mit beygeschriebner Zahl der Verse. Sie würden diess Verz. schon heute bekommen, wenn ich nicht wegen einer verlegten nicht findbaren Ode an Stolberg nach Eutin schreiben müsste. —

Können Sie nicht eher mit dem zweyten Bande der O. anfangen als Sie die Anmerkungen zu dem ersten haben? — Möchten Sie nicht (diese Frage ist mir aus gewissen Ursachen sehr wichtig) an den O. und dem Messias zugleich drucken? -- Ich weiss nicht, wie es zugeht, dass die Elegie Selmar und Selma fehlt. Sie hätte vor Heinrich der Vogler stehn müssen. Wir wollen uns indess wegen dieses Versehens trösten. Es wird in einer Anmerkung angezeigt. Sie drucken jetzt, wie sich versteht, Selmar u. Selma sobald Sie können.

Meinen wärmsten Dank an den Verfasser der überschickten Ode. Schreiben Sie mir seinen Namen mit lateinischen Buchstaben. Ich habe ihn nicht lesen können.

(*Von andrer Hand unterschrieben:*

Hamburg 1. Nov. 1797.

Klopstock.)

Ich setze voraus, dass die letzte Ode, die Sie haben „Das Bündniss" ist. Nun folgen sie so:

1790.

Sie und nicht wir. An l. R. — 32 Verse.
An Cramer, den Franken. 36 V.

92.

Der Freyheitskrieg. 44 V.
Friedrich Kronprinz v. D. 32 V.
Die Jakobiner 4 Strophen.

93.

Die Erscheinung. 44 Verse.
An La Rochef. Schatten. 36 V.
Das Wort der Deutschen. 10 Str.
Mein Irrthum. 11 Strophen.
Der Eroberungskrieg. 32 Verse.
Die beyden Gräber. 5 Strophen.
Die Verwandlung. 62 Verse.
Die Denkzeiten. 62 Verse.
Der Belohnte. 3 Strophen.
Das Neue. 58 Verse.

94.

Hermann aus Walhalla. 60 Verse.
Die Trümmern. 62 V.
Der Schosshund. 5 Strophen.
Erinnerungen. 4 Str.
Das Denkmal. 8 Str.
An — —
Die Mutter u. die Tochter. 6 Str.
Die Wiederkehr. 50 Verse.

95.

Das Versprechen. 4 Strophen.
Das Grab. 36 Verse.
An Meta.
Nantes. 26 V.
Der Geschmack. 12 Str.

(Hier kommen zwischen die Str. einigemal Wörter z. E. Das Gesicht. Das Gehör. Die Od. steht im Berl. Archiv. Mich deucht, die Wörter Gehör u. f. werden besser mit kleineren Lettern gedruckt als mit grösseren.)

Der Sieger. 3 Str.
Zwey Nordamerikaner. 28 V.
Der Kapwein u. d. Joh. 46 V.

(Sie bekommen nur meine Abschrift.)

Mein Thal. — 30 V.
Die Bestattung. 50 V.
Die Erinnerung. 3 Str.
An Ebert nach seinem Tode.

(Diese war die nicht findbare Ode, die mir Stolberg erst heute zugeschickt hat, so dass ich letzten Posttag nicht Wort halten konnte.)

Die Rathgeberin. 11 Strophen.
Die Vergeltung. 64 Verse.

96.

Die Musik. 18 V.
Die Sonne und die Erde. 44 V.
Klage eines Gedichts. 26 V.
Die Lerche und die Nachtigall. 44 V.
Der Genügsame. 6 Strophen.
Der Nachahmer und Erfinder 28 Verse.
Das verlängerte Leben, 22 V.
Aus der Vorzeit, 26 V.
An die nachkommenden Freunde. 40 V.
Neuer Genuss. 9 Stroph.
Mein Gram. 7 Str.
(Hier fehlt die Aufschrift noch, die Sie bey der Uebersendung bekommen.)*) 12 Verse.
Unsre Sprache an Uns. 6 Str.
Der Wein und das Wasser. 13 Str.

97.

Das Fest. 28 Verse.
Die zweyte Höhe. 12 Stroph.
Die Jüngste. 7 Str.
Die Antwort. 8 Str.
An mein Bruder Victor Ludew. 18 Verse.
Einladung. 6 Str.
(Fehlt die Aufschrift.) 6 Str.
Winterfreuden, 32 Verse.
An die rheinischen Republikaner. 7 Str.
Sie. 5 Str.

Note.

Folgende Oden bekommen vorgezeichnetes Silbenmass:

Die Jakobiner.
Vier Reihen.
Mein Irrthum.
Vier Reihen.
Der Belohnte.
Vier R.
Der Schoosshund.
Vier R.
Erinnerungen
Vier R.
Der Sieger.
Vier R.
Der Kapwein und d. Joh.
Zwey Reihen.
Der Genügsame.
Vier Reihen,
Neuer Genuss.
Vier R.
Der Wein u. d. Wasser.
Vier R.
An d. rhein. Republ.
Vier Reihen.

Die übrigen Oden, die ich mit der beygeschriebenen Verszahl überschickt habe, werden ohne vorgezeichnetes Silbenmass gedruckt.

Seite 208 V. 8 von oben gebeut. l. gebeut,

22 (zweyter B.) Sind die beyden letzten Strophen verwechselt. Freude, Freude ist die letzte, und Wenn ja die Stirn gehet vorher.

23, V. 5 von unten Eichen. l. Eichen!**)

*) Gemeint ist: 'Die Sängerin und der Zuhörer', und unter 1797 'Das Wiedersehn'. [R. G.]

**) Dieses Blatt lassen Sie, wenn Sie wollen, nicht umdrucken. Denn Eichen. macht den Leser nicht irr. Er sieht zu offenbar, dass

28, V. 5 v. u. gnüge? l. gnüge, | 29. V. 6. v. u. nach Bläue ein Komma.

Bald hätte ich S. 19 einen sehr schlimmen Druckf. vergessen. März 1778 das unter Krieger steht, muss wegbleiben. Lassen Sie beym Umdrucken setzen: (Zeile 2 v. u.) drommetet, und Z. 6. v. u. mit der Kett' auch in der lezten Str. und die Tamerlane.

Noch eins. In Die Winterfreuden setzen Sie für Niemals wieder des zweyten Verses: Darf nie wieder.

Hamb. N. 20. – 97.

Sie haben mir, liebster Hr. Göschen, viel Vergnügen durch die Nachricht gemacht, dass Sie mit dem Drucke der O. viel weiter fortgerückt sind, als ich vermuten konte. Ich fange diesen Brief gleich nach der Ankunft des Ihrigen an, damit ich nichts vergesse. 1) Selmar und Selma sollen den ersten Band schliessen. 2) In der Ode an Gleim sind die beyden ersten Reihen des übergedruckten Silbenmasses diese:

– ⏑ – ⏑ ⏑ –, – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑
– ⏑ – ⏑ ⏑ –, – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑

(Es geht mir nahe, dass hier umgedruckt werden muss.)

den 22t. Nov.

Ich schicke Ihnen morgen die mei sten Oden. Die wenigen fehlenden gehen den folgenden Posttag ab. — Ich bin mit den Anmerkungen schon grösstentheils fertig. Wenn müssen Sie das M. S. haben?

Den Druck des Mess. betreffend.

1) Nach vielem Herumfragen haben die Meisten gefunden, dass ihnen in den Elegien die Zeilen näher zusammen zu stehen schienen als in den O. Das kommt wohl mit daher, dass zwischen den Strophen immer ein dem Auge angenehmer Raum ist. Was halten Sie von der Sache? Würde es nicht gut seyn, wenn im Mess. die Verse ein wenig, nur sehr wenig weiter aus einander ständen? Machen Sie doch einen Versuch, und lassen zwey Seiten bedrucken, die eine

---

der Gedanke fortgehet. Ich habe auch schon im ersten B. Seite 27, um Ihnen Zeit und Kosten zu ersparen, gab. nicht angemerkt; denn es solte: gab, stehen. Ich meine das gab, worauf zu der Liebe folgt.

wie die Oden, und die andre so viel weiter, als es Ihrem Auge gefällt.

2) Die Zahl der Verse muss beygedruckt werden, aber nicht wie gewöhnlich: 5. 10. 15 — — sondern: 10. 20. 30 — Mich deucht, dass die Verszahlen kleiner seyn müssen, als die der Seiten.

Hamb. d. 20t Dec. 97.

Sie sollen, liebster Hr. Göschen, den ganzen Messias haben, so bald Sie ihn um anzufangen haben müssen. Melden Sie mir diese Zeit. — Hierbey noch einige Anmerk. Vielleicht kommen noch einige nach. — Ich habe Ihnen immer von Ihren neuen griechischen Buchstaben schreiben wollen. So bald Sie welche abdrucken können, so schicken Sie sie mir. Ich bin sehr neugierig darauf, was Sie aus dem ξ dem Ungeheuer gemacht haben. (Ich habe oben von den Anmerkungen zu sagen vergessen, dass Sie sie schon jetzt in Ordnung bringen können. So bald ich sie angefangen, schicke ich die ein, die etwa noch fehlen.) Ich bin es zufrieden dass die Verszahl im Messias so angezeigt werde:

v. 103 . . 123.

Mich deucht diess stehet besser unten als oben; (Fragen Sie Ihre Augen) und dann ein kleines v, und ja kein Strich zwischen den Zahlen, sondern zwey Punkte. — Das Verzeichniss der Oden hinten. So:

Verzeichniss der Oden.

Im Jahr 1773.		1775.	
Teutone. . . .	Seite 3	Die Lehrstunde.	Seite 9
Weissagung*	7	Fürstenlob.	12

* Wenn eine Ode an Jemand gerichtet ist, so bleibt diess in dem Verzeichnisse weg. Wenn aber eine nur den Namen dessen hat, an den sie gerichtet ist; so macht dieser Name dann die Aufschrift der Ode. Ich habe zwischen der Benennung und der Seitenzahl nur wenige Punkte gemacht. Viele Punkte würden meinem Auge zuwider, und Striche unausstehlich seyn. —

Es ist mir verdrüsslich genug, dass das M. S. Schuld an zwey Druckfehlern ist. — Die beyden letzten Worte von Winterfr. heissen:

noch schön.

des fünfzehnten und den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts fällt, also in jenen Kampf der Geister, den wir auf kirchlichem Gebiete Reformation nennen. Ich spreche von dem Elsässer Jacob Wimpheling.

Er bildet den Mittelpunkt und das treibende Element der humanistischen Bestrebungen am Oberrhein, jenes Kreises, den man wohl auch die „moralisierend-humanistische“ Gruppe gegenüber der „protestantisch-reformatorischen“ nennen hört, uud der seinen localen Vereinigungspunkt in Strassburg fand.

Dieser rührige Kreis, zu dessen hervorragendsten Mitgliedern Jacob Sturm, Hieronymus Gebweiler, Peter Schott, Sebastian Murrho, Beatus Rhenanus, Sebastian Brant, Theodorich Gresemund der Jüngere und andere humanistisch angeregte Männer gehörten, dieser Kreis fand in Wimpheling's unermüdlicher Publicistik ein meist einsichtvolles und stets schlagfertiges Organ, und wie eingreifend die Bedeutung dieses Namens war, mag hier nur der Umstand beweisen, dass er um den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts der Gründer zweier Gelehrten-Vereine ward, die wir billig als die würdigsten Repräsentanten der elsässischen und oberrheinisehen Cultur in jener Zeit betrachten dürfen.

Jacob Wimpheling wurde geboren zu Schlettstadt am 27. Juli 1450. Von seinen Vorfahren, ja von seinen Eltern ist uns wenig oder nichts bekannt. Sein Vater Nikolaus that den Knaben früh in die heimathliche Schule, und es war dies so folgenreich für seine Zukunft, dass ein, wenn auch nur enggefasstes Bild jener Schule hier nicht am unrechten Platze sein dürfte.

Jene Zeiten der Anfänge wussten den Mangel an durchgebildeter Methode hie und da durch ein tiefer gehendes, mehr innerliches Verhältniss zwischen Lehrer und Schüler auszugleichen. Je dunkler die Zeiten noch waren, und je mehr noch die Lehrmethode durch das Formelwesen der mittelalterlichen Scholastik beengt war, um so bedeutender musste der Einfluss eines Lehrers sein, welcher die alten Schäden, zu deren gründlicher Hebung es freilich des vereinigten Wirkens grosser Reformatoren bedurfte, wenigstens durch die frische Unmittelbarkeit seiner Persönlichkeit compensierte und die gröbsten Auswüchse pädagogischer Verirrung zu beschneiden wagte.

Folgende Worte werden in dem Texte, nicht in den Ueberschriften, so gedrukt: in der Ode Nantes: Awignongs. Loare, Cordai komt mehr als Einmal vor. Er wird gedruckt: Kordä. Nicht Toulons, sondern Tulongs, nicht Robespierre, sondern Robepierre. In der Ode Das Neue: Mirabo, Balji, Etamp, Schurdang, Ronsewy, Roschefuko, La Fajet. Es ist möglich, dass ich noch etwas ausgelassen habe (eben finde ich, dass in der Elegie Die Denkzeiten Balji, und nicht Bailly stehen muss); aber ich kann jetzt unmöglich länger drüber seyn.

In der Ode Der Nachruhm ändert zwar glimmernden den Verstand nicht; aber es ist kein gutes Wort. Ich hatte gewiss glimmenden geschrieben. Ich bitte es mir als eine Gefälligkeit von Ihnen aus, dass Sie auch dieses Blatt umdrucken lassen.

Der Ihrige

Klopstock.

(empf. den 22. Jan. 98.)

Druckfehler:

S. 39 Z. 4 v. u. der l. den.

S. 44 Z. 9 v. u. Töd' l. Tod.'

S. 63 fängt die erste Zeile des vorgezeichneten Silbenmasses so an: ⏑ –, u. sie muss so anfangen: – ⏑,

S. 80. Z. 2 v. o. nach l. noch.

S. 102. Schliesst die dritte Zeile des vorgezeichneten Silbenmasses so: ⏑ – –, u. sie muss so schliessen: ⏑ ⏑ –.

(Bey dem Umdrucke dieses Blattes sollte man versuchen, ob der erste Vers nicht ohne Absetzung gedrukt werden könte, wenn auch die Worte etwas nahe zusammengerükt werden müssten.)

* *

S. 86 Z. 8 v. o. Wiederhaue l. Wiederhalle.

Hamb. d. 27. Jan. 98.

Sie sehen, l. H. G. aus dem Verzeichnisse, dass ich Ihr Tod behalte und Selmar u. Selma stehen bleibt, wo es steht. — So kostbar ist Ihnen also das Umdrucken. Ich weiss nun nicht, was Sie umdrucken werden, und was nicht. In

Wink sind die beyden letzten Strophen verwechselt. Diess Blatt muss gewiss weg; auch der so überflüssige März über die Krieger. „ — „ — — —

Aber ein Blatt mit der Anzeige der Druckfehler ist notwendig. Wenn Sie davor graut, so graut mich vor der schönsten Ausgabe, die bisher in Deutschland von irgend einem Buche gemacht worden ist.

Was Füger . . . ja was Füger anlangt — — Ich verlange nicht, dass Sie auch nur Einen Dukaten mehr für Kupfer ausgeben, als Sie wollen. Ich will für Schnorr die Entwürfe zu den Zeichnungen machen. (Den Brief von John bekommen Sie mit nächster Post zurück.) Ich bitte Sie dafür zu sorgen, dass die Unterschriften der Kupfer so simpel wie möglich und ohne alle Züge gemacht werden. — Das Titelblatt wünsche ich auch zu sehn, ehe es abgedrukt wird.

Klopstock.

Hamb. den 3. Febr. — 98.

Hr. Basset, mein Freund, (ein Franzose) bringt Ihnen, l. Hr. G. M. S. zu dem ersten Bande des Mess. Ich werde von Zeit zu Zeit jedesmal mit 5 Gesängen so fortfahren. Sie werden das M. S. immer früh genug bekommen, um Ihre Einrichtungen zu machen. Ich habe meine Ursache, um nicht alles auf Einmal zu schicken, wie ich versprochen hatte.

Ich bitte Sie, mir je eher je lieber zwey Blätter Probedruck von dem Mess. zu schicken, eins nämlich, worauf die Zeilen so weit aus einander stehn, wie in den Oden, u. ein zweytes, worauf sie ein wenig, nur sehr wenig weiter aus einander sind. Die Zahl der Verse wird unten gesetzt. Die Zahlen der Anzeige werden nicht durch Striche, nicht: V. 30—50, sondern durch Punkte so nämlich: V. 30 . . 50 abgesondert. — Bogen 50 ist der letzte, den ich von den Oden erhalten habe.

Der Ihrige
Klopstock.

Hamb. den 7. Febr. 98.

Von den Druckfehlern möchte ich gar zu gern kein einziges Wort mehr sagen; aber ich muss doch daran; ich kann das nun einmal nicht ändern. Vorher will ich mich

stärken, u. so bald ich reden muss, mich so kurz fassen, als möglich ist. Ihr Einfall, die Bogen des Mess. von den jungen Leuten in Grimma zulezt noch Einmal beäugen zu lassen, ist vortreflich. Sie werden schon dafür sorgen, dass ihre Augen immer wacker erhalten werden; kurz, der Erfinder wird auch ein guter Ausführer seyn. Schreiben Sie mir doch ein Wort davon, wie Sie das einrichten wollen. Zweyte Stärkung: Ich schicke eben Didots Ausgabe von Bernards Werken (sie ist von 97) wieder weg. Auch in dieser Ausgabe ist das Verhältniss zwischen der Länge und der Breite der Lettern nicht gut. Sie sind zu breit. Dazu komt nun noch, dass das i sehr schmal ist, so bald es den Akzent ` hat, und dann zwischen den dicken Herren, wie ein hageres Mädchen mit einer Grenadiermüze steht. Dritte Stärkung: Ich will mich dafür nicht an Ihnen rächen, dass Sie mir es zweymal sagen, dass ich Schuld daran bin, dass das r in glimmern mitgedruckt ist. Vierte Stärkung: Es ist mir angenehm, und wird es Ihnen gewiss auch seyn, dass ich Sie mit einem so braven Manne wie Basset ist, bekant gemacht habe. Fünfte Stärkung: Ich werde Ihnen die Komposizion zu der Ode: Der Frohsin, die Schwenke gemacht hat, schicken. Es ist eben der, welcher den Psalm komponirt hat. — — Aber nun denn auch die Augen zu, u. in den Abgrund hinunter! (Sie selbst stehen dicht daran, weil mancher Leser Ihre Ausgabe, wegen der Druckfehler, nicht so schön finden wird, als sie ist.) Sagen Sie, wie viel Blätter Sie umdrucken lassen wollen; so will ich die umzudruckenden wählen, u. zugleich das Verzeichniss der Verbesserungen, wie man's jezo nent, überschicken.

Grüssen Sie Basset recht sehr von mir.

Der Ihrige

Klopstock.

Hamb. den 3 März 98.

Sagen Sie Basset, dass ich heute nicht schreiben könte, weil mein alter Freund Stolberg (Er fing jung an, u. ist jetzo nicht mehr jung) bey mir wäre. Ich würde heute überhaupt keine Feder zu einem Briefe ansetzen, wenn mir nicht Folgendes auf dem Herzen läge:

Sie müssen Ihre schöne Ausgabe dadurch nicht verderben, dass Sie den Mess. mit andern Lettern als die Od. drucken.

Es sind nicht wenig Hexameter in den Oden. Sehen Sie sie nur darauf an; so werden Sie finden, dass keiner gebrochen ist, u. auch nicht nöthig hatte es zu werden. Wenn Sie ein Uebriges thun wollen; so rücken Sie die Verse ein wenig weiter vor, als in den O., etwa ein M breit. Es ist, auch um der Schönheit willen, nicht nötig, dass die Zeilen weiter als in den O. aus einander stehn. Diess erspart Ihnen Papier — Lassen Sie sich es verzeihn von einem, der so etwas thun mag, dass Sie mich so lange auf die lezten Bogen, u. auf das, was dazu gehört, warten lassen. Und nun leben Sie so wohl, als einer der, wegen des Spätschickens, ein so böses Gewissen hat, als Sie hoffentlich haben (ich hoffe immer gern das Beste) leben kan.

Der Ihrige

Klopstock.

Basset wird gebeten, mir ein paar Wörtlein von dem, was er mit dem Herzoge gesprochen hat, zu Ohren kommen zu lassen, oder vielmehr zu Augen; denn mit dem zu Ohren ist es jezt leider vorbey. Sagen Sie ihm noch, dass, weil Er nun einmal nichts mehr zu Ohren kommen lässt, Ihm auch zur Strafe dafür die schöne Melodie nicht dahin gelangt, die Schwenke von der Ode Der Frohsinn gemacht hat.

Hamburg, den 7. März 98.

1) Ich hatte meinen Brief an Sie, worin Ihrer Gewissenlosigkeit erwähnt wird, kaum fortgeschikt; so kam Ihr Packet mit den lezten Bogen an. Ich suchte das Kupfer von John darin, weil Sie es mir aus eignem sehr guten, und gewissenhaften Antriebe, versprochen hatten; aber ich fand es nicht, und musste nun zu Stolberg und Jakobi mit leerer Hand wieder hinunter gehen. Ich hoffe, dass Sie diesen zweyten sehr hohen Schwung Ihrer Gewissenhaftigkeit gehörig einsehn, die Siona nicht länger unter Ihren Damen herumtreiben lassen, u. sie mir durch einen Kurier schicken werden. — Böttiger schreibt mir, dass es in Mode sey, diesen herlichen Stich bey John in Augenschein zu nehmen.

Sie erzählten mir neulich die Geschichte einiger Druckfehler. Ich bin sehr neugierig auf die Geschichte von diesem: Seite 208 Z. 5 v. u. Apollos für Apelles. — Seite 249 Z. 2 v. u. send' ich den? statt: send' ich denn? Jenes den können einige Leser auf den Herold beziehn. Ich meine freylich solche Leser, die nicht wissen, dass es mir unmögl. seyn würde so etwas zu setzen. S. 212. Z. 2 v. u. fehlt nicht zwischen vielleicht selbst. Diess kann denn in der Anzeige der Druckf. stehn; aber muss es auch: send' ich den? Was Apollos betrift, kann wohl kein Zweifel, in Ansehung des Umdruckens, Statt finden. — Schicken Sie mir doch so bald Sie können alle Bogen, die von den beyden andern Ausgaben fertig sind. Vielleicht ist dieses in Beziehung auf die Druckf. notwendig. Wenn die Anmerkungen noch nicht abgedruckt sind, so bitte ich Sie mir das Fehlende zur Korrectur zu schicken. — Es scheint mir, dass auf dem Titelblatte: Oden zu weit unten steht. Ist dieses Blatt schon abgedruckt? Sie nanten in Ihrem Verzeichnisse der bösen Sieben auch B. 10 (S. 39 Z. 4 v. u. steht: weg der Blick, welches den Blick heissen sollte.) Diesen Bogen habe ich nicht mitbekommen. — Sagen Sie Basset ein Wort von dem erhabenen Hauptinhalte dieses Briefes, der ja von nichts als Erratis handelt, u. dann setzen Sie hinzu, dass ich ihm, aus einer sehr ernsthaften Ursache, heute nicht schreibe. Die Ursache ist: Wenn Er erfährt, dass der Brief an Ihn, nach einem solchen Briefe, wie Sie eben gelesen haben, geschrieben ist, so fällt er vor Erstaunen vom Stuhle, wobey Er denn leicht ein Bein brechen kann. — Füger wird mir die Zeichnungen zu dem Mess. schicken. Diese werden durch Ihre Hände gehn. Ich solte Ihnen diess nicht gönnen, weil Sie mir Johns Siona nicht geschickt haben; aber ich thue es doch!

Der Ihrige

Klopstock.

2) Ich hatte N. 1. eben vollendet, als Ihr Schweizer, der auch mir gefällt, zu mir kam. Johns S. hat mir Vergnügen gemacht. Ich widerrufe meine Vermutung, dass Sie das Kupfer unter Ihren Damen herumtreiben liessen. — Sie sehen, dass ich die Bogen bis zum Schlusse; u. dann auch die bösen Sieben (an denen nur B. 10 fehlt) bekommen habe. — Die zweyte Ausg. muss deswegen noch reiner von Druckf.

als die erste seyn, weil sie von mehren gekauft wird. Ich wiederhohle meine Bitte sie mir bald zu schicken. — Ich hatte Böttigern, mich deucht, nicht geschrieben, dass ich eine prächtige Ausgabe der Uebersetzungen verlangte; es muss nur eine seyn, bey der die Engländer die Nase nicht rümpfen. Diese Uebersetzungen werden, denke ich, kaum fünf Bogen ausmachen. Wie weit sind Sie mit dem Giessen Ihrer griechischen Lettern? Lange möchte ich zwar nicht gern mehr warten, aber ich möchte doch auch wohl, dass die griechischen Originale mit Ihren neuen Buchstaben gedruckt würden. Leben Sie noch einmal wohl.

P. S. Ihr Factor schreibt wohl nicht immer auf, was er wegschickt. Ich habe ehmals einige Bogen zu viel bekommen. Jezt habe ich nur einen Bogen Anmerkungen zu dem ersten Bande bekommen u. zu dem zweyten Bande nur einen Bogen Verzeichniss der O.

H. den 4. Ap. 98.

Ich habe vor kurzem noch einige geglättete Bogen zu den ungeglätteten Exemplaren der 8. Ausg. bekommen. Sie wissen, was mir sonst noch fehlt. Ich erwarte es nun nächstens. — Da Sie in dieser Ausgabe nur Blätter umzudrucken brauchen, so bitte ich Sie folgende umdrucken zu lassen:

Bd. 2. S. 211. Z. 3 v. u. muss nicht: nievernommne sondern: nievernomne stehn. S. 250 Z. 5 v. o. nicht lebendigen sondern: lebenden. S. 287 Z. 3 v. o. nicht: send' ich den? sondern: send' ich denn

Der Ihrige

Klopstock.

Hamb. den 7 Apr. 98.

Noch ein Wort von Druckf. Ich habe vergessen zu sagen, dass in der 8. Ausg. die Sie mir geschikt haben, die Blätter S. 19 (hier steht noch März 78) S. 22 (hier sind noch die beiden letzten Strophen verwechselt) S. 238 (hier steht noch Apollos) noch nicht umgedruckt sind. Ich habe nicht unterlassen wollen es zu erinnern, weil es ja doch ver-

gessen seyn könte. — Sonst möchte ich recht gern, dass Sie 39 noch umdrukten. Es müsste dann Z. 4 v. u. den Blick, u. nicht der Blick heissen. — Uebrigens schreibe ich Ihnen eigentlich heute nur um Sie zu bitten mir folgende zwey Proben zu schicken. Ich glaube Ihnen eine leichte Mühe zu machen, denn ich verlange nur von jeder Probe Ein bedruktes ungeglättetes Blatt. Ich brauche also die Nähe der Messe nicht zu fürchten.

1) Ein Blatt der 4. Ausg. des Messias mit etwas schmälern Rande.

2) Ein Blatt von der 8. Ausg. des Messias gleichfalls mit etwas schmälern Rande. Ich glaube, dass es dann nicht nötig sein wird die Zeilen zu brechen. Auch glaube ich, dass der etwas schmälere Rand der Schönheit des Druckes nicht nachtheilig seyn werde. Lassen Sie mich ja nicht auf Erfüllung dieser Bitte lang warten, oder ich wünsche Ihnen alles Uebel an den Hals, ich wünsche, dass Ihre Frau vier ganze Minuten länger kränkeln möge.

Der Ihrige

Klopstock.

Grüssen Sie Basset von mir, u. unsern guten Kühn (?).

Hamb. d. 23 May 98.

(*Von fr. H.:* an ~~Bertuch~~ (sic) Böttiger).

Mein alter Freund Hensler ist zu mir gekommen, u. ich habe daher nur eben Zeit Ihnen folgendes zu schreiben. (Ich beziehe mich übrigens auf meine beyden lezten Briefe nach Leipz. und nach Weym.)

Sie können mir vielleicht ein Wort darüber sagen L. B. wie viel Exemplare der Oden mir unser Göschen zu geben gedenkt. Er hatte mich dahin gebracht, (ich bin nun einmal so nachgiebig) dass ich die Summe des so genanten Honorars vorschlug. Aber jezt ist die Reihe an ihm. Er muss die Zahl der Exempl. nennen, die er mir geben will. Sie urteilen, liebster Böttiger, ohne dass ich es Ihnen sage, dass ich gegen die von ihm genante Zahl nichts zu erinnern haben werde. Solche Sachen gehören zu denen, bey welchen ich mich gern so kurz wie möglich aufhalte. Ich bin über-

zeugt, dass es Ihnen nicht schwer werden wird mit dieser fertig zu werden.

Der Ihrige

Klopstock.

(*Von fremder Hand: Juni.*) Am Ende empf. den 17. Juni. (1798?)

Hr. Klopstock an Hr. Göschen.

Ich empfing von Ihnen vor kurzem einen Wechsel zu 867 ℔ 12 gr. in Louisd'or zu 5 ℔. — Ich freue mich mit Ihnen, dass Ihnen Ihre Frau (Böttiger hat mir davon geschrieben) wiedergegeben ist; ich freue mich auch auf Ihre Ankunft; denn wer Sie kent, hat Sie lieb. Diese Freude hat auch eine Nebenursache. Denn wir können in einem Nachmittage mehr verabreden, als wir uns in Monaten schreiben können. Sie haben Ihre Ursachen (Perthes hat mir davon gesagt) warum Sie nicht bey mir auf dem Garten wohnen wollen. Sie mögen hierin nun recht oder Unrecht haben; so lässt sich das doch einrichten. Es ist hier Gebrauch, dass man gute Freunde auf den Garten einlädt und dann wenigstens auf Tag und Nacht. — Ich höre, dass Schüz aus Jena zu uns kommen will; warum reist Böttiger nicht mit Ihm? (Schreiben Sie doch diesem, Er möchte mir die erwähnten Aushängebogen immer schicken, wenn er damit zufrieden wäre.) Warum höre ich denn kein Wort von dem, was Füger gewählt hat? — Ohmacht war gestern bey mir, und sagte, dass er hier den Christuskopf nicht stechen lassen könte. Da müssen Sie Rath schaffen. Bekomme ich denn nicht endlich wieder einen Bogen von meinen Oden? Denn ich mag Ihre Ausgabe nun einmal gern sehen; was Sie auch an dem s u. dem t, oder auch wohl an dem Fragzeichen zu kriteln haben.

Wieland ist doch ein recht schlimmer Mann, dass er meine armen Oden so durch seine neuen Tome, in ihrem Hüttchen (man sagt gleich wohl, dass ein paar Lorbersprösslinge davon ganz gut fortkommen sollen) so lange auf ihren Spaziergang in die Welt warten lässt. — Ist es denn wahr, dass mein sehr lieber Gleim, wie man mir erzählte, für jedes

seiner Gedichte ein Kupfer verlangt hat? — Warum komt Böttiger denn nicht mit Ihnen? Es ist ein lieber Mann! Sie sehen, wie der auch wohl einmal ein wenig schmeichelnde Zauberer mich in seinen Kreis gebracht hat. Wenn ich Briefe wie seine lese, so denke ich auch wohl einmal, dass an mir etwas ist. — Er muss den einmal gekirrten Mellisch nicht loslassen. Der Britte muss uns nicht wild werden.

(empf. d. 22. Aug. 98.)

Ich schicke Ihnen, L. H. G. einen Brief an Füger, den ich mit der nächsten Post weiter zu befördern bitte. — —

Böttiger schrieb mir in Ihrem Namen unter anderen, dass Sie glaubten, ich hielte Sie für gewinnsüchtig (wenn ich Böttigers Brief bei der Hand hätte, so würde ich Ihre Worte hersetzen). Ich habe Ihnen dieses nie merken lassen; und ich habe es auch nie von Ihnen gedacht. Sie haben mir also durch diesen Argwohn nicht wenig Unrecht gethan. Doch diess bey Seite. Es ist schon ziemlich lange her, dass Sie mir von der Zahl der Exemplare, die Sie mir geben wolten, in einem Tone schrieben, (der Brief ist nicht verloren, u. ich will Ihnen Ihre Worte schicken) dass ich mir vornahm weniger Exemplare zu nehmen, als Sie mir anbieten würden. — — Die Prinzessin von Thurn und Taxis hat denn nun keins von mir bekommen, die denn doch wol notwendig eins haben musste. Sie ist es, wie Sie gleich weiter hören werden, die mich veranlasst hat, von den Exemplaren zu reden. Ohne diese Veranlassung hätte ich gewiss davon geschwiegen; nur Ihres Argwohns würde ich einmal gegen Sie erwähnt haben. (Ich wolte es schon oft thun; schob es aber immer wieder auf.)

Ich habe vor kurzem einen Brief von dieser sehr liebenswürdigen Dame bekommen. Noch niemals hat mir Jemand, von der Schönheit Ihrer Ausgabe, so etwas Schönes, u. ich kan ohne Uebertreibung sagen, so etwas Begeistertes gesagt, als die genante Dame. Ob Sie jemals hiervon mehr erfahren werden hängt von der Art ab, auf welche Sie sich wegen Ihres Argwohns gegen mich rechtfertigen werden. — — Ich fürchte beynah noch einen Argwohn von Ihnen, u. der ist. Dass, weil ich der Exemplare erwähne, Sie vielleicht glauben,

ich wolle Sie dadurch veranlassen, mir . . doch ich mag das Wort nicht schreiben. Ich denke nicht, dass es nun noch nötig sey Sie zu versichern, dass ich hiervon sehr weit entfernt bin. —

Herrn Schnorr bin ich leider schon lange für seinen sehr lieben Brief eine Antwort schuldig; sie soll aber gewiss nicht ausbleiben. Empfehlen Sie mich ihm auf das freundschaftlichste.

Dass es mir nicht gleichgültig sey zu erfahren, wenn Sie mit dem Mess. anfangen werden, können Sie sich leicht vorstellen.

Der Ihrige

Klopstock.

(Sommer 1798.)

Ich habe es Ihnen, L. G. schon mehr als einmal gesagt, aber es ist mir angenehm es zu wiederhohlen: Ihre grosse Ausgabe ist vortreflich. Und Sie wissen's gewiss auch noch genauer als ich, dass nicht wenig andere dieser meiner Meinung sind. Ich habe drey Exempl. von dieser u. eins von der zweyten erhalten (Ich habe auch achzig Louisd'or erhalten.) Meine Frau u. Bruder danken recht sehr für die überschikten Exemplare. — Hr. Schnorr v. K. hat mir einen sehr angenehmen und lieben Brief geschrieben, Grüssen Sie ihn von mir. Ich würde ihm heute antworten, wenn es nicht so heiss wäre. Indess soll Er doch schon jezt einen kleinen Auftrag von mir bekommen. Er macht nämlich Hr. Seume so sehr aus, wie es ihm immer möglich, dass Er, S. nämlich, besonders als Dichter, der mir eine so warme Ode gemacht hat, so grausam gegen mich gewesen ist, den gigantischen Druckfehler in den Anmerkungen unter der Ode Die Vortrefl. hat stehn lassen. Ich hatte ja so flehentlich gebeten, die Ode aufzusuchen, zu der die Anmerkung gehörte. Diese Bitte steht, mich deucht mehr als einmal, in den Briefen an Sie — So bald Sie Didots Virgil bekommen, L. G. so lesen Sie seine Vorrede über Bodoni's Druckfehler mit Andacht. So bald ich von Ihnen höre, dass meine Bitte um andächtiges Lesen nicht fehl geschlagen hat; so verlasse ich mich auf die fast Druckfehlerlose Ausg. der Mess. —

Nun kann ich doch noch eine Probe von der zweyten Ausgabe des Mess. mit nicht abgebrochnen Versen bekommen.

Ihr

Klopstock.

Hamburg den 13. Oct. 98.

Ich schrieb Ihnen neulich, L. H. G., dass zwey Engländer über Leipzig gehn, und zu Ihnen kommen würden. Diess wird nun nicht geschehn. Denn der eine ist in unsrer Gegend geblieben, und der andere geht gerade nach Weimar. Ich hofte, dass Sie von diesen Engländern erfahren würden, wie Sie am besten, das heisst, am sichersten Exemplare Ihrer Ausgabe nach London schicken könten. Diess war die Ursache, warum ich sie zu Ihnen schicken wolte. Ich habe Ihnen, wenn ich mich recht erinnere, schon ehemals vom Verkaufe in London geschrieben. Sie haben mir nichts darauf geantwortet. Solte Ihnen die Sache gleichgültig seyn; so sagen Sie mir's, damit ich mich nicht weiter darum bemühe. Ich habe einen alten Freund in London, den dänischen Legazionssekretär Schönborn. Wenn Ihnen die Sache nicht gleichgültig ist, so schreiben Sie an ihn, Ich will den Brief befördern. — Wie weit sind Sie mit Ihrer schwärzeren Schwärze? Wenn Sie noch nicht ganz am Ziele seyn solten; so sagen Sie mir's. Ich kenne hier einen der grössten Chemiker, dessen Kenntnisse Ihnen vielleicht nüzlich sei könten. — Es ist nun zu spät, der Prinzessin von Th. u. Taxis irgend etwas von Ihrer Ausg. zu schicken. Ich habe Ihnen versprochen, Ihnen, wie Sie davon urteilt, zu schreiben. Hier ist es: (Nur wenige beurteilen so etwas recht. Es brauchen daher auch nur wenige etwas davon zu erfahren. Ich glaube, dass Sie hierüber wie ich denken.) „Im Lichtgewande erschien mir eine Verklärte, und ist mir seitdem immer zur Seite. Ich kante sie längst, u. Wonne war sie mir, wenn sie in irrdischer Hülle vor mich trat. Umflossen von der h i m l i s c h e n entzükt sie mich noch mehr. Diess kan doch schwerlichauf die Rechnung meiner Sinlichkeit geschrieben werden. Oden eines Dichterlings in der Pracht erscheinen zu sehn, in welcher K. nun vor mir liegen, würde mir ein unerträglicher Anblick seyn."

Hierbey ein Blatt Veränderungen u. s. w. Es kan leicht seyn, dass die Messgeschäfte Sie hindern gleich einzutragen. Bitten Sie, in diesem Falle, Hr. M. Clodius in meinem Namen darum. Auf Ihn kann ich mich völlig verlassen. — — Füger hat mir noch nicht geantwortet, welches er doch hätte thun sollen. Ich fürchte, dass nun auf dem lezten Kupfer das Kreuz u. das flammende Schwert, die ich mit Recht wegwünschte, bleiben werden. — Haben Sie mir noch keine neue Bogen vom Mess. zu schicken? Sie sehen aus der Beilage Veränderungen u. s. w., dass ich glaube, dass sie nicht zu spät komt. Die folgenden 5 Gesänge sollen Sie so bald bekommen, als Sie sie notwendig brauchen.

Klopstock.

Hamburg den 3. Nov. — 98.

Gestern, M. L. G. sind 5 Gesänge des Mess. an Sie abgegangen. (Die folgenden 5 sollen nicht ausbleiben.) Ueber meine heissen Wünsche, dass alle mögl. Sorge für die Korrektur getragen werde, habe ich Ihnen schon so oft gesagt, dass ich sie nicht wiederhohlen will. Sie sind doch nicht von Ihrem guten Einfalle abgegangen den Fürstenschülern in Grimma lezte Korrektur geben. Sie begehen eine schwarze That, wenn Sie mir nicht bald Bogen mit der neuen Schwärze schicken.

Ich habe einem Engländer, der Ihre Ausgabe kent, einen Brief an Schönborn mitgegeben. Er machte mir Hofnung, dass es gehen würde. Er sagte unter andern, dass keine ungeheftete Exemplare geschikt werden müssten.

Der Ihrige

Klopstock.

Hamburg den 2. Jan. 99.

Ich sehe, L. H. G. die Octavausgabe, weil die grosse nur wenige kaufen können, als die Hauptausgabe an. Ich bitte Sie daher mir einen Bogen (auf gewöhnliches Papier) mit beyzulegen, wenn Sie mir das versprochne Fertige von

der grossen Ausg. zuschicken. Solte jenes schon abgegangen seyn, so lassen Sie die Bogen bald nachfolgen. Hr. Clodius der mir das Register zum Mess. (zum Nachschlagen) noch vollständiger machen will, bittet mich Ihm die ehmaligen dem Mess. vorgesezten Inhalte, oder Argumente zu schicken. Ich weiss nicht, wie Er darauf komt. Denn diese Inh. werden ja auch jezt weggelassen, wie sie schon in der Altonaer Ausg. von 1780 weggelassen wurden. Ich werde Ihm nächstens eine Altonaer Octavausgabe vom Mess. durch Hr. Hofmann schicken.

Der Ihrige

Klopstock.

Ich habe vor kurzem einen Engländer gesprochen, der mir Lust zu haben schien Exempl. von den Oden für London zu bestellen.

Hamb. d. 9. Febr. 99.

Es ist so tiefer Schnee gefallen, und die Kälte ist so ausserordentlich gross, dass ich befürchtete, der Post könte etwas begegnen, wobey mein M. S. verloren ginge. Diess ist die Ursache, warum ich es gestern nicht habe abgehn lassen. Um Sie indess in keine Verlegenheit zu setzen, schicke ich Ihnen hier etwas davon. Ich denke, es wird genug seyn. Künftigen Dienstag schicke ich das übrige ab. Denn ich fürchte nicht, dass dann noch gleiche Abhaltung seyn wird.

Noch ein Druckfehler:

S. 56 Z. 6 v. o. Triumphe l. Triumph.

Ich bitte Setzer u. Corrector doch aufmerksam auf meine gesezten oder ausgestrichnen E zu seyn. Schicken Sie mir bald wieder Bogen (Der lezte erhaltne hat unten 41) damit Sie die Anzeige der Druckf. früh genug bekommen.

Um in der 8-Ausg. die Zeilen nicht zu brechen, haben Sie mich deucht 2 Mittel. Sie machen den vordersten Rand ein wenig schmäler, und wenn das nicht hilft, so rücken Sie die Worte ein wenig näher zusammen. Wenn aber das Brechen gleichwohl hier und da notwendig werden solte; so theilen Sie den Vers von ungefähr in zwey gleiche Theile, aber so, dass der zweyte mit einem kleinen Buchstaben anfängt, z. B.

Italiam fato profugus
lavinaque venit.

Ich hoffe, dass Sie mir den ersten Band des Mess. so bald schicken, als er nur eben trocken geworden ist. Wenn Sie 24 Stunden länger sitzen und sich allein daran weiden, so wird Ihnen zur Strafe Ihre Frau eine Viertelstunde länger krank seyn. Aber lassen Sie ja recht gut einpacken. Das Exemplar der Oden, das ich besitze, hat hier u. da noch die Spuren der .durchgedrungenen Nässe.

Der Ihrige

Klopstock.

H. den 10. Nov. 99.

Nächstens beantworte Ihren Brief M. L. G. Heute nur diese paar Zeilen, ich zeige Ihnen nämlich die Druckfehler an auf den Fall hin dass die überschickten Bogen noch nicht abgedruckt sind:

S. 9 Z. 10 v. o. ihm — ihn
S. 54 Z. 5 v. o. Getös' — Getös.
71 Z. 1 v. o. den — denn
Z. 9 v. o. du — zu

Mögen Sie mir nicht die Bogen vor dem Abdrucke schicken? Sie ersparten sich ja dann das Umdrucken, welches sonst doch wohl nicht ganz vermeidlich ist.

Der Ihrige Klopstock.

Hamb. den 8. Jan. 1800.

Ich habe bis zu Seite 32 Ges. XI, erhalten. Der Korrektor oder die Korrektoren haben es, besonders in diesem Lezten, vortreflich gemacht. Denn ich kan darin schlechterdings nichts finden. — Der XX. Ges. mag bleiben, wie in der grossen Ausg. nämlich ohne Anzeige der Verszahl. Es müsste dann auch im Register geändert werden; und das würde nur aufhalten. — — Seite 54 u. S. 62 im VII-Ges. sind die Verse weiter abgesezt worden, als in der grossen Ausg. Ich erinnere diess nur, damit es nicht wieder vorkomme. — Das Blatt 33 Ges. VII wünsche ich umgedruckt. Zeite 12 v. u. stehet: sollt, es muss soll heissen. — S. 14 Ges. VI steht Zeile 8 v. o. ein Jubelg. für Ein Jubelg.

Diess mag unter die Drukf. kommen, ob es gleich auch ein wenig schlimm ist. Wenn soll ich Ihnen die Drukf. schicken? — Sie sind wohl noch nicht in Grimma gewesen, sonst hätten Sie mir vermutl. das noch fehlende M. S. vom Mess. schon geschikt.

Haben Sie schon an Lady Beauclerc nach London geschrieben? — Wie heisst der jetzige Rector in der Pforte? u. was ist es vor ein Mann? Giebt es jezt dort einen Alumnus, der sich besonders hervorthut?

Der Ihrige
Klopstock.

H. den 30. April 1800.

Hierbey meine Antwort an den würdigen Heimbach. Im Falle, dass Er in Leipzig drucken lässt; so bitte ich Sie, die baldige Absendung eines Exemplars nach Regensburg zu besorgen.

Der Ihrige
Klopstock.

Friedrich Nicolai

bis zu seinem Verkehr mit Lessing und Mendelssohn.

Eine Studie von Rudolf Foss.

I

In einem Werke, welches unter dem Titel: Büsten von Berlinischen Gelehrten und Künstlern mit Devisen zu Leipzig in der Ostermesse des Jahres 1787 erschienen ist, trägt die Abhandlung über Nicolai das Motto: laudatur ab his, culpatur ab illis. Es wird wol wenige Menschen geben, auf welche das Wort nicht passte; bei den meisten bleibt es für grössere Kreise gleichgültig zu wissen, wer sie gelobt, wer sie getadelt hat. Wenn aber ein Lessing und ein Mendelssohn eines Mannes Freunde gewesen sind und wenn dann Herder, Goethe und Fieck denselben Mann — ich will nicht sagen als Feind behandelt, wohl aber mit Spott und Hohn und Verachtung gegeisselt haben — dann ist es doch interessant zu erforschen, warum das Eine und warum das Andere geschehen ist.

Und um so interessanter erschien mir die Forschung, da die Freunde des Mannes ganz anders behandelt worden sind als er. Sollte er vielleicht mehr ein Kind seiner Zeit und seines Landes gewesen sein, als sie? Sollte Lessings und Mendelssohns Geist mehr die Schranke des Raumes und der Zeit von sich abgestreift haben, als das Nicolai möglich war? Ich glaube: ja. Und deshalb, eben deshalb will ich nicht seine äusseren Lebensschicksale des Breiteren erzählen, sondern versuchen diesen Mann als eine Repräsentation seiner Vaterstadt aus der geistigen und materiellen Atmosphäre des damaligen Lebens heraus zu erklären.

Im Anfange des 18. Jahrhunderts lebte in Wittenberg ein Bürgermeister Zimmermann, der dort eine Buchhandlung besass. Derselbe Mann war auch Eigenthümer einer solchen in Berlin. Da diese nicht nach seinem Wunsche verwaltet wurde, so übergab er dieselbe im J. 1713 seinem Schwiegersohn Nicolai, der bis dahin in seinem Wittenberger Geschäfte thätig gewesen war. Seitdem erblühte die Handlung. Der Buchhändler Nicolai war ein stiller, ernster und strenger Mann. Er war gross geworden in einem Lande, in welchem für eine denkende Natur wahrlich wenig Erfreuliches zu finden war. Auf der einen Seite der glänzende und liederliche Hof des starken August, bodenlose Ausgelassenheit und sinnliche Lust im höchsten Masse, auf der andern starre und trostlose Orthodoxie. Das war das Land, in welchem der Buchstabenglaube so blühte, dass aus dem Lutherischen Papstthum heraus nur ein Schritt weiter zu thun war, um in den Katholicismus überzugehen. Diesen Schritt hatte August II. gethan und damit die Zukunft seines Hauses für immer geschädigt. Das war das Land, in dem einst Spener gelebt hatte und aus dem er vertrieben worden war. Wenn er klagte, dass die Lutherischen ein neues Papstthum aufgerichtet hätten, indem sie meinten, sie müssten die ewige Seligkeit erwerben, wenn sie getauft wären, in die Kirche gingen und das Abendmahl nähmen, so hatte er an sich selbst grade in Sachsen die Wahrheit dieser Klage erfahren. Er war in Dresden Hofprediger und wagte es als solcher dem Kurfürsten in's Gewissen zu reden, der auch dann vollständig trunken von vier Trabanten aus dem Speisesaale getragen werden musste, wenn er des Morgens communiciert hatte. Für solche Greuel war das Gefühl verloren gegangen. Und als Spener es wagte dem Herrn in's Gewissen zu reden und ihn auch wirklich rührte, da wurden die Marinelli's unruhig und die Höflinge wussten dem Kurfürsten klar zu machen, wie Spener durch solche Freimüthigkeit den Respect verletze, der einem Fürsten gebühre. Spener verliess Dresden und er, der lutherische Mann, fand eine Zuflucht in Berlin unter der Aegide des grossen Kurfürsten, des reformirten Herrschers.

Hier in Dresden, in Sachsen war es, wo man den Satz des Lutherthums nicht allein verkündete, sondern auch in Scene setzte: Und wenn der Fürst ärger ist als Tiberius und

Nero, so muss das der Unterthan mit Geduld als eine Prüfung von Gott ertragen. Die einzige Stelle, wo dann das Volk weinte und sein Herz erleichterte, war die Kirche. In der Kreuzkirche predigte dann der Geistliche wohl über Ahab und Jesabel und das laute Schluchzen der Gläubigen zeigte ihm, dass man wohl verstanden hatte, wie mit dem Ahab August der Starke und mit der Jesabel die Gräfin Kosel gemeint sei. Und als darauf die Gräfin zornsprühend bei dem Kurfürsten sich beschwerte, sprach der Landesherr lachend: „Lass nur, irgendwo muss das Volk sich ausweinen; die Redefreiheit in der Kirche darf und will ich nicht antasten; wagt aber der Geistliche ausserhalb der Kirche Etwas der Art, dann kommt er auf den Königstein."

Und wie die staatlichen Verhältnisse trostlos waren, so waren es auch die kirchlichen. In Leipzig docirte Carpzow, der erbittertste Feind von August Hermann Franke, welcher diesen frommen Mann dazu zwang die Stadt zu verlassen und nach Halle überzusiedeln. Noch lebte man der Ansicht, die einst die theologische Facultät zu Wittenberg aussprach. Als nämlich der grosse Kurfürst verordnete, dass die reformirten und lutherischen Prediger das Schelten und Schimpfen von der Kanzel unterlassen sollten, da gehorchten die reformirten Prediger ohne Weiteres. Die lutherischen Pastoren dagegen wendeten sich an die Facultät zu Wittenberg mit der Anfrage, wie sie sich zu verhalten hätten. Die bekannte Antwort lautete: sie, die Lutheraner, könnten schelten, denn sie hätten den rechten Glauben; die Reformirten aber müssten schweigen, denn sie wären Ketzer.

Aus solcher Atmosphäre kam Nicolai, der Vater, nach Berlin. Anders war denn doch hier das Leben als in Sachsen! An der Spitze des Staates stand ein Mann, welcher in grösster Einfachheit lebte und oft in natürlich derbster Weise sich vergnügte. Solche Ausgelassenheit wie in Sachsen war hier unerhört; alle Mittel des Staates dienten dem Staate, aber das ganze Leben erschien trost- und freudenleer. Der ehrsame Bürger lebte still und bedrückt; er war nur etwas werth als Steuerzahler und wenn er gross und stark genug war, als Cantonist. Das geistige Leben wurde verspottet, der Gelehrte verhöhnt; Gundling, Morgenstern und Fassmann spielten eine elende Rolle. Die Unterthanen zerfielen in

zwei Heerlager, in dem einen befanden sich die Soldaten, in dem andern die Civilisten. Eine Verbindung zwischen beiden fand nur dadurch statt, dass beide für einen Zweck, für den Staat, wirkten, duldeten und litten. Dass unter solchen Verhältnissen ein Bürger, der nicht verloren gehen, sondern ehrsam seines Wegs wandeln wollte, nicht gerade sehr froh und heiter gestimmt sein mochte, das ist erklärlich. Zumal konnte ein Buchhändler in einer Stadt nicht recht fröhlich sein, in welcher die vornehmsten Stände die Gelehrsamkeit tief verachteten. So sehen wir denn auch den alten Nicolai still und ernst und streng seines Wegs wandeln und seufzend die Last dieses irdischen Jammerthals ertragen. Mit Sorgfalt wartete er seines Geschäftes; in ihm erschienen allerhand solide Ausgaben, so die des Froschmeuselers. Seine Kinder erzog Nicolai in der Furcht des Herrn; er moralisirte viel und seine Briefe scheinen oft ähnlichen Inhalts gewesen zu sein, wie die, welche Spener an seinen Sohn richtete. So hat er einen Sohn, schon als derselbe in Halle studirte, in einem Schreiben dringend ermahnt, er möge nicht so viel lachen und beim Lachen nicht so sehr den Mund vierzehen.

In solchen Verhältnissen wurde Christoph Friedrich Nicolai als jüngster Sohn seiner Eltern am 18. März des Jahres 1733 zu Berlin geboren.

Wenn auch die östlichen Provinzen Preussens meist alle von einem Volke bewohnt sind, welches aus einer Mischung von Slaven und Niedersachsen entstanden ist, wenn auch sie alle deshalb gewisse Grundzüge gemeinsam haben, so hat doch auch wieder eine jede sehr bestimmte Eigenthümlichkeiten, die aus den Bodenverhältnissen und aus der geschichtlichen Entwickelung zu erklären sind. Poesie findet sich nirgends als in Ostpreussen; Frisia non cantat ist auch hier der Wahlspruch und richtig ist das Wort Kantzows: „das Volk ist auch mehr gutherzig wan freuntlich, nicht leychtsinnig auch nicht sehr fröhlich sondern etwas ernst und schwermüthig“ nicht nur für die Pommern, sondern auch für die Bewohner der andern Provinzen. Zäh sind die Leute alle und intelligent auch; besonders aber die Märker und unter ihnen am hervorragendsten die Berliner. Man hat schon oft darauf hingewiesen, dass der Charakter dieser Einwohnerschaft eigenthümlich gestaltet worden sei durch die Intelligenz der französischen

Colonie und der jüdischen Bevölkerung. Wenn Sophie Charlotte in ihrem Lustschlosse Licht, Luft und Conversation genoss, dann sah sie gern um sich die fein gebildeten Prediger der Colonie. Durfte der Bürger nicht raisonnieren, so durfte er doch spotten und spottlustig war das Berliner Völkchen denn auch damals. So wird Friedrich Nicolai bei allem Ernste und bei aller Strenge doch ein anderer als sein Vater; dieser ein ehrsamer Bürger Friedrich Wilhelms des ersten, jener ein reger Aufklärer und eine sarkastische Natur, wie sein König Friedrich der Grosse. Sein Portrait zeigt uns ein keckes, frisches Gesicht mit etwas aufgestülpter Nase und spottsüchtigem Munde.

Seine Jugend fiel in die Rheinsberger Periode des grossen Königs. Voltairesche Ideen wurden schon in Preussen aufgenommen und jene düstere Episode Friedrich Wilhelms I. nahte ihrem Ende. Man hoffte, dass jenes Wort eine Wahrheit werden sollte, welches der Herr von Fuchs bei der Stiftung der Universität Halle gesprochen hatte: Pallas Athene solle die Schutzgöttin der Universität sein; wie sie die Göttin des Krieges und der Wissenschaften sei, so solle Halle für die Dienste des Friedens und des Krieges vorbilden. Und der Kurprinz studirte in Cüstrin Wolffs philosophische Werke, welche ihm Suhm übersetzte, und in Rheinsberg Kriegsgeschichte. Eine Umwandelung der Ideen war erfolgt, die an Nicolai mächtig herantrat, als er die Schule verlassen hatte.

Freilich, so lange er die Schule besuchte, hat er wenig davon gemerkt. Er hatte seine Mutter schon verloren, als er fünf Jahre alt war; sein Vater befand sich den grössten Theil des Tages in dem Geschäftslocal, welches von der Wohnung entfernt lag. Seine Brüder waren viel älter als er und lebten meist nicht in Berlin; so kam es, dass der Knabe still und einsam für sich blieb und durch Lecture die Zeit tödtete. Zuerst hatte er Unterricht von einem Lehrer des Joachimsthalschen Gymnasiums. Die Methode des Unterrichts war eine entsetzliche. Man mag alle bedeutenden Leute jener Zeit darüber reden hören, so stimmen sie Alle dieselben Klagen an. Was berichtet der ruhige, bescheidene Gellert von der. lateinischen Schule seiner Vaterstadt, was von der der St. Afra; was erzählt Lessing davon, wie schildert Philipp Buttmann das Gymnasium in Frankfurt am Main, wie Tieck

das Werder unter Gedicke? Sie alle meinen, dass selbst die bessern Gymnasien nicht viel werth seien. Und darin stimmt ihnen Nicolai vollkommen bei. Das Joachimsthalsche Gymnasium blühte damals wohl nicht; es erhob sich erst wieder aus tiefem Verfall, als Meierotto Rector wurde. Dann schickte der Vater ihn nach Halle in das Waisenhaus. In allen Alumnaten und geschlossenen Anstalten sind die Zöglinge den grössten Gefahren ausgesetzt. Diese Thatsache fand Nicolai in Halle bestätigt; die Sittlichkeit seiner Mitschüler war, wie er berichtet, grauenhaft. Aber zugegeben, dass die schärfste Aufsicht, die zärtlichste Liebe, die hingebendste Sorge die heimlichen Sünden nie wird ganz unterdrücken können, so kann eine verständige Leitung doch eine gewisse Offenheit und Ehrlichkeit hervorrufen und Verstellung und Heuchelei bannen. Aber wie war es damit in Halle bestellt? Im Gegensatze zur starren Orthodoxie war der Pietismus entstanden, hatten sich die Kirchlein in der Kirche erbaut; nicht auf das Dogma kommt es an, nicht auf den Buchstaben des Bekenntnisses, sondern das Herz sei es, welches den Theologen mache, ein gemüthvolles Christenthum sei zu erstreben, mit Thränen und Seufzern sei nach dem Himmelreich zu ringen, sei danach zu streben, dass die Gnade zum Durchbruch käme. Dieser Ansicht huldigte man im Waisenhause; die Hauptsache war nur, dass der Durchbruch der Gnade erfolge. Bei den meisten Schülern erfolgte er; die Sentimentalität steckt an; man lügt sich solche Gefühle an, wie Wieland. Glücklich ist man, wenn man einen Mann wie Lessing findet, der einem klar macht, dass diese frommen Regungen Blasen gewesen sein, welche die erhitzte Einbildungskraft geworfen, aber nicht starke und wahre Gefühle, die wie befruchtende Ströme aus der unergründlichen Tiefe des Herzens sich ergiessen. Nicolai empfand Widerwillen gegen diesen Heuchelkram: die Orthodoxie ekelte ihn an und der Pietismus auch; es ging ihm so wie vielen seiner Zeitgenossen. Aus den Schulen der Jesuiten kam Voltaire und war ihr grösster Feind. Aus dem Waisenhause kam Nicolai und wandte sich gegen das ganze Treiben; eben daher kam später Struensee und stiess mit Verachtung die ganze Richtung von sich.

Dazu der denkbar geistloseste Unterricht. Nicolai erzählt,

dass dort nur ein Lehrer gewesen, ein gewisser Stein, der auch nach dem Sinn der Sätze gefragt habe, an welchen sich die Schüler im Analysieren und Construieren üben mussten. Diese neue Methode machte auf Nicolai einen gewaltigen Eindruck, da er bis dahin nicht geahnt hatte, dass die alten Autoren auch ihres Inhalts wegen könnten gelesen werden; er hatte geglaubt, sie seien nur dazu da, dass man an ihnen construiren lerne. Als dieser Lehrer des Griechischen anderweitig verwendet wurde, liess sich Nicolai von dieser Lectüre dispensiren. Man that ihm darin den Willen, da er nicht Theologie studieren wollte. Das Studium des Griechischen beschränkte sich nämlich fast allein auf die Lectüre des neuen Testamentes. Zufällig bekam Nicolai eine griechische Chrestomathie in die Hand, in welcher er den siebenten Gesang der Ilias las. Da ergriffen ihn des alten Homers herrliche Schilderungen; er sah den Hector und Ajax kämpfen und sass mit im Rath der Argiver, als der alte Nestor sprach, dessen Rede süsser floss, als Honig. Er wünschte nun den ganzen Homer zu lesen und sprach darüber mit seinem älteren Bruder, der in Halle Magister war. Dieser meinte, eine solche Lectüre sei für ihn noch nicht passend; er müsse sich erst ästhetisch bilden und um dies zu bewirken, gab er ihm die Bremer Beiträge.

Diese deutsche Zeitschrift aber war im Waisenhause eine verpönte Lectüre. Uns erscheint das sonderbar. Bedenken wir jedoch, mit welcher souveränen Verachtung Goethe's Vater über Uz, Götz, Gleim und Klopstock urtheilte, wie er es nur duldete, dass die Frau Rath diese Dichter las und ihren Kindern nahe brachte. Das verbotene Buch wurde von Nicolai's Mitschülern, bei denen die Gnade zum Durchbruch gekommen war, den Lehrern denuncirt und aus dem Bettstroh confiscirt. —

Sein Vater nahm den Knaben wieder aus Halle nach Berlin und schickte ihn in die von Hecker gegründete Realschule. Das war eine Erlösung. Aber nicht lange genoss Nicolai den ihm zusagenden Unterricht. Im Jahre 1749 sandte der Vater den sechzehnjährigen nach Frankfurt in die Lehre und liess ihn dort in einer Buchhandlung drei Jahre. Das waren harte Zeiten und doch Zeiten voll Seligkeit. Schwere, recht langweilige Arbeit nahm ihn den Tag über

in Anspruch; aber Morgens und Abends oft in kalter Kammer bei erspartem Lichtstumpfe studierte er eifrig. Er trieb griechisch, englisch; er las des Philosophen Baumgarten Hefte, die ihm Studenten geliehen hatten. Vielfach interessierte man sich für den fähigen Jüngling und mancher tüchtige Mann würdigte ihn seines Umganges. So ging ihm allmählich ein Verständniss auf für die neue Zeit; freilich noch ein unklares, dunkles, wie das bei Autodidacten zu geschehen pflegt. Er hat das selbst zugestanden und anerkannt; aber er hat sich redlich bemüht dem Uebelstande abzuhelfen.

Und wohin wandte sich sein Blick? Etwa auf sein engeres preussisches oder sein weiteres deutsches Vaterland? Das war wohl nicht zu verlangen! Damals noch nicht; bald wurde es anders.

Wie elend sah es überall an den deutschen Höfen aus! Entweder ahmte man die französische Hofhaltung nach und wie lächerlich das war, kann man in den Memoiren der Markgräfin von Baireuth oder in Friedrichs d. G. Schriften nachlesen oder aus Fransecky's Leben Gneisenaus erfahren. Oder wo man einfacher lebte, da war es auch nicht viel besser. Man lese nur Carlyle's reizende Schilderung des kleinen Mecklenburgischen Hofes in Mirow oder das Epitaphium, welches der jüngere von Moser in seinem berühmten Werke mittheilt.

Für ein solches Leben konnte sich doch höchstens ein bezahlter Hofpoet, ein von Besser, ein König oder ein Kyau begeistern, aber nicht ein edel gearteter, denkender Mann. Reden darüber durfte er nicht, denn wenn er es that, musste er erwarten, dass ihm geschah, wie Liscow, dem Herrn von Moser und Schubart. Darum ertrug er das stillschweigend als ein nothwendiges Uebel und war der Ansicht, dass es ein Privilegium der vornehmen Leute sei sündhaft zu leben. Und wie sollte man sich unter Friedrich Wilhelm I. im Lande selbst für das Land interessieren? Es ist ja bekannt, dass man in Berlin selbst Vieles, was im Lande vorging, erst aus englischen und holländischen Zeitungen erfuhr, dass man für das Wohl des Landes nicht mit zu rathen, die Wenigsten mit zu thaten, die Meisten nur zu geben und zu leiden hatten. Man wusste, dass alles gut verwendet wurde und gab sich zufrieden; aber begeistern konnte man sich nicht

für einen solchen Zustand. Für communale Thätigkeit war auch kein Platz, seitdem Friedrich Wilhelm I. die letzte, freilich sehr wenig werthe communale Selbständigkeit gebrochen, seitdem überall königliche Beamte als Bürgermeister walteten, seitdem die Marginalresolution so oft befahlen: Soll die Commune zahlen.

So wandten sich die Gelehrten vom Leben ab und flüchteten in die Welt der Gedanken; sie wurden Ideologen. Wie sehr die Hofleute damaliger Zeit sie verachteten, wie schändlich die Militairs mit ihnen umgingen, wie stolz die sogenannten praktischen Staatsmänner sich ihnen gegenüber blähten, was hat es ihnen geholfen?

Der grosse König hatte als Kronprinz schon sich gegen Voltaires jesuitische Ansicht vom Laufe der Weltgeschichte erklärt, wonach sich Alles wiederhole und in der Geschichte Nichts als die ekle Wiederkehr derselben Vorgänge gemeldet werde. Er erkannte den Fortschritt in der Welt an, er wollte Nichts von dem Voltaireschen Satze wissen: kleine Ursachen, grosse Wirkungen; er fasste denn doch seine Aufgabe anders: im Antimachiavell sprach er es aus, das ketzerische Wort, dass der Fürst der erste Diener des Staates sei.

Und als er das nun auch that, was er gesprochen, wie sehr hassten ihn da die Brühl, die russischen Staatsmänner und die Andern gleicher Art! Die Gelehrten aber jubelten, die Ideologen, und waren herzinnig erfreut über diesen Herrn; sie liessen die theoretischen Fragen des Rechts liegen und sonnten sich in den Strahlen des aufgeklärten Despotismus, der ihre Freude an der Litteratur und Kunst theilte. So besingt Nicolai in seinen Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland Friedrich d. G. wie folgt (S. 26):

Der Held gleich gross in Fried und Kriegen,
Macht hier, nach lorbeerreichen Zügen,
Sich von Regierungssorgen los!
Hier auch muss ihn die Pracht verrathen!
Hier bleibt er wie in Heldenthaten
Sich allzeit ähnlich, allzeit gross;
Hier müsst ihr ihn nur einmal hören,
Ihr, die ihr niemals Reize fühlt,
Wenn er in Grauns erlesnen Chören
Mit Meistern um den Vorzug spielt.

Hier zwingt die Anmuth seiner Flöten
Den grössten Künstlern ein Erröthen
Und jedem Herz und Beifall ab;
Schnell werdet ihr den Frost entfernen,
Schnell die Gleichgültigkeit verlernen,
Die euch der Hass zur Tonkunst gab;
Dann wird ein edler Zorn entbrennen,
Der nicht mehr fühllos, dünkelfrei,
Euch zwinget, rühmlich zu bekennen,
Dass auch die Tonkunst göttlich sei.

Die preussischen Gelehrten fanden in ihrem Vaterlande Alles, was sie wünschten: ehrbares Leben am Hofe, Gewissenhaftigkeit, Gerechtigkeit und Toleranz, Freiheit der geistigen Bewegung und strenges Pflichtgefühl. Daher sind sie für ihren König begeistert und kümmern sich nicht weiter um den Staat und die der andern deutschen Länder jubelten theils mit theils griffen sie ihn wenigstens nicht an.

Bei den Untersuchungen, die man über den Ursprung des Staates angestellt hatte, war man auch auf die Frage gekommen, wie die Seele des Menschen beschaffen sei. Denn wollte man sich darüber klar werden, wie weit die Strafgewalt des Staates reiche, dann musste man versuchen zu begreifen, wie weit der einzelne Mensch für das Vergehen schuldig sei, welches er begangen habe und wie weit die Gesellschaft dafür die Verantwortung trage. Da stellte denn Locke den Grundsatz auf, dass des Menschen Seele eine Tabula rasa sei, ein unbeschriebenes Blatt, welches alle Ideen und Eindrücke von aussen her empfange und keine angeborenen Ideen besitze. Wenn das so ist, dann ist der Satz nicht richtig, dass Laster und Tugend ewige Begriffe sind, dann sind das Satzungen der Menschen, die heute richtig, morgen vielleicht schon als ganz falsch verworfen werden können. Weshalb soll man also Verfolgung und Leiden dafür erdulden; man muss nur suchen, so gut wie möglich durch die Welt zu kommen, selbst so glücklich wie möglich zu leben, man muss sich selbst retten, sich so harmonisch wie möglich ausbilden, man muss eine schöne Individualität werden. Das sind die Lehren der Shaftesbury, der Bolingbrokes, das sind die Lehren der vornehmen Welt, die da das Wort im Munde führt après nous le déluge. In England, in Frankreich fanden diese Lehren Anklang; in Deutschland

wohl auch, aber sie fanden hier doch entschiedene Opposition. Leibniz und Wolff fassten den Begriff der menschlichen Seele anders auf, sie legten ihr angeborene Ideen bei; dem Realismus und Materialismus jener Kreise traten sie als Idealisten gegenüber. Weder bekannte sich Nicolai ganz zu den Ansichten Lockes noch ganz zu denen von Leibniz und Wolff. Er wie alle die Popularphilosophen, wie Lessing und Mendelssohn, stellten kein abgerundetes System auf; sie verehrten Locke und priesen Leibniz und Wolff. Sie waren Eclectiker.

Dass Nicolai wie diese Popularphilosophen alle die Dogmen des Christenthums nicht hoch hielt, haben wir schon oben bemerkt. Es scheint, als ob er überzeugt gewesen sei von dem Dasein Gottes. Das bekannten ja diese Philosophen alle noch; sagte doch Voltaire, wenn es wirklich keinen Gott gäbe, so müsste man für das Wohl der Menschheit einen erfinden. Ich glaube aber nicht, dass er Christi Stellung und Bedeutung nach den Grundlehren des Christenthums gewürdigt hat; er gehörte wohl entschieden zu den Freidenkern und Deisten und stimmte darin ganz mit Mendelssohn überein.

Wenn also Nicolai sich weder eingehend mit der Rechts- und Religionsphilosophie noch mit der Metaphysik beschäftigt hat, so hat er sich mit Vorliebe der Moral und Aesthetik zugewendet. Wir müssen aber auch hier nicht annehmen, dass er ein System aufgestellt hat; er verhält sich wie Lessing kritisch den Erscheinungen gegenüber. Namentlich interessierte er sich für die Dichtkunst und nach dieser Richtung sind seine ersten und besten Arbeiten zu suchen.

Wie Friedrich d. G. die tiefste Hingebung für die christliche Moral hegte, so alle diese liebenswürdigen Leute. Die christliche Sittenlehre galt ihm als ewig und stets verehrungswürdig; er wollte deswegen Nichts von den Leuten wissen, welche mit dem Christenthum auch dessen Moral zu vertilgen gedachten. So hat er in seiner Jugend, so in seinem Alter gefühlt. Er schrieb einmal 1739: der lebendige Glaube ist nicht meine Sache, aber die christliche Moral ist die Vorschrift meines Lebens. Und in seinem Alter eiferte er gegen das Système de la nature: Wie kann man nur behaupten wollen, dass das Christenthum an allem Unglück schuld sei und wenn auch nur das eine Wort da wäre: Was du nicht willst, dass dir die Leute thun, das thue ihnen auch nicht,

so enthielte das schon die Summe der Moral. Dann wies der grosse König auf die Bergpredigt hin und fragte, ob Christus da nicht Liebe, Verzeihung und Brüderlichkeit predige.

So wie er, so alle diese Popularphilosophen, so auch Nicolai. Letzterer kann mit Recht von sich rühmen, dass er stets Bigotterie und Aberglauben bekämpft, aber auch stets die Fahne christlicher Moral hoch gehalten habe.

Wie für die Moral, so interessierte man sich für die Aesthetik, eine damals neue Wissenschaft. Man suchte nach einer Definition des Schönen. Es ist merkwürdig, wie man zu dieser Wissenschaft gelangte, für die sich die Popularphilosophen alle und nicht am wenigsten Nicolai begeisterten und deren Werden neuerdings Lotze trefflich dargestellt hat.

Wolff hatte nemlich ein oberes und unteres Erkenntnissvermögen des Menschen angenommen, ein sensitives und intellectuelles, Verstand und Empfindung. Für das erstere hatte er die Logik bearbeitet, für das zweite nicht; es fehlte also eine Logik der Einbildungskraft. Man hatte diesen Mangel des Wolffschen Systems erkannt und der jüngere Baumgarten, den wir schon als Professor in Frankfurt a. O. kennen gelernt haben, hatte auf die Psychologie gestützt seit 1742 Vorlesungen über die Wissenschaft der sinnlichen Erkenntniss gehalten. Sein Schüler Meier hatte von Halle aus „Anfangsgründe der schönen Wissenschaften“ veröffentlicht, worauf dann Baumgarten 1750 seine Aesthetica herauszugeben begann.

Will die Logik den Verstand anleiten die Wahrheit zu erforschen und den Irrthum zu vermeiden, so will die Aesthetik auf ihrem Gebiete dasselbe. Sie will die Vollkommenheit der sinnlichen Erkenntniss als solcher, diese aber ist Schönheit; zu verhüten dagegen ist die Unvollkommenheit sinnlicher Erkenntniss, diese ist Hässlichkeit. Die Aufgabe der Aesthetik ist also schön denken zu lehren, ist Kunstlehre, ist Theorie der schönen Künste. Bis dahin war man, wie Moses Mendelssohn sehr richtig sagt, nur daran gewöhnt über die Erkenntniss der Kunst zu schwatzen; Baumgarten hat versucht feste Principien darüber aufzustellen. Er betonte, dass die Aesthetik nicht eine blosse Uebertragung der Logik, sondern eine eigene Wissenschaft sei; er behauptet, dass dieses so genannte untere Erkenntnissvermögen dem

oberen ebenbürtig und gleichberechtigt sei, es sei die Ergänzung und die Erweiterung desselben. Weit überragte Baumgarten den Dictator Gottsched, welcher die Berechtigung der Phantasie immer tiefer herabdrückte, ebenso die Schweizer, welche dem Wunderbaren und Phantastischen einen zu grossen Spielraum gewährten.

Nicolai hat die Principien Baumgartens aufgenommen und wie wir das näher kennen lernen werden, in seinen ersten Werken praktisch angewendet und als Kritiker flüssig gemacht. Aber Baumgarten ist auch noch nicht in die Tiefe gestiegen; er hat die Regeln zusammengestellt und äusserlich geordnet, die er aus den Alten geschöpft hatte; er hatte sie aber noch nicht aus dem Wesen der Phantasie hergeleitet. Dichtung und Beredtsamkeit waren noch nicht unterschieden; die Musik und die bildenden Künste sind ganz von der Betrachtung ausgeschlossen. Ebenso wie bei ihm so auch bei Meier. Die Zeitgenossen fühlten diesen Mangel. — Diese neue Wissenschaft wurde auf das heftigste angefeindet. Die Vorrede zu Nicolais zweitem Werke, welches den Titel führt: Briefe über den jetzigen Zustand der Wissenschaften in Deutschland und die von seinem Bruder, dem Professor in Frankfurt, verfasst ist, vertheidigt dieselbe sehr eingehend. Ein Docent der Universität Helmstädt, Namens Carpzow, hatte sie in einem Universitäts-Programm in lächerlichster Weise getadelt. —

Die eben dargestellten Mängel, welche wir in den Schriften Baumgartens und Meiers bemerken, erklären es, dass Batteux's umfassendere Arbeiten in Deutschland bald Anklang und Verbreitung fanden. Sie wurden besonders von Johann Adolf Schlegel, von Ramler und von Sulzer theils bearbeitet, theils in ihren selbständigen Schriften stark benutzt. Aus diesen Umständen — um einen Ausspruch Hermann Hettners zu wiederholen — ergibt es sich, warum ein grosser Theil der deutschen Aufklärungsphilosophie mit so unverkennbarer Vorliebe in der psychologischen Zergliederung des künstlerischen Schaffens und Empfindens weilt. Die Logik der Einbildungskraft, von welcher Baumgartens Aesthetik gesprochen hatte, war in ihrem innersten Grunde Psychologie oder Physiologie der Phantasie.

So war die Zeit beschaffen, in der Nicolai auftrat; nur

aus den Zeitverhältnissen können wir seine Schöpfungen erklären. Wir wenden uns hier zu den ersten derselben.

II

Einer der Wenigen, welcher sich über den streitenden Parteien der Leipziger und Schweizer hielt, war neben Lessing bald auch Nicolai. In seiner ersten Schrift jedoch bricht er noch eine Lanze für Milton und greift Gottsched und dessen Schule aufs heftigste an. Diese erste Schrift erschien im J. 1753 zu Frankfurt und Leipzig und führt den Titel:

> Untersuchung, ob Milton sein verlornes Paradies aus neueren lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe. Nebst einigen Anmerkungen über eine Recension des Lawderischen Buchs von Miltons Nachahmung der neueren Schriftstellern. Frankfurt und Leipzig 1753.

Ein Schotte, Lawder, nämlich hatte eine lateinische Uebersetzung der Psalmen herausgegeben, welche ein gewisser Dr. Johnston verfasst hatte. Der allgemeine Synodus der schottischen Kirche hatte auf Empfehlung dieses Buch auch in die niederen Schulen eingeführt. Lawder rechnete, dass ihm durch diese Einführung eine hübsche Revenüe abfallen würde. Jedoch kam die Sache anders. Pope nämlich zerstörte durch zwei Verse im 4. Buche der Dunciade seine Hoffnung. Die Verse lauten: Er kam auf zwei ungleiche Krücken gestützt; auf einer stand Miltons Name und auf der andern der Name eines gewissen Johnstons. In einer Anmerkung trat Pope noch schärfer gegen Johnston auf. So missglückte Lawders Speculation und sein Buch blieb unverkauft. Um nun dem Buche seinen Credit wieder zu verschaffen, wollte er Milton herabziehen, so dass er auf gleichem Niveau mit Johnston stände und so die Krücken gleich wären. Um das zu bewirken, schrieb er ein Buch, worin er nachwies, dass Milton neuere lateinische Dichter stark benutzt und zum Theil übersetzt habe. Somit sei er kein originaler Dichter. Dies Werk erschien zu London im Jahre 1750. Zehn Monate blieb Lawder Sieger, dann aber wurde er von einem Herrn Douglas vollständig entlarvt. Dieser wies ihm nach, dass er Stellen aus Hogs lateinischer Uebersetzung des verlorenen Paradieses genommen und sie als solche hingestellt

habe, welche von Milton neuern Dichtern entlehnt worden seien. Ferner hatte Lawder Stellen aus andern Dichtern gefälscht, um sie für seine Zwecke zu gebrauchen. Eine Menge der angeführten Verse bewiesen ausserdem Nichts, da sie solche Allgemeinheiten enthielten, wie wir sie bei jedem Dichter finden. Das Journal britannique und die Göttinger gelehrten Anzeigen nahmen von dem Streite Notiz. Als nun Lawder sich entlarvt sah, gestand er reumüthig und bat um Verzeihung.

Nicolai hatte sich alle die Bücher verschafft, welche sich auf diesen Streit bezogen und erzählt uns darnach den Hergang.

Nun war in dem Gottschedischen Blatte: „Das Neueste der anmuthigen Gelehrsamkeit“ dieser Vorwurf gegen Milton aufgenommen und mit Benutzung des Lauderschen Buches des Breiteren durchgeführt, wobei heimtückischer Weise die Berichtigung ganz vernachlässigt wurde. Und doch kannte der Recensent und musste dieselbe kennen, da, wie ihm Nicolai nachweist, er die Göttinger Anzeigen las. Man freute sich in jener Anzeige, dass „der berufene Engländer, John Milton, den eine gewisse Rotte von Gelehrten in England dem ungelehrten Theile des Volkes als einen der grössten Geister, den je der Erdboden getragen, angepriesen und aufgedrungen“ dass dieser so abgefertigt würde. Mit so heimtückischen Waffen suchte Gottsched sein wankendes Ansehen aufrecht zu erhalten, wurde aber von Nicolai gründlich und vernichtend abgefertigt. — Das geschieht im 2. Theile des Buches. Zum Schlusse hechelt Nicolai noch Allerlei durch, was ihm in der Zeitschrift aufgefallen, so unter Anderen verspottet er das Lob, welches einer Ode ertheilt wird. Diese ist so ergötzlich, dass es vergönnt sein mag sie hier anzuführen. Dieselbe lautet:

Wie rauchen die Spitzen der Häuser,
Wie knistern die brennenden Reiser,
O Ofen, wie tröstlich bist du!
Nun zahlen mit Fleisch und Gebeine
Die sorglosen frässigen Schweine
Für Pflege, für Stallung und Kost;
Nun füllt man den Schornstein mit Würsten,
Mit Schinken, dem Essen der Fürsten;
Mit Specke, der Hauswirthe Trost;

Glaubt Kinder ein fröhlich Gemüthe,
Ein Zimmer, das warm ist, sechs Hüte
Von Zucker, ein Centner Caffee,
Ein Fässchen mit Domherrngetränke,
Das stärkt die erfrornen Gelenke,
Das hilft für das kältende Weh!

Seine Schrift schliesst Nicolai mit folgenden Worten: „Solcher Helden bedient sich der Herr Neuigkeitssamler, um wo möglich einen neuen Streit über kritische Vorwürfe zu erregen. Ich wünsche nicht, dass es ihm gelingen möge; obgleich diese kritische Streite ihren Nuzzen haben, so ist doch nichts schädlicher, als wenn die Hizze des Streites verursachte, dass beide Partheien über die Schranken schreiten. Leute, die geschikkt sind, das edle Vergnügen aus den schönen Wissenschaften zu schöpfen, das sich einem feinen Geschmak in denselben darbietet, widmen sich ganz diesen liebenswürdigen Schönheiten, ohne sich auf Nebendinge einzulassen, die öfters ungemein gleichgültig sind. Die Begierde zu tadeln hat nicht so viel Macht über sie, dass sie ihre Augen vor wirklichen Schönheiten zuschlüssen solten. Der Hr. V. des Neuesten hingegen ist gerade das Gegenbild dieses liebenswürdigen Characters, wovon sich in den vorhergehenden Bogen die deutlichsten Beweise finden. Man hat den Hrn. V. bisher immer aus seinem Winkel mit aller Macht über den Verfall des guten Geschmakks schreien lassen, da doch nichts als sein Ansehen verfallen ist. Seine seichte Einwürfe verdienen nichts als eine grosmüthige Verachtung; aber weil er von Tage zu Tage durch seinen ohnmächtigen Zorn lächerlicher wird, so wird er vielleicht bald wieder zur Satire reif; da sich Philippi doppelt wieder findet, wird uns ja Apollo wieder einen Lisco schenken."

Diese erste Schrift Nicolais ist noch nicht so gewandt geschrieben, wie die späteren Arbeiten. In derselben finden sich noch sehr lange Perioden, von denen man dasselbe sagen kann, was man von den Wielandischen gesagt hat: Die Parze möge den Lebensfaden des Autors so lang ausspinnen, wie er seine Perioden ausgedehnt hat. Doch sind die Perioden wohl gegliedert. Erst später schrieb Nicolai so klar und durchsichtig, dass seine Schreibweise der Lessings ähnlich wurde. Wie Lessing so hält sich auch Nicolai meist von der

Unsitte frei, dass wie in der lateinischen Periode das Verbum des Hauptsatzes unmittelbar auf das des Nebensatzes folgt. Wenn z. B. Cicero schreibt: tantum, quantum ingenio et cogitatione poterant, consequebantur und hier die beiden Verba zusammenstossen lässt, so ist das, wenn wir das im Deutschen nachahmen, durchaus nicht zu billigen.

Das eben besprochene Werk Nicolais und das folgende, gleich zu besprechende, beide sind nicht in der Nicolaischen Buchhandlung erschienen und unterscheiden sich noch sehr in Bezug auf Druck, Interpunktion und Orthographie von den späteren Arbeiten. Z. B. bemerkt man im zweiten Werke häufig als eine Eigenthümlichkeit, dass das Subject vom Prädicat durch ein Komma getrennt wird; wie „die Verfasser dieser Berichte, wünschen etc.“ Als orthographische Eigenheiten heben wir folgende hervor: Endschluss mit einem d statt mit t. Offenbar schwebte dem Autor eine andere Ableitung des Wortes vor als uns. Dann finden wir oft den einen einfachen Consonanten, wo wir einen Doppelconsonanten setzen, so kan statt kann, algemein statt allgemein, solte statt sollte, Geselschaft statt Gesellschaft. Immer schreibt der Autor: gröste, heist etc. mit einem einfachen st, wie solches ja auch in der neuern Orthographie vollständig gebilligt wird. Niemals findet sich tz oder ck, sondern stets zz und kk. Bisweilen werden weichere Endsilben gebraucht, wo wir härtere Formen haben, so: Bisgen, Tractätgen etc., also die Endsilbe gen statt chen; vierzehender, dreizehender statt vierzehnter etc. also der statt ter. Statt des Diphthonges „ie“ stets ü, so „entschlüssen“ statt entschliessen. Durchgängig findet man Formen der starken Declination beim Adjectiv in solchen Verbindungen, wo bei uns jetzt die Formen der schwachen Declination überwiegen. So sagt Nicolai stets: unsere gemeinschaftliche Freunde statt unsere gemeinschaftlichen Freunde.

Doch genug hiervon; wenden wir uns zu dem zweiten, bedeutenderen Werke Nicolais, welches betitelt ist:

„Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland. Mit einer Vorrede von Gottlob Samuel Nicolai, ordentlichem Professor der Philosophie in Frankfurt a. O. Berlin. Joh. Chrst. Bleyb. 1755.“

Auch dieses zweite Werk Nicolais erschien anonym. Der

bis dahin so wenig bekannte Buchhändlerlehrling trat aber dadurch bedeutend in den Vordergrund. Als dieses Werk veröffentlicht wurde, befand er sich wieder in Berlin. Er war dahin im Jahre 1752 zurückgekehrt, freilich mit der Absicht die Stadt bald zu verlassen und nach Frankfurt zurück zu gehen. Da aber sein Vater in diesem Jahre starb, so blieb er in dem väterlichen Geschäft und widmete sich nebenbei den eifrigsten Studien. Damals hatte Lessing in der Vossischen Zeitung eine Reihe von Artikeln veröffentlicht, in welchen er zeigte, dass er über den streitenden Parteien, den Gottschedianern und Bodmerianern, stand. Nicolai war mit Lessing noch nicht persönlich bekannt; er war aber so vollständig mit dessen Ansichten einverstanden, dass man längere Zeit Lessing selbst für den Autor des oben genannten Buches hielt. Gewiss ist das ein Beweis dafür, dass Ansicht und Schreibweise des jungen Autors der Lessingschen sehr ähnlich sein musste.

Das Buch beginnt mit einer von Friedrich Nicolai verfassten Zueignungsschrift an die Nachwelt. Diese ist in der spielenden, witzelnden, epigrammatischen Manier jener Zeit abgefasst. Die Nachwelt wird Madame angeredet. Aber gleich auf diesen Seiten polemisirt er gegen die Anhänger Gottscheds und Bodmers. Darauf folgt die sehr klare, durchsichtige Vorrede des Bruders, welche eine Vertheidigung der neuen Wissenschaft, der Aesthetik, gibt. Dieser Vorrede haben wir schon früher gedacht, übergehen sie daher hier und wenden uns zu den achtzehn Briefen des Werkes selbst.

Unbedeutend ist der erste und der achte Brief. Der erste enthält eine Einleitung, welche breit, spielend, bisweilen witzig, aber doch ohne eigentlichen Inhalt ist. Der achte empfiehlt einer Dame Lieder und Melodien, die anders und besser sind

> „wie Gottscheds schlechtes Lied, dass Thilo schlechter setzt,
> wie Stoppens frostger Witz und Görners Menuetten“.

In diesem Briefe wird, wie auch sonst oftmals, die Sitte der Zeit getadelt, welche vorschrieb, dass man seine litterarischen Freunde mit Lobeserhebungen überschütte. Es wird ferner den Schriftstellern gerathen sich in Gesellschaft feiner und liebenswürdiger Damen zu bewegen, damit sie ihr Ur-

theil und ihren Geschmack bilden und dadurch Menschenkenntniss erwerben.

Im zweiten Briefe beginnt das Geplänkel gegen Gottsched. Wir haben oben gesehn, wie schnell Batteux bei den Deutschen Eingang gefunden hatte. Dies benutzte Gottsched, indem er einen „Auszug aus des Herrn Batteux Abhandlung von dem einzigen Grundsatze der schönen Künste" herausgab. In dieser Bearbeitung corrumpirte er den Autor und liess ihn das sagen, was er wollte. So soll Batteux behauptet haben, man dürfe keine biblischen Heldengedichte machen und ferner: Opern seien wider die gesunde Vernunft. Dann lieferte er nicht die Beispiele Batteux's, sondern substituirte für die Dichter, welche der Franzose citirt, deutsche Dichter und zwar aus seiner Schule. Darüber spottet Nicolai in ergötzlicher Weise; hören wir seine Worte S. 10:

„Wie viel gewinnt der Ruhm Deutschlands nicht bei dieser Vergleichung! haben sie eine Henriade, so haben wir einen Hermann, haben sie einen Cid, eine Berenice, einen Cinna, so haben wir: welche Wörter! einen Agis, Panthea, Aurelius, Cato, Darius; haben sie nur einen la Fontaine, so haben wir zwei, nämlich den grossen Stoppe und den berühmten Riederer, haben sie — doch sie haben nichts — —

Der grosse Duns,
Der unter uns
Viel grosse Geister findet;

hat mit diesen deutschen Kerzen alle ausländische Sternen verdunkelt."

So hat Gottsched, der Haller und Hagedorn nicht liebt und anerkennt, einen neuen Horaz, einen Herrn v. Bruck, aufgefunden. Mit einem Stücke aus einem Gedichte dieses Herrn erläutert Gottsched folgenden Ausspruch des Batteux: „Kein Eigensinn, sondern das wesentlich Gute und Schöne leitet ihn (den Geschmack), dies gefällt ihm, es komme nur von der Natur oder der Kunst." Das Gedicht lautet folgendermassen: cf. S. 12.

Allein es fehlet oft an Augen und Gehöre:
Der Frösche Laut beschämt bei dir die Nachtigall;
Ein heischrer Eselschrei gleicht dem Trompetenschall.
Zwar Melchers Hans von Gauksch verlacht die Virtuosen,
Als kläng ihr Lautenspiel wie nasse Leinwandhosen etc.

Sind wir nicht brave Leute, wir Deutschen, fragt Nicolai. — Zuletzt wirft er dem Gottsched vor, dass:

Der Preusse, welcher erst die Deutschen deutsch gelehrt,
Von welchem Leipzig nie ein falsches Wort gehört,
Er spräche dann Latein,

dass dieser Altpreusse so oft wider seine eigene Grammatik sündige.

Wie witzig hat er Gottsched gegeisselt! Dieser Brief zeigt uns schon, was andere Briefe bestätigen werden, dass Nicolai nicht nur von Lessing gelernt, sondern dieser auch von ihm Anregung empfangen hat. — So erinnert der eben erwähnte zweite Brief Nicolais doch sehr lebhaft an folgende Stelle, welche in Lessings siebentem Litteraturbriefe enthalten ist: „Wenn“, sagt Lessing, „durch eine grosse, wunderbare Weltveränderung auf einmal alle Bücher, die deutsch geschriebenen ausgenommen, untergingen, welch eine erbärmliche Figur würden die Virgile und Horaze, Shaftesburys und Bolingbrokes bei der Nachwelt machen! Oder meinen Sie, dass bei einem so allgemeinen Schiffbruch der Wissenschaften die deutsche Gelehrsamkeit nur immerhin auch mit versinken möchte? Das wäre zu bitter geurtheilt! Man verachtet keinen Baum wegen seiner unansehnlichen Blüthe, wenn er wegen seiner Frucht zu schätzen ist. Unsere schöne Wissenschaften würden zu vergessen sein, aber unsere Weltweisheit nicht. Noch zu bitter! — Nein, auch in jenen fehlt es uns nicht an Männern, die alsdann an die Stelle der grossen Ausländer und der noch grösseren Alten treten müssten und könnten! Klopstock würde Homer, Cramer Pindar, Uz Horaz, Gleim Anakreon; Gessner Theokrit; Wieland Lucrez —

Wieland Lucrez? So geht es, wenn man träumt!“ etc. —

Wir haben vorhin bemerkt, dass sich Baumgarten in seiner Aesthetik mit der Musik noch nicht beschäftigt habe. Bekanntlich hat auch Lessing dieselbe nur ganz vorübergehend in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen. Es scheint, als sei die Theorie dieser Kunst noch viel schwieriger als die der andern Künste. Was diese Meister nicht unternommen, das hat Gottsched in seiner hausbackenen, absprechenden Art und Weise in dem Werke versucht, von dem wir eben gehandelt.

Gottsched meinte: die Musik sei zur Unterstützung und Verschönerung der Poesie erfunden worden und müsste ihr also als Aufwärterin zur Seite gehen. Dann würden die Musiker und ihre Zuhörer doch besser wissen, was ihr ausgeschütteter Sack voll Noten bedeuten sollte. Er behauptete, dass Instrumentalmusik und Concerte ohne Singstimmen keinen rechten Beifall fänden. Nicolai, der selbst ein grosser Freund der Musik und ein Sachverständiger war, hatte es leicht, ihn zu verhöhnen und zu verspotten. Er wies auf den Beifall hin, den überall Concerte und Opern erhielten, selbst wenn letztere einen ganz elenden Inhalt hätten. Das Alles war freilich nicht schwer, aber Nicolai weist uns nur aus der Erfahrung nach, dass dem so sei; er bleibt uns die Beweisführung und den Nachweis schuldig, wie und auf welche Weise dieser scheinbare Widerspruch sich löse.

Wie Nicolai in dem zweiten Briefe dem Gottsched eine Perfidie nachgewiesen hat, so auch im zehnten. Es war ein analogisches Wörterbuch erschienen, welches die besten Schriftsteller jener Tage und namentlich den Herrn von Haller, den Dichter der Alpen, auf eine unverschämte Art angriff. Dieses Werk erregte so viel Missvergnügen, dass Gottsched sich gemüssigt sah, dasselbe ebenfalls zu tadeln. Nun weist aber Nicolai ihm nach, dass er und seine Schüler sicherlich mit dem Autor in Verbindung ständen, ja ihn vielleicht sogar zur Herausgabe angeregt hätten. Wie musste bei so vernichtenden Anklagen und Beweisen doch das Ansehen des Dictators schwinden! —

Wer erinnert sich nicht des wundervollen siebzehnten Briefes, den Lessing für die Zeitschrift: Briefe die neueste Literatur betreffend im J. 1759 veröffentlicht hat?

Er beginnt mit den Worten: „Niemand, sagt der Verfasser der Bibliothek, wird leugnen, dass die deutsche Schaubühne einen grossen Theil ihrer ersten Verbesserungen dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe. Ich bin dieser Niemand; ich leugne es grade zu. Es wäre zu wünschen, dass sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten oder sind wahre Verschlimmerungen.“ Lessing schildert nun ergötzlich, wie Gottsched den Hanswurst und die unregelmässigen Stücke verbannte und nach dem Vorbilde der Franzosen seine regelmässigen Dramen

„mit Kleister und Scheere“ verfertigte, während seine Schüler dergleichen „ohne Kleister und Scheere“ machten.

Denselben Vorwurf spricht schon Nicolai in seinem elften Briefe vor Lessing aus. „Es gibt gewisse Leute, die mit dem jetzigen Zustande des deutschen Theaters ungemein zufrieden sind, sie sehen den Hanswurst abgeschafft und Stücke in fünf Aufzügen nach den Regeln und Mustern der Alten vorstellen, sie sind damit zufrieden und finden, dass wir den Franzosen Originalstücke entgegensetzen können; sie haben es mit einander abgeredet, dem Darius geduldig zuzuhören, bei der ungleichen Heirath nicht zu gähnen und bei der Atalanta noch weit ärger zu lachen, als die spielenden Personen. Was soll man solchen Leuten entgegensetzen? Sie steifen sich immer darauf, dass ihre Stücke regelmässig sind und das kann man ihnen auch nicht streitig machen — sie aber können nicht begreifen, dass ein Werk des Witzes regelmässig schlecht sein kann“ etc.

Besonders bedauert es Nicolai, dass wir keine guten Lustspiele hätten; der grösste Theil unserer Dichter kenne die Welt nicht und schriebe von seinem Cabinette aus. Namentlich, meinte er, müsse man sich Mühe geben mit der Zeichnung der Charaktere und grade dadurch glänze das Lustspiel.

Wie Lessing uns auf das englische Theater hinweist, so auch Nicolai und zwar auf Shakespeare; er sagt nämlich: „Shakespeare, ein Mann ohne Kenntniss der Regeln, ohne Gelehrsamkeit, ohne Ordnung hat der Mannigfaltigkeit und der Stärke seiner Charactere den grössten Theil des Ruhms zu danken, den ihm seine und alle andern Nationen noch bis diese Stunde geben. Es wäre überhaupt zu wünschen, dass die engländische Schauspiele bei uns nicht so gering geschätzet würden.“

Grade wie Lessing in jenem oben angeführten Briefe. Nicolai bezieht sich in diesen Worten auf den Ausspruch eines Schülers von Gottsched, der alle englischen Lustspiele für pöbelhafte Possen erklärte. Dagegen zeigte Nicolai, dass das englische Lustspiel viel mannigfaltiger sei als das französische: „Ich sehe, sagt er, in denselben alle Zeit die Menschen unter den verschiedensten Gestalten und sehr öfters mit den feinsten Auswickelungen ihrer Neigungen. In den meisten

französischen Komödien weiss ich schon voraus, was ich sehen werde: einen verliebten Herrn, einen lustigen Diener und ein Kammermädgen, das witziger ist als ihre Gebieterin."

Nicolai erkennt die Verdienste Schlegels um die deutsche Schauspielkunst an und bedauert, dass er so früh gestorben. Jetzt, meint er, habe Lessing das meiste Verständniss für das Drama; es sei zu wünschen, dass er nicht nur noch mehr Dramen verfertige, sondern auch als Kritiker der dramatischen Poesie auftrete. Bis dahin habe er sich der Kritik der Dramen enthalten, da er solche selbst herausgäbe; er möge, bittet ihn Nicolai, von dieser Ansicht abgehen, da Niemand mehr einer scharfen Kritik bedürfe als die Schauspieler und die Schauspielkunst. Mit unsern Trauerspielen, meint Nicolai, sei es schlecht beschaffen, da wir meist Uebersetzungen spielten und zwar oft recht erbärmliche. Von Originalstücken sei Schlegels Canut und seien die Behrmannschen Stücke allein leidlich; Gottscheds Cato dagegen doch nicht, wenn man ihn nicht deswegen loben wollte, weil er das erste regelmässige deutsche Trauerspiel sei. Ebenso schlecht sind die Stücke seiner Schüler. Aus einem derselben, aus Mösers Arminius, führt unser Autor folgende Worte an, welche Thusnelda zu ihrem Gemahl spricht:

„Ach Armin, ach sieh doch deinen Sohn!
Ach Gott, das liebe Kind, es kennt dich schon."

In einem andern, welches Schönaich verfasst hat, in der Marianne bringt der Held den Kopf seines Feindes auf die Bühne, wirft denselben dem Hohenpriester vor die Füsse und fragt: ob der grosse Werth dieses Schatzes seinen Kitzel stillen könne?

Wenn die Schauspiele nicht viel taugen und ein Kritiker nöthig ist, um die dramatische Kunst in die Höhe zu bringen, so bedarf es eines solchen eben so sehr, um die Schauspieler zu belehren. Es gibt zwar gute Schauspieler, doch sind dieselben nur Naturalisten. Was bis jetzt die Kritik an ihnen gethan hat, ist unbedeutend, es muss auch dafür eine neue Kraft heraustreten und diese, hofft Nicolai, wird Lessing sein. Und was er gehofft hat, das ist eingetroffen. —

Man sieht nun wohl aus der Zergliederung dieses Briefes,

eine wie grosse Aehnlichkeit zwischen ihm und der Hamburger Dramaturgie stattfindet.

In dieser dieselben Klagen wie in den Briefen; auch Lessing weist nach, dass in Hamburg meist Uebersetzungen fremder Stücke aufgeführt seien, auch er gesteht zu, dass die Schauspieler meist Naturalisten seien; er führt jene schöne Stelle aus dem Hamlet an, in der dieser die Schauspieler unterrichtet, wie sie sich halten und wie sie declamiren müssten. Er rügt dieselben Mängel und fordert Abhilfe derselben.

Im siebzehnten Jahrhunderte bildeten sich in Deutschland nach dem Muster der italiänische Akademien Gesellschaften und Orden, wie die fruchtbringende Gesellschaft, die deutsch gesinnte Gesellschaft, die Pegnitzschäfer, der Schwanenorden und andere mehr. Sie hatten das Bestreben die deutsche Sprache zu reinigen und die deutsche Litteratur zu heben. Aus ihnen gingen die „deutschen Gesellschaften“ hervor, deren berühmteste lange Zeit die Leipziger war. Ihre Verdienste erkennt Nicolai im zwölften Briefe an, in welchem er zugleich gesteht, dass die andern deutschen Gesellschaften wenig leisten und durchaus nicht einen solchen Einfluss auf Sprache und Litteratur ausübten, wie die Pariser Akademie. Es sei auch sehr fraglich, meint er, ob man das wünschen dürfe. Damals hatte ein Jenenser, Namens Müller, den Vorschlag gemacht ein deutsches Wörterbuch zu schreiben, doch billigt Nicolai weder den Plan, nach welchem es ausgeführt werden sollte, noch hält er die gesteckte Frist für ausreichend. Seine Einwendungen sind durchaus gerechtfertigt. — Acht deutsche Gesellschaften werden aufgezählt, welche an diesem Werke mitarbeiten könnten; merkwürdiger Weise hat Berlin keine aufzuweisen, dagegen Frankfurt a. O. zwei. — Nicolai verhält sich nun hier nicht nur negierend, sondern er macht selbst Vorschläge und zwar ganz verständige. Müller wollte alle deutschen Wörter: alte und neue, gebräuchliche und ungebräuchliche, ja sogar ganz veraltete und unverständlich gewordene Wörter, Kunstwörter, Provinzialwörter und Pöbelausdrücke bringen. Dagegen, meint Nicolai, sei der Plan der französischen Akademie besser, welche nur diejenigen Wörter aufnehmen will, die in artigen Gesellschaften, in öffentlichen Reden, in der Dichtkunst, in der Geschichte

und kurz in allen den Schriften gebraucht werden können, die Jedermann lesen und verstehen kann.

Wenn man diese Ansicht Nicolais vielleicht nicht ganz billigen wird, so glaube ich, wird man gegen die folgende wenig einwenden können. „Mich dünkt auch, sagt er, dass die vornehmste Bemühung eines Wörterbuches nicht so wohl die Aufsuchung der Stammwörter und die Bestimmung der Rechtschreibung sein würde, als vielmehr die allergenaueste Untersuchung aller Haupt- und Nebenbedeutungen eines Wortes.“ Eine Fortsetzung dieses Briefes ist der folgende, der dreizehnte. Wiederum tadelt er die schlechten Uebersetzer und ficht ganz wie später Lessing für die Reinheit der Sprache. Er lobt dabei Gottscheds Sprachkunst, aber er meint, wir hätten keine klassischen Schriftsteller; am wenigsten seien das die Gottschedianer. Gottsched selbst baue schlechte Perioden und verbinde sie meistens durch „nun“. Von den Prosaikern lobt Nicolai den Abt Mosheim wegen seiner guten Kanzelreden und unter den Dichtern besonders Canitz und Gellert. Natürlich, denn vor Allem verlangt Nicolai wie diese beiden Deutlichkeit und Klarheit des Ausdrucks. Denn der Schriftsteller dürfe mit der Sprache nicht umgehen, wie er wolle, da die Worte Zeichen der Gedanken seien; man müsse deutlich sein und reden wie andere Menschen. Deshalb tadelt er die Schweizer, die da sagen: Spiessgesellen der Engel. Erinnert das nicht lebhaft an Lessing, der dem Wieland vorwirft, er habe in der Schweiz sein Deutsch verlernt und gebrauche nun solche Phrasen wie: „Pygmalion schnitzte eine Venus aus Marmor.“

So tadelt Nicolai zwar den Gottsched und seine Schule, doch scheint Hettner nicht Unrecht zu haben, wenn er meint, Nicolai habe mehr Sympathie für ihn als für die Schweizer gehegt. Hören wir, was er diesen vorwirft!

Sie kämen ihm vor, meint er, wie die Rathsherren eines kleinen Städtchens, wo sie die vornehmsten sind; sie schreiten einher mit Allongeperüken, weissen, steifen Halsbinden, mit steifem Unterkinn; sie sind nicht damit zufrieden, dass sie an ihrem Schreibtische hexametrisiren können, sondern sie verlangen als die Wiederhersteller des guten Geschmacks in Deutschland gepriesen und neben die grössten Dichter des Alterthums gestellt zu werden. Er spottet im fünften Briefe

über ihre religiösen Epen, die in so grosser Zahl erscheinen. Niemand läse sie jetzt schon, um wie viel weniger würde das später der Fall sein. Sie meinen, Alles läge in den lateinischen Buchstaben, in der äusseren Form der Ode und dabei wäre es zuletzt Nichts, was sie brächten als Prosa, baare Prosa: Phrasen im höhern Stil. „Schreibt der Dichter matt und mehr als prosaisch, so ist er — wie Nicolai spottend ihnen zuruft — die griechische Einfalt; wird er dunkler als Lykophron, so kommt er dem Vogel Jupiters nahe; hinkt der Hexameter, so ist es eine edle Kühnheit, um einen mächtigen Gedanken nicht zu verhindern. Moralisiert der Dichter Seitenlang, dass man ganz sanft dabei einschläft, so will er ein Sittenlehrer sein und verachtet von ganzem Herzen allen Bel-Esprit, der der inneren Schönheiten beraubet ist.“ Da diese Gedichte nicht gefallen, so liegt das nach den Schweizern allein an der Unfähigkeit des Publicums, an den Priestern des Unsinns, deren nördlicher gothischer Geschmack die höheren Schönheiten nicht fasst. Diese Herren nennen (siebenter Brief) den Reim ein obotritisches Klappern und verachten gereimte Gedichte. Sie ahmen in ungeschickter Weise die Antike nach und ebenso die Minnesänger; sie sind nicht natürlich, sondern spielend; sie arbeiten viel zu eilfertig und sind zu fruchtbar; stets schwärmen sie in Entzückung und seraphischen Momenten; sie wollen Klopstockische Dichter sein.“

Grade so wie Lessing später den Wieland beurtheilt hat, so hat das hier schon vor dem grossen Kritiker Nicolai an einer Stelle gethan, in der er die Muse Bodmers mit der Wielands vergleicht.

„Die Muse des Herrn Bodmer — so sagt er — ist eine betagte Matrone, die die Welt vergisst, weil die Welt sie vergessen hat, die beständig von der Kasteiung des Fleisches redet und auf die böse, verderbte Welt und die verschlimmerten Zeiten schilt. Die Muse des Herrn Wieland ist ein junges Mädchen, das auch die Betschwester spielen will und sich der alten Wittwe zu Gefallen in ein altväterisches Käppchen einhüllt, welches ihr doch gar nicht kleiden will, sie bemüht sich eine verständige, erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur gar zu leicht hervorleuchtet und es wäre ein ewiger Spectakel, wenn

diese junge Frömmigkeitslehrerin noch wieder zu einer munteren Modeschönheit würde."

Und dass sie das geworden ist, ist ja bekannt. —

Wenn wir nun auch in diesem siebenten Briefe Nicolais richtiges und klares Urtheil hervorheben müssen, so tritt uns darin doch auch eine Richtung entgegen, die später noch mehr ausgebildet ihn in die bekannten Conflicte mit Herder, Goethe und Tieck verwickelte. Er zeigt schon hier jene Abneigung gegen die Dichter des Mittelalters und gegen die Romantik, die ihm später so verhängnissvoll wurde und verurtheilt Stellen aus den Dichtungen der Schweizer, in denen wir entschieden einen poetischen Hauch finden würden. So will er durchaus aus einem Gedichte Jacob und Rachel folgende Stelle nicht gelten lassen:

Honig träufelt von ihren Lippen und unter der Zunge
Führte sie Milch; sie war ein wohlbewahreter Garten
Eine verschlossene Quell; ein engelversiegelter Brunnen.

Ferner:

Liebe lässt ihm ein fiebrisches Schlagen zum Erbe
Und er küsset sich Heil auf dem Pfad, worauf sie getreten.

Im vierzehnten und fünfzehnten Briefe finden wir von Neuem in höchst ergötzlicher Weise Bodmers altfränkische Poesie verhöhnt; Nicolai spottet da über die neue Orthographie und über die närrische Art, mit der die Schweizer alle Neuerungen abkanzeln. Er will es nicht gelten lassen, dass man Bodmers Gedichte deswegen lobe, weil sie erbaulich und lehrreich seien; thäte man das, dann müsste man ebenso des gelehrten Gottschedianer Triller Gedichte preisen, denn sie strotzten von Gelehrsamkeit. Im letzten Briefe erkennt Nicolai die Verdienste Gottscheds und der Schweizer um die Feststellung des Begriffes vom Schönen an und führt weiter aus, wie zuerst beide Parteien einig gewesen, dann aber in Streit gerathen seien. Er weist nach, wie aus diesem Streite eine Reihe von Schriftstellern, wie Gellert, Zachariae, Kästner und Rabener Vortheile gezogen und ihre geläuterten Arbeiten in den Bremer Beiträgen niedergelegt hätten. Aber wenn auch die Deutschen Fortschritte gemacht, noch hätten sie nicht klassische Schriftsteller aufzuweisen. Frage man die Dichter

selbst, so würde man oft die Antwort erhalten, das käme davon her, weil der deutschen Dichtkunst die Mücenaten fehlten. Nicolai ist nicht der Ansicht, und wir müssen ihm darin beistimmen. Er meint, die bezahlten Hofdichter wie ein König und von Besser, hätten Nichts geleistet; Deutschland, in so viel kleine Staaten zersplittert, habe keinen Mittelpunkt, wie Paris, von dem aus der Geschmack tyrannisch sich verbreiten könne; es sei das ganz gegen den Sinn der Deutschen; unsere Poesie ist eben keine Hofpoesie. Unsere Dichter hätten zu wenig Weltkenntniss, meint er und das sei eben ihr Fehler, deswegen müssten sie um so mehr im Amte bleiben und nicht allein der Dichtkunst leben. Diese Ansicht theilte Goethe und auch Schiller, der einem jungen Manne entschieden abrieth, seine Fachstudien aufzugeben und sich allein der Dichtkunst zu widmen. Unsern Dichtern habe bis jetzt Genie gefehlt.

Das sei die Quelle, aus der alle wahre Dichtkunst sprudele. Keine der beiden Parteien aber gienge den richtigen Weg; ihre Fehler lägen klar zu Tage; beiden Theilen fehle das Genie.

So steht Nicolai über beiden Parteien und weiss mit scharfem Blicke Licht und Schatten zu vertheilen. —

Dieses Werkchen verschaffte ihm Lessings und Mendelssohns Zuneigung und durch den Verkehr mit diesen beiden Männern beginnt eine neue Epoche seines Lebens.

Schiller's Kapuziner-Predigt

aus Wallenstein's Lager.

Von

Robert Boxberger.

Schon Ebert hat in Ersch und Gruber's Encyclopädie I, S. 160, auf Abraham von Santa Clara als auf Schillers Vorbild für seine Kapuziner-Predigt hingewiesen, welche er „eine Art Mosaik, aus den Schriften des Pater Abraham zusammengetragen“ nannte. Darauf hin stellte Valentin Schmidt in seinem „Taschenbuch deutscher Romanzen,“ Berlin 1827, S. 325 ff., ohne noch die von Schiller benutzten Tractate zu kennen, eine Reihe von Redensarten aus verschiedenen Schriften Abrahams zusammen, die, weil dieser würdige Pater sich oft wiederholt, eine gewisse Aehnlichkeit mit den von Schiller benutzten zeigten. Erst Wachsmuth gab in seinen historischen Darstellungen, Leipzig 1831 (Bd. II, S. 83), Schillers Vorbild näher an und wiederholte in seinem Buche „Weimars Musenhof,“ Berlin 1844, S. 132 ff., die seiner Meinung nach von Schiller aus Abraham entlehnten Stellen. In demselben Jahre wurde, im Anschluss an Wachsmuth, eine Zusammenstellung der Abraham'schen Redensarten mit den Schiller'schen nach der Reihenfolge der letzteren gegeben in Viehoff's Archiv für den Unterricht im Deutschen, Jahrgang 2, Heft 3, S. 62 ff. Der Verfasser dieses Aufsatzes schrieb Wachsmuth nach, dass Schiller die Ausgabe Cöln 1702 von der Schrift „Reimb dich oder ich Liss dich“ und darin den Tractat: „Auff! auff ihr Christen! das ist: Eine bewegliche Aufrischung der Christlichen Waffen wider den Türkischen Blut-Egel,“ benutzt habe. Schrift und Tractat sind richtig angegeben, nur die Ausgabe, wie ich gleich zeigen werde, ist nicht die von Schiller benutzte. Düntzer nennt in seinen „Erläuterungen zu dem Goethe-Schiller'schen Briefwechsel“ die „zuerst im Jahre 1690 erschienene Sammlung

Reimb dich oder ich Liss dich.“ In seinen neuerdings erschienenen „Erläuterungen zu Schillers Wallenstein“ S. 56 spricht er von einer Ausgabe von 1792. Auch diese ist nicht die von Schiller benutzte, so wenig wie die von 1790 die erste genannt werden kann. Auch Gödeke führt in seinem Grundriss die sogleich näher zu erwähnende Ausgabe nicht an. Wilhelm Wackernagel gab in seinem „Deutschen Lesebuch“ I. Band, 3. Theil (Neue Ausgabe, Basel 1847), S. 891 ff. den Abdruck eines von Schiller besonder benutzten Kapitels aus der ersten Auflage des Tractats Auff, auff ihr Christen, Wien 1683, und wies in der Vorrede S. IX auf dasselbe als Quelle der Kapuziner-Predigt hin. Endlich haben in neuester Zeit Schäfer in seiner Schulausgabe des Wallenstein, Bd. 1, S. 155, ziemlich lückenhaft, vollständiger dagegen, aber auch nicht nach selbständigen Forschungen, Düntzer in den eben erwähnten „Erläuterungen zum Wallenstein,“ die im Uebrigen das Vollständigste bieten was die Interpretation des Wallenstein bis jetzt geleistet hat, die von Schiller benutzten Stellen nach der Reihenfolge der Kapuziner-Predigt wiedergegeben. Wenn ich nun trotz dieser reichen Literatur, die sich wahrscheinlich noch um einige Titel vermehren liesse, die ich entweder aus Unkenntniss oder weil ihr Inhalt mir zu unbedeutend schien, übergangen habe, es doch noch wage dieses Thema von neuem zu berühren, so geschieht dies aus folgenden Gründen: Erstlich reichen die von meinen Vorgängern gebotenen Parallelstellen wohl aus um sich im Ganzen ein Bild von der Abhängigkeit Schillers von seinem Original zu machen, um aber den Schiller'schen Sprachschatz auf seine Quellen zurückzuführen, eine Aufgabe, die ich mir seit Jahren gestellt habe, sind sie weder vollständig noch genau genug. Zweitens ist es mir gelungen die von Schiller benutzte Ausgabe festzustellen. Drittens gedenke ich einmal den umgekehrten Weg als den für eine zusammenhängende Lectüre genussreicheren, einzuschlagen und die Reihenfolge der Abrahamschen Predigten zu Grunde zu legen, da die Kapuziner-Predigt ja ohnehin in Jedermanns Gedächtniss ist. Auch meine Arbeit macht keinen Anspruch auf absolute Vollständigkeit, doch habe ich den von Schiller benutzten Band zu diesem Zwecke sorgfältig durchgelesen. Parallelstellen aus anderen Schriften Abrahams füge ich aus eigener Lectüre

Schiller's Kapuziner-Predigt

aus Wallenstein's Lager.

Von

Robert Boxberger.

Schon Ebert hat in Ersch und Gruber's Encyclopädie I, S. 160, auf Abraham von Santa Clara als auf Schillers Vorbild für seine Kapuziner-Predigt hingewiesen, welche er „eine Art Mosaik, aus den Schriften des Pater Abraham zusammengetragen“ nannte. Darauf hin stellte Valentin Schmidt in seinem „Taschenbuch deutscher Romanzen,“ Berlin 1827, S. 325 ff., ohne noch die von Schiller benutzten Tractate zu kennen, eine Reihe von Redensarten aus verschiedenen Schriften Abrahams zusammen, die, weil dieser würdige Pater sich oft wiederholt, eine gewisse Aehnlichkeit mit den von Schiller benutzten zeigten. Erst Wachsmuth gab in seinen historischen Darstellungen, Leipzig 1831 (Bd. II, S. 83), Schillers Vorbild näher an und wiederholte in seinem Buche „Weimars Musenhof,“ Berlin 1844, S. 132 ff., die seiner Meinung nach von Schiller aus Abraham entlehnten Stellen. In demselben Jahre wurde, im Anschluss an Wachsmuth, eine Zusammenstellung der Abraham'schen Redensarten mit den Schiller'schen nach der Reihenfolge der letzteren gegeben in Viehoff's Archiv für den Unterricht im Deutschen, Jahrgang 2, Heft 3, S. 62 ff. Der Verfasser dieses Aufsatzes schrieb Wachsmuth nach, dass Schiller die Ausgabe Cöln 1702 von der Schrift „Reimb dich oder ich Liss dich“ und darin den Tractat: „Auff! auff ihr Christen! das ist: Eine bewegliche Anfrischung der Christlichen Waffen wider den Türkischen Blut-Egel,“ benutzt habe. Schrift und Tractat sind richtig angegeben, nur die Ausgabe, wie ich gleich zeigen werde, ist nicht die von Schiller benutzte. Düntzer nennt in seinen „Erläuterungen zu dem Goethe-Schiller'schen Briefwechsel“ die „zuerst im Jahre 1690 erschienene Sammlung

zu diesem Zweck geschickter zu machen, zweierlei geschehen muss:

1. muss er als Charakter- und Sittengemälde noch etwas mehr Vollständigkeit und Reichthum erhalten, um auch wirklich eine gewisse Existenz zu versinnlichen, und dadurch wird auch das

2. erreicht, dass über der Menge der Figuren und einzelner Schilderungen dem Zuschauer unmöglich gemacht wird, einen Faden zu verfolgen und sich einen Begriff von der Handlung zu bilden, die darin vorkommt.

Ich sehe mich also genöthigt noch einige Figuren hinein zu setzen, und einigen, die schon da sind, etwas mehr Ausführung zu geben; doch werde ich unser Weimarisches Personale immer vor Augen haben. Auf den Sonnabend sollen Sie den (dramatischen) Prolog haben." Goethe antwortete den 21. September: „Was Sie an dem Prolog noch thun wollen, muss ich sehr billigen. Ich erwarte ihn mit Verlangen, und wir wollen über die fernere Taktik alsdann zusammen conferiren." Den 21. September meldet Schiller, dass er das Stück an diesem Tage noch nicht liefern könne, weil ihn der Abschreiber habe sitzen lassen; dann fährt er fort: „Ich denke, in der Gestalt, die er jetzt bekommt, soll er als ein lebhaftes Gemälde eines historischen Moments und einer gewissen soldatischen Existenz ganz gut auf sich selber stehen können. Nur weiss ich freilich selber nicht, ob alles, was ich dem Ganzen zu lieb darin aufnehmen musste, auch auf dem Theater wird erscheinen dürfen. So ist z. B. ein Kapuziner hinein gekommen, der den Kroaten predigt, denn gerade dieser Charakterzug der Zeit und des Platzes hatte mir noch gefehlt. Es liegt aber auch nichts dran, wenn er von dem Theater wegbleibt." Den 29. September, wo Goethe in Weimar weilte, erbat er sich von Schiller dessen Geschichte des dreissigjährigen Krieges um sie, sowohl zum Anfangsliede (von der Zerstörung Magdeburgs), als sonst „zu Mancherlei" nutzen zu können. Vielleicht war unter diesem „mancherlei" auch die versprochene Mitarbeit an der Kapuzinade, denn den 5. October schreibt er von Weimar: „Nach dieser guten Nachricht muss ich aber leider anzeigen, dass es mir unmöglich war auch nur eine Zeile zu unserm Zwecke beizutragen, desswegen schicke ich einen Band des Pater Abraham, der Sie gewiss

gleich zu der Kapuzinerpredigt begeistern wird. So wäre z. E. das Raben Cras, als Schlussformel, in Genast's Munde vielleicht höchst erbaulich. S. die gezeichnete Seite p. 77. Es ist übrigens ein so reicher Schatz, der die höchste Stimmung mit sich führt." Es ist nun von vornherein anzunehmen, dass Goethe diesen Band aus der Weimarischen Bibliothek geliehen habe, und da durch Wachsmuths Ermittelung die Predigtsammlung, aus welcher Schiller schöpfte, schon fest stand, so kam es darauf an, zu erfahren, welche Ausgaben von „Reimb dich oder ich Liss dich" die Weimarische Bibliothek besitze. Herr Dr. Köhler schickte mir denn auch mit gewohnter Zuvorkommenheit die einzige auf der dortigen Bibliothek befindliche Ausgabe der Sammlung. Dieselbe ist dem 1. Theile von „Judas, dem Erzschelm," Bonn 1687, angehängt und hat den Titel: „Reimb dich oder ich Liss dich, Das ist: Allerley Materien, Discurs, Concept und Predigen, welche bisshero in underschidlichen Tractätlen gedruckt worden; Nunmehr in ein Werck Zusammen gereimbt, und zusammen geraumt, Mit einem beygefügten Indice Concionatorio, und neuen Zusatz mehrer Concepten; Denen Herren Predigern für ein Interim geschenckt, biss etwas anders bald folgen werdet. Durch Pr. Fr. Abraham à S. Clara, Augustiner Baarfüsser Ordens Kayserl. Prediger und der Zeit Prior, etc. Lucern, gedruckt und verlegt bey Gotfried Hautt. Anno M. DC. LXXXVII." Sie hat eine Vignette, ein Schiff im Sturme darstellend, über welches die Sonne scheint, mit dem Motto: Post nubila Phoebus. Diese Sammlung nun enthält eine ganze Reihe von Tractaten, deren vollständige Aufzählung in Gödekes Grundriss II, S. 501, N° 9) nachzusehen ist. Jeder derselben beginnt eine neue Seitenzählung, doch nur die beiden: Mercks Wien! und Auff, auff ihr Christen! haben über 77 Seiten. Auf Seite 77 von Mercks Wien! heisst es nun: „O wie wahr ist es, was der Poet sagt:

Das Raben Cras, hat schon den Pass
  Vielen zum Heyl verschlossen,
Der schlimme Morgen, und lange Borgen
  Hat viel zur Höll gestossen."

Der Pater hat nämlich vorher von der leidigen Sitte gesprochen Alles auf die lange Bank zu schieben und das Gute, das man heute thun könnte, auf morgen zu vertagen. Dar-

aus ergiebt sich zweierlei: erstlich, dass wir wirklich die Ausgabe vor uns haben, die Goethe an Schiller sandte, die also wie das Xenien-Manuscript ein theures Denkmal des Freundschaftsbundes unserer beiden grössten Dichter ist, und zweitens dass die **erste** Ausgabe des Schiller-Goetheschen Briefwechsels (IV, S. 317) die einzig richtige Lesart hat, wogegen die 2. und die 3. Ausgabe für „Raben Cras" den sublimen Ausdruck „Rabenaas" substituirt haben, der freilich in Genasts Munde seine Wirkung auch nicht verfehlt haben würde [1]). Schiller antwortet den 5. October (also eine Woche vor der Aufführung): „An die Kapuzinerpredigt will ich mich also machen, und habe gute Hoffnung von dem würdigen Abraham. Noch habe ich ihn nicht lesen können, weil Schelling den ganzen Nachmittag bei mir war. Auch muss ich Sie präveniren, dass noch einige andere Veränderungen im Werke sind, welche ich nächst der Kapuzinerpredigt auf den Montag Abend abzuschicken hoffe." Den 8. October endlich übersandte Schiller die fertige Predigt mit den Worten: „Hier erhalten Sie meine Kapuzinerpredigt, so wie sie unter den Zerstreuungen dieser letzten Tage, die von Besuchen wimmelten, hat zu Stande kommen können; da sie nur für ein paar Vorstellungen in Weimar bestimmt ist, und ich mir zu einer andern, die ordentlich gelten soll, noch Zeit nehmen werde, so habe ich kein Bedenken getragen, mein würdiges Vorbild in vielen Stellen blos zu übersetzen und in andern zu copiren. Den Geist glaube ich so ziemlich getroffen zu haben. Aber nun ein Hauptanliegen. Wenn Sie die Predigt gelesen haben, so werden Sie selbst finden, dass sie nothwendig um einige Scenen später kommen muss, wenn man durch die beiden Jäger und andere Figuren schon einen Begriff von den Soldaten durch sie selbst bekommen hat. Käme sie früher, so würden die unmittelbar folgenden Scenen dadurch geschwächt und gegen die Gradation gefehlt werden. Auch ist es gut, dass unmittelbar nach ihr eine belebte **handelnde** Scene folge, daher ist mein Vorschlag sie unmittelbar entweder vor dem Auftritte des Recruten oder, was mir noch lieber wäre, unmittelbar vor der Ertappung des Bauern und dem Auflauf im Zelt zu bringen. Es wird an der übrigen Oekonomie da-

[1]) Danach ist Düntzer, Erläuterungen zum Wallenstein, S. 56 f., zu berichtigen.

durch gar nicht gerückt, wie Sie finden werden, es ist nur ein Stichwort zu verändern. Die paar Reden, welche die Soldaten darin bekommen haben, sind in ein paar Minuten gelernt. Dass ich den Spielmann und den Tanz habe noch anbringen müssen, um die Scene beim Eintritt des Kapuziners bunt und belebt zu machen, werden Sie gleichfalls für nothwendig erkennen.“ Düntzer bemerkt hierzu (Wallenstein, S. 60): „Wahrscheinlich sollte die Kapuzinerpredigt ursprünglich gleich nach dem Soldatenliede („Es leben die Soldaten“ u. s. w., womit die Vorstellung begann) folgen; der Anfang des neunten Auftritts bis zu dem Rufe: „Greift ihn!“ ist neu.“ Goethe hatte ihm Tags vorher mitgetheilt, dass die Eröffnung des Theaters wahrscheinlich erst Freitag sein würde, worauf Schiller Dienstag den 9. October antwortete: „Hätte ich gedacht, dass die Kapuzinerpredigt morgen früh nicht zu spät kommen würde, so hätte sie noch besser ausfallen müssen. Im Grunde macht es mir grosse Lust, auf diese Fratze noch etwas zu verwenden; denn dieser Pater Abraham ist ein prächtiges Original, vor dem man Respect bekommen muss, und es ist eine interessante und keineswegs leichte Aufgabe es ihm in der Tollheit und in der Gescheidigkeit nach oder gar zuvorzuthun. Indess werde ich das Möglichste thun.“ Wie nun die erste Recension der Predigt beschaffen gewesen ist, wissen wir leider nicht, der Weimarische Theaterbrand wird sie wohl, wie so viele andere werthvolle, vernichtet haben, doch scheint es nach Allem, dass es Schiller mit den Veränderungen, die er noch für spätere Vorstellungen und für den Druck anbringen wollte, ziemlich gnädig gemacht hat. Auch hier war gewiss, wie so oft, besonders auf dem Gebiete des Komischen, der erste Wurf auch der beste gewesen, und Schiller mochte wohl des Sprichworts eingedenk sein, dass das Bessere der Feind des Guten ist. Der Abweichungen in den verschiedenen, uns noch ganz oder theilweise erhaltenen Theater-Manuscripten, die bis jetzt am vollständigsten in der kritischen Schiller-Ausgabe von Heinrich Kurz vorliegen, sind nur wenige und unbedeutende. In dem von Maltzahn herausgegebenen Berliner Theater-Manuscript sind die Verse ausgestrichen:

Als hätte der allmächtige Gott
Das Chiragra, könnte nicht drein schlagen?

Ferner:

Und das römische Reich — dass Gott erbarm,
Sollte jetzt heissen römisch Arm,

desgleichen:

Auf das Unrecht da folgt das Uebel,
Wie die Thrän auf den herben Zwiebel,
Hinter dem U kömmt gleich das Weh,
Das ist die Ordnung im A B C.

und ferner folgende:

Die Glocken müsst läuten im Land umher,
Es wär bald kein Messner zu finden mehr.
Und wenn euch für jedes böse Gebet,
Das aus eurem ungewaschnen Munde geht.

In der von Goethe an Posselt geschickten Abschrift heisst es:

So ein Saul und Teufelsbeschwörer,
So ein Jehu und Friedensstörer,
So ein listiger Fuchs Herodes —

Soldaten. Pfaff, halts Maul, du bist des Todes!

Ein Vers des Berliner Manuscripts ist vielleicht, da er den Reim ergänzt, nur aus Versehen in unsern Ausgaben ausgefallen und es müsste demnach heissen:

Rühmte sich mit seinem gottlosen Mund,
Er müsse haben die Stadt Stralsund,
Und wär sie mit Ketten an den Himmel geschlossen,
Hat aber sein Pulver umsonst verschossen.

Dass aber Schiller wirklich die Absicht gehabt hat den Abraham behufs einer neuen Redaction seiner Kapuzinade noch weiter zu studieren, ergiebt sich mit Wahrscheinlichkeit aus der von ihm hinterlassenen kleinen Bibliothek, deren Katalog uns Meissner in den Blättern für literarische Unterhaltung, 1870, S. 654, mitgetheilt hat, und wonach er „Judas, den Erzschelm“ besessen hat.

Gehen wir nun zu den von Schiller benutzten Tractaten über, so ist zunächst zu bemerken, dass von der „Soldaten-Glory“, welche die zweitnächste ist nach Auff, auff, ihr Christen, Schiller nur das eine Wortspiel nachweislich „copirt“, zwei andere wahrscheinlich „übersetzt“ hat (S. 6 der von Schiller benutzten Ausgabe, die ich immer citire): „Die Aussleger Göttlicher Schrifft fragen, warumb so viel tausend Kriegs-Knecht,

so mit dem Maul aus dem Fluss getrunken, seynd verworffen worden: da wird also geantwort, GOtt hat gesehen, dass diese gar faule Dieb waren, als die ihre Wampen auff die Erde nidergeworffen, die Füss ausgestreckt wie die aussgezogenen Frösch, ihre Leiber sanfft in das Grab gelegt, und also die gute Bernhaut truckt [1]). Hinweg mit solchen, die taugen nicht zu Soldaten, sagt GOtt; Soldaten, die lieber das Zechhauss [2]) haben als das Zeughauss, seynd nichts nutz; Soldaten, die lieber umbgehen mit den Biggeten, als mit den Piquen, seynd nichts nutz; Soldaten, die lieber greiffen nach der Decken, als nach dem Degen, seynd nichts nutz; Soldaten, die lieber tranchiren die Pasteten, als die Pasteyen, seynd nichts nutz; Soldaten, die lieber tragen die Schlaffhauben, als die Becklhauben, seynd nichts nutz; Soldaten, die lieber haben Tummel, als Trommel, seynd nichts nutz; Soldaten, die lieber haben die Wachteln, als die Wachten, seynd nichts nutz; Soldaten, die lieber sehen den Tantz, als die Schantz, seynd nichts nutz; Soldaten, die lieber haben Krüg als Krieg [3]), seynd nichts nutz; Milites, qui malunt videre lances quam lanceas, reprobandi sunt" [4]). Im Uebrigen hat Schiller nur den Tractat Auff, auff, ihr Christen! benutzt, und zwar zunächst aus dem Kapitel: Auff, auff, ihr Christen! der Türckische Säbel ist vor der Thür, folgende von allen meinen Vorgängern übersehene und doch in mehr als einer Beziehung interessante Stelle (S. 13):

„Bey diesen unseren betrübten Zeiten hat es ebenfahls nicht gemanglet an etlichen Wunderdingen, wie man dann durch schrifftliche Nachricht hat auss dem Römischen Reich, dass alldar ein gantze Schlacht-Ordnung am Himmel gesehen worden; in Preussen hat man die Adler gesehen hefftig mit einander streitten; in Hungarn hat man etliche feurige Pfeil in der Nachbarschaft des Mondscheins wahrgenommen; in Littau ist ein grosses schwartzes Kreutz etlich Tag am Himmel gehangen; zu Griechisch Weissenburg hat man viel

[1]) Und die Armee liegt hier in Böhmen,
Pflegt den Bauch, lässt sichs wenig grämen.
[2]) Nichts thut als in den Weinhäusern liegen?
[3]) Kümmert sich mehr um den Krug als den Krieg.
„Krüg" steht in Schillers Original; meine Vorgänger lesen: Krug.
[4]) Frisst den Ochsen lieber als den Oxenstirn.

grosse und wunderspielende Feuerflammen im Lufft vermerckt; dergleichen noch viel andere seltzame Begebenheiten mehr, welche ich dermahlen weder für Geschicht- noch Gedicht-Wahren verkauffe, indem mir nicht unbekandt, wie man der Zeiten gar leicht mit dem Messer L. (d. h. Lüge) auss dem Hölzel Nichts grosse Sachen schnitzlet, und gar offt einer alten Husterin Traum gantze Meer-Wunder gebähret; welche man offt mehrmahls ohne Grund bringt in offentliche Kupferstich, allwo die Wahrheit gar offt im Stich bleibt. Wie vor etlich Jahren der vermenschte Hund, welcher doch nichts als ein schändliche Lug gebellet hat. Gäntzlich aber kann man es nicht widersprechen, und tröhet fürwahr der über uns erzürnte GOtt, durch viel Zeichen am Himmel und auff Erden mehrmalen ein wollverdienten Ruhtenstreich; der gar grosse und erschröckliche Comet mag woll ein Ruthen gewest seyn, die uns GOtt in diss grosse Fenster gesteck hat, wormit er uns einen harten Streich trohet; diesen lang geschweifften Comet haben wir in Oesterreich, Steyermarckt und anderen benachbarten Ländern zum erstenmahl gesehen an dem Fest-Tag dess H. Ertz-Martyrers Stephani; es gebe der mildhertzigste Gott, dass er uns nicht auch ein Blut-Kampff der feindlichen Steinwurff bedeute, und damit uns der Edelstein Türckis zu keinem Edelstein (lies: Elendstein) werde." Was zunächst diesen Kometen betrifft, so ist zu bemerken, dass die erste Ausgabe dieses Tractats im Jahre 1683 erschien. In diesem oder im vorigen Jahre muss also dieser Komet erschienen sein. Herr Gymnasiallehrer Professor Dr. Kayser von hier macht mir darüber folgende gefällige Mittheilung: 1682 ist der Halley'sche Komet erschienen und vom 25. August bis zum 19. September beobachtet worden. Seine Umlaufszeit beträgt ungefähr 76 Jahre. Sein Durchgang durch's Perihel (Sonnennähe) geschah am 14. September, es wird derselbe wohl deutlich und in auffallender Erscheinung am 2. September gesehen sein, an welchem Tage im katholischen Kirchenkalender „Stephan K. †" steht, was jedenfalls Veranlassung zur Verwechselung mit dem Stephanstage (26. December) gegeben hat. Im Jahre 1683 ist ein Komet vom 23. Juli bis 5. Sept. beobachtet worden; sein Durchgang durch's Perihel geschah am 12. oder 13. Juli. Jedenfalls ist wohl der erstere gemeint." Vgl. bei Schiller:

Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder,
Und aus den Wolken, blutigroth,
Hängt der Herrgott den Kriegsmantel 'runter.
Den Kometen steckt er, wie eine Ruthe
Drohend am Himmelsfenster aus [1]).

Eines ähnlichen Motivs bedient sich Schiller auch noch in Wallensteins Tod IV, 3:

Wallenstein. Die Erfüllung
Der Zeiten ist gekommen, Bürgermeister.
Die Hohen werden fallen, und die Niedrigen
Erheben sich — Behaltet's aber bei euch!
Die spanische Doppelherrschaft neiget sich
Zu ihrem Ende, eine neue Ordnung
Der Dinge führt sich ein — Ihr saht doch jüngst
Am Himmel die drei Monde?

Bürgermeister. Mit Entsetzen.

Wallenstein. Davon sich zwei in blut'ge Dolchgestalt
Verzogen und verwandelten. Nur einer,
Der mittlere, blieb stehn in seiner Klarheit.

Bürgermeister. Wir zogen's auf den Türken.

Wallenstein. Türken! Was?
Zwei Reiche werden blutig untergehn
Im Osten und im Westen, sag' ich euch,
Und nur der lutherische Glaub' wird bleiben.

Auch hier wird Schiller wohl eine zeitgenössische Quelle benutzt haben. In Mosers „Patriotischem Archiv," VI, p. 532, berichtet der Jesuit Gualterus Paulus an den Ordens-Provincial Joh. Lobbotius dd. Wien den 21. April 1632 unter der Ueberschrift: „Vulgaria" d. h. Gerüchte, 2. Dicuntur hic 14. Aprilis, quo rediit Eckenberg Snoyam visi tres soles, nemo tamen avisus est, qui dicat, se vidisse. Wenn sich nachweiweisen liesse, dass Schiller diese oder eine ähnliche Stelle gekannt hätte, so müsste man annehmen, dass Wallenstein sich hier dem protestantischen Bürgermeister geradezu als künftigen Beschützer des lutherischen Glaubens empfehlen wollen,

[1]) Zu dem biblischen Ausdruck: „Zeichen und Wunder," vgl. Joh. 4, 48. Goethes Götz von Berlichingen, Act II, Adelheid: „O ihr Ungläubigen! Immer Zeichen und Wunder!" Zu dem 2. Verse vgl. Abrahams „Dreifaltigkeit" S. 5: „Zumahlen dieses ganze Jahr ein blutige Wolcken ober meiner erschienen."

denn das mittelste Gestirn, Sonne oder Mond, kann in diesem Falle doch nur Wallenstein selbst sein. Derartige Deutungen waren damals so allgemein, dass man füglich nicht blos von Wallensteins „wunderlich-phantastischen Einbildungen“ reden darf, wie Düntzer S. 242.

Die nächste Stelle findet sich in dem folgenden Kapitel: Auff, auff ihr Christen, und beschuldiget niemand anderen wegen dess Barbarischen Einfalls in euere Länder, als die gar häuffigen Sünden dieser Zeit. Mit diesem Kapitel, wie schon der Titel beweist, hebt die Strafpredigt Abrahams gegen die Laster seiner Zeit an und damit werden auch die von Schiller benutzten Stellen häufiger. Ich gebe also den Text Abrahams, so weit er von Interesse ist, und setze, wo ich Abschnitte auslasse, Striche. S. 15: „Der Zeiten hatte die Welt, absonderlich unser Europa, ein solchen harten Zustand, welchen so bald kein Medicus wenden kan, allem Ansehen nach ist es die Cholica, insgemein das Grimmen genannt, dass es nichts thut, als schneiden und stechen in dessen Leib; zumahlen kein Land fast ohne Krieg ist, kein Reich ohne feindliche Waffen, von vielen Jahren hero ist das Römische Reich schier Römisch arm worden durch stäte Krieg; von etlichen Jahren hero ist Niderland noch niderer worden durch lauter Krieg; Elsass ist ein Elendsass worden dnrch lauter Krieg; der Rhein-Strohm ist ein Peyn-Strohm worden durch lauter Krieg, und andere Länder in Elender kehrt worden, durch lauter Krieg. Hungarn führt ein doppeltes Creutz im Wappen, und bisshero hat es viel tausend Creutz aussgestanden vor lauter Krieg.“ (Vgl. Judas der Erzschelm, Bd. I, S. 69: „Und worden noch gar offt manchem Adelichen Jüngling die Länder in Elender verwandelt.“ Ferner ebenda, S. 363: „Auss welchem dann sattsam erhellet dass unsers elends einzige Mutter seye die Sünd, unsers Vnsterns eintzige Wurzel seye die Sünd. Etliche edleste Provintzen und Landschafften seynd in diesen 600 Jahren durch grosse Kriegs empörungen auss Länderen elender worden, und ligen anjetzo im Aschen, und sicht man nichts, als einen lautern Ascher Mittwoch“.) [1])

[1]) Und das römische Reich – dass Gott erbarm!
Sollte jetzt heissen römisch Arm;

„Wie Gott auf die Welt kommen, war es Fried auff dem gantzen Erdboden, toto orbe in Pace composito. Weil dann dermahlen fast auff dem ganzen Erden-Kreiss Krieg ist, so muss der Teuffel auff die Welt kommen seyn; und hat das Wörtlein Mars nicht allein 4 Buchstaben, sondern beherrschet bereits über die 4 Theil der Welt; aber wer verursacht so langwürige, klägliche, schmertzliche, schädliche Kriegs Empörungen, wer? der: Nein, sondern die, die, Sünd.[1]) Under der Regierung dess Jüdischen Königs Jeroboam ist ein immer wehrender Krieg gewest: Wie Nahab den Scepter führte, ist ein stäter Krieg gewest; wie Basa im Judenland regierte, ist allzeit Krieg gewest, darumb, weilen auch damalen allezeit seynd häuffige Sünden gewest.. Das stäte Einfallen, das grimmige Anfallen, das Unverhoffte Uberfallen der Assyrier, der Chaldäer, der Egyptier, der Römer u. s. w. haben die Juden müssen aussstehen wegen ihres Abfallen von GOtt, und Missfallen an Jesu.[2]) Bekandt ist jene Bildnuss des grossen Königs Nabuchodonosor, die GOtt ihme vor etlich tausend Jahren gezeigt hat, und dardurch alle Monarchien der Welt abgebildet: Erstlich hatte selbiges Bild ein güldenes Haupt, wordurch angedeut wird die Babylonische Monarchie: Zum andern hatte selbige Statua ein silberne Brust, durch welche angezeigt wurde die Persische Monarchie: Drittens hatte diss

---

Der Rheinstrom ist worden zu einem Peinstrom,
Die Klöster sind ausgenommene Nester,
Die Bisthümer sind verwandelt in Wüstthümer,
Die Abteien und die Stifter
Sind nun Raubteien und Diebesklüfter,
Und alle die gesegneten deutschen Länder
Sind verkehrt worden in Elender.

Zu V. 1 vgl. noch S. 20: „Bey uns findt man Warm, Arm, und das Gott erbarm, in einem Tag.“ Prophetischer Willkomb, S. 7: Bisshero ist Oesterreich nit mehr Aest-Reich sondern Aest-Arm, weilen alle Aest an diesem Stammen Baum dergestalten gestümlet worden, dass nichts als der Stammen überbliben.“

[1]) Woher kommt das? Das will ich euch verkünden:
Das schreibt sich her von euern Lastern und Sünden,
Von dem Gräuel und Heidenleben,
Dem sich Offizier und Soldaten ergeben.

[2]) Das ist so ein Ahab und Jerobeam
Der die Völker von der wahren Lehren
Zu falschen Götzen thut verkehren.

Bild ein ährinen Leib, welcher bedeut hat die Griechische Monarchie: Zum vierdten und letzlich hatte solche Statuen eysene Schenckel, halb eysen, halb erdene Füss, durch welche angezeigt worden die letzte Monarchie, benanntlich die Römische Monarchie, in dero bereits den Scepter führet Leopoldus Primus, deme Gott noch langwürige und glückliche Regierung ertheilen wolle; diese unsere Monarchie hat GOtt vorgebildet durch Eysen und Erd, und wir erfahrens leyder! dass der Zeit nichts als Eysen und Erden vor Augen schwebe: Was ist etlich Jahr hero in diesen unseren Länderen anders gewest als Erden, verstehe hierdurch die grassirende Pest, welche so viel tausend under die Erden gebracht; was sehen wir anders schon viel Jahr als Eysen, will sagen den allerseits blutigen Säbel dess Martis, und allen Vermuthen nach seynd noch schädlichere Krieg zu gewarten: Wilst aber sehen mein Christ, die Mutter, welche diss Ubel gebähret? So deute ich dir auff die Sünd; höre den Welschen, welcher dir eine rechte teutsche Wahrheit sagt: Il peccato è la Calamita della Calamita, chi mal fà, mal trova. Die Sünd ist der Magnet, welcher das scharpffe Eysen und Kriegs-Schwerdt in unsere Länder ziehet." (Vgl. Bernhard S. 5: „Dann gemeiniglich das Lateinische Sprichwort zutrifft: Sicut ferrum trahit Magnes, ita Ferdinandum trahit Agnes." Ferner bei Val. Schmidt: Wohl angefüllter Wein Keller, Predigt: Die verfluchte Brut-Henn, S. 255: „Anjetzo sihet der Mensch, wann er mit Trübsalen und Bedrangnussen umgeben, wie die Rosen mit Dörnern, wann er allerseits verdriessliche Anstöss leidet, wie ein Felsen in dem Meer von den Wellen, wann ihn das Unglück Hauffenweis überfällt, wie den Hiob, Tobia, u. s. w., so muss er solches mit den Sternen oder andern Fatalitäten, wie sie es nennen, zu messen, sondern meistens allemal der Sünd. Dann die Sünd und Straff führen einander an der Hand, wie die bayrische Menscher, wenn sie Wallfahrten gehen mit dem Kreuz. Der Magnet zieht das Eisen, der Agtstein den Strohhalm, die Sünd aber die Straff".)[1] „Wo ist der Zeiten ein Land, ein Statt, ein Orth,

[1]) Denn die Sünd ist der Magnetenstein,
Der das Eisen ziehet ins Land herein.
Auf das Unrecht, da folgt das Uebel,
Wie die Thrän auf den herben Zwiebel.

dass nicht die gröste Vögel gefunden werden? Welche ohne einige Forcht GOttes alle Bossheit übermüthig treiben? Wo seynd nicht solche Bestien, welche tyrannisch den Gerechten verfolgen, und öffters mit dessen Blut und Gut sich sättigen: Wo seynd nicht solche Mauss-Köpff, die dess Nechsten nicht Schmeer, sondern Ehr annagen und abnagen, da es doch mancher lieber hätte, man schnitt ihm ein Ohr ab als die Ehr, wenigist köndte er die Wunden mit einer Barnoken verhüllen; lebt man doch allerseits, als hätte der Allmächtige GOtt das Chiragra, und könne nicht mehr darein schlagen, der Zeit ist nichts theurers als die Forcht GOttes; unser jetziges Leben ist ein fidimierte Abschrifft von demjenigen sauberen Wandel, welchen die Menschen geführt haben vor dem Sündfluss! es ist bey der Zeit ein stäter May, ein immerwehrender Wein-Monath, aber nie kein Christ-Monath, wenigist gar selten, dann wir den Nahmen tragen Christen, wie die Gestirn am Himmel, deren eines Fisch, ein anders Adler genennt werde, da doch bey diesen kein Fliegen, bey jenem kein Schwimmen ist, sondern der blosse Titul.“ [1])

„Wer hat die Saracenen in das H. Land geführt? Wer hat die Wenden gewendt in Frankreich? Wer hat die Mohren gewiesen in Spanien? Wer hat den Longobarden den Pass geben in Italien? Wer hat den Moscowitern den Weg gezeigt in Livoniam? Wer hat den Türcken, diesen Erbfeind gezogen in Asiam, in Europam, in Hungarn? Niemand anderer als die Sünd, nach dem S. in A B C. folgt das T., nach der Sünd folgt der Türck.“ (Vgl. Judas der Erzschelm, I, S. 236: „Und gleich wie im A B C auff das W gleich das X kommt, also auff solches allgemeine W in allen Gassen ist das X gefolgt: dann alle seynd zum X oder zum Creutz geloffen.“ Ferner ebenda S. 292: „In der Stadt, bey

---

[1]) Ist das eine Armee von Christen?
Sind wir Türken? sind wir Antibaptisten?
Treibt man so mit dem Sonntag Spott,
Als hätte der allmächtige Gott
Das Chiragra, könnte nicht drein schlagen?

Vgl. Dominica in Quinquagesima, S. 10: „Aber seyd ihr Christen? das habe ich noch nie geglaubet, glaube es auch noch nicht, und werde es nicht glauben.“

der Stadt, um die Stadt war nichts als W, W, W allenthalben; wissen sie aber was für einen Buchstaben in dem A B C nach dem W folget? S. T. V. W. X. auf das W. folget das X. Dieses schreibt man wie ein Creutz, ganz recht, wie uns der gerechte Gott zur grassirender Pestzeit das W. geschickt hat, so seynd wir freylich zum X. zum Creutz krochen." Ebenda S. 316: „In dem A B C folgt auf das O gleich das P. Wann der böse Feind einen des O erinnert, O halt still! O hör auf! O rast ein Weil! O arbeit nicht mehr! Auf dieses O folgt unmittelbar das P. Peccatum, die Sünd." Ferner Bernardus, S. 6: „Alle Lehrer ins gesambt wollen es behaupten, dass Adam der erste Welt-Regent und halb irrdische Gott habe alle natürliche Wissenschaft gehabt; ist Adam ein so grosser Doctor gewest, warum hat er dann nit das A B C recht gewust? dann in dem gemeinen A B C folget nach dem S. das T. V. Adam aber setzte nach dem S. gleich das W. so bald der Adam das S. des verbottenen Confects von dem Baum gelesen, ist alsbald das W darauff erfolgt." [1])

Es folgen nun 4 Kapitel, die keine nachweisbare Beisteuer geliefert haben, mit Ausnahme folgender Stelle, S. 30: „Nicht weniger wird erfordert von euch, dass ihr gleichmässig die Händ nicht solt in den Sack schieben, nicht stehen wie jene Faullentzer, denen Filtzweis ist gesagt worden: quid hic statis tota die otiosi?; etc. sondern solt fein behertzhafft nach dem Degen greiffen; dann mit Menschen Degen und Gottes Seegen wollen wir hoffentlich diesen Erbfeind verjagen." Ueber den Spruch: Quid hic statis tota die otiosi? predigte Abraham Dominica in Septuagesima, S. 20. Er ist entlehnt aus Matth. 20, 6 (aus dem Gleichniss von den Arbeitern des Weinbergs): Um die elfte Stunde aber ging er aus, und fand andere müssig stehen, und sprach zu ihnen: Was stehet ihr hier den ganzen Tag müssig? Vgl. Judas der Erzschelm, I, S. 317: „Jener Haussvatter, welcher 3. unterschiedliche mahl auf den Platz gangen, und allemahl etliche Faullentzer angetroffen, wesswegen er sie mit diesen Worten angefahren: Quid statis tota die otiosi? Was stehet ihr hier den ganzen Tag müssig?"[2])

[1]) Hinter dem U kommt gleich das Weh,
Das ist die Ordnung im A B C.

[2]) Quid hic statis otiosi?
Was steht ihr und legt die Hände in Schooss?

Dann kommt das auch von W. Wackernagel als Quelle der Capucinade in sein Lesebuch aufgenommene Kapitel: Auff, auff ihr Christen! und thut nebenst Göttlicher Hülff auch euere Martialische Faust dem Feind zeigen. Darin heisst es: „Hinweg mit den jenigen Soldaten, die lieber von den Mussgatellern, als von den Mussqueten hören: Fort mit den jenigen Soldaten, die lieber mit der Decken, als mit dem Degen umbgehen: Auss mit solchen Soldaten, die lieber zu Fressburg, als Pressburg in der Garnison ligen. Nichts nutz seynd die jenige Soldaten, welche lieber Lucelburg, als Luxenburg belägeren! Nit zu leyden seynd die jenige Soldaten, die da lieber Partiterey, als Parthey-Reitter abgeben; zu schimpffen seynd alle die jenige Soldaten, die lieber mit der sabinl als mit dem Säbel umbspringen; dergleichen Soldaten sollen bei der Gunckel und Spinn-Rädel mit den alten Weibern Faden ziehen; oder bey den Kürschnern die Hasen-Bälg aussklopffen; oder hinder dem Ofen mit der Bruthenn das Nest hütten: Entgegen ein rechtschaffener Soldat schreibt sich von Mehrzuschlag, dann solcher aus unverzagter Tapfferkeit nur begehrt auff den Feind mehr Mehr zu schlagen, drauffschlagen, dreinschlagen, drumbschlagen, ein solcher kühner und tapfferer Soldat ware absonderlich der David“ [1]).

[1]) Wetzt lieber den Schnabel als den Sabel,
Hetzt sich lieber herum mit der Dirn'.

(Statt sabinl lies: Sabinl. Alle meine Vorgänger lesen: Sabiel.) Vgl. noch oben: Soldaten, die lieber sehen den Tanz, als die Schantz. Ferner: Judas der Erzschelm, I, S. 367: „So seynd die Soldaten, sie haben lieber die Sabinl als den Sähl (Ausg. von 1696, S. 409: Sabinel als den Sabel).“

Der Josua war doch auch ein Soldat,
König David schlug den Goliath.

Vgl. Soldaten-Glory, S. 13: „Es hat zwar noch jederzeit fromme und heilige Soldaten geben, Josue, Jephte, Abraham, David, Gedeon, Judas Mach. etc. Lauter H. vollkommene Soldaten.“ Ferner: Bernardus, S. 6: „Josue der stattliche Kriegs-Fürst hat zu allen Zeiten sich prav gehalten, und doch niemalen bravieret, sondern sein Sieg und Segen dem Allerhöchsten zugeschriben.“ Und: Auff, auff, S. 39: „Wie David den grossmaulenden Goliath überwunden, und solchem stoltzen Hahn den Kamm gestutzet, hat er das Schwerdt in dem Tempel Gottes auffgehenckt, zu zeigen, dass er solchen Sieg GOtt dem HErrn zuschreibe.“

S. 52: „Der fünffte Buchstab A. bedeut Ausstaffieret. Allhier wär schier vonnöthen den Officieren ein kleine Predigt zu schnitzlen, und zwar nicht allein (lies: allen) ins gesammt, sondern nur den jenigen, welche dem gemeinen Kriegsmann das seinige nicht erlegen. Zu dem H. Joanni dem Tauffer seynd unterschiedliche Stands-Persohnen getretten, und den H. Buss Prediger umb Rath gefragt, was doch ihnen nothwendig seye zu Erhaltung der Seeligkeit: under andern seynd auch (ist ja viel) etliche scrupulosi Soldaten zu ihm getretten, sprechend: „Was solten dann wir thun?“ Worauff Joannes geantwortet: „Thut niemand Uberlast, noch Gewalt: Contenti estote stipendiis vestris, und seyet mit eurem Sold zu frieden. Joannes redet woll heilig: wann aber der Soldat den Sold nicht bekommt?“ Auch diese biblische Erzählung führt Abraham öfter an. So heisst es in Merck's Wien, S. 60 f.: „Nachdeme Joannes der Täuffer siben Jahr alt in die Wüsten getretten, und allda viel Jahr in der Wüsten sauber gelebt an der Seel, in der Wildniss zahm gelebt an den sitten, in der Einöde nicht öd gelebt an den Tugenden, hat er durch göttlichen Beruff in der Gegend des Fluss Jordans mit grossem Eyffer anfangen zu predigen von der Buss, und bussfertigem Wandel, parate viam Domini, und hat dieses alsobald solche Würckung gethan, das allerseits häuffig die Leuth auss ganz Juden-Land zu diesem neuen Propheten in die Wüsten geeylet, und ihn umb ergeblichen und heylsamen Rath ersucht, was ihnen doch oblige, damit sie das ewige leben möchten erwerben „quid faciemus?“ Die übrigen lateinischen Redensarten aus dieser Stelle der Bibel (Luc. 3, 14) hat noch Niemand bei Abraham auffinden können; wir müssen also vorläufig annehmen, er habe sie aus der Vulgata selbst entlehnt. Sie lauten: Interrogabant autem eum milites dicentes: Quid faciemus et nos? Et ait illis: Neminem concutiatis neque calumniam faciatis et contenti estote stipendiis vestris. Luther übersetzt: „Da fragten ihn auch die Kriegsleute, und sprachen: Was sollen denn wir thun? Und er sprach zu ihnen: Thut Niemand Gewalt noch Unrecht, und lasst euch begnügen an eurem Solde“ [1]). Schiller lässt den Kapuziner die Worte Johannis widerholen:

[1]) Zu dem Prediger in der Wüsten,
Wie wir lesen im Evangelisten,

Was sagt der Prediger? Contenti estote,
Begnügt euch mit eurem Kommissbrote.

Wem letzterer Ausdruck zu modern dünkt, für den bemerke ich, dass er sich schon in einer von Schillers Quellen: Chemnitz, Schwedischer in Teutschland geführter Krieg, I, S. 358, vorfindet: „Und schaffte denenselben vor allen Dingen ihr ordinar und täglich commis-Brot."

Nun folgt das für unsern Zweck besonders wichtige Kapitel: Auff, auff ihr Christliche Soldaten und erwäget woll, dass euer sträfflicher Wandel ein gross Hinderniss seye der Victori und Sieg. — „Clodovaeus der aller-Christlichste König nach empfangener Benediction und Segen von dem H. Bischoff Remigio, zoge mit grosser Kriegs Macht wider die Arianern, und weil er den March müste nehmen durch das Turonensische Gebiett, welches dem H. Bischoff Martino gewidmet, also liesse er einen ernsthaften Befelch ergehen, und allen seinen Soldaten verbietten, dass sich keiner muthwillig underfangen solle, den geringsten Menschen in diesem Gebiett zu beleydigen, sondern ausser Grass und Wasser alles unverruckt lassen; zwey freche Gesellen aber auss diesen, schätzten solches Verbott nicht hoch, sondern haben einem armen Bauern ein Büschel Heu gewaltthätig abgenommen; so bald nun solches dem ruhmwürdigsten König zu Ohren kommen, hat er ganz eyfferig den blossen Degen in die Höhe gehebt, in bey seyn der ganzen Armee, und mit heller Stimm in diese Wort aussgebrochen: Et ubi erit spes victoriae, si sanctus Martinus offenditur? Wo wird dann ein Hoffnung seyn eintziger Victori und Sieg, wann der H. Martinus beleidigt wird?" Abra-

---

Kamen auch die Soldaten gelaufen,
Thaten Buss' und liessen sich taufen,
Fragten ihn: Quid faciemus nos?
Wie machen wir's, dass wir kommen in Abrahams Schooss?
Et ait illis. Und er sagt:
Neminem concutiatis,
Wenn ihr niemanden schindet und plackt.
Neque calumniam faciatis,
Niemand verlästert, auf Niemand lügt,
Contenti estote, euch begnügt,
Stipendiis vestris mit eurer Löhnung
Und verflucht jede böse Angewöhnung.

ham citiert dazu Gregor. Turon. histor. Franz. Carolus. Sig. de Imp. Bei letzterem (Caroli Sigonii Historiarum de occidentali imperio libri XX) wird unter dem Jahre 506 erzählt: Ceterum, cum per agrum Turonensem transiret, verecundia S. Martini perfusus militibus suis praecepit, ne quidquam ex eo, nisi panem et aquam, assumerent. non levi defuncturum poena, qui hoc imperium detrectasset. itaque cum miles quidam foenum pauperi extorsisset, pectus ei gladio hausit, subjiciens: Ecqua spes victoriae suberit, si S. Martini numen offenditur? Bei Gregor von Tours lautet die Erzählung in der Uebersetzung von Giesebrecht I, S. 99 f.: Dieweil aber ein Theil des Heeres durch das Gebiet von Tours zog, erliess er aus Verehrung gegen den heiligen Martinus einen Befehl, Niemand solle aus dieser Gegend etwas Anderes nehmen, als Futtergras und Wasser. Es fand aber einer von seinem Heere bei einem armen Manne Heu und sprach: „Hat nicht der König befohlen, wir sollten Gras nehmen, aber nichts Andres? Das aber ist ja Gras. Wir werden also des Königs Gebot nicht überschreiten, wenn wir es nehmen.“ Da er dem armen Manne aber Leid anthat und ihm mit Gewalt das Heu nahm, kam die Sache vor den König. Der hieb ihn mit dem Schwerdte hurtiger nieder, als das Wort den Lippen entflieht, und sprach: „Wie sollen wir siegen, wenn wir den heiligen Martinus erzürnen?“ Das war Warnung genug, dass das Heer fortan Nichts mehr aus dieser Gegend wegnahm.“ Pater Abraham führt dann fort:

„O wie mehr soll man den Christlichen Soldaten, welche bereits gantz hertzhafft mit Wöhr und Waffen wider den Türckischen Erbfeind ausziehen, diese kurze Predig halten: Et ubi erit victoria, si Deus offenditur: Wie wird dann ein Hoffnung seyn zum Sieg und Victori wider diesen grösten Feind, wann GOtt beleidiget wird? Wo wird dann der Himmel seinen Seegen geben, wann ihr Soldaten täglich solche Sünden begehet, welche in Himmel schreyen? Wo werd ihr die Gnad von GOtt haben, den Feind zuschlagen, wann ihr alle Gebote GOttes thut aussschlagen? Ubi erit spes victoriae? Euch Christlichen Soldaten ins gesambt, sagt ein II. Soldat mit Nahmen Machabaeus die unverfälschte Wahrheit unter das Gesicht, ihr achtet euch nicht viel zwar der Schrifft, dann auch gar offt die Becher ange-

nehmer als die Bücher[1]); jedoch weil die H. Bibel an so vielen Orthen der Soldaten gedencket, so leset nur dasjenige, was der tapffere Soldat Macchabaeus einest gethan und geredt hat: „Wie Macchabaeus die Ankunfft dess grossen Hauffen, und den Auffzug von allerhand Waffen, und das Wütten der Elephanten erachtete, streckte er seine Händ gegen Himmel, und rufft den HErrn an, der Wunderzeichen thut, und nicht nach Macht der Waffen, sondern nach seinem Wollgefallen den Sieg gibet, denen die es würdig seynd: Macch. 2, cap. 15 das letzte das beste für euch Soldaten: GOtt gibet den Sieg den jenigen, die es würdig seynd. Nun erachtet woll, ob ihrs würdig seyet, dann würdig ist allein der jenige, der GOtt mit Sünden nicht beleydiget, sondern nach seinen Göttlichen Satzungen wandelt: Vor Zeiten bei den Israelitern, wann sie in das Feld gezogen, war der gemeine Brauch, dass man vor dem Kriegs-Heer und Armee die Archen dess Bundes führte, in welcher auch auffbehalten waren die Taffeln Moysis mit den 10. Gebotten, dardurch zu zeigen, wofern sie ihre Feind wollen obsigen, seye nothwendig, dass sie die Gebott halten, und der gestalten sich siegwürdig machen: Last aber sehen ihr Christliche Soldaten, wie halt ihr die Gebott? Ich will nur dero etliche beybringen.

Es ist ein Gebott, du sollest den Nahmen GOttes nicht eytel nennen: wer ist, der mehrer flucht und schwört als ihr? Woll recht fangt das Wörtl Zung von einem Z an. Dann solche war bei den mehristen Leuthen viel Z (?Zeter) forderist aber bey euch Soldaten Zet (?zeteret) diese viel gottslästerige Wort, dass sie fast niemand zehlen kan.

Plinius schreibt, es seye ein kleines Fischl im Meer mit Namen Remora, welches gantze Galee kann auffhalten und arrestiren: Die Zung eines Menschens und folgsamb eines Soldatens ist nicht gross, dannoch ist sie so starck, dass sie ganze Galee kan fortschieben: wie offt heist es bey euch soldaten, „Gotts Galee Sacker, etc. wann ihr müsset von einem jeden Flucher Mauth ablegen, es kleckte euch der gröste

[1]) Ubi erit victoriae spes,
Si offenditur Deus? Wie soll man siegen,
Wenn man die Predigt schwänzt und die Mess,
Nichts thut, als in den Weinhäusern liegen?

Schatz nicht bey den 7. Thürmen zu Constantinopel: Wann euch solte von einem jeden Flucher ein Härlein aussgehen, so würde euch in einem Monath der Schedel so glat, und so er auch dess Absolons Strobel gleich wäre, als wie ein gesottener Kalbskopff. Wann auch der Himmel wäre ohne Wolcken, und von der guldenen Sonnenstrahlen ganz aussgeläuttert; so muss doch bey euch Donner und Hagel allzeit einschlagen: So man zu allen Wetteren, welche euer Fluch-Zung aussbrütet, müstet die Glocken leutten, man köndte gleichsamb nicht Messner gnug herbey schaffen. Viel seynd under euch, die weder in die Teutsche Schul gangen, weniger die Lateinische Banck getruckt, und dannoch redet ihr fast alle Augenblick (doch zu euerem grossen Unheyl) Lateinisch; denn das Wörtlein Sacramentum ist Lateinisch. Ihr habt zwar in euerem Calender offt mehrer Fast- als Fest-Täg, und müsset manchsmahl über eueren Willen so nüchtern seyn, dass euch das Maul staubet; doch aber trifft man euch selten an, wo die Goschen nicht voll mit Fluchen. Wann ihr so viel Kugel dem Feind thät in den Buesen werffen, wie viel Gottslästerige Wort ihr gegen Himmel wirfft, so wolten wir inner 6. Wochen zu Constantinopel in dem Tempel Sophiae die Vesper singen. Neben anderen von der Catholischen Kirchen vorgeschriebenen Ceremonien in dem H. Tauff, pflege tder Priester Creutzweis das Kind anzublasen, mit diesem Zusatz: Exi male Spiritus; weiche von dannen, du böser Geist! ein geringer Blaser wäre nicht mächtig (glaub ich) alle Teuffel von euch zu treiben, sondern wurde hierzu ein starcker Sturm-Wind erfordert: dann ihr fast allezeit mit viel tausend Teuffel versehen, und fliesset kaum ein Wort von eurer Zung, wo nicht auch ein Teuffel mitschwimmet. David war auch ein Soldat, und weiche Tapfferkeit halber keinem bey der Zeit, hatte gar offt ganze Armeen zu commandiren, und zweiffels ohne auch unbändige Kriegs-Knecht under sich, doch hat dieser streittbare Kriegs-Fürst keinem viel tausend Teuffel auff den Rucken geladen, ich vermeine ja nicht, dass man das Maul muss weiter auffsperren zu diesem Spruch: „GOtt helff dir, als der Teuffel holl dich. —— Ubi est spes victoriae, si Deus taliter offenditur?“ [1])

[1]) Es ist ein Gebot: Du sollst den Namen
Deines Herrgotts nicht eitel auskramen,

Ein anders Gebott ist: „Du solst nicht Ehebrechen. Das haltet ihr so starck, wie ein Aff die warme Nuss-Schallen. — — —

Das Weib in dem Evangelio hat den verlohrnen Groschen gesucht, und gefunden; der Saul hat die Esel gesucht, und gefunden: der Joseph hat seine saubere Brüder gesucht, und gefunden; der aber Zucht und Ehrbarkeit bey theils Soldaten sucht, der wird nicht viel finden.“ (Dieser modus lo-

Und wo hört man denn mehr blasphemiren,
Als hier in den Friedländischen Kriegsquartieren?
Wenn man für jeden Donner und Blitz,
Den ihr losbrennt mit eurer Zungenspitz,
Die Glocken müsst' läuten im Land umher,
Es wär' bald kein Messner zu finden mehr.
Und wenn euch für jedes böse Gebet,
Das aus eurem ungewaschnen Munde geht,
Ein Härlein ausging aus eurem Schopf,
Ueber Nacht wär' er geschoren glatt,
Und wär' er so dick wie Absalons Zopf.
Der Josua war doch auch ein Soldat,
König David erschlug den Goliath,
Und wo steht denn geschrieben zu lesen,
Dass sie solche Fluchmäuler sind gewesen?
Muss man den Mund doch, ich sollte meinen,
Nicht weiter aufmachen zu einem Helf Gott!
Als zu einem Kreuz Sackerlot!
Aber wessen das Gefäss ist gefüllt,
Davon es sprudelt und überquillt.

Vgl. noch Judas der Erzschelm, I, S. 259: „Wann er allzeit hätte ein Maultaschen (nach dem Teutschen Sprüchwort) müssen aussbalten, so offt er gelogen; Ich halt darvor, der Dieb wär selten ohne geschwollene Backen gewest.“ Ebenda: „Wenn einer der Zeiten zu einer jeden Lug pfeiffen solte, so müste einer jederzeit ein gespitztes Maul machen.“ Zu den beiden letzten Versen vgl. Luc. 6, 45: Denn wess das Herz voll ist, dess gehet der Mund über.“ Zu den beiden vorletzten Simrock Sprüchwörter N° 3871: Helf Gott! bricht Keinem den Sack. Zu der Redensart: Der Teufel holl dich! (oben im Text) vgl. die auf die Capuzinerpredigt folgende Scene: *Erster Jäger.* Hol mich der Teufel! Da setzt's Hiebe. Zu V. 5 ff. vgl. Weinkeller, S. 344, Predigt: „Jagdhund hat ein guten Mund.“ Von der Frömmigkeit Kaiser Ferdinand des andern bei der Jagd. „Ob solches unter den Waidleuten noch gebräuchlich, weiss ich nicht; aber Fluchen, Schelten, Schwören, dass auch ein Jäger-Horn heischer wird, ist gar nichts neues. Ja wenn zu einem jeden Fluch sollt ein Laub vom Baum fallen, so würden die armen Tropfen kahl und entblösst.“

quendi findet sich sehr häufig bei dem würdigen Pater. Ich führe nur noch eine Stelle wörtlich an und citiere noch einige anderen. Dominica I, Quadragesimae, S. 10: „Ich nicht, ich nicht, wie ich sag, ich nicht: der Saul, laut Göttlicher Schrifft, hat seines Vatters Esslen gesucht, und gefunden, ich nicht. Das Weib in dem Evangelio hat den verlohrnen Groschen gesucht, und gefunden, ich nicht. Der Joseph im alten Testament hat seine sauberen Brüder gesucht, und gefunden, ich nicht. Ich habe lang, und aber lang einen guten redlichen, trewen, und beständigen Freund gesuchet aber nicht gefunden.“ Vgl. Judas der Erzschelm, I, S. 85, mit der Moral: „Ich aber hab lang etwas gesucht, und nicht gefunden; ich habe die Wahrheit gesucht.“ Ebenda III, S. 266 (nach Val. Schmidt, Taschenbuch deutscher Romanzen, 334 f.) mit der Moral: „Ich aber suche so viel Jahr nach einander, suche oben und unten, und auf der Seiten, suche allenthalben, suche über und über, und habe es noch nicht gefunden, werd auch das Glück nicht haben, dass ich es werde finden, benanntlich die Redlichkeit.“ Ferner: Feuer hintern Ofen, Würzburg 1724, S. 273 (ebenda S. 335 ff.) mit der Moral: „Das suchen gehet noch hin. Aber ein Grübler, ein Grobler, ein Gewissensloser Ehren-Stimpler, ein argwöhnischer Urtheilfäller, ein freventlicher Gemüthsrichter hält seinen Nächsten für bös und lasterhaft, und sucht ihn hinter dem Ofen, welches ein unfehlbares Anzeigen, dass er selbst dahinter gewesen ist. In solchen Ofen aber findet man ein Feuer, welches ewig brennet.“ Auch die Predigt „Ein wunderlicher Fund“ beginnt ähnlich, mit der Moral: „Ich aber an unterschiedlichen Orten hab lauter Ohren gefunden; das ist ja ein wunderlicher Fund.“ Ferner: Judas der Erzschelm, I, S. 324, Moral: „Wir konten uns auch erfreuen, ja nicht ein wenig erfreuen, wann wir unser verlohrene Zeit wieder konten finden, aber umsonst.“) [1]) — — —

Ubi est spes victoriae, si Deus taliter offenditur? Wie

[1]) Die Frau in dem Evangelium
Fand den verlornen Groschen wieder,
Der Saul seines Vaters Esel wieder,
Der Joseph seine saubern Brüder;
Aber wer bei den Soldaten sucht
Die Furcht Gottes und die gute Zucht

kan auf solche Weiss ein Hoffnung zum Sieg seyn, wann Gott also beleydiget wird?

Es ist mehrmahlen ein Gebott: „Du sollst nit stehlen. Die Soldaten haben diese Wort mit einem eintzigen Strichel vermehrt, indeme sie statt dess Nit das Mit gesetzt, wessentwegen es jetzt bei ihnen heisst: „Du sollst Mitstehlen." — — — Es stecken demnach under einer Peckelhauben viel Rauben und Klauben, und seynd sie schon der Meinung, als seyen sie desswegen Kriegs-Leuth genennt, damit sie allenthalben sollen etwas kriegen, es lige solches auff der Banck oder in dem Kasten. Es gibt freylich woll viel plumpe Soldaten, die mehristen doch haben gute Inventiones, absonderlich bey den Bauren; dann wann sie allda ein Kuhe stehlen, so nemmen sie das Kalb für ein Zuewag. Ob sie schon wenig Spitäller auffbauen, so thuen sie doch viel arme Häuser stifften: Nach Göttlicher Lehr seynd seelig die Armen, beati Pauperes, auff solche Weiss befördern die Soldaten viel Leuth zur Seeligkeit: Diese gute Leuth wollen gar keine Dieb seyn, und treiben underdessen stäts die freye Kunst; dahero die wehemüthige Klag bei unseren Landsgenossen, dass sie von unseren Kriegs-Knechten mehrerer Gewaltthätigkeit und Uberlast leiden, als von dem Feind selbsten: Ob ihnen schon der H. Johannes der Tauffer geprediget, sie sollen mit ihrem Sold zu frieden seyn, und niemand das Seinige entfrembden, so schlagen sie doch diesen Scrupel in Wind, und ist ihnen nie rechter, als wanns krumpe Finger machen. — — — Wird nun der Allmächtige Gott beleydiget, so man nur einen Stecken aus einem frembden Zaun ziehet? Wie wird es dann der allergerechteste

Und die Scham, der wird nicht viel finden,
Thät er auch hundert Laternen anzünden.

Zu dem letzten Verse bemerkt schon Val. Schmidt, S. 335, richtig: „Aus den Worten (des Gleichnisses vom verlornen Groschen, Luc. 15, 8): Si perdiderit drachmam unam, nonne accendit lucernam, et evertit domum et quaerit diligenter, sind bei Schiller die Worte hergeflossen:

Der wird nicht viel finden,
Thät er auch hundert Laternen anzünden."

Vgl. Judas der Erzschelm, I, S. 324: „Das Weib im Evangelio hat ein Groschen verlohren, derenthalben ein Liecht angezündet, über und über gesucht, biss sie ihn wieder gefunden."

Gott von euch Soldaten auffnemmen, da ihr den Wandersmann auff der Strassen, den Bauren auff dem Acker, den Wierth in dem Hauss zu plündern euch nicht scheuhet, und vor euch nicht sicher ist das Geld in der Truhen, die Truhen in dem Hauss, das Hauss in dem Dorff, das Dorff in dem Land; wie viel arme Wittiben und Waisen gehen von Hauss zu Hauss bettlen, die vorhero mit Hauss und Hauss-Rath bestens versehen waren, seynd aber von dem ihrigen kommen, durch Kriegs-Zeiten und Uberlast der Soldaten [1]). — — — —

Das folgende Kapitel: Auff, auff ihr Christen! und thut euch in vielen Dingen an den Türcken spieglen, fängt an mit den Worten: Die Archen der Catholischen Kirchen hat über die anderthalb tausend Jahr manchen Anstoss gelitten von den tobenden Wellen der Ketzereyen" [2]). Im Uebrigen bieten die beiden letzten Kapitel weiter keine Ausbeute.

Zum Schlusse mag noch eine Reihe von einzelnen Bemerkungen folgen:

Bergknappen treten auf und spielen einen Walzer. Wie sich aus der oben mitgetheilten Briefstelle ergibt (Briefwechsel mit Göthe, II, S. 143), wollte Schiller nur Einen Spielmann auftreten lassen.

---

[1]) Wieder ein Gebot ist: Du sollst nicht stehlen.
Ja, das befolgt ihr nach dem Wort,
Denn ihr traget alles offen fort.
Vor euren Klauen und Geiersgriffen,
Vor euren Praktiken und bösen Kniffen
Ist das Geld nicht geborgen in der Truh,
Das Kalb nicht sicher in der Kuh,
Ihr nehmt das Ei und das Huhn dazu.
Was sagt der Prediger? Contenti estote,
Begnügt euch mit eurem Kommissbrote.

Vgl. noch die 1. Scene:

Bauer: War's doch nicht ärger und krauser hier,
Als der Sachs noch im Land thät pochen.
Und die nennen sich Kaiserliche!

[2]) Die Arche der Kirche schwimmt im Blute, vgl. Schiller, kritische Ausgabe von Gödeke, IV, S. 89 (Philipp der Zweite, von Mercier): „Philipp der Zweite liess das Schiff der römischen Kirche auf einer See von Menschenblut treiben."

Heisa, Juchheia! Dudeldumdei.

Schubart, der Bauer im Winter:

Die Kinder hüpfen um mich 'rum
Und singen heisa dudeldum!

Sind wir Türken? Sind wir Antibaptisten?

Herchenhahn, Leben Wallensteins, III, S. 197 (Illo): „Man thut, als wenn unsre Knechte Türken, Teufel und Tataren wären." Khevenhiller, Annales Ferdinandei, XII, S. 158.

Die Kriegsfurie ist an der Donau los.

Mit der 1. Ausg. und mit Murr, Beiträge etc., S. 214 (siehe Düntzer Wallenstein, S. 179) muss Kriegsfuri geschrieben werden. Vgl. übrigens: Piccolomini, II, 7:

Wallenstein. Durch Sachsens Kreise zog
Die Kriegesfurie.
Und die Armee liegt hier in Böhmen.

Berliner Manuscript:

Und die Armee liegt hier still in Böhmen.

Schiller ed. Gödeke, VIII, S. 323: „Und doch liegt er still in Böhmen, indess die Verluste des Kaisers in Bayern, in Niedersachsen, am Rhein seine Gegenwart dringend fodern; ein gleich undurchdringliches Geheimniss für Freund und Feind, der Schrecken, und doch zugleich die letzte Hoffnung des Kaisers."

Die Christenheit trauert in Sack und Asche.

Jer. 6, 26: „O Tochter meines Volks, ziehe Säcke an und lege dich in die Asche; trage Leide wie um einen einigen Sohn, und klage wie die, so hoch betrübt sind; denn der Verderber kommt über uns plötzlich."

Wie die Thrän' auf den herben Zwiebel.

Auff, auff, S. 63: „Dass sie noch köndten sitzen bey dem Egyptischen Zwiffel und Knobloch."

Wie machen wir's, dass wir kommen in Abrahams Schooss?

Luc. 16, 22: „Es begab sich aber, dass der Arme starb und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schooss." Vgl. Langbeins Christophorus:

Drauf haben die Engel nach dreien Tagen
Den Christoph in Abrahams Schooss getragen.

Und wär er so dick wie Absalons Zopf.

2 Sam. 14, 26: „Und wenn man sein Haupt beschor (das geschah gemeiniglich alle Jahre, denn es war ihm zu schwer, dass man's abscheren musste) so wog sein Haupthaar zwei hundert Sekel, nach dem königlichen Gewicht."

Vor euren Praktiken und bösen Kniffen.

Khevenhiller, XII, S. 1132.

Aber wie soll man die Knechte loben,
Kömmt doch das Aergerniss von oben!
Wie die Glieder, so auch das Haupt!
Weiss doch niemand, an wen der glaubt!

Mit sprüchwörtlichen und biblischen Redensarten bahnt sich der Kapuziner den Uebergang zur Verketzerung Wallensteins, die Schiller auf eigene Rechnung hinzugefügt hat. Vgl. Simrock, Sprüchwörter, N° 4400 und 4401: „Wie das Haupt, so die Glieder;" „Wenn das Haupt krank ist, so siechen die Glieder"; und N° 4595: „Wie der Herr, so der Knecht." Zu V. 2 vgl. Matth. 18, 7: „Es muss ja Aergerniss kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniss kommt!" Und weiter unten:

Lässt sich nennen den Wallenstein;
Ja freilich ist er uns allen ein Stein
Des Anstosses und Aergernisses.

Jes. 8, 14: „Aber ein Stein des Anstossens, und ein Fels der Aergerniss den zweien Häusern Israels." Röm. 14, 13: „Dass Niemand seinem Bruder einen Anstoss der Aergerniss darstelle."

Ne custodias gregem meam.

Düntzer sagt (Wallenstein, S. 179): „Das wohl von Schiller selbst gebildete Wort des Kapuziners (Beschütze meine Herde nicht!)" etc. So viel ich sehe, hat Schiller nur einen biblischen Spruch in das Lateinische übersetzt und die Verneinung hinzugefügt, die Aufforderung Jesu an Petrus, Joh. 21, 15. 16: Weide meine Schafe.

Rühmte sich mit seinem gottlosen Mund,
Er müsse haben die Stadt Stralsund,
Und wär' sie mit Ketten an den Himmel geschlossen.

Schiller ed. Gödeke, VIII, S. 130: „Nichts desto weniger umzingelte es Wallenstein zu Lande, und suchte durch

prahlerische Drohungen den Mangel gründlicherer Mittel zu ersetzen. Ich will, sagte er, diese Stadt wegnehmen, und wäre sie mit Ketten an den Himmel gebunden.“ Herchenhahn, Geschichte Wallensteins, I, S. 260: „Aber staunend stand Vahl vor dem Wallenstein bei den Worten: Wäre auch die Festung mit eisernen Ketten an den Himmel gebunden, sie müsste vom Himmel herab.“ Khevenhiller XI, S. 197: „Aber er hat sich nicht daran gekehrt, sondern sein Vorhaben mit aller Gewalt ins Werck zu setzen, sich entschlossen, gestalt er sich darinne verlauten lassen: Wann schon diese Festung mit eisernen Ketten am Himmel gebunden wäre, so müste sie doch herunter.“ Vgl. Ranke, Wallenstein, S. 124.

Stopft ihm keiner sein Lästermaul?

Matth. 22, 34: „Da aber die Pharisäer hörten, dass er den Sadducäern das Maul gestopfet hatte.“

So ein listiger Fuchs Herodes.

Luc. 13, 31: „Die Pharisäer sprachen zu ihm: Hebe dich hinaus und gehe von hinnen, denn Herodes will dich tödten. Und er sprach zu ihnen: Gehet hin und saget demselben Fuchs: Siehe ich treibe Teufel aus.“

So ein hochmüthiger Nebucadnezar.

Judith 1, 7: „Da ward das Reich Nebucad-Nezars mächtig und sein Herz stolz.“ Abraham, Fischzug zu Anzbach, S. 4: „Nabuchodonosor der König hatte ein wenig einen hohen Geist.“

So ein Sündenvater und muffiger Ketzer.

Muffig heisst: stinkend. Abraham, Judas der Erzschelm, I, S. 262: „Dann gleich wie solches (ein offenes Grab) abschwewlich (lies: abscheulich) mufft und stinket.“ Auff, auff, S. 63: „O ihr garstige Stinck-Goschen, sollen dann euch die muffende Erd-Gewächs besser schmecken als das Himmel-Brodt?“ Todten-Bruderschafft, S. 5:

Allo! stehe still, frag was ligt hier?
Und was thut also müffen?
Du glaubst des Schinders sein Revier,
Wo sie die Hund ausspüffen.

Zehn Briefe von Schiller an Zelter
aus den Jahren 1796 bis 1804.

Mitgetheilt von G. von Loeper.

Die nachstehenden zehn Briefe enthalten Alles, was von der schriftlichen Correspondenz zwischen Schiller und Zelter nachweisbar noch vorhanden ist. Der letzte Brief, allerdings der weitaus bedeutendste, war bisher allein bekannt, als bereits im Jahre 1833 im Goethe-Zelterschen Briefwechsel mitabgedruckt (Thl. I S. 119—122, Beilage). Dem gegenwärtigen Wiederabdruck liegt eine genaue Vergleichung des Textes mit der Handschrift zu Grunde, woher sich einige Abweichungen von dem ersten Drucke erklären. Die Handschriften der zehn Briefe, sämmtlich im Privatbesitz befindlich, wurden mir von den verschiedenen Besitzern schon im Jahre 1859 zur gelegentlichen Bekanntmachung anvertraut, als die damals zur hundertjährigen Geburtsfeier Schiller's unter meiner Mitwirkung zu Berlin veranstaltete Ausstellung von Erinnerungen an den Dichter die Briefe aus ihrer Zerstreuung wieder vereinigt hatte (s. das Verzeichniss der ausgestellten Gegenstände, Berlin 1859, Nr. 80—85. 87. 100. 104 und 109).

Zelter's Composition der in „Wilhelm Meister" enthaltenen Lieder und deren Zusendung an den Verfasser durch Vermittlung der Beiden befreundeten Frau Unger (S. 3—5. I. des Goethe-Zelterschen Briefw.) gab die Anregung zu dem nachstehenden ersten Briefe. Die Compositionen, welche Zelter, neben Zumsteeg, in Folge dieses Briefs für Schiller's Musenalmanach (Jahrgänge 1797 und 1798) lieferte, bilden den Hauptgegenstand der zunächst folgenden sechs Briefe. Dann scheint die Correspondenz mehrere Jahre geruht zu haben. Inzwischen trat Goethe, im Jahre 1799, zu Zelter in ein näheres Verhältniss und es erfolgte Zelter's erster Besuch in

Weimar im Frühjahr 1802. Bei dieser persönlichen Begegnung trat Zelter auch Schiller näher. Diess ergiebt der Ton und die freundschaftliche Anrede in Schiller's drei letzten Briefen an ihn. Zwischen die beiden letzten endlich fiel der Besuch, welchen Schiller mit seiner Frau der Stadt Berlin und seinen dortigen Freunden im Mai 1804 abstattete. Der letzte Brief bezeugt am Schönsten, welche Eindrücke Berlin in Schiller's Geist hinterliess, und in wie grossem Sinne er sein Verhältniss zu dem Staate Friedrich's des Grossen auffasste, welchem angehören zu sollen er bei Abfassung des Briefs noch glauben konnte.

1.

Hochgeehrtester Herr,

Ihre schönen Melodien zu den Goethischen Liedern haben mir den Wunsch eingeflösst, die musikalischen Stücke meines diessjährigen Musen-Almanachs von Ihnen gesetzt zu sehen. Vielleicht hat Ihnen Herr Geheimrath Goethe schon ein Wort davon geschrieben, denn auch Er wünsche es sehr. Ich ersuche Sie daher gehorsamst, mich nur in ein paar Zeilen zu benachrichtigen, ob ich Ihnen die dazu bestimmten Gedichte zusenden darf. Der Almanach wird mit Anfang des nächsten Monats im Drucke fertig, ich müsste Sie also freilich zugleich bitten, die Melodien noch vor Ende Augusts fertig zu machen. Es sind nicht mehr als etwa sechs, sieben kleine Gedichte, denen ich diesen Dienst zu leisten bitte.

Es wird mir sehr angenehm seyn, bey dieser Gelegenheit die Bekanntschaft eines Künstlers zu machen, der in seinem Fache schon so viel geleistet hat, und noch viel verspricht.

Hochachtungsvoll verharre ich

Jena, den 8. August 1796. Ihr

ergebenster Diener

Schiller

An Herrn Zelter berühmten Musicus

fr. in Berlin.

(Nach einer Notiz auf der Adresse den 13. August angelangt).

2.

Hochgeehrtester Herr,

Recht sehr verpflichten Sie mich durch die Güte, die Compositionen der Lieder noch zu übernehmen. Hier folgen sie in Abschrift, welche Sie so gütig seyn werden nicht weiter zu geben. Welche Sie darunter wählen wollen, steht ganz bey Ihnen: Die Ceres fürchte ich wird für ein Singstück zu gross seyn. Um auch etwas comisches und satyrisches unter den musicalischen Stücken zu haben, habe ich die Schönheit des Landlebens*) von Goethe, noch beygelegt. Vielleicht sende ich zur rechten Zeit noch etwas nach.

Wenn es Sie nicht zu sehr beschwert, so möchte ich Sie wohl ersuchen, den Abdruck der Melodien (denn zum Stich ist der Termin wohl zu kurz) in Berlin besorgen zu lassen. Es wird dadurch auch mehr Zeit zu der Composition selbst gewonnen, denn wenn ich die Abdrücke spätestens den 20. September in Händen habe, so ist es gerade noch Zeit. Alle Unkosten wird mein Freund Hr. Legationsrath von Humboldt, der am 7. September in Berlin wieder eintrifft, in meinem Nahmen bezahlen, sobald er den Betrag weiss.

Geh.rath Goethe sowohl als ich wünschen, dass die Melodien nicht wie gewöhnlich an das Gedicht worauf sie sich beziehen gebunden werden, welches immer viele Inconvenienzen hat. Unsre Meinung ist, dass sie entweder alle zusammen ganz hinten angebunden oder auch ganz aparte ausgegeben werden. Würden sie hinten gebunden, so wünschte ich, dass sie etwas compress gedruckt würden, um weniger Raum zu brauchen. Die Wahl des Papiers überlasse ich Ihnen ganz, weil es mit dem übrigen Papier nicht egal zu seyn braucht: wenn es nur von der gewöhnlichen Güte ist. Bloss

---

*) „Die Musen und Grazien in der Mark". Die Zelterschen Melodien zum Schiller'schen Musenalmanach a. d. J. 1797 enthalten auf zwei Bogen die Compositionen folgender sieben Gedichte: Zauberei der Töne „Thyrsis singt dir süsse Lieder", die Macht der Liebe, nach dem Spanischen „Liebe wechselt Berg und Thal", Schiller's Besuch „Nimmer, das glaubt mir, erscheinen die Götter", des Lieds „Wir gingen beide Hand in Hand", Goethe's „Musen und Grazien", der Wechsel der Dinge, ein Echo, nach dem Spanischen und Goethe's Mignon, als Engel verkleidet, „So lasst mich scheinen, bis ich werde".

Fünf Hundert Exemplarien bitte ich auf Postpapier abziehen zu lassen. Die ganze Auflage ist Zwei Tausend Exemplare.

Verzeyhen Sie die Mühe, die ich Ihnen auflège, und sollten dergleichen Besorgungen Ihnen lästig seyn, so bitte ich Sie, es mir ohne Umstände zu melden.

Hochachtungsvoll verharre ich

Jena, den 18. August (17)96. Ihr

ergebenster

F. Schiller.

(von Zelter's Hand: erhalten den 24. Aug. 96).

3.

Sie haben mich durch die Melodie zu dem Goetheschen Liede recht angenehm überrascht und mein Verlangen nach den übrigen dadurch nicht wenig erhöht. Auch die Zeit, binnen welcher Stark es zu liefern verspricht, ist gerade noch recht, da der Almanach nicht viel früher aus der Presse kommt. Auch für diese gütige Besorgung bin ich Ihnen höchlich verbunden.

Nach Verlangen sende ich Bogen vom Almanach mit. Vielleicht finden Sie etwas daraus, das die Composition begünstigt. Auch lege ich noch ein kleines Gedicht in Manuscript bey, wenn Sie glauben, dass es zur Musik zu brauchen.

Ihre Idee wegen des besonderen Bandes für die Musik finde ich sehr passend und ich werde daher auch die Futterale zu den Kalendern ein wenig völliger machen lassen.

Herr v. Goethe empfiehlt sich Ihnen. Die Melodie zu seinem Gedicht hat ihn sehr unterhalten.

Hochachtungsvoll verharre ich

Ihr ergebenster Diener

Jena den 4. Sept(ember) (17)96. F. Schiller.

Das Gedicht muss ich zurückbehalten. Es ist kein Raum mehr dazu in dem Almanach.

4.

Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für die Melodien, die ich vor neun Tagen erhalten und auch schon weiter befördert habe. Ob ich mir sie gleich biss jetzt nicht in der gehörigen Vollkommenheit habe können vortragen lassen, so haben sie mich doch schon innig bewegt, besonders haben

Mignon und der Besuch mich entzückt. Die Melodie zu dem lustigen Lied von Goethe, die Sie noch in Manuscript gesendet, hat unterdessen hier herum circuliert, und findet allgemeinen Beyfall.

Nochmals danke ich Ihnen verbindlichst, dass Sie meinen Musen-Almanach mit Ihren musicalischen Beyträgen haben zieren wollen, und bitte mir, wenn es nicht allzu zudringlich ist, eine gleiche Gefälligkeit auch für den künftigen aus.

Herr Spener in Berlin wird in Herrn Cottas Nahmen alle Kosten berichtigen, sobald Sie ihm die Anzeige thun.

Mit vorzüglicher Achtung verharre ich

Jena den 16. October 1796. Ihr

ergebenster Diener

F. Schiller.

5.

Jena 20 October (17)97.

Hier mein werther Freund sende ich Ihnen unsern Almanach nebst einigen Abdrücken der Melodien. Unter diesen finden Sie noch einen Gefährten, den Concertmeister Zumsteg aus Stuttgardt einen alten academischen Freund von mir, der Ihnen vielleicht schon durch einige glückliche Compositionen bekannt ist. Die Melodie zum Reiterlied, die Ihnen so trefflich gelungen seyn soll, habe ich schon seit etlichen Monaten mit Ungeduld aber vergebens erwartet.

Machen Sie mir doch bald die Freude und senden sie. Diejenige, welche Sie hier finden, scheint viel Gutes zu haben, nur kann sie sonderbarerweise, so wie sie ist, von Männerstimmen nicht gesungen werden. — Schreiben Sie mir doch, ob wir Sie vielleicht in diesem Winter hier sehen? Es würde mich recht sehr erfreuen.

Schiller.

(von Zelter's Hand: den 27. 8ber 97 erhalten.

An Herrn Hofrath Schiller habe ich auf diesen Brief am 16. November geantwortet und ihm die zwey Lieder nehmlich die Glaubensworte und das Reuterlied überschickt.

Zelter.)

6.

Jena 6. Jul. (17)97.

Ihrer gütigen Erlaubniss gemäss sende ich Ihnen hier wieder einige Texte zum Componieren, aus meinem diessjährigen Musen-Almanach, und werde, wenn Sie es zufrieden sind in drei, vier Wochen die zweite Hälfte nachfolgen lassen. Das Reiterlied ist aus einem Schauspiel Wallenstein, das ich jetzt unter der Feder habe. Ich wünschte, dass das Lied Sie interessieren und in Stimmung setzen möchte, weil es auf unsern deutschen Theatern gesungen werden wird und so manchen musikalischen Pfuscher reizen möchte es zu setzen. Es wird von zwey Personen einem Kuirassier und einem Jäger abgesungen, davon der erste einen ernsten und männlichen, der andre einen leichten und lustigen Character hat. Jener ist mit A., dieser mit B. bezeichnet.

Sie werden mich sehr verpflichten, wenn Sie mir recht bald schreiben, was Sie fertig haben, denn ich sehne mich wieder recht nach einer musikalischen Nahrung.

Mit aufrichtiger Hochschätzung
Ihr
ganz ergebener
Schiller.

(Von Zelter's Hand: 14 July 97 eingegangen.)

Auf dem 2. Blatt von demselben:

In dem Liede an Mignon*) lebt oder bebt eine Empfindung, die unmöglich von einer zweiten Menschenzunge gesprochen, durch einen neuen Ton ausgedrückt werden kann und meine Melodie erreicht sie nicht. Mein einziger Trost ist, dass sie keiner erreichen wird. Ich bin nicht bange, dass es jemand singen wird und wenn er's singt, wo mag er die heitere Klarheit, die stille Macht, die ruhige Gewalt und die unaussprechliche Wehmuth hernehmen, die mir beym Schrei-

*) Es ist das Gedicht von Goethe gemeint: An Mignon. „Ueber Thal und Fluss getragen", welches, mit Zelter's Composition, zuerst in Schiller's Musenalmanach f. d. J. 1798 (S. 179) erschien. Ebenda S. 137 findet sich der erste Druck von Schiller's „Reiterlied. Aus dem Wallenstein" mit Zelter's Composition. Ausserdem hat Zelter für diesen Almanach noch das Gedicht von Schiller's „Elegie an Emma. Weit in nebelgrauer Ferne" und Matthisson's „Elfenreigen" in Musik gesetzt. Die übrigen Compositionen sind von Zumsteeg.

ben die Feder und beym Singen den Mund zugehalten hat? Ich habe keine Luft dies Lied zu singen.

7.

Jena 7. August 1797.

Nehmen Sie meinen bessten Dank an für Ihre lieblichen und herzlichen Melodien, die mir die Herrn Mendelssohn u. Veit gestern überbracht haben. An Mignon, welches auch dem Text nach am meisten musikalisch ist, macht vorzüglich Wirkung, und in der Romanze*), wo es natürlicherweise unmöglich ist für jede Strophe gleich gut zu sorgen, ist der Ton des Ganzen sehr passend; besonders freute es mich, dass Sie die 3 SchlussVerse gerade so und nicht anders genommen haben. Ich wollte wetten, dass hundert andre hier den Gang recht rasch und hüpfend gemacht haben würden, weil die Versart gewissermaassen dazu verführen kann.

Hr. Mendelssohn sagte mir sehr viel Schönes von der Melodie zu dem Reiterliede und machte mich sehr verlangend darnach. Ihrem Wunsche gemäss Ihnen etwas aus dem Stücke selbst zu senden war mir unmöglich, es liegt noch zu roh hingeworfen da, als dass ich mich entschliessen könnte, es aus der Hand zu geben. Soviel bemerke ich indess, dass bloss Soldaten den Chor ausmachen, und dass die zwey mit einander abwechselnden Stimmen ein Kürassier und ein Jäger sind, davon der eine einen Ernst und eine Tiefe des Gefühls besitzt, der zweite hingegen eine leichte lustige Natur ist. Der erste sucht unter dem Soldatenrocke mehr die Freiheit des wahren Menschen, der andre mehr die Freiheit des Wilden und des Libertin.

Hier erhalten Sie wieder eine kleine Ballade, und ein Lied**), das ich vielleicht noch nicht aus den Händen geben sollte, da wahrscheinlich noch einige Strophen dazukommen. Indessen da ich nicht weiss, ob ich sobald eine Stimmung dazu finde und der Zusatz vielleicht auch ganz unterbleibt,

---

*) Goethe's „Braut von Korinth" (S. 88 des Musenalm. f. d. J. 1798).

**) Das Lied dürfte Schiller's „Elegie an Emma" gewesen sein. Welche „Ballade" gemeint sei, ist zweifelhaft, da der Musenalmanach 1798 deren fünf von Schiller enthält; die kleineren unter diesen sind der „Ring des Polykrates" und „Ritter Toggenburg", und letztere die kürzere von beiden.

sò will ich es doch lieber senden als liegen lassen, denn musikalisch scheint es mir zu seyn, und sollte auch noch etwas dazu kommen, so schmiegt es sich entweder ganz an den hier angegebenen Ton an, oder mit dem veränderten Ton wird dann auch ein neues Silbenmaass eingeführt, (also auch eine neue Melodie angefangen) so dass Sie das hier Folgende als fertig ansehen können.

Ob das dritte Gedicht: Die Worte des Glaubens gesungen werden kann, weiss ich nicht; vielleicht im Geiste der Kirchengesänge. Ich überlasse es Ihrem Genius.

Die HH. Veit und Mendelssohn sagten mir, dass Sie nicht ungeneigt wären, einmal in unsre Gegend zu kommen, im Winter, wenn Sie freyer von Geschäften sind. Führen Sie das ja im nächsten Winter aus, Ihre persönliche Bekanntschaft würde mir grosse Freude machen.

Ihr ergebenster
Schiller.

8.

Weimar 28. Febr. 1803.

Sie haben durch Ihr Aussenbleiben die Hofnungen vieler Freunde getäuscht, die Sie lieben und verehren, und manches Plänchen das auf Ihr Hierseyn berechnet war, scheitern gemacht. Unter diesen war auch eines von mir, das auch Goethen sehr am Herzen lag — es ist eine Tragödie von mir, mit dem Chor der alten Tragödie, vorhanden, worinn dieses wirksame Organ der alten Bühne nicht ohne Erfolg versucht worden ist. Ich sende das Stück mit heutiger Post nach Berlin an Iffland, von dem Sie es zu lesen bekommen können. Wir hielten es nicht für unmöglich, die lyrischen Intermezzos des Chors, deren fünf oder sechs sind, nach Gesangsweise recitieren zu lassen und mit einem Instrument zu begleiten. Uebrigens verliessen wir uns auf Ihr sachverständiges Gutachten und auf die Eingebungen Ihres Genies. Ihr Wegbleiben zernichtet nun zwar diese Hofnung und wir werden das Stück mit sammt den Chören bloss declamieren lassen. Vielleicht aber interessiren Sie Sich doch für diese Arbeit und Sie überraschen uns einmal mit einer musikalischen Ausführung derselben.

Goethe sagt mir von mehreren schönen Melodien die Sie

ihm geschickt hätten, er lässt sie einstudiren und verspricht uns diese Woche ein rechtes Fest davon. Ihre Melodie zu den Vier Weltaltern und An die Freude ist vortreflich und hat mich höchlich erfreut. Den Kampf mit dem Drachen, so wie das Reiterlied soll ich diese Woche hören*).

Eine Cousine meiner Frau, ein Fräul. v. Wurmb, welche in Rudolstadt Hofdame ist, reist in diesen Tagen nach Berlin und wird sich Ihnen darstellen. Sie hat Talent zum Gesang und man lobt ihre Stimme. Ein Hauptmotiv Ihrer Reise nach Berlin ist von Ihrem Rath und Ihrem Singinstitut möglichst zu profitiren. Haben Sie daher die Güte, werthester Freund, ihr einige Aufmerksamkeit zu schenken, und thun Sie es anfangs um unsertwillen, bis die Application Ihrer Schülerin sie Ihrer Aufmerksamkeit würdig macht. Meine Frau, die sich Ihnen freundschaftlichst empfiehlt, vereinigt ihre Bitten mit den meinigen.

Leben Sie recht wohl und denken zuweilen

Ihres

herzlich ergebenen Freundes

F. Schiller.

9.

Weimar 16. Jan. 1804.

Der Ueberbringer dieses Herr Secretair Wengk aus Gotha, ein Harmonicaspieler bittet mich, ihm an Sie ein Empfehlungsschreiben zu geben, damit Sie ihn bei seinem Aufenthalt in B(erlin) in Ihren musikalischen Zirkel einführen möchten und ich ergreife diese Gelegenheit, Ihnen mein werthester Freund, ein Lebenszeichen von mir zu geben. Ihr Andenken ist noch frisch unter uns, und kann auch nie auslöschen, da so viele Spuren Ihres Geistes uns umgeben, denn Ihre Melodien erfreuen uns immer neu.

---

*) Vergl. Zelter's Brief an Goethe vom 3. Febr. 1803 und Goethe's Antwort vom 10. März 1803 (Nr. 22 u. 23 des Briefw. I). Goethe schreibt hier: „Alle Freunde gedenken Ihrer mit Enthusiasmus, welcher durch die gestern erst wieder aufgeführten neuen Kompositionen des Reiterliedes und der Zwerge (d. h. Goethe's Hochzeitlied) aufs Neue angefacht worden. Schiller dankt sehr lebhaft.“ Von Schiller's Gedichten hatte Zelter Hero und Leander, die Worte des Glaubens, den Kampf mit dem Drachen u. s. w. componirt.

Ich habe in dem Wilhelm Tell, der mich jetzt beschäftigt und in sechs Wochen fertig seyn wird verschiedene Lieder, besonders aber am Anfang des Stücks einen Kuhreihen nöthig, den ich von niemand lieber als von Ihnen componirt wünschte. Da ich die Theaterverhältnisse in Berlin nicht kenne, so weiss ich nicht, ob es nicht gewisse Leute für einen Eingriff in ihre Rechte halten würden, wenn man zu einem andern mehr Vertrauen hätte. Desswegen wünschte ich nur einen Wink von Ihnen und schickte Ihnen dann die Texte zu. Auch können Sie, zur Zeit wenn Sie diesen Brief erhalten, die ersten Akte meines Stücks schon bei Iffland sehen.

Wie es aber auch mit Berlin seyn mag, so würden Ihre Compositionen uns hier in Weimar höchst willkommen seyn, denn niemand wird besser als Sie den Charakter davon treffen. —

Gern möchte ich mich in diesen Monaten zu Ihnen nach Berlin versetzen. Hier leben wir in einem wahren Mangel alles Kunstgenusses. Goethe befindet sich seit mehreren Wochen unpass, Herder hat uns gar verlassen*), und manche andere traurige Umstände haben sich vereinigt uns diesen Winter zu verkümmern!

Mögen Sie dafür in der Fülle der Thätigkeit und des Genusses leben und wirken.

Alle Freunde grüssen Sie von Herzen.

Ganz der Ihrige
Schiller.

An
Herrn Zelter in Berlin.

Hierunter von Zelter's Hand: „Diesen Brief habe ich am 14. Oktober 1805, also fünf Monathe nach dem Tode seines Schreibers erhalten.“

Zelter.

10.

Weimar 16. Jul. 1804.

Dass ich Ihnen so spät von mir Nachricht gebe lieber Freund, nachdem wir so vergnügte Stunden in Berlin zusammen gelebt haben, ist nicht aus Nachlässigkeit geschehen. Ich erwartete mit jedem Posttag, Ihnen zugleich etwas Be-

---

*) Herder war vier Wochen vorher am 21. December 1803 verstorben.

stimmtes über die Angelegenheit schreiben zu können, die Sie wissen, und bei der Sie, wie ich hoffen darf, freundschaftlich interessirt sind. Noch aber ist nichts entschieden, und ich weiss also nicht zu sagen, ob man auf meine Bedingungen eingehen wird. Für jetzt also nichts von meinen Angelegenheiten, sondern von den Ihrigen.

Ihren Aufsatz, den Sie an Goethe geschickt, habe ich mit einer rechten Freude gelesen. Er ist aus dem Innersten herausgeschrieben und dieses Gepräge trägt er in jeder Zeile. Aber eben, weil er den kranken Theil so gut trifft, und der Kunstpfuscherey so offen und ehrlich den Krieg ankündigt, so möchte er, so wie er ist, nicht ganz dazu geeignet seyn, die Gunst derjenigen zu gewinnen, die doch zur Ausführung die Hände bieten sollen. Was Ihnen Goethe über diesen Punkt schreibt, ist auch meine Ueberzeugung; Sie werden Ihre herrlichsten Argumente in petto behalten und auf diejenigen ein Gewicht legen müssen, die von dem politischen Zeitbedürfniss hergenommen sind.

Mir scheint es ein überaus glücklicher Umstand, dass das Interesse der Kunst diesmal einem solchen äusseren Bedürfniss begegnet, und wenn man es anders nicht in der Form versieht, so müsste es, denke ich, gar nicht fehlschlagen können, die Regierer des Staats für Ihren Vorschlag zu intressieren. Es wird alles darauf ankommen, wie die Sache gestellt wird. Dass es hohe Zeit ist, etwas für die Kunst zu thun, fühlen wenige, aber dass es mit der Religion so nicht bleiben kann, wie es ist, lässt sich allen begreiflich machen. Und da man sich schämt, selbst Religion zu haben, und für aufgeklärt passiren will, so muss man sehr froh seyn, der Religion von der Kunst aus zu Hülfe kommen zu können.

Die ganze Sache würde daher gleich ein besseres Ansehen bekommen, wenn die erste Anregung von der kirchlichen und politischen Seite her käme, wenn man von dort her erst auf die Singakademie, als auf ein fertigliegendes Organ hinwiese und dann erst Ihre Vorschläge verlangte Es müsste Ihnen nicht schwer fallen, einen oder den andern Ihrer Theologen und Academiker dazu zu veranlassen. Berlin hat in den dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet; dies war damals ein Ruhm und ein Bedürfniss. Jetzt, in den Zeiten des Unglaubens,

ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüssen, es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte, und veredle den Protestantismus, dessen Metropole es einmal zu seyn bestimmt ist.

Ich wünschte nur auf sechs Wochen ein Berlinischer Academiker zu sein, um einen Beruf zu haben, mich über diese Sache vernehmen zu lassen, aber es fehlt ja dazu nicht an Leuten, und sollte nicht z. B. Schleiermacher der Mann dazu sein?

Es ist jetzt eben der rechte Zeitmoment zu einer solchen Unternehmung in den Brandenburgischen Landen. Man will die Academie, man will die Universitäten in Aufnahme bringen, es soll etwas für das Geistige, für das Sittliche geschehen; ja der Geist der Zeit verlangt es, da sich der Catholicism in Frankreich neu constituiret, dass auch im protestantischen an die Religion gedacht werde, und selbst die Philosophie nahm diese Richtung. Alles dieses und ähnliche Argumente könnten den Stoff zu einer Deduction hergeben, durch welche man diese Sache dem Staat nahe legte. Nur, ich wiederhole es noch einmal, müsste der Vortheil welcher der musicalischen Seite dadurch zuwächst nicht als Hauptsache, nur als ein Accessorium erscheinen. — Lassen Sie uns bald hören, theurer Freund, ob Sie die Sache von dieser Seite angreifen zu können glauben und wessen Sie Sich dabei bedienen mögen. Kann ich selbst auf irgend eine Art dabei zu brauchen seyn, so zählen Sie auf meine Bereitwilligkeit.

Meine Frau hat vor acht Tagen an die Ihrige geschrieben. Wir gehen in drei Tagen nach Jena und bleiben dort bis meine Frau die Wochen überstanden. Sagen Sie mir etwas von der Vorstellung des Tell in Berlin, von der ich aus Zeitungen höre, dass sie ziemlich gut gegangen. Ihre Melodien zu den neuesten Liedern erwarten wir mit Verlangen, hier sende noch etwas (aus) der schweizerischen Welt.

Von ganzem Herzen umarmt Sie

Ihr treu ergebener

Schiller.

Lessing's Stellung zur französischen Litteratur.

Von Dr. C. Humbert.

Zur gerechten Würdigung der Verdienste, welche die Franzosen sich um unsere Literatur erworben haben, gehört vor Allem eine genaue Kenntniss des Einflusses, den sie auf unsere grossen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts ausübten. Die deutlichsten ausgeprägtesten Spuren desselben treten einem bei den meisten jener Schriftsteller fast auf jeder Seite entgegen, nicht bloss in der Klarheit und Bestimmtheit, Anmuth oder Lebendigkeit des Stils, sondern auch in der vertrautesten Bekanntschaft mit allen irgendwie bedeutenden Geistern der französischen Litteratur. Diese Vertrautheit verräth sich selbst bei Männern, wo man sie am wenigsten erwartet. Ausser Lessing, von dem wir hier eingehender reden werden, nennen wir in dieser Hinsicht nur Möser und Hamann.

Unter den Neuern hat Hettner in seiner Geschichte der Literatur des 18. Jahrhunderts den Einfluss der Franzosen auf unsere Schriftsteller aus jener Zeit auf ein Minimum zu reducieren versucht: was er dem französischen Einfluss nimmt, lässt er dem englischen zu Gute kommen, und übersieht, dass diejenigen englischen Schriftsteller, welche sich damals mit den Franzosen in die Herrschaft theilten, selber der französischen Schule angehörten, sich mit Hülfe der Franzosen die ihnen eigenthümlichen Vorzüge der Form angeeignet hatten, so Addison und die Essayisten. Und die Form bleibt schliesslich bei der Kunst die Hauptsache; selbst der Geist eines grossen Prosaikers kann sich nur in der mehr oder weniger klaren, bestimmten, angenehmen oder kräftigen Form offen-

*) Es versteht sich von selbst, dass der Herr Verfasser die Vertretung der hier ausgesprochenen oder angedeuteten Anschauungen übernimmt, wenngleich ich einigen der wichtigsten unbedingt beistimme.
R. G.

baren, in welcher er seinen Gedanken und Gefühlen Ausdruck zu geben vermag. Die Form aber, welche im vorigen Jahrhundert nicht bloss England und Deutschland, sondern das ganze gebildete Europa beherrschte, war die der Franzosen.

Der wohlthätige Einfluss der französischen Schriftsteller auf unsere Klassiker tritt nicht bloss vor ihrer näheren Bekanntschaft mit Shakspere und den Engländern, sondern auch später noch aufs klarste zu Tage. Mit Hülfe der Franzosen lernten wir unseren eigenen Gedanken und Gefühlen auf eine klare bestimmte und zugleich anmuthige Weise Ausdruck geben. Sie waren es (und unter diesen vor Allen der als Shakspere-kritiker so geschmähte Voltaire), welche Deutschland zuerst mit Erfolg auf die Engländer und Shakspere aufmerksam machten und für sie begeisterten. Und endlich war es zum Theil der in ihrer Schule ausgebildete Formsinn, der einen Herder, Lessing, Schiller und Goethe vor der blinden Verehrung Shakspere's und vor den Auswüchsen der Shaksperomanen bewahrte. Selbst auf die grossen Meister der Griechen mussten wir durch die Franzosen hingewiesen werden. Wenn Lessing, Goethe und Schiller schliesslich auf diese selber zurückgingen, so zeigten sie sich gerade darin als echte Schüler eines Racine und — Boileau. Zur Zeit Gottscheds, wo wir erst an der Hand der Franzosen gehen lernen mussten, machten wir ihnen jeden Schritt und Tritt mechanisch nach. Später mündig geworden, suchten wir uns mit Lessing zu emancipieren, aber dieselben Muster eines Homer, Sophokles und Euripides, welche einem Racine als Ideal vorgeschwebt hatten, waren auch die Vorbilder unserer grossen Dichter. Die ehemaligen Schüler strebten mit ihren Lehrern nach Einem Ziele. Nicht diese selbst, sondern die Ideale derselben waren jetzt auch ihr Ideal geworden. Nur mussten sie, als Söhne eines späteren Jahrhunderts und eines anderen Volkes, in der Benutzung und Nachahmung dieser Meister sich von ihren Lehrern unterscheiden, wenn sie überhaupt für ihr Volk und ihre Zeit dasselbe sein und leisten wollten, was Racine und Boileau für die Franzosen und für das 17. Jahrhundert geleistet hatten. Die französische und die griechische Schule ist es gewesen, welche am meisten unsern Lessing (der den Franzosen noch am nächsten stand) und dann auch Goethe und Schiller vor der Verwilderung bewahrten, in welche sie

durch eine unvernünftige Verehrung Shaksperes nicht bloss hätten hinein gerathen können, sondern Schiller und Goethe wenigstens eine Zeit lang, hineingerathen sind.

Zur richtigen Würdigung der französischen Litteratur und der Verdienste, welche sich dieselbe um uns erworben, gehört also vor Allem eine genaue Kenntniss des Einflusses, welchen sie auf unsere grossen Geister des vorigen Jahrhunderts ausgeübt hat. Um die Stellung zu beurtheilen, welche Lessing, auch in späteren Jahren, gegen dieselbe einnahm, als er einigen seiner früheren Lehrer den Gehorsam kündigte, müssen wir zuerst wissen, wie viel er in seiner geistigen Entwickelung den Franzosen verdankte. Dann werden wir erkennen 1) dass auch er an ihrer Hand gehen gelernt und dass sie selber ihn die Waffen schmieden und gebrauchen lehrten, welche er später gegen sie kehren sollte. 2) dass er sich nicht einmal immer die Mühe gab, die Waffen, deren er sich bediente, selber zu schmieden, sondern dass eine Menge französischer Schriftsteller, welche, schon von Racine's und und Boileau's Zeiten her dem strengen Gesetze den Gehorsam gekündigt, ihm manche derselben in die Hand gaben. Er brauchte nur die Franzosen gegen sich selber ins Feld zu führen, um sie zu besiegen. 3) Seine Abhängigkeit selbst in den Zeiten der grössten Unabhängigkeit zeigt sich endlich noch darin, dass die neuen Muster, welche ihm jetzt vorschwebten, nicht Shakspere und die Engländer, nicht Sophokles und die Griechen waren, sondern — wieder Franzosen. Und diess sogar in demjenigen Werke, welches man als das erste Erwachen des deutschen Geistes, als das erste echt deutsche Lustspiel zu rühmen pflegt, in der Minna von Barnhelm.

Wir werden also zuerst dem Einfluss jenes Volkes auf Lessings Entwickelung als Dichter und Kritiker unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Wir können jedoch hier den Gegenstand nicht erschöpfen, sondern uns vorläufig, so weit diess thunlich ist, mit Andeutungen begnügen. Um aber dem Vorwurf der Parteilichkeit zu entgehen, werden wir möglichst wenig selber reden, sondern zwei der tüchtigsten Schüler Lessing's reden lassen, die Verfasser der besten Lessingbiographie welche wir besitzen: Danzel und Guhrauer. Wir nennen dieselben zwei der tüchtigsten Schüler Lessing's:

erstens weil sie die Werke ihres Meisters wirklich gelesen haben und sich nicht damit begnügten sie zu bewundern; zweitens: weil sie sich ihrem Lehrer gegenüber dieselbe Freiheit des Geistes zu bewahren wussten, wie er den seinigen gegenüber. Schwerlich wird man jenen beiden Mangel an Liebe für ihren Helden vorwerfen; auch dürfte man gerade von einem Schüler und Biographen Lessing's am wenigsten blinde Vorliebe für die Franzosen erwarten. So möchten wir denn durch eine geordnete und kritische Zusammenfassung dessen, was jene Männer an verschiedenen Stellen über den Einfluss der französischen Litteratur auf Lessing bemerken, unseren Zweck vielleicht noch besser erreichen, als wenn wir auf eigne Hand denselben ausführlicher nachzuweisen versuchten. Der Einfluss der französischen Literatur auf Lessing als Kritiker und Dichter ist der Gedanke, welcher sich als rother Faden durch das ganze Werk Danzel's und Guhrauer's hindurchzieht.

Einfluss der Franzosen auf Lessing als Kritiker und Dichter.

Schon früh hatte sich Lessing's Aufmerksamkeit vorzugsweise der Litteratur der Franzosen zugewandt, und besonders dem Drama. Daher übersetzte er mit Weisse wie Danzel I p. 107 berichtet, um sich ein Freibillet zum Theater zu verschaffen (1746—48), verschiedene französische Stücke, z. B. den Hannibal des Marivaux in gereimten Alexandrinern, den Spieler des Regnard u. a. Daran dass Lessing jene nicht bedeutende Tragödie des Marivaux übersetzte und zwar in gereimten Alexandrinern, sieht man, wie sehr er damals in den Ansichten der französischen classischen Schule befangen sein musste. So heisst es dann auf p. 130: Lessing steht so ganz auf Gottsched's Schultern, er ist so wenig berechtigt, den Standpunkt desselben für ganz nichtig zu erklären, dass er auch diess noch vollständig in sich durchlebt hat, was denn freilich gerade die Heftigkeit seiner Ausdrücke erklären mag: denn kräftige Geister sind gegen nichts unerbittlicher, als gegen ihre eigenen früheren Irrthümer.

Ueber Lessing's Verhältniss zu seinen Vorgängern in Deutschland, über seine Abhängigkeit von den Franzosen (vor 1749), und zwar nicht einmal von den Franzosen seiner Zeit,

sondern den Dramatikern der alten classischen Schule spricht sich Danzel besonders I, 133 f. aus. Ihr Einfluss, auch durch deutsche Bearbeitungen vermittelt, kann gar nicht übersehen werden (I, 137). In diesem Sinne muss namentlich gegen eine Aeusserung in Prutz's Geschichte des deutschen Theaters, nach welcher der Standpunkt der Lessing'schen Jugenddramen und derjenige, auf welchem Weisse sein ganzes Leben stehen geblieben, derselbe wäre, Einsprache eingelegt werden, denn das Charakteristische von Weisse's Dramen ist, wie er selbst in der Vorrede zum Beitrag zum deutschen Theater angiebt, dass englisches und französisches Drama in ihnen verschmolzen sein soll. Dagegen gehören Lessing's Jugenddramen, obgleich der Stoff zum Theil den Engländern entlehnt ist, der Form nach noch gänzlich der französischen Periode an.

Und zwar lehnen sich diese Werke, wie dies ein Recensent der Ausgabe der Luspiele 1767 in der Allgem. deutschen Biblioth. XI 1, S. 247 gar treffend bemerkt, auch noch nicht einmal an die neueste Gestaltung des französischen Dramas, welche damals bereits vorhanden war, an die comédie larmoyante des Nivelle de la Chaussée an, aus welcher sich später die bürgerliche Tragödie entwickelt, oder mit welcher diese wenigstens eine gewisse Verwandtschaft hat, — so dass also auch nach dieser Seite hin von Lessing's späteren Tendenzen hier (vor 1749) noch gar nicht die Rede sein kann.

Das Ideal, welches Lessing damals vorschwebte, war die Comödie Molières und diess Ideal hat er später nie verläugnet. Man lese, was er 1749, da seine dramatischen Werke im besten Zuge waren, an seinen Vater schreibt, bei Danzel I, 137. Hiermit stimmt auch, dass Danzel dem Plautus und Holberg, dem Molière der Römer und dem der Dänen einen besonderen Einfluss auf Lessing zuschreibt vgl. p. 142 f., 153 f.

Der Einfluss der Franzosen auf Lessing ging so weit, dass er, noch 1750, selbst ein Lustspiel in französischer Sprache verfasste (D. I, 154). Und so war es denn auch wieder ein Franzose, Marivaux, der den Lessing von der Nachahmung der älteren Franzosen befreite. Man höre: „In der That lässt es sich beweisen, dass er mit dem neuen Wege, welchen er im Vergleich zu seinen deutschen Vorgängern einschlug, grösstentheils durch einen Franzosen geführt worden ist, welcher bis dahin in Deutschland nicht benutzt worden war, wie

er denn auch zu den älteren Franzosen in einem gewissen Gegensatze stand und die Deutschen, die nun einmal noch nicht ohne Gängelband vorwärts kommen konnten, vom Franzosenthum zu einer eigenthümlichen Kunstübung hinüberzuleiten ganz eigentlich bestimmt zu sein schien. Dieser Dichter ist Marivaux. (D. I, 154 f.) Gottsched zürnte dem Marivaux, weil seine Dramen manches Volksthümliche haben, so das Patois der dienenden Classen, den Harlekin, Freiheit in der Zahl der Aufzüge (3 statt der nöthig scheinenden 5).

Lessing vertheidigte später den Harlekin und seine junge, intriguante, gescheite und mit dem Bedienten im Liebesverhältniss stehende Lisette, eine Art weiblicher Harlekin, ist offenbar dem Marivaux entlehnt. Denn die Lisette des amour médecin und der école des maris und die des Destouches ist ernster, älter und mehr eine Vertraute, bei dem Naturalisten Marivaux konnte jenes in mehr als Einem Sinne leichte Wesen eher vorkommen.

Am entschiedensten zeigt sich das Zurückgehen Lessing's auf Marivaux in dem „Jungen Gelehrten“ (D. I, 157 f.).

Die am weitesten ausgreifende Benutzung von Seiten Lessing's hat jedoch de l'Isle's „Caprices du coeur et de l'esprit“ erfahren in seinem „Freigeist“ (D. I, 158 f.).

Selbst wo Lessing das englische Theater benutzt, fasste er noch den englischen Stoff in französische Formen (D. I, 160), was auch Gottsched seinen Jüngern empfohlen hatte. In Bezug auf das Lustspiel zog er freilich auch später (Dramaturgie VII, 67, Vergleichung von Voltaire's Ecossaisse und Colmans Nachahmung) noch die französische Uebersichtlichkeit und Einfachheit des Plans dem Uebermass von Episoden im Englischen vor; aber in dieser jüngeren Periode griff er irgend eine einzelne Episode heraus um sie französisch zu behandeln, so z. B. aus Wycherley's Country wife den Entwurf zum Leichtgläubigen. (S. Nachträge zu Bd. II.) Lessing's Entwurf ist ebenso dürftig wie das englische überladen; überdiess ruht die Intrigue in den Händen eines Marivaux'schen Bedientenpaares (Johann und Lisette) und der Umstand, dass die Witwe durch ein Testament gebunden ist, scheint dem Legs des Marivaux entlehnt zu sein . . . Ebenso vereinfacht er im „Guten Mann“ auf französische Weise, diessmal die Haupthandlung des Double dealer von Congreve . . .

Endlich fing Lessing (D. 1, 162) gar ein französisches Lustspiel zu schreiben an: „Jadis, comédie en un acte. Berlin 1750“, und seine Fragmente zu Trauerspielen (bis 1748) stehen ganz auf dem französischen Standpunkte. Erst vom Jahre 1748 begann Lessing in Berlin sich allmählig von der Nachahmung der älteren Franzosen frei zu machen.

Es ging Lessing hier wie es später Goethe in Strassburg ging; wie dieser sich an der Gränze Frankreichs alles französischen Wesens gründlich erledigte, so hat Lessing mitten in der französischen Colonie . . ein wahres Deutschland zuerst wieder entdeckt.“ (D. 1, 172.)

Dass er selbst da noch die Alten von dem französischen Standpunkte zu betrachten pflegte, ist auch Danzel nicht entgangen.

„Noch in der theatralischen Bibliothek erklärt Lessing für sein vornehmstes Augenmerk die Alten. In den Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters . . . . hat das Ausgehen von den Alten selbst noch einen französirenden Charakter.“ (D. 1, 181.)

„Er mochte gern noch mit der altfranzösischen Observanz transigiren und lieber reformiren als revolutioniren“, und daher beherrscht sie ihn noch wirklich in einzelnen Punkten . . . Brumoy's Buch über das théâtre des Grecs schien ihm, wie allen Zeitgenossen, noch genügend . . . und seine Arbeit über Plautus und was vielleicht auf sie folgen sollte, bildete ein Supplement zu Brumoy, der selbst schon ein solches versprochen hatte, aber bei Aristophanes stehen geblieben war. (D. 1, 182.)

Danzel erkannte richtig, dass Lessing in seiner Opposition gegen die Franzosen an die Franzosen selbst sich anschloss. (D. 1, 183.) In seiner Abhandlung über Plautus schliesst seine Protestation gegen die unumschränkte Herrschaft der Regel sich nur an eine freie Richtung unter den Franzosen selbst an, an Ménage (Réponse à l'abbé d'Aubignac 1640) und an Houdard de la Motte, der zuerst die Einheiten der Zeit und des Ortes angriff mit den jetzt bekannten Einwendungen. La Motte entwarf an einer Stelle einen Plan zu einem Coriolan vom freien Standpunkte Shaksperes. (D. 1, 183 f.)

Dass man sich von den Franzosen gerade zu denjenigen Engländern hinwandte, welche selber Nachahmer der Fran-

zosen waren, wie Addison u. A., war im Grunde natürlich. (D. 1, 184.)

Wichtiger aber noch als Plautus, Molière, Marivaux u. A. für Lessings Entwickelung, für seine ästhetischen (und zugleich auch für seine metaphysischen) Ansichten war Diderot.

Auch hierüber hat sich Danzel in endgiltiger Weise ausgesprochen. Wie das richtige Verständniss von Racine und Boileau den Lessing schliesslich auf die Griechen als die ersten Meister zurückführte, so trieb das national-französische bürgerliche Drama des Diderot ihn dazu an, ein nationaldeutsches zu schaffen (vgl. D. I, 472. 476 f.). Vor allem kommt hier Minna von Barnhelm in Betracht.

Zwar finden wir über Lessings Verhältniss zu Diderot bei Guhrauer zwei ergänzende und berichtigende Zusätze, die jedoch zeigen, dass er gleichfalls der Ansicht war, Lessing habe nach französischen Mustern gearbeitet. (Vgl. Danzel-Guhr. II, p. 321. 323.)

Dass endlich ein Geist wie Voltaire, mochte er noch so sehr von Lessing angefeindet werden, nicht ohne Einfluss auf ihn bleiben konnte, liegt auf der Hand. Darauf wollen wir jedoch nicht näher eingehen. Von der grössten Bedeutung für Lessings Lebensanschauung überhaupt und für seine kritische Thätigkeit war jedoch noch ein anderer Franzose, den wir hier auch nur namhaft machen wollen, Bayle.

Lessings Urtheil über die Franzosen.

Wenn dasjenige, was Danzel und Guhrauer über den Einfluss der Franzosen auf Lessings Entwickelung bemerken, nicht auf einem Irrthum beruht, so darf man von vornherein annehmen, sein Urtheil über Charakter, Sprache und Literatur dieses Volkes könne nicht so wegwerfend gewesen sein, wie heut zu Tage ziemlich allgemein angenommen wird. Man müsste denn glauben, Lessing wäre nicht der für Wahrheit und Recht begeisterte Mann, der geschworene Feind aller Lüge und Heuchelei gewesen, als welchen wir ihn kennen.

Wie schon bemerkt, wird diese Voraussetzung selbst durch einige seiner Werke bestätigt, auf welche man sich bei

den wegwerfenden Urtheilen über französische Sprache und Literatur am meisten zu berufen pflegt, vor allen durch die Hamburger Dramaturgie. Nur muss man zur richtigen Beurtheilung derselben sich nicht an einige einzelne, aus dem Zusammenhang herausgerissene Stellen halten, sondern, wie Lessing selber verlangt haben würde, Alles im Zusammenhange auffassen das Ganze auf sich wirken lassen und die Verhältnisse, unter denen er lebte und schrieb, mit in Anschlag bringen. Die französische Literatur übte damals auf Deutschland einen noch grössern Druck aus als heutzutage Shakspere. Lessing wollte sich und sein Volk von diesem Drucke befreien. Seine Zeitgenossen und Gegner waren wenigstens in demselben Masse Gallomanen, wie die Kritiker unserer Tage Anbeter des Shakspere. Ihnen gegenüber war es so sehr überflüssig auf die Vorzüge der Franzosen aufmerksam zu machen, dass man sich sogar darüber wundern dürfte, wenn Lessing, wie das oft in seinen Werken geschieht, diese Vorzüge hervorhebt und zuweilen mit Begeisterung von ihnen redet. Seinen Gegnern gegenüber, die man nicht in Frankreich und in jenen französischen Dichtern selbst zu suchen hat, sondern in ihren unverständigen und kopflosen Nachbetern und Nachtretern in Deutschland, diesen Gegnern gegenüber galt es zu beweisen, dass auch jene Helden ihre Achillesferse hatten. Und wenn Lessing, in der Hitze des Gefechts, über die Dichter des Nachbarvolks manchmal ein hartes Wort fallen lässt, so erklärt sich das zur Genüge aus dem bitteren Gefühle, dass ein deutscher Schriftsteller den Ausländern gegenüber in seiner eigenen Heimath nicht zur Geltung gelangen konnte. Seine Bitterkeit galt also im Grunde weniger den Fremden, als den eigenen Landsleuten.

Wenn Lessing heut zu Tage wieder auferstünde, er würde seine Waffen gegen die Shaksperomanen kehren und seinen frühern Gegnern das Wort reden; denn das, was er schon bei Gelegenheit des Goetheschen Götz als eine blosse Befürchtung aussprach, die vielleicht nicht in Erfüllung gehen würde, ist in Erfüllung gegangen: „wir haben alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig verscherzt.“ Damals jedoch galt es den Kampf mit den Franzosen auszufechten; und die Engländer, zu deren Comödien und historischen Tragödien (sogar denen Shaksperes) er sich viel weniger hin-

gezogen fühlte als zu denen seiner Gegner, diese Engländer waren ihm unter den damaligen Verhältnissen erwünschte Bundesgenossen.

Wie bei jeder Streitschrift (man kann nur mit blanken Waffen fechten), so muss man also auch bei Lessings tadelnden Bemerkungen über die Franzosen der Erbitterung des Kampfes etwas zu Gute halten. Nicht nur in dem Tone dieser Schriften, sondern auch in dem Inhalt. Nicht jeder Vorwurf darf so scharf genommen werden, wie er uns in den Worten des Kritikers entgegentritt, und das Lob, die Anerkennung, welche er bei ruhigem Blute und unter andern Verhältnissen seinen Gegnern nicht vorenthalten haben würde, diese nicht immer ausgesprochene Anerkennung muss man im Stillen ergänzen, um zu seiner wirklichen Meinung durchzudringen Und dennoch, wie viele Worte der Anerkennung entschlüpfen nicht dem Munde des erbitterten Gegners!

Noch etwas anderes muss mit in Anschlag gebracht werden. Es wäre thöricht, von den Dichtern eines Volkes zu erwarten, dass sie das Ideal aller Vollkommenheiten erreichen. Selbst Molière, der nach unserm persönlichen Urtheil — und wir glauben, diess war auch die Ansicht Lessings — dem Ideal eines Dramatikers am nächsten steht, soll einmal zu seinem Freunde Boileau geäussert haben, er hätte kein einziges Werk geschrieben, das ihn befriedigte. Natürlich, je grösser der Geist, desto höher die Ideale, welche demselben vorschweben! Auch Lessing legte an die Werke der Kunst einen höhern Massstab als gewöhnliche Menschen. Wo der „Brass des Volkes“ vor einem Dichter wie vor einem Götzenbilde auf den Knien liegt, mussten sich ihm bei Anerkennung aller Schönheiten auch Fehler offenbaren. Hielt er doch letztere für das nothwendige Requisit zu einem Kunstwerk. Hatte er nicht einmal die Absicht, eine Abhandlung über die nothwendigen Fehler zu schreiben?[1]) Wir sind nun einmal ein seltsames Gemisch von Gutem und Bösem. Jeder Mensch hat die Fehler seiner Tugenden und die Tugenden seiner Fehler, und Niemand könnte sich ersterer

[1]) Ein besonderes Kapitel im Laokoon sollte von den nothwendigen Fehlern handeln (XI, 138): „Ich nenne nothwendige Fehler solche, ohne welche vorzügliche Schönheiten nicht sein werden; denen man nicht anders, als mit Verlust dieser Schönheiten abhelfen kann.“

vollständig entledigen, ohne zugleich die aufs engste damit verwachsenen Tugenden einzubüssen. Wir erinnern uns, eine Stelle in Hamann gelesen zu haben, wo derselbe, bei Gelegenheit der Nouvelle Héloïse von Rousseau, seine Bewunderung vor dem Dichter und seinem Werke vorwiegend in dem Ausdruck zusammenfasst, dass der Verfasser sich die ihm eigenthümlichen Schwächen auf eine ausserordentlich geschickte Weise zu Nutze gemacht habe. Wie Shakspere, wie Lessing und die andern Heroen unserer Literatur, so hatten auch die grossen Schriftsteller und Tragiker der Franzosen ihre nothwendigen Fehler. Und wenn Lessing dieselben seinen Landsleuten vorhielt, so wollte er am wenigsten damit sagen, dass letztere, oder auch Shakspere und die Engländer nicht die ihrigen hätten. So meinte ja auch Schiller, die Franzosen sähen zu sehr auf die Form, die Engländer zu wenig, und wir schwankten unselbstständig zwischen ihnen hin und her, ohne selber das Richtige zu treffen.[1]) Und ebenso urtheilte Möser.

Nun hat es sich aber begeben, dass seit Lessings Zeiten die französischen Schriftsteller immer mehr bei uns in den Hintergrund getreten, dass sogar solche, zu denen Lessing hinaufschaute, uns nicht einmal mehr dem Namen nach bekannt sind, dass aus seinen Streitschriften gerade diejenigen Ausdrücke in dem Gedächtniss der Nachkommen haften geblieben sind, welche wegen ihrer Heftigkeit und Schärfe am meisten Aufsehen erregen mussten. Da man nach seinem Tode immer weiter von dem Wege der strengen und festen Ordnung ab in die uneingehegten Wege der Engländer und Shaksperes hineinlenkte, so hatte man wohl ein Interesse daran, sich jener scharfen tadelnden Bemerkungen zu erinnern, kein Interesse der Anerkennung zu gedenken, welche Lessing den Franzosen nicht vorenthielt. Am wenigsten konnte es gar dem gewöhnlichen Publikum einfallen durch den schroffen Kern bis zu der milderen und gerechteren Herzensmeinung des Kritikers vordringen zu wollen. Das Ansehen der französischen Schriftsteller sank also immer mehr; war doch selbst derjenige, welchen Lessing über Alles verehrte, Molière,

[1]) Da die Kunst überhaupt auf schöner Form beruht, so scheint mir das Princip der Franzosen zu beweisen, dass sie wenigstens am meisten Gefühl für das eigentliche Wesen der Kunst besitzen.

schliesslich noch von Schlegel abgeschlachtet worden. So blieb denn zuletzt an der französischen Literatur nichts Gutes mehr übrig.

Mit der Beurtheilung unserer eigenen Dichter, der Spanier und der Engländer, die sich weniger um die Form kümmerten, ging es umgekehrt. Was die Franzosen an Ansehen verloren, kam ihnen zu Gute. Und so sind wir denn endlich so weit gekommen, dass es wohl als einer der ersten Glaubensartikel unserer modernen Aesthetik angesehen werden kann: die Franzosen seien das am wenigsten poetische Volk und die Tragödien eines Schiller, Goethe, ja die eines Lessing, Heinrich v. Kleist, vielleicht gar Leisewitz's Julius von Tarent, vollkommenere Werke als die langweiligen Producte eines Corneille, Racine und Voltaire; ja der Brass unserer Kritiker und des Publikums scheint sogar der festen Ueberzeugung zu sein in der Minna v. Barnhelm besässen wir ein vollendeteres Muster der Comödie als die Franzosen in den prosaischen, einseitigen Charaktercomödien ihres Molière.

Lessing selbst scheint die Sache anders aufgefasst zu haben. Um ihm und den Franzosen gerecht zu werden, müssen wir sein Urtheil über jenes Volk, über dessen Sprache und Litteratur mit seinem eigenen Urtheil über die Engländer und uns selber zusammenhalten. Wir müssen zu erfahren suchen, wo Lessing am meisten Licht oder Schatten gesehen Nur durch diese relative Auffassung seines Urtheils können wir seine wahre Meinung kennen lernen.

Betrachten wir also erstens, was er von dem Volke der Franzosen, der Engländer und seinem eigenen, zweitens, was er von der Literatur dieser Völker dachte. Der Kürze halber beschränken wir uns bei dem ersten Punkte auf die Anführung einzelner charakteristischer Stellen.

Hier möchten wir nun am liebsten die bekannte Stelle über Bouhours anführen. Gewöhnlich wird sie nur halb citirt, oder vielmehr nur ein Satz herausgerissen, der gegen die Franzosen lautet. Richtig im Zusammenhange verstanden ist sie den Franzosen günstig: denn erstens spricht Lessing ihnen an jener Stelle nicht einmal die Fähigkeit ab, ein wirklich „rührendes tragisches Werk zu machen“, während seine Nachtreter und Nachbeter ihnen die Anlage zur Poesie überhaupt streitig machen; zweitens geht er den gäng und gäben

Redensarten von der Oberflächlichkeit und dem Leichtsinn des französischen Volkes, im Gegensatz zu dem Tiefsinn der Engländer, gerade an dieser Stelle scharf zu Leibe: „Will ich denn sagen, dass kein Franzose fähig sei, ein wirklich rührendes tragisches Werk zu machen? dass der volatile Geist der Nation einer solchen Arbeit nicht gewachsen sei? — Ich würde mich schämen, wenn mir das nur angekommen wäre. Deutschland hat sich noch durch keinen Bouhours lächerlich gemacht. Und ich, für meinen Theil, hätte nun gleich die wenigste Anlage dazu. Denn ich bin sehr überzeugt, dass kein Volk in der Welt irgend eine Gabe des Geistes vorzüglich vor andern Völkern erhalten habe. Man sagt zwar: der tiefsinnige Engländer, der witzige Franzose. Aber was hat denn die Theilung gemacht? Die Natur gewiss nicht, die Alles unter Alle gleich vertheilt. Es gibt ebenso viel witzige Engländer, als witzige Franzosen, und ebenso viel tiefsinnige Franzosen, als tiefsinnige Engländer: der Brass von dem Volke aber ist keins von Beiden.“

Freilich behauptet Lessing nun ferner, die Franzosen hätten die wahre Tragödie nur deshalb noch nicht, weil sie sie schon lange gehabt zu haben glauben und zwar: durch ihre Eitelkeit, was sie vorzüglich vor allen Völkern haben; aber das sei keine Gabe der Natur.

Dieser Tadel wegen ihrer Nationaleitelkeit verkehrt sich aber beinahe in ein Lob, wenn er die Vaterlandsliebe der Franzosen uns als Muster vorhält, so bei Besprechung des ‘Siége de Calais’ von Du Belloy: „Die Franzosen zeigen sich als ein Volk, das auf seinen Ruhm eifersüchtig ist, auf das die grossen Thaten seiner Vorfahren den Eindruck nicht verloren haben, das, von dem Werthe eines Dichters und von dem Einflusse des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu seinen unnützen Gliedern rechnet, dieses nicht zu den Gegenständen zählt, um die sich nur geschäftige Müssiggänger bekümmern. Wie weit sind wir Deutschen in diesem Stücke noch hinter den Franzosen! Es gerade herauszusagen: wir sind gegen sie noch die wahren Barbaren!“

Es war unserm Lessing also nicht verborgen, dass jener Fehler der Nationaleitelkeit auch seine guten Seiten habe.

Uebrigens bestreitet Lessing auch hier wieder einen Satz, der jetzt als so sicher angesehen wird, dass an seiner Wahr-

heit zu zweifeln keinem vernünftigen Menschen einfallen könnte: dass die Franzosen von Natur an jenem Fehler leiden — die Nationaleitelkeit sei keine Gabe der Natur. Er glaubte also, dass dieselbe den Verhältnissen ihre Entstehung und Entwickelung verdanke.

Das ist nicht schwer zu verstehen. Lessing meinte offenbar: die Erfolge, welche die Franzosen auf dem Felde der Politik und der Litteratur errungen, der Ruhm ihrer grossen Männer im Krieg und im Frieden, ihrer Feldherrn, Künstler, Dichter und Schriftsteller haben sie erst eitel gemacht. Und ein kleiner Nebengedanke mag vielleicht mit hinein gespielt haben. Lessing sprach denselben nicht aus, weil man ihn leicht hinzudenken konnte; auch lag es nicht in seinem Interesse, ihn auszusprechen, da derselbe den grössten Theil der Schuld auf diejenigen zurückgeworfen hätte, welche den Franzosen jene Eitelkeit vorwarfen — auf uns selber; und zu sehr mochte Lessing seine Gegner wohl auch nicht rein waschen wollen. Er behielt also den Gedanken für sich. Uebrigens lässt sich derselbe, wie gesagt, leicht ergänzen. In Molières Misanthrope bemerkt Alceste denjenigen, welche der Célimène den Hof machen und sie durch ihre Schmeicheleien verderben:

C'est ainsi qu'aux flatteurs on doit partout se prendre
Des vices où l'on voit les humains se répandre.

Das hat viel für sich. Auch wir sind in unserem Privatleben auf Leute — es waren Landsleute — gestossen, die an sich gerade nicht durch Eitelkeit vor andern hervorragten, und dennoch, durch die blinde Verehrung ihrer Umgebung, schliesslich in eine solche Selbstanbetung verfielen, dass mit ihnen nicht mehr umzugehen war. Die Verhältnisse brachten es mit sich, dass gerade zu der Zeit, wo diese Eitelkeit zur höchsten Blüthe emporgeschossen war, dem Publikum über die geringe Bedeutung der Persönlichkeit die Augen aufgingen. Die Eitelkeit bekam hinfort keine Nahrung mehr und starb allmälig dahin. Nun haben aber gerade wir den Franzosen zwei Jahrhunderte lang so sehr geschmeichelt, selbst durch Nachäffung ihrer Thorheiten, vielleicht auch bisweilen noch durch einen von Bewunderung oder Furcht zeugenden Hass, ja nicht wir allein, alle gebildeten Völker Europas haben sich in Sachen der Kunst und des Geschmacks so

lange und in solchem Masse von den Franzosen beherrschen lassen, dass letztere einfach keine Menschen sein müssten, wenn die Blüthe der Eitelkeit sich bei ihnen nicht in einem Grade entwickelt hätte, wie bei keinem andern Volke. Ein grosser Theil der Schuld fällt also nicht auf sie selber, sondern auf ihre blinden Bewunderer; und unter diesen Bewunderern, die sich gleichsam die Aufgabe stellten, jede ihrer Thorheiten nachzumachen, glänzten gerade wir in der ersten Reihe.

Aber würde Lessing jetzt nicht anders urtheilen?

Bestimmter gestalten sich Lessings Anschauungen über den zweiten oben hervorgehobenen Punkt, über Werth und Bedeutung der französischen Literatur, zumal im Vergleich mit der deutschen und englischen.

Lessings Verdammungsurtheil über die gesammte französische Literatur steht der landläufigen Tradition ohne Weiteres fest. Man höre, was Guhrauer (II, 1 p. 201 f.) über die wichtigste und von Lessing am meisten durchforschte Literaturgruppe sagt:

„Lessings Strenge trifft immer nur die Tragödie; die übrigen Gattungen des Drama bei den Franzosen, namentlich das Lustspiel und das bürgerliche Trauerspiel, fanden auch bei ihm die vollste Anerkennung; während er umgekehrt von dem englischen Theater das Lustspiel nur unter der Bedingung einer wahren Umarbeitung und Bearbeitung für die deutsche Bühne empfehlen kann, und nicht einmal Shakspere hierbei ausnimmt. Die Befreiung von dem französischen Theater, welche sein Werk unter uns ist, muss immer in dieser Einschränkung genommen werden. Von Molière spricht er durchgängig mit der diesem hohen und edlen Talente würdigen Anerkennung, sehr weit entfernt von dem Missurtheile eines Schlegel, welches die tiefste Missbilligung Goethes erregte, heute aber längst veraltet[1]) ist“ u. s. w.

Zu diesen Worten Guhrauers brauchen wir nichts hinzu zu setzen, wie gern wir auch eine Menge Stellen der Hamburgischen Dramaturgie, welche unsere modernen Aesthetiker nicht gelesen zu haben scheinen, wörtlich anführen möchten.

Lessing beurtheilte die französische Comödie und den

[1]) Das möchten wir bezweifeln. Siehe unser Buch über Molière, Shakspere und die deutsche Kritik. Teubner 1869.

Molière ganz so, wie die meisten und bedeutendsten englischen Kritiker und Dichter denselben zu beurtheilen pflegen.[1]) Der Gegensatz zwischen ihm und unserer modernen Aesthetik tritt hier so schroff zu Tage, wie zwischen letzterer und dem ärgsten Franzosen. Er würde dieser Aesthetik gewiss nicht, im Gegensatze zu der unserer witzigen Nachbarn, den Vorzug deutscher Gründlichkeit, deutschen Tiefsinns zukommen lassen.

Sehen wir jetzt, wie Lessing die Tragödien der Franzosen und wie er seine eigenen und die seiner bedeutendsten deutschen Zeitgenossen beurtheilte: „Ich wage es, hier eine Aeusserung zu thun, sagt Lessing am Schluss seiner Dramaturgie, mag man sie doch nehmen, wofür man will! — Man nenne mir das Stück des grossen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette? . . . .

„Ich werde es zuverlässig besser machen, — und doch lange kein Corneille sein, — und doch lange noch kein Meisterstück gemacht haben. — Ich werde es zuverlässig besser machen; — und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, — der so fest an den Aristoteles glaubet, wie ich.“

Diese Stelle erscheint heut zu Tage ganz besonders merkwürdig. Nirgends tritt der Unterschied zwischen der damaligen und der jetzigen Beurtheilung der grossen französischen Dichter klarer hervor. Man merkt, Lessing selber hat das Gefühl, nicht bloss sein Publikum, er spräche hier eine äusserst kühne Behauptung aus. Ja er sagt deutlich, dass er dieselbe nur mit gewissen Beschränkungen aufzustellen wagt.

Jene Worte scheinen einen oder gar mehrere Widersprüche zu enthalten. Erstens heisst es, Lessing wolle jedes Stück des grossen Corneille besser machen; und dann er werde trotzdem noch lange kein Corneille sein! Diess könnte bedeuten, er mache sich anheischig an jedem Corneilleschen Stück Fehler nachzuweisen und auszumerzen. Die folgenden Worte aber: „Ich werde doch lange noch kein Meisterstück gemacht haben,“ zeigen, dass es sich nicht bloss um Wegschaffung einzelner Fehler handelt, sondern um eine unabhängige Bearbeitung desselben Stoffes. Lessing will also auf eigene Hand ein beliebiges Meisterstück von Corneille besser bearbeiten als

---

[1]) Vgl. unser in der vorhergehenden Anmerkung angeführtes Werk, dessen Argumente wir hier nicht wiederholen wollen.

Corneille selber gethan. Trotzdem gibt er zu verstehen, seine Bearbeitung desselben Stoffes werde kein solches Meisterstück sein und er darum noch bei weitem kein so grosser Genius wie Corneille.[1])

Diese Widersprüche lösen sich jedoch von selbst, wenn wir weiter lesen. Da heisst es: „Ein jeder, der so fest an den Aristoteles glaube wie er, werde dasselbe thun können;“ also Genie gehöre eben nicht dazu. Die Anführung des Aristoteles zeigt, dass Lessing bei dem Worte „besser“ vorwiegend an die Vermeidung gewisser Fehler gedacht hat. Er werde jedes von Corneille behandelte Thema auf eine, seiner und des Aristoteles Ansicht nach richtigere Weise bearbeiten als jener. Sein Werk werde darum aber doch noch kein Meisterstück sein wie die Meisterwerke Corneilles, und er noch lange kein Corneille; denn trotz der grössern Regelmässigkeit würden ihm und seinem Schauspiele die Eigenschaften des Genies mangeln.

Lessing betrachtet offenbar den Corneille als ein grosses, und, auffallenderweise, als ein unregelmässiges Genie, welches die Gesetze des Aristoteles eigentlich nicht beobachtet habe. Noch an einer andern Stelle der Hamburgischen Dramaturgie stellt letzterer die weniger regelmässigen Stücke des P. Corneille als genialere Produkte den regelrechten Stücken seines schwächern Bruders Thomas gegenüber. Die Zeitgenossen des Dichters wussten dies wohl, Boileau, Voltaire u. A. hatten darauf hingewiesen, und ersterer ihn mit Recht gerade deshalb als ein Originalgenie gepriesen. Lessing, der in diesem Falle engherziger war als Boileau, preist ihn deshalb nicht; nein, er macht ihm seine Unabhängigkeit zum Vorwurf, aber trotz alledem stellt er hier dem Corneille sich selber gegenüber, wie man sich gewöhnlich den Shakspere im Gegensatz zu den französischen Dramatikern vorzustellen pflegt, als ein grosses Genie dem regelrechten, sorgfältigen Arbeiter, der sich, um Lessings Ausdruck zu gebrauchen, „nur seines Fleisses rühmen kann.“

Dass Lessing sich selber für kein so grosses Genie hielt,

---

[1]) Lessing hat sich absichtlich dunkel ausgedrückt, denn er setzt zum Schluss hinzu: „Eine Tonne für unsere kritischen Wallfische! Ich freue mich im Voraus, wie trefflich sie damit spielen werden. Sie ist einzig und allein für sie ausgeworfen.“

zeigt auch die bekannte Stelle, wo er erklärt, bei ihm sei Alles nur ein Werk des Fleisses; nämlich in der Hamburgischen Dramaturgie vom 19. April 1768:

„Ich bin weder Schauspieler, noch Dichter.

Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt... Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt, und Farbe verquistet, ist ein Maler... Selbst was in meinen neueren Versuchen Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewusst, dass ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet ... ich muss alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermassen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken."

Lessing, den man jetzt für einen grössern Dramatiker ausgeben möchte als Corneille, Racine, Voltaire und Molière, hielt sich überhaupt nicht einmal für einen Dichter. Wenn man das Böse glaubt, was er den Classikern der Franzosen nachsagt, so sollte man ihm auch Glauben schenken, wenn er über sich selbst zu Gerichte sitzt und jenen etwas Gutes nachrühmt, so z. B. wenn er sogar den Voltaire als einen grossen Dichter bewundert, wie dies in der Hamburgischen Dramaturgie an mehreren Stellen geschieht.[1])

[1]) So unter dem 16. Februar 1768: „Die Frau, die Recht hat, ist eines von den Stücken, welche Herr von Voltaire für sein Haustheater gemacht hat. Dafür war es nun auch gut genug. Es ist noch nicht zu Paris gespielt worden. Nicht als ob sie da seit der Zeit keine schlechten Stücke gespielt hätten. Denn dafür haben die Marins etc. wohl gesorgt. Sondern weil — ich weiss selbst nicht. Denn ich wenigstens möchte dochn och lieber einen grossen Mann in seinem Schlafrocke und in seiner Nachtmütze, als einen Stümper in seinem Feierkleide sehen." — 10. Juli 1767. Ueber Nanine von Voltaire: „Die Pamela des Boissy und des de la Chaussée sind ziemlich kahle Stücke, und Voltaire brauchte eben nicht Voltaire zu sein, etwas weit Besseres zu machen." — 21. Juli 1767: „Der von Voltaire über Th. Corneilles Essex ausgesprochene Tadel könnte leicht weder Verkennung noch Chikane sein. Denn Voltaire ist selbst ein tragischer Dichter, und ein weit grösserer als Thomas Corneille. Es wäre denn, dass man ein Meister in einer Kunst sein und doch falsche Begriffe von der Kunst haben könnte." —

Lessing behauptete nicht, die grossen Tragiker der Franzosen wären keine Genies, sondern nur, die Werke Corneilles stimmten nicht mit den Regeln des Aristoteles überein, wie er sie im Gegensatz zu den Franzosen auffassen zu müssen glaubte, und die Racines und Voltaires genügten demselben nicht in dem Masse, wie die Tragödien des Sophocles, Euripides und Shakspere. Folgende Stelle aus der Dramaturgie kann uns noch weiter darüber belehren:

„Ich kenne verschiedene französische Stücke, welche die unglücklichen Folgen irgend einer Leidenschaft recht wohl ins Licht setzen, aus denen man viele gute Lehren, diese Leidenschaft betreffend, ziehen kann; aber ich kenne keines, welches mein Mitleid in dem Grade erregte, in welchem die

---

5. Mai 1767: „Niemand hat es (mit dem Theater besser) verstanden, die Wirkung einer höhern Macht in die Reihe natürlicher Begebenheiten einzuflechten als Voltaire. Nachdem die empfindliche, edle Seele des Zamor (in Alzire) durch Beispiel und Bitten, durch Grossmuth und Ermahnungen bestürmet, und bis in das Innerste erschüttert worden, lässt er ihn doch die Wahrheit der Religion, an deren Bekennern er so viel Grosses sieht, mehr vermuthen als glauben. Und vielleicht würde Voltaire auch diese Vermuthung unterdrückt haben, wenn nicht zur Beruhigung des Zuschauers etwas hätte geschehen müssen.“ — 9. Juni 1767 spricht Lessing sich günstig aus über das Caffeehaus Voltaires. — 16. Juni 1767 spricht er günstig über eine französische Kritik seiner Sara. Was aber eine Umarbeitung des Stückes anbetreffe, die der Kritiker vorschlägt, so beruft er sich auf Voltaire: „Es gibt auch nothwendige Fehler. Einem Bucklichten, den man von seinem Buckel heilen wollte, müsste man das Leben nehmen. Mein Kind ist bucklicht, aber es befindet sich sonst ganz gut“. Lessings Ausspruch von den nothwendigen Fehlern findet sich also auch schon bei Voltaire. Uebrigens führt Lessing in der Dramaturgie öfters Voltairesche Kritiken mit der grössten Anerkennung an. — 9. Juni 1767. Bei Gelegenheit der Semiramis, an der Lessing allerlei tadelt, lässt er herausfühlen, dass das Stück daneben manche Schönheiten haben könne: „Wenn die Semiramis weiter kein Verdienst hätte als dieses“ etc. — 29. Sept. 1767. Lessing leitet hier seine sehr scharfe Kritik von Voltaire's Mérope mit den Worten ein: „Es kostet mir Ueberwindung, ein Werk des Genies aus diesem (bloss kritischen) Gesichtspunkte zu betrachten; doch da es der ist, aus welchem die Bewunderer des französischen Theaters das lauteste Geschrei erheben: so will ich doch erst genauer forschen, ehe ich in ihr Geschrei mit einstimme.“ — Schliesslich 20. October 1767 heisst es aber doch noch: „In der Erkennungsscene erkenne ich den Dichter und besonders ist die zweite Scene des vierten Aktes ganz vortrefflich.“ Man denke, dass Lessing sich selbst nicht einmal einen Dichter nannte.

Tragödie es erregen sollte, in welchem ich aus verschiedenen griechischen und englischen Stücken gewiss weiss, dass sie es erregen kann. Verschiedene französische Tragödien sind sehr feine, sehr unterrichtende Werke, die ich alles Lobes werth halte: nur, dass es keine Tragödien sind. Die Verfasser derselben konnten nicht anders als sehr gute Köpfe sein; sie verdienen, zum Theil, unter den Dichtern keinen geringen Rang: nur dass sie keine tragischen Dichter sind; nur dass ihr Corneille und Racine, ihr Crébillon und Voltaire von dem wenig oder gar nichts haben, was den Sophokles zum Sophocles, den Euripides zum Euripides, den Shakspere zum Shakspere macht" (VII, 366). Bei Gelegenheit von Weisses Richard III. heisst es: „Nicht genug, dass eine Tragödie Wirkungen auf uns hat, es muss auch die Wirkungen haben, die ihm vermöge der Gattung zukommen. Wozu (sonst) die saure Arbeit der dramatischen Form?" Und in den Literaturbriefen (VI, 41): „Nach dem Oedipus des Sophokles muss in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben als Othello, als König Lear, als Hamlet u. s. w. Hat Corneille ein einziges Trauerspiel geschrieben, das Sie nur halb so gerührt hätte, als die Zaïre des Voltaire? Und die Zaïre des Voltaire, wie weit ist sie unter dem Mohren von Venedig, dessen schwache Copie sie ist, und von welchem der ganze Charakter des Dramas entlehnt worden?"

Man sieht, Lessing tadelt an den dramatischen Werken und zwar nur an den Tragödien der Franzosen, dass sie seinem Begriffe von der Tragödie nicht entsprechen, glaubt jedoch, dass die Verfasser derselben unter den Dichtern keinen geringen Rang einnehmen, während er sich selbst den Namen eines Dichters abspricht. Seiner Meinung nach waren also die Werke dieser Männer grössere Meisterstücke der Poesie — als seine eigenen. Wir brauchen demnach wohl nicht mehr zu beweisen, dass er seine Minna, die man wie gesagt häufig als eine Musterkomödie rühmen hört, neben den andern Musterkomödien Shaksperes, dass er diese Minna schwerlich den Meisterwerken des von ihm unbeschränkt bewunderten Molière vorgezogen haben würde.

Betrachten wir endlich noch Lessings Urtheil über das erste tragische Meisterwerk des grössten unter seinen deutschen Zeitgenossen, Goethes Götz von Berlichingen.

Es sind nur wenige gelegentliche Aeusserungen darüber auf uns gekommen. Wir erwähnen erstens folgende Stelle aus einem Briefe von Weisse an Garve, Leipzig, den 4. März 1775. (Guhrauer, Lessing, II, Beilagen, p. 39.) „Mit Goethens und seines Mitbruders Lenzens neuen Schauspielen (Götz etc.) war Lessing äusserst unzufrieden. Ein bischen Witz und Laune, sagte er, gölte ihm ebenso viel als ein wenig Temperamentstugend, und der müsse ganz auf den Kopf gefallen sein, der, wenn er sich keiner Regel unterwerfen wolle, nicht eine Situation oder launigte Scene machen könne; ein schöner, durchdachter Plan und die geschickte Herbeiführung der Situationen mit der gehörigen Entwickelung gut ausgebildeter Charaktere erfordern mehr Genie.“ In diesem Sinne schrieb denn auch Lessing den 11. Nov. 1774 an seinen Bruder: „Ich lief wirklich Gefahr mit Goethen, trotz seinem Genie, worauf er so pocht, anzubinden“ (um des Goetz willen). Folgende Bemerkung von Franz Horn gehört auch hieher. Brandes (Meine Lebensgeschichte II, 214) erzählt über sein Zusammentreffen mit Lessing in Dresden 1775: „Herzlich bedauerte er den allmäligen Verfall der ächten Komödie; unzufrieden war er mit den seit einiger Zeit zur Mode gewordenen historischen Schauspielen, deren Regellosigkeit — vielfältigen Verwandlungen u. dgl. m. — —.“ Zuletzt wollte Lessing von den Schauspielen jener Zeit gar nichts hören, er lehnte jedes Gespräch über das Theater ab; konnte er es nicht, so schlief er wohl darüber ein, und sagte, wenn man ihn endlich erweckte, jenes bekannt gewordene lakonisch traurige Wort: „Sie genieren mich! —“ War aber vollends von Genie die Rede — dann schlief er nicht, bediente sich auch keines kalten Witzwortes, sondern donnerte dazwischen. Der Widerwille gegen die „Genies“, den er schon in Hamburg ausgesprochen, trat immer schärfer bei aller Gelegenheit heraus. (Franz Horn: Erinnerungen an Lessing, Gesellschafter 1827, 1. Juni.) Eine Bemerkung in Lessings hinterlassenen Papieren (Bd. II, 748) scheint sich auch auf den Götz zu beziehen: „Er füllt Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke. Wer? Etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialoge bringt und das Ding für ein Drama ausschreit?“ (Hettner II, 528).

Das Urtheil über den Götz, der ja noch heut zu Tage

den französischen Tragödien gegenüber als ein im Shakspereschen Geiste geschriebenes Meisterwerk betrachtet wird, zeigt, dass Lessing trotz des Goetheschen Genies mit seinen Leistungen wenig zufrieden war. Vielleicht weniger als mit denen der Franzosen, denn erstens erregt Götz nicht so sehr unser Mitleid wie die Werke Racines und Voltaires, und zweitens beobachtete Goethe nicht einmal die Gesetze des Dramas überhaupt. Dieselbe Unzufriedenheit zeigte sich in der Beurtheilung von Werthers Leiden. Was er über die Jugenddramen Schillers gedacht hatte (die Räuber konnte er möglicherweise noch gelesen haben, da er 1781 starb), lässt sich leicht errathen. Gewiss wären die späteren Dramen Goethes und Schillers, welche, wie der englische Goethebiograph Lewes bemerkt, der Hauptsache nach im Racineschen Geiste geschrieben sind, bei Lessing nicht so schlecht weggekommen, weil sie wenigstens den Anforderungen, die man an ein Drama zu stellen hat, besser genügten. Ob er dieselben jedoch mit unseren Kritikern den Stücken Corneilles, Racines und Voltaires vorgezogen? ob er sie ihnen nur gleich gestellt haben würde? darüber lässt sich zwar nichts Bestimmtes sagen, aber eine Vermuthung darf man aufstellen. Dasselbe Lob, derselbe Tadel, den Lessing über die Tragödien eines Corneille, Racine und Voltaire aussprach, trifft auch sie im vollsten Masse. Schiller hat sogar eine grössere Aehnlichkeit mit Corneille als mit Racine und Voltaire. Auch er will mehr durch Darstellung erhabener Gedanken und Gefühle ergreifen und erschüttern als rühren und Mitleid erregen. Kein einziges seiner Stücke rührt uns im Grossen und Ganzen so sehr wie die Andromaque und die Phèdre Racines, wie die Alzire, Zaïre und der Tancrède von Voltaire. Ist er aber desshalb ein kleinerer Dichter? Ebenso wenig wie Corneille und Aeschylus kleiner sind als Euripides und Voltaire. Und Lessing würde dies am wenigsten behauptet haben. Und endlich Goethe? Ihm war es vorwiegend darum zu thun, das Bild irgend einer Persönlichkeit darzustellen, in welcher sich seine eigenen jedesmaligen Gefühle verkörperten. Wird man aber durch die Darstellung derselben in seinen Tragödien, im Lessingschen Sinne besonders tragisch erregt, gerührt? Von dem Tasso, der Iphigenia, dem Egmont lässt sich die viel weniger be-

haupten als von den klassischen Dramen der Franzosen, ebenso wenig wie von dem Götz von Berlichingen.

Nur einigen Scenen aus dem Faust würde Lessing von seinem Standpunkte aus seine Anerkennung nicht vorenthalten haben.

Was er an den französischen Tragödien tadelte, würde er also wenigstens in demselben Masse an Schiller und Goethe getadelt haben.

Gewiss hätte es ihm auch nicht zugesagt, dass fast alle Personen Goethe's und Schillers — ganz wie die der alten französischen Dramatiker — eine so poetische, fein gebildete Sprache reden, als wären sie die Dichter Goethe und Schiller selber. Schillers so oft wiederholtes Wort, dass „die Helden der französischen Tragödien sich wie die merowingischen Könige mit Scepter und Krone zu Bette legten", lässt sich, meinem Gefühle nach, fast ebenso sehr auf Tasso, Iphigenie und die natürliche Tochter, wie auf sämmtliche Schillersche Tragödien seit Don Carlos anwenden, als auf die Meisterwerke von Corneille, Racine und Voltaire, denn die Sprache der letzteren hält mehr zwischen Poesie und Prosa die Mitte[1]). Die Personen des Tasso und der Iphigenie reden ebenso fein und poetisch wie Racines König Agamemnon.

Endlich würde unserm Lessing in dramatischer Hinsicht noch ein anderer Mangel aufgefallen sein. Lessing war in der französischen Schule gross gezogen, die sich durch eine straffe, spannende Form der dramatischen Entwickelung auszeichnet. Diesen Vorzug, durch den sich auch seine Emilia zu ihrem Vortheile von den mehr lockeren Tragödien Goethes und von den zu sehr auseinandergezogenen, zu weit ausgesponnenen[2]) Tragödien Schillers[3]) unterscheidet, hatte sich

[1]) Auffallenderweise ist sogar dies von deutschen Kritikern jenen Dichtern als ein Beweis geringerer poetischer Begabung vorgeworfen worden.

[2]) Goethe rügt es als einen Mangel des Dramatikers Schiller (XXXV, 352), dass derselbe sich „nie in den Raum von drei Stunden habe einschliessen können", und lobt die entgegengesetzte Eigenschaft an Körner, und Lessing bemerkt sogar von seiner Sara Sampson: Das Stück ist ein wenig zu lang. (Dramaturgie 12. Juni 1767.)

[3]) Gegen Schillers Wilhelm Tell insbesondere würde er dasselbe geltend gemacht haben wie gegen Corneilles Polyeuctes in der Hamburgischen Dramat. vom 1. Mai 1767: Wenn heldenmüthige Gesinnun-

Lessing von den Franzosen angeeignet. Schon bei Gelegenheit des Götz haben wir gehört, wie er sich gegen den häufigen Scenenwechsel und die sogenannten historischen Tragödien aussprach. Jeder Scenenwechsel hält die dramatische Entwickelung auf, hemmt den organischen Fortschritt der Handlung; und deshalb wollte Lessing Nichts davon wissen, trotz Shakspere. Ebenso und aus demselben Grunde verurtheilt er die chronikartigen historischen Schauspiele: es fehlt ihnen die eigentliche dramatische Entwickelung, auf welche der Franzose stets so viel Werth legte. Und in dieser Hinsicht, wagen wir zu behaupten, würde Lessing den Franzosen geradezu vor Schiller und Goethe — und in einzelnen Fällen auch vor Shakspere den Vorzug gegeben haben.[1])

Uebrigens müssen wir noch hinzusetzen (und diess ist charakteristisch für den Standpunkt, von welchem Lessing die französische Tragödie tadelt), dass er nur Corneille als denjenigen nennt, dessen Meisterwerke er besser machen wolle. Warum nicht auch Racine und Voltaire? Offenbar, weil letztere seinem Ideal einer Tragödie mehr entsprachen, weil sie Mitleid erregen, während Corneilles Heldenseele vor Allem das Gefühl der Bewunderung zu wecken suchte. Sagt er nicht, und zwar mit Recht, dass keine Tragödie des Letzteren den Leser nur halb so sehr rührte wie Voltaires Zaïre? Und zu dieser Zaïre könnte man noch Alzire, Tancrède und mehrere andere Voltairesche Stücke hinzufügen.

Lessings Behauptung liefe also schliesslich nur darauf hinaus, dass Corneille ein grösseres Genie sei als er, Corneilles Werke grössere Meisterwerke als seine eigenen, dass er sich jedoch anheischig mache, vermöge seiner richtigeren Ansicht über den wahren Zweck der Tragödie, vermöge seines bessern Verständnisses des Aristoteles, ein tragisch wirksameres, d. h. ein rührenderes Trauerspiel zu schreiben als jener.

gen Bewunderung erregen sollen, so muss der Dichter nicht zu verschwenderisch damit umgehen, denn was man öfters, was man an mehrern sieht, hört man auf zu bewundern.

[1]) Ebenso ist Herders Urtheil über die Franzosen relativ aufzufassen. Herder zergliederte am 29. Juni 1800 in einem Gespräch mit Schröder Schillers Maria Stuart „mit dem ihm eigenen Scharfsinn, nach welchem die Fehler die Schönheiten übertrafen.“ (Von Schröder selbst erzählt und von Meyer bestätigt in dessen Biographie von Schröder II, 187.)

Voltaire und Racine gegenüber wagte er nicht dieselbe Behauptung aufzustellen, hatte doch letzterer das Wesen der Tragödie in dem Lessingschen Sinne aufgefasst. Sie suchten weniger durch Darstellung von Seelengrösse zu erheben, als durch Mitleid zu rühren; und seltsamerweise hatte der letzte jener drei grossen Tragiker, Voltaire, sich hierin am meisten ausgezeichnet, ganz wie der letzte der drei grossen Tragiker der Griechen. Wie Euripides, so war auch Voltaire der *τραγικώτατος*.

Wie verhalten sich aber Lessings eigene Trauerspiele in dieser Beziehung zu denen Voltaires oder Racines? Selbst sein bestes, Emilia Galotti, das doch als ein Product der Neuzeit und als nationaldeutsches Werk mehr auf unser einen wirken sollte, hat mich nie in demselben Masse gerührt wie die Werke jener Franzosen. Ich werde gespannt, aber mein Mitleid wird nicht rege, weil ich den Helden des Stücks kein rechtes Interesse abgewinnen kann. Goethe und Schiller waren in dieser Hinsicht von Lessings Dramen auch nicht sehr erbaut. Letzterer war eine zu kritische kampflustige Natur, hatte selbst zu wenig Weichheit des Gefühls, um das Gefühl auf eine wirksame Weise reden zu lassen; auch war er sich dessen wohl bewusst.

An dem so häufig als Muster gepriesenem Plane der Emilia Galotti zeigt sich das ganz deutlich. Ich bewundere an demselben vorwiegend die Geschicklichkeit, um mit Hamann zu reden, mit welcher sich Lessing seine Schwächen zu Nutze machte. Um zu rühren — und Rührung bezeichnet er ja im Gegensatz zu Corneille als den wahren Endzweck der Tragödie — hätte er uns eine möglichst grosse Theilnahme für das liebende Paar einflössen, er hätte uns zuerst dieses Paar und dann den Prinzen vorführen, überhaupt den Liebenden die Hauptrolle ertheilen müssen. Und was hat er gethan? Er lässt den Appiani, für dessen Liebe wir uns interessieren sollten, fast nicht auftreten. Die wichtigsten Worte, welche er ihm in den Mund legt, sind: „Perlen bedeuten Thränen.“ Den Prinzen und Marinelli hingegen macht er zu seinen Haupthelden. Und warum? Offenbar, weil er sich nicht einmal auf „den Voltaireschen Kanzleistyl der Liebe“ verstand.

Dieses ist aber ein grosser Fehler, und Lessing ver-

mag es nicht, wie der grosse Corneille, uns für die mangelnde Rührung durch das Gefühl des Erhabenen zu entschädigen.

Man höre, wie Goethe über Lessings gepriesene Meisterwerke urtheilte. Nicht besser als Lessing selber, nämlich „Wahrheit und Dichtung“ (XXV, 88): „Lessing wurde nach und nach ganz epigrammatisch in seinen Gedichten, knapp in der Minna, lakonisch in Emilia Galotti, später erst kehrte er zu einer heitern Naivität zurück, die ihn so wohl kleidet, im Nathan.“ XXXV, 342 heisst es: in dem Nathan spreche fast allein der Verstand.

Dieses Knappe, Epigrammatische, Lakonische ist der grade Gegensatz des natürlichen weichen Gefühls. Nur wo es galt die Wuth und Raserei der Eifersucht zu schildern, wie bei der Gräfin Orsina, war Lessing wieder auf seinem Fleck; auch da nichts Rührendes und keine Weichheit des Gefühls. Und weil er sich hier seiner Aufgabe gewachsen fühlte, desshalb liess er sich auf die Schilderung der Wuth und Raserei der Orsini wieder ausführlicher ein als auf die der Liebe seines Helden und seiner Heldin. Weiss man doch schliesslich nicht einmal, ob Emilia ihren Bräutigam liebt oder den Prinzen. Wo bleibt da die Aristotelische Rührung?

Nun das Urtheil Schillers (mit einem Zusatz von Goethe). Wir citieren nach Hettner II, 537: „Schiller hatte nach Goethes Bericht (35, 353) in späteren Jahren gegen Emilia Galotti einen entschiedenen Widerwillen, und Goethe selbst sagt in einem Briefe an Zelter (Bd. 5, 425), das Stück könne jetzt kaum noch wirksam sein; untersuche man es genau, so hätte man vor ihm nur den Respect wie vor einer Mumie.“ Da haben doch alle Franzosen insgesammt noch nach zwei Jahrhunderten eine ganz andere Achtung vor den Meisterwerken eines Corneille und Racine; und es gibt noch jetzt eine Menge Engländer und — Deutsche, die das Gefühl mit ihnen theilen. Von dem Nathan, der bei Goethe noch am besten wegkommt, meinte Schiller, der Dichter habe sich in der Bearbeitung vergriffen. Der Stoff hätte als Lustspiel behandelt werden müssen. Uebrigens bemerkt Goethe noch an obiger Stelle, Schiller liebe überhaupt „kein einziges von Lessings dramatischen Werken.“

Kurz: es steht weder fest die Anerkennung des deutschen Dramas, wie es Goethe und Schiller gestalteten, durch Lessing, noch die Anerkennung des Lessingschen Dramas durch Goethe und Schiller; wohl aber steht fest die Nichtübereinstimmung unserer Classiker in der Lösung des dramatischen Problems und eine ziemlich hohe Werthschätzung des französischen Theaters, eine unbedingte der französischen Komödie durch Lessing.

Die Anfänge des Dramas in Schweden und Dänemark.

Von Ernst Wilken.

Das Wenige, was man über die Anfänge des Dramas im skandinavischen Norden mit Sicherheit weiss, stelle ich im Folgenden nach nordischen Gewährsmännern[1]) kurz zusammen.

Ueberall im Süden und Westen Europas finden wir das Drama des Mittelalters zunächst als kirchliches, dann als geistliches Schauspiel im freieren Sinne, welches sich erst spät aller Anklänge an den Cultus entäussernd um die Reformationszeit bei uns als Schuldrama[2]) auftritt; in Skandinavien aber zeigen die ältesten Denkmäler bereits diesen späteren Character. Man hat freilich im Norden, gestützt auf ein paar Andeutungen (so heisst es in der Vorrede zu der 1550 gedruckten „Tobie Comedia", dass wie anderwärts so auch in Schweden vor Alters in Liedern und Comödien das Andenken heiliger Männer gefeiert sei[3])) versucht, auch hier die Existenz des Mysteriendramas zu behaupten; da man bisher aber so gut wie Nichts von dergleichen älteren Comödien aufgefunden, und die erste bestimmte Kunde einer solennen scenischen Aufführung in Skandinavien erst vom Jahre 1501 datiert ist, verlohnt es sich für uns nicht der Mühe, in das

[1]) Als Quellen für die nachfolgende Darstellung sind benutzt:
Kongl. Witterh. Hist. o. Ant. Acad. Handlingar (XIX Del.) Stockholm 1850.
Den danske Skueplads — — af Th. Overskou. Förste Deel. Kjöbenhavn 1854.
Svenska dramat intill slutet af sjuttonde århundradet af G. Ljunggren. Lund, Köpenhamn 1864.
Petersen: Bidrag til den danske Lit. Histor. (II und III.) Kjöbenhavn 1867 etc.

[2]) Ich sehe hier von andern Richtungen der Entwickelung ab.

[3]) cf. Ljunggren pag. 105. — Einige kirchlich-symbolische Handlungen zur Osterzeit weist derselbe nach, doch erst aus dem XVI. Jahrh. nach p. 110.

Dunkel früherer Jahrhunderte eindringen zu wollen. Schlossen sich an die kirchlichen Festzeiten auch wol mimische Ergötzungen an, so behielten sie doch stets einen privaten, familiären Charakter, wie es scheint. Ein paar Worte darüber werden genügen.

Das „Julbocksspiel", wol noch aus heidnischer Zeit stammend, war die mimische Darstellung eines alten Volksliedes von Vater und Sohn, die glücklich einen Bock erlegt haben, ihn nach Hause karren und einsalzen. Bei den Worten aber:

„Och bocken han upp och raska sitt skägg,
Han slog sitt hufvud mot hvar femte vägg"

hatte die den Bock darstellende Person wieder lustige Sprünge zu machen. Ljunggren erkennt hier die Böcke Thôrs (vgl. Gylfaginn. c. 44).

Am Julabend ward auch in Schweden häufig[1]) eine kleine Kinderkomödie von „Knecht Ruprecht und dem Jesuskind" gespielt, wie in andern Ländern. Allmählich wurden beide Spiele verschmolzen. Aus religiöser Scheu (wie ich vermuthe) ward das Jesuskind aus dem letztgenannten Spiele gelassen, und an seine Stelle trat neben den finstern schulmeisterlichen Ruprecht nun der muntre, drollige Julbock, um den Kindern ihre Julklappen[2]) zu bringen. — Ein ähnliches Kinderschauspiel, der sogenannte „heilige Dreikönigsstern"[3]) scheint in Schweden noch jetzt, sowohl am Julabend als zu Epiphanias in Gebrauch zu sein: fünf „Stjerngossarne" (ausser den auch in Deutschland bekannten „heiligen drei Königen allen vier" noch Judas mit dem Beutel) ziehen von Haus zu Haus, in einem schmucklosen Liedchen um Gaben bittend und für das Erhaltene Dank sagend. Hier und da wird bei diesem Umgang auch ein bekanntes Volkslied:

---

[1]) Entsprechend mehrern deutschen Kinderbescheerungs- oder Advent-Spielen.

[2]) So werden auch in dem früher schwedischen Pommern noch heute Weihnachtsgaben genannt, die am 24. Decbr. Abends unter dem lauten Ruf: Julklapp! in Stuben- oder Hausthüren geworfen werden.

[3]) Trettondedags-Stjerna. In Schweden wird der h. Dreikönigstag als 13. nach dem Julfest Trettondedag genannt (vgl. das englische twelfthday, twelfthnight); siehe Ljunggren p. 102. Ueber deutsche Sterndreherweisen vgl. Flögel Gesch. der kom. Lit. IV, p. 10.

„En stjerna rann upp uti Österland,
Hon mande så klarligen skina"

nach einer kirchlichen Melodie vorgetragen. —

Zur Carnevalszeit[1]) sind auch im Norden Schwänke und Kurzweil mancher Art getrieben, von wirklichen Fasnachtsspielen aber ist Nichts zu berichten. Nur ein von Ljunggren kürzlich bekanntgemachtes „Gespräch zwischen Jul- und Fastenzeit"[2]) scheint nach den Anfangsworten:

Jach är skyldug förts at mälä
Konunga och biscopa sitin hele och sälä!'

etwa in Gegenwart des Hofes zur Carnevalszeit gespielt zu sein. Das ziemlich trivial gehaltene Stück finde ich doch beachtenswert, weil hier die üppige Carnevalszeit nur als Fortsetzung des heitern Julfestes erscheinend in um so schärferen Gegensatz zu der strengen Fastenzeit tritt. Noch heute liebt es der Schwede, seinen Jul bis zum Kanutsdag (20. Januar) auszudehnen, wie das Sprichwort sagt:

Tjugonde's Knut kör Julen ut!

Ich erwähne kurz noch ein paar das dramatische Gebiet berührende Productionen. Dazu gehört das Fragment einer Marienklage, mehrfach unter verschiedenen Titeln in Schweden publiciert.[3]) Man hat darin zuletzt die Uebersetzung eines von Mone (Schauspiele des Mittelalters I, p. 204 folg.) mitgetheilten Gedichts erkannt, freilich in knapperer Fassung und fragmentarisch. (Nur Vers 335—585 des Moneschen „Spiegel" bilden die Vorlage, vergl. Schausp. des MA. I, p. 221 fg.) — Ein ähnliches, dem Marienkult entsprossenes Gedicht (De uno peccatore qui promeruit gratiam, Lj. p. 111 sq.) ist auch wol nur zur Andachtslectüre bestimmt gewesen. — Schliesslich nenne ich eine (fragmentarische) dramatisierte Uebersetzung des bekannten Processformularbuchs „Liber Belial" des Jacob v. Theramo, schwedisch unter dem Titel „Belial ex Inferno egrediens etc." (Lj. pag. 114 ff.)

Dazu könnte man, wie Rydquist gethan,[4]) aus dem reichen

[1]) „Fastelagen" wird auch in weiterer Ausdehnung, „Fettisdag" wol nur für den letzten Dinstag gebraucht.

[2]) Handschriftlich erhalten aus dem Jahre 1457. Lj. p. 133.

[3]) Lj. pag. 107.

[4]) Nordens äldsta Skädespel. — In den oben citierten Abhandlungen der Stockh. Acad.

Füllhorn des nordischen Volksgesanges noch dies und jenes Lied heransgreifen, welches vielleicht nicht allein gesungen wurde, sondern eine Art mimischer Aufführung gefunden hat[1]); auch ältere Gesellschaftsspiele mimischer Art haben die emsigen Forscher des Nordens herbeigezogen, und ich werde weiter unten wenigstens auf eins derselben flüchtig zurückkommen. Genaueres Eingehen ist mir nicht gestattet, und fasse ich nun zu meiner eigentlichen Aufgabe, der Skizzierung des skandinavischen Schuldramas mich wendend, zunächst das kleinere, aber mit der übrigen europäischen Cultur in leichterem Verkehr stehende Dänemark ins Auge.

Die erste scenische Aufführung in Dänemark wie überhaupt im Norden, von der man bestimmte Kunde hat, ist die von Thura in seiner „Idea historiae literariae Danorum"[2]) erwähnte, im Jahre 1501 in Aarhus von Schülern ausgeführte Vorstellung einer (wahrscheinlich lateinischen) Comödie. So ward auch 1546 vor Christian III. in Aarhus gespielt, und von Cristoffer Ravensberg wurden schon unter Christian II. scenische Aufführungen an der Universität ins Leben gerufen. Der Erste aber, welcher sich zweifelsohne der dänischen Sprache bei dramatischen Arbeiten bediente, war der Odenseer Schulhalter Kristiern Hansen[3]), von dem drei gereimte Comödien erhalten sind, die beiden letzten („das Urtheil des Paris" und „die heilige Dorothea") wol sicher nach deutschen Originalen.[4]) Auch von dem ersten Stück (die Verführung einer Frau durch einen Hofmann behandelnd, der sich mit einer Hexe verbündet) meint Petersen, es sei kein Grund, es für Originalarbeit zu halten. Doch ist das Urtheil dieses Gelehrten über das älteste Drama seines Volks überhaupt sehr absprechend („wenn es rührend sein wollte, ward es komisch; wenn komisch, ward es grob" III, 508); nur als Sprachquelle und als Sprichwörterschatz ist es ihm

[1]) Wir sahen dies ja schon bestimmt bei dem Julbocksspiel.

[2]) cf. Overskou I, pag. 34. Petersen II, 222.

[3]) Overskou I, 35; Petersen II, 223. Ich folge auch ferner in diesem Abschnitt dem Darstellungsgang beider Werke.

[4]) Für die „Dorothea" gilt die 1507 in Leipzig gedruckte lat. Comödie gleichen Inhalts als Quelle, abgesehen von früheren Bearbeitungen. — Das erste Stück dürfte seinem Charakter nach als Fastnachtsspiel gelten.

wichtig. Nach Petersen wäre nur der Epilog zu „Dorothea“, worin Hansen vor der lutherischen Lehre warnt — die wirklich in Odensee den längsten und heftigsten Widerstand gefunden haben soll — als eigenes Product des Verfassers anzusehen. (Auch Hansen lebte zur Zeit Christians II.)

Unter Friedrich II. (1559—88), der selbst ein grosser Freund der scenischen Genüsse gewesen sein soll, wurde namentlich in Helsingör die Schöpfung einer nationalen Bühne vorbereitet. Hier lebte (als Rector, später Capellan) Hans Kristensen Sthen, der zu Neujahr, Fastnacht und Pfingsten mit seinen Schülern dramatische Spiele aufführte. Er wird jetzt allgemein für den Verfasser des Schauspiels „Kortvending“ gehalten. Es ist dies (nach Petersen) allerdings mehr ein moralisches Gedicht in Monologen, als ein Drama: den Unbestand aller irdischen Lagen bringt es auf eine sehr mechanische Art (der Canonicus tritt schliesslich als Schreiber, der Mönch als Capellan auf u. s. f.) zur Anschauung und die (freilich sehr richtige) Moral des Ganzen findet sich im Epilog rund und glatt genug ausgesprochen:

I gode folck i haffue nu hörtt
Paa thenne Leg ind ende,
At alltinng er omskiffthellig gjörtt
Oc gud kanndt allting wende (etc.)

Ich bemerke noch, dass der Kriegsmann im Stück sich des niederdeutschen Dialekts bedient.

Wir wenden uns nun zu Peder Jensen Hegelund (Schulrector in Ribe), von dem wir eine dänische „Susanna“ besitzen. Da nämlich im Jahr 1577 bei einer Hoffestlichkeit die lateinische „Susanna“ (Comoedia tragica, per Xystium Betulium, Augustanum[1])) grossen Beifall gefunden, unternahm es der patriotische Gelehrte diesen damals so beliebten[2]) Stoff auch für die dänische Literatur auszubeuten. Seiner (freien) Uebertragung jener lateinischen „Susanna“ fügte er selbst ein (an Umfang wenig geringeres) moralisches Gedicht „Calumnia[3]) seu Diabola personata, Bagtale eller Klafferi etc.“

[1]) Gedruckt Augsburg 1537.

[2]) Bekanntlich haben auch P. Rebhuhn und der Herzog H. J. von Braunschweig dies apokryphische Sujet behandelt.

[3]) Diese allegorische Figur erscheint auf der Bühne mit aufgeschürzten, seidnen Kleidern, zwei mächtigen Ohren, zwei Zungen im

ein, das zwischen der 6. und 7. Scene des 4. Acts seine Stelle fand. — Die bei Petersen gegebene Vergleichung (III, 513, 524) des ersten das Stück eröffnenden Monologs mit dem Anfang der lateinischen Susanna zeigt schon die freie, naiv ansprechende Kunst des dänischen Bearbeiters. Zur Probe seines Talents wähle ich aber lieber den von Overskou nach Rahbek[1]) mitgetheilten Dialog zwischen Agiram, Maloco und Dadan (drei Rathsherren) über die Pflichten ihres Richteramts.

Dadan: Salomon siger, at Gaffue og Skienk
    Forblinde de Vise paa Raadebenk.
Agiram: Salomons Ord giffuer jeg vel Loff,
    Men han ei haffd' Smaahielp behoff.
Dadan: Det samme siger ogsaa Sirak.
Agiram: Ja ja, han havde saa meget til Snak.
Dadan: Gud selv forbyder Skienk at tage,
    Oc boye Retten frem oc tilbage.
Agiram: For Skienk vil jeg ingen Ret forvende,
    Dog naar en Sag er kommen til Ende,
    Hvi skulde de mig ikke lidet foräre
    Oc nogit igien til Villie väre.
Maloco: Siden Ruus i Verden er bleffuen til,
    Ingen fuld eller drucken kaldis vil,
    Al Aager, Offuersaetning, Renter oc Taering
    Skal hede en Villie oc höffsk Foraering. —

Agiram erläutert sein Princip dann bald hernach noch deutlicher:

Vogn gaaer vist dess bedre afsted,
Som vel er smurt, oc knirker ei ved.

Ausser dieser „Susanna“ hat Hegelund geschrieben: „Om Abel og Kain“, „om Abraham“, „om Lazari Opstandelse“, „om de ti Spedalske“, „om den rige Mand og Lazaro“. — Ausserdem werden noch zwei Stücke („Om Jephtae Löfte, en latinsk Tragoedia Buchanani Scoti“ und „Om Abrahams Liff oc Leffnet, en Leeg Georgii Rollenhagen“) namentlich genannt, als bei Schulfesten in Ribe unter Hegelunds Leitung aufgeführt.

Je mehr diese Schulcomödie unter den Händen geistvoller

Munde und vielen am Körper, zwei Herzen u. s. w. — Sie entwickelt ihre Verwandtschaft mit Schmeichelei, Argwohn und andern Lastern.

[1]) Bidrag til den danske Digtekunsts Historie II.

Bearbeiter und bei der steigenden Theilnahme des Hofes an ästhetischem Werth gewann, um so weiter entfernte sie sich von ihrem ursprünglichen, dem pädagogischen Zweck. Mit dem Aufgeben der lateinischen Sprache war der classische Nimbus dieser Uebungen schon erblichen, und die wandernden Schauspielerbanden, die auch den Norden immer häufiger besuchten, bewirkten mit der Zeit eine völlige Umwandlung des moralischen Ansehens der Comödie. Doch zögerten Geistliche und Schulmänner mit Recht das wichtige Terrain gänzlich zu räumen: noch bis zum Ende des 17. Jahrhunderts finden wir in Skandinavien die Schulcomödie gepflegt.

An Hegelund schliesst sich zunächst als einer der begabtesten Vertreter dieser Richtung Hieronimus Justesen Ranch (gestorben 1607 als Pfarrer in Viborg). Wir besitzen von ihm (ausser lyrischen Sachen) drei Bühnenstücke: König Salomons Huldigung, Simsons Gefängniss und Karrig Niding. Das erste Stück ward 1584 bei der Huldigung Christians IV. auf dem Neumarkt in Viborg aufgeführt, 1585 in Kopenhagen gedruckt. Es finden sich Anspielungen genug auf den regierenden König[1]), die Königin und den jungen Herzog Christian; in einem Lobgesang der Engel heisst es sogar:

See Israels Fredrige see Salomon
En Kong i Zion!
Gud beuar vor Koning oc vor Jedidia,
Herre spar vor Drodning, Dronning Sophia![2])

Uebrigens scheint diese Arbeit nur als Repertorium altdänischer Sprichwörter von Werth zu sein, ich führe eins, unserm „Stille Wasser sind tief" entsprechendes an:

„Dess stiller vand, dess dyber grund,
Lade icke en hver strax vide Eders rund."

Das zweite seiner Stücke: „En ynkelig Tragaedi om den draeftige staerke Krigs Heldt Samson" verdient namentlich in Bezug auf die Form Beachtung. Die bisher erwähnten Schauspiele waren durchweg in dem sogenannten Knittelvers geschrieben, doch fanden sich am Schluss der Acte hin und wieder lyrische Einlagen, sei es im Volksliedton, sei es in antiken Massen. In vorliegender Tragödie aber findet sich

[1]) Friedrich II.
[2]) Overskou I, 59.

das ganze Gewebe des Dramas so von Gesangstücken (eins derselben ist in deutscher Sprache) durchbrochen, dass Nyerup das ganze Drama für ein Singspiel — Petersen für die älteste dänische Oper erklärt. Der gewaltige Stoff scheint wenn auch manieriert, doch nicht ohne Geist behandelt zu sein, und neben den weichen Liedweisen kommt in der Figur des Narren Krage auch eine derbere Weltanschauung zu ihrem Recht. Bedenkt man, dass (namentlich im 17. Jahrhundert[1])) das Deutsche in Dänemark nicht nur Hof-, sondern auch in weiteren Kreisen Modesprache war, wird man sich nicht wundern, auch den Narren Krage hier etwas deutsch radebrechen zu hören. Selbst das Vordringen des musikalischen Elements ist wol zunächst auf deutsche Anregung zurückzuführen.

Ehe wir aber diese, für die Folge wichtige, Richtung zur Oper weiter verfolgen, haben wir das letzte Stück Justesens zu betrachten: „Karrig Niding." Der Stoff ist nach Petersen entlehnt, doch gesteht er der Behandlung ihren Werth zu, und nennt das Stück die „erste dänische Volkskomödie im niedrig-komischen Stil"[2]). Dasselbe erinnert seinem Inhalt nach an die von Kristiern Hansen behandelte Verführungsgeschichte; letztere nur ein frischer, kecker Schwank, Justesens Arbeit dagegen durch die gut angelegte moralische Spitze einen etwas höhern Rang im komischen Gebiet beanspruchend. Ist uns im Anfang die leidige Knauserei des Helden in Versen wie:

„At hun er en smuk og deylig Vif,
Med Lader og Saeder, et velskabt Lif,
Det giver mig kun passelig Glaede,
Uden hun vilde holde op at aede" —

entgegengetreten, so gönnen wir ihm schliesslich fast sein Unglück, da er von einer Reise zurückkehrend in seinem Hause sich überreden lässt, verkehrt gegangen zu sein, und sehr vergnügt sich entfernt, im Wahn bei fremden Leuten gratis gespeist zu haben. —

Unter Christian IV.[3]) sind namentlich Peder Thögersen (Pfarrer in Randers) und Hans Thomsson Stege

---

[1]) Overskou I, pag. 116, 119.
[2]) Peters. III, 517.
[3]) Regierte 1588—1648.

(Pfarrer auf Mön) als Verfasser von Schuldramen zu nennen. Von dem ersteren rührt eine an die ältesten französischen Moralitäten erinnernde[1]), übrigens wol selbständige Arbeit her: „De Mundo et Paupere, eller om Verden oc den Fattige“, geringen Werths; vielleicht gehört auch eine „Tobiae Comoedie“ demselben Verfasser.[2]) Der zweitgenannte Geistliche wagte sich an einen klassischen Stoff, die Tragödie „Cleopatra“, ein Product, das aus der moralisierenden Bahn weichend nun ganz farb- und geschmacklos wurde; zuletzt erwähne ich noch Kjeldsen Tybo als Verfasser eines Absalon; Jens Kjeldsen als Bearbeiter von Josefs Leben; Eric Pontoppidan als Bearbeiter des lateinischen „Tobaeus“ von Cornelius Sconaeus. Damit glaube ich von dem dänischen Schuldrama scheiden zu können: nur eine (nicht ungeschickte) Uebersetzung von M. Opitzens „Judith“ durch Mogens Skeel[3]) († 1694) und die zwei Stücke des Rectors Jens Kristensen Lönborg († 1700), nämlich „Susanna“ und „der verlorne Sohn“, seien hier noch der Vollständigkeit wegen erwähnt.

In früheren Zeiten hatte der Hof sich bei Feierlichkeiten mit Aufführung lateinischer und dänischer Comödien durch Studenten und Professoren begnügt, unter Christian IV. und seinen Nachfolgern fanden auch in Dänemark jene mehr phantastischen Vergnügungen Eingang, wie sie in England schon unter Elisabeth, später namentlich am Hofe Ludwigs XIV. florierten. Kostbare Aufzüge und die damals sogenannten „Wirthschaften“[4]) machten den Anfang, Oper und Ballet traten daneben. Deutsche, niederländische, englische Schauspielerbanden hatten sich schon im 16. Jahrhundert (zumal in Helsingör) sehen lassen; bald kamen diese Fremden immer häufiger, für eine Zeitlang das dänische Element fast von der Bühne verdrängend. Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts war vielleicht die Blüthezeit deutschen Einflusses, neben welchem sich auch französischer geltend machte. Erst

[1]) Overskou I, 69.

[2]) Diese Arbeit scheint etwas verdienstvoller.

[3]) Kein Gelehrter, sondern ein Mitglied des Adels.

[4]) „König und Königin traten als Wirth und Wirthin auf, während als Gäste Fremde kamen aus allen Welt- und Phanatasie-Gegenden.“ (Petersen.)

nach Ueberwindung dieser fremden Potenzen konnte sich ein (freilich dorther befruchtetes) nationales Drama gestalten.

Christian IV. (um in unserer Darstellung fortzufahren) hatte schon im Jahre 1601 ein von Joh. Laurenberg[1]) geschriebenes deutsches Singspiel („darin vorgestellet werden die Geschichte Arions“) aufführen lassen, im Jahre 1634 aber sollte die Hochzeit des Prinzen Christian mit beispielloser Pracht gefeiert werden. Nachdem am 7. October ein vom Hofmaler Carl von Mandern arrangiertes „Ballet“ (d. h. eine Oper mit Tanz) gegeben war, wurden am 8. und 9. des Monats zwei deutsche Comödien (die erste sicher, die zweite wol auch von Laurenberg) agiert: „Wie Aquilo, der Regent mitternächtiger Länder, die edle Prinzessin Orithyiam heimführet“ und „Wie die Harpyiae von zweyen Septentrionalischen Helden verjaget, und König Phineus entledigt wird.“ — Von dem ersteren Stück hier ein Pröbchen (nach Overskou I, 87):

Argennes. Gueten Tag, Monsör.
Agriota. Nein, Ich heisse nicht Mons Sörensen, mein Nahme ist Trolle Naunsen.
Argennes. Was bringstu gueths, Herr Urian?
Agriota. Ja, das ist wahr, Ich bringe einen Uhrhahn“ u. s. w.

Ballet und Comödien waren im Rittersaal gegeben, am 10. October aber kam auf dem Schlossplatz die „Tragödie von den Tugenden und Lastern“ zur Aufführung, wol nicht von Laurenberg verfasst, aber in ähnlichem Stil. Dem Stück fehlt auch nicht der Narr, Hans Bratwurst liess sich in plumpen (niederdeutschen) Spässen vernehmen. — Unter Friedrich III. (1648—70) dauerte die Neigung des Hofes für solche Vergnügungen fort; im Jahre 1663 ward zur Feier der Verlobung der Prinzessin Anna Sophia ein italienisches Ballet (Il Cadmo), in deutsche Verse gesetzt von A. Werner, gegeben, am folgenden Tage aber eine (deutsche) „Waldkomödie“, gedruckt unter dem Titel: „Masquarada. Die Waldlust, dem Könige Friedrich III. im Walde bei Friedrichsborg allerunterthänigst fürgestellt.“ — Im Jahre 1669 nahm der König eine stehende französische Truppe in Dienst. Christian V. (1670—99), der nach einem kurzen ökonomischen

[1]) Geboren zu Rostock 1590, gest. 1658 als prof. matheseos in Sorö.

Anfang bald zu dem herrschenden Luxus der Höfe zurückkehrte, richtete auf Amalienborg ein Opernhaus ein, das aber im Jahre 1689 abbrannte. Es war bei Gelegenheit der zweiten Aufführung einer deutschen Oper[1]), als Feuer ausbrach und über 200 Menschen umkamen.

Friedrich IV. trieb theatralische Vergnügungen mit eben so viel Neigung, aber mit mehr Geschmack und patriotischem Sinne wie sein Vater.[2]) Damals wetteiferte die französische Hoftruppe, deren bestes Mitglied wol René Montaigu war, mit gastierenden niederländischen und deutschen Gesellschaften.

Im Jahre 1707 kamen die königlich polnischen und churfürstlich sächsischen Hofcomödianten unter Direction der Wittwe des bekannten Johann Veltheim von Dresden nach Kopenhagen, und fanden rauschenden Beifall. — Acht oder neun Jahre später kam dann Samuel Pauelsen von Quoten mit seinem Marionettentheater am Oeresund an, und that wol auch dem Publicum Genüge; weit bedeutender aber war im Winter 1718—19 das Gastspiel der „weltberühmten hochdeutschen Compagnie"[3]). — Besondere Vorliebe schenkte der Hof dem musikalischen Drama, und nachdem man sich eine Zeit lang wol mit einzelnen italienischen Sängern[4]) begnügt hatte, ward im Jahre 1721 Reinhard Kayser (Rinaldo Cesare) von Hamburg berufen, um eine Oper einzurichten. — Das Personal kam von Hamburg mit. Diese neue Gesellschaft zog in das Schlosstheater ein und die seit 1669 engagierte französische Hoftruppe ward verabschiedet.[5]) Dagegen erlaubte man einem früheren Maschinisten dieser Gesellschaft, Etienne Capion, auf eigene Hand „Komödien einzurichten" und schützte ihn gegen Concurrenz. Mit Unterstützung des Generals von Arnold liess Capion ein stehendes Theater bauen, und dies war die Bühne, mit der bald darauf Holberg in Verbindung trat. Es kam nicht nur die dänische

[1]) „Der vereinigte Götterstreit" von P. A. Burchard. Ein „Jean Pickelhering" war auch in dieser mythologischen Oper nicht vergessen.

[2]) Overskou I, 119.

[3]) Unter Leitung Johann Spiegelbergs. Dieser wurde später bekanntlich Eckhofs Schwiegervater.

[4]) Overskou I, 134.

[5]) Eine von Overskou mitgetheilte französische Trauerhymne (wol Montaigus Werk) beklagt diesen Vorfall.

Sprache wieder, sondern die Nationalität als solche zu ihrem Recht; ich aber wende mich hier wieder zu der nördlichen Halbinsel zurück, die schon in der Einleitung vorzugsweise berücksichtigt ward.

Auch in Schweden haben wir es im 16. und 17. Jahrhundert zunächst mit einem rein pädagogischen Schuldrama zu thun, das dann, seine moralisirende Sprödigkeit etwas mildernd, freilich eine kurze Blüthe freierer Entwickelung herbeiführte, um doch bald in völlig geschmacklose Entartung überzugehen oder fremdländischen Einflüssen zu unterliegen.

Als Patron des protestantischen Schuldramas kann man wol unsern grossen Reformator selbst bezeichnen. Er hatte die pädagogische Berechtigung dieser Dichtungsart anerkannt, er bezeichnete (Vorrede zum Buch Tobias) speciell diesen Stoff, die Geschichte des Tobias, als geeignet zur Comödie[1]), wie das Buch Judith zur Tragödie. Luther und das evangelische Deutschland aber waren es, woher das politisch und geistlich freigewordene Schweden damals seine geistige Nahrung holte — so ist denn auch das erste schwedische Schuldrama, das wir kennen, eine Tobie Comedia (gedruckt Stockholm 1550). Die Arbeit ist kaum mehr als eine Umschreibung des apokryphischen Buches in Knittelversen[2]), als Verfasser gilt gewöhnlich der schwedische Reformator Olaus Petri.

Daran schliesst sich die 1601 in Rostock gedruckte „Josephi Historia", sowie die drei Jahre später zu Stockholm edirte „Konungh Davidhz Historia".

Etwas freier in Behandlung biblischen Stoffes erschienen „De Creatione Mundi" und „Jesus docet in Templo", beides Stücke aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Die aus der Kindheitsgeschichte Christi genommene „Comedia" ist durch eine noch im katholischen Geist, aber mit poetischem Sinn

---

[1]) Auf die sehr abweichenden Vorstellungen, die man zumal mit dem Worte „Comoedia" zu verschiedenen Zeiten verband, kann ich hier freilich nicht eingehen. Nur soviel, dass Luther mit Recht von seiner „Comoedia" am allerwenigsten einen Eindruck nur auf die Lachmuskeln berechnet, verlangte.

[2]) Ohne „Scenen", doch in drei (act-ähnliche) Theile gegliedert. — Ich folge hier und weiterhin im Ganzen der Darstellung Ljunggren's vom IV. Abschnitt seines Werkes an.

ausgeführte „Marienklage“ über den Verlust des zum Erlösungsamt berufenen Kindes bemerkenswerth.

Noch bedeutender aber erscheint: „Holofernis och Judiths Commaedia opå Rijm i 5 Acter.“ Das Stück befindet sich mit dem (in der Einleitung berührten) „Belial“ und der eben berührten Comödie „De Creatione Mundi“ auf der Stockholmer Bibliothek in einem Sammelband von 1599, welcher früher dem Reichsantiquar M. Aschaneus gehörte. Diesen aber als Verfasser des genannten Stückes anzusehen, ist man nach Ljunggren's Urtheil nicht berechtigt.[1])

Wer immer der Verfasser von „Holofernis och Judiths commaedia“ sein mag (nach einigen Danismen in der Sprache hat man auf ein dänisches Muster geschlossen, das aber nicht bestimmt nachzuweisen ist) — man erkennt hier deutlich einen Fortschritt der Entwickelung, der freilich (nach einem ewigen Gesetz alles organischen Lebens) zugleich wieder als Beginn der Ausartung und Andeutung des Verfalls erscheinen muss. Und wenn die Mitte der Laufbahn insofern als das glücklichste Stadium erscheinen mag, als hier gewöhnlich eine friedliche Ausgleichung streitender Gegensätze gelungen scheint, so verdankt doch diese Periode ebenso sehr der voraufgehenden einen guten Theil ihrer Vorzüge, wie sie bereits selbst wieder für die Fehler der Folgezeit verantwortlich wird. Wenn ich also auch die folgende mittlere Periode des schwedischen Schuldramas der Kürze wegen als dessen Blüthe bezeichne, so soll ihr damit doch kein überwiegendes Verdienst beigelegt werden. — Ich kehre zu meiner Darstellung zurück.

Die oben erwähnte dramatische Schöpfungsgeschichte hatte schon die Neigung gezeigt, das in der Schrift nur polemisch oder nebensächlich behandelte Gebiet (das Reich der bösen Geister und die gemeine Wirklichkeit des Lebens) mit realistischer Phantasie zu beleben[2]), und fast auf Kosten der moralisirenden Tendenz hervorzuheben. — So sehen wir auch jetzt bei der dramatischen Behandlung des Buches Judith gerade die profanere Seite des apokryphischen Stoffs mit warmem

[1]) Nach einer Notiz von Aschaneus wären „De Creatione Mundi“ und „Judith“ zu Upsala agirt.

[2]) Man vergl. die Verführung Evas durch den in Mädchengestalt erscheinenden Belzebub bei Ljunggren p. 188.

Interesse vorgetragen: das lustige Treiben der Assyrer tritt hier in den Vordergrund und der heidnische Feldherr erscheint als galanter Cavalier comme il faut. Uebrigens hat der schwedische Poet die tieferen religiösen Motive seiner biblischen Vorlage nicht ganz verwischt und auch in den freien Partien fast durchweg den decenten Stil des älteren Schuldramas gewahrt.

Angeregt ferner durch die freiere dramatische Richtung, die in Deutschland am Ausgang des 16. Jahrhunderts sich namentlich in Ayrers[1]) und des Herzogs v. Braunschweig Dramen ausspricht, erscheint ein merkwürdiges, erst vor sieben Jahren zufällig aufgefundenes schwedisches Schauspiel, nach einer Notiz in der Handschrift, mehrmals an verschiedenen Orten aufgeführt zu Anfang des 17. Jahrhunderts.[2]) Der Titel lautet: „En lwstig Comoedia vidh nampn Tisbe" und ist als Verfasser wahrscheinlich Magnus Olai Asteropherus anzusehen, der 1608 Rector in Arboga ward. Das Stück gehört nach Stoff und Behandlung wenig ins „Schuldrama" hinein, doch kann man es auch nicht anderswohin placiren, sobald der Verfasser Schulmann war und seine Zöglinge die Acteurs. Ich gebe zunächst eine kurze Uebersicht des Inhalts.

Act I. Der Fürst Dulichius sucht für seine Tochter Tisbe den ritterlichsten Eidam, als welcher ihm Ladislaus bezeichnet wird. Auf die Frage nach dem Geschlecht desselben erhält er die stolze Antwort:

Han ähr den strijdbara manssens son
Barbarossae, en förste af Rom,
Vincentius Ladislaus ähr han benämd,
Satrap von Mantua, widt bekiänd.
Kiämpe till häst och kiämpe til foot — —

Dem Fürsten ist das genug, und man trifft Anstalten der Prinzessin die getroffene Wahl mitzutheilen.

Act II. Die arme Prinzessin, eine keusche Dienerin der Vesta, verabscheut Ladislaus, den frechen Diener der Venus. — Als Verehrer der Diana erscheint nun der fröhliche Jäger Pyramus, er äussert seine Verachtung des schönen Geschlechts:

---

[1]) Ueber die Chronologie der Ayrerschen Dramen vergleiche den bezüglichen Aufsatz Helbigs in Prutz literarhist. Taschenbuch von 1847.

[2]) Herausgegeben ward das Stück 1863 von C. Eichhorn (Upsala), doch nur in einer Auflage von 100 Ex.

„En orm och quinna ähre migh lijka“ —

und wundert sich, wie Jupiter es so geordnet, dass

„quinnor skola menniskor föda“

und nicht der Kindererwerb für Gold und Silber geschehen könne. Während er im Tempel der Vesta opfert, benachrichtigt Venus das Publikum, dass sie an ihren Verächtern sich rächen werde. — Tisbe kommt gleichfalls zum Vestatempel; ihr, wie dem stolzen Jäger, wird dieser Gang verhängnissvoll.

Act III. Bonaventura, Diener des Ladislaus, bringt seinem Herrn die frohe Nachricht, dass des Fürsten Wahl auf ihn gefallen; der glückliche Bräutigam befiehlt ein Banquet auszurüsten. — Tisbes Hofmeisterin Tuscnelda beklagt sich beim Prinzen Amatus über der Prinzessin Benehmen; bald erscheint diese selbst, und nachdem eine Ohnmacht glücklich überstanden[1]), geräth die Patientin in folgende sentimentale Stimmung:

„Ach, wore iagh nu i Rosenlund,
Ther man iagar med höök och hund,
Och finge af kalla kiällor dricka“ —

Es wird beschlossen an Pyramus zu schreiben. — Pyramus fühlt sich gleichfalls liebeskrank, und geräth mit seinem Freund Felix in Disput über die Berechtigung seiner Schwäche, zeigt sich dabei in der Mythologie sehr bewandert. Die Macht der Liebe wird anerkannt.

Act IV. Felix komme mit Pyramus Brief im Palast an, und wartet, bis Amatus (mit fettigem Mund) aus der Küche zurückkehrt. Da dieser einen Brief an die Adresse „Pyramus“ bringen sollte, so geschieht nach einigen Umständen die Auswechslung der beiden Documente. Freilich ohne den „dignus vindice nodus“ tritt nun ein „larvator ex machina“ auf, Namens Jarib, mit seiner Geliebten Holfredh. Diese belauscht (auf Jaribs Geheiss) die nächste Unterredung zwischen Felix und Amatus in Sachen Pyramus und Tisbe[2]), und erhält dann den Auftrag, Bonaventura ins Geheimniss zu

[1]) Die Behandlung ist hier wie öfter im Stück etwas stark realistisch.

[2]) Hier wird ein nächtliches Rendez-vous der Liebenden verabredet.

ziehen. Dieser besticht die Schildwache unter Tisbes Fenster, den ersten in der Nacht ihrem Fenster nahenden aus dem Wege zu räumen.

Act V. Die Ungeduld Bonaventuras führt seinen eigenen Untergang herbei. Nach ihm kommt Pyramus unter Tisbes Fenster, und nach einem zärtlichen Wechselgespräch (worin Tisbe sich übrigens weit wärmer ausspricht als ihr etwas schüchterner Verehrer) beschliessen beide in den Wald zu fliehen, wo sie ungeahntes Verderben ereilt. Im Anschluss an die bekannte Darstellung bei Ovid wird der Untergang beider Liebenden geschildert. — Der Fürst, durch Träume beängstigt, sucht seine Tochter zunächst im Palast, dann im Walde auf. Hier haben sich bereits Diana und Vesta bei den Leichen ihrer Schützlinge eingefunden, und letzterer Göttin gelingt es durch ein kräftiges Oel das erst kürzlich entschwundene Leben zurückzurufen.

Act VI. Die Liebenden schwelgen in der Wonne des Wiedersehns und der Fürst gibt seine Einwilligung zu ihrer Verbindung.

Was die Quellen dieses wunderlichen Dramas betrifft, so sehe ich es in der Hauptsache als eine Contamination des Euripideischen Hippolytos[1]) und der Sage von Pyramus und Thisbe an. Ob bereits diese Verschmelzung oder auch nur die letztere Sage in moderner dramatischer Behandlung dem schwedischen Dichter vorgelegen, ist schwer zu wissen; sicher scheint (nach der Act I gegebenen Auskunft über des Ladislaus Geschlecht), dass unser Poet den „Vincentius Ladislaus“ des Herzogs von Braunschweig gekannt hat: direct benutzt scheint diese Arbeit fast gar nicht[2]). Fassen wir dies Alles zusammen, so möchte ich die schwedische „Tisbe“ als schulmässige Nachahmung einer freieren Kunstrichtung des Auslandes bezeichnen, und wol ohne directes Muster. Sicher ist bei allen Fehlgriffen und grosser Breite (das Stück zählt nahezu 3000 Verse) diese „Tisbe“ ein weit glücklicherer Griff als die oben erwähnte „Cleopatra“ von der Insel Mön.

---

[1]) Ljunggren ist dieser Bezug entgangen. Die Charaktere der beiden Liebenden (vgl. die oben citirten Stellen), sowie die Göttinnen Venus und Diana sind deutlich dem Euripides entlehnt.

[2]) Dagegen machen wieder viele Germanismen in der Sprache Kenntniss der deutschen Literatur sehr wahrscheinlich.

Hier[1]) lassen sich bequem noch ein paar kleinere komische Piècen der Folgezeit aufführen, im Stil der Ayrerschen Singspiele. Zwei derselben (schlüpfrigen Inhalts) erwähne ich nur obenhin[2]), das dritte sei kurz skizzirt. Der „Spiegel für schnippische Jungfrauen" („Alle Bedlegrannas Spegel") zeigt freilich nur eine sehr derb ausgeführte Moral und die Sprache ist ganz verwildert. Doch die Art, wie „Margaretha" zuerst ihre zahlreichen Freier (einen Prediger, Ritter, Koch, Schneider u. s. w.) der Reihe nach abfertigt, um schliesslich einen finnischen Abenteurer — dessen ganze Liebenswürdigkeit nur darin besteht, dass er etwas „weit her ist" und kaum schwedisch spricht — sich hinzugeben, ist von dramatischer Wirkung; auch der barbarische Schluss (wo mit der enttäuschten Margaretha von ihrem Gatten kurzer Process gemacht wird, da für Raub und Mord in den finnischen Wäldern bald Sicherheit sei!) ist als Satire auf die wahrscheinlich sehr mangelhafte Justizpflege der Zeit nicht ungehörig. — Das Stück ist angeblich 1647 gedruckt, wahrscheinlich später. Betreffend die (wenn man so sagen will) „Moral" des Stückes hat schon Rydquist[3]) ein altschwedisches Gesellschaftsspiel verglichen. Ein junges Mädchen gibt gegen den Rath einer Matrone (ihrer „Mutter") allen Herren der Gesellschaft der Reihe nach Körbe bis auf den letzten und geringsten; diesen nun muss sie die Hand reichen, und wird obendrein von der „Mutter" gezüchtigt.

Ich wende mich nun zu des Joh. Messenius, uns freilich mehr durch seltsame Lebensschicksale[4]), die sich darin spiegeln, als durch poetisches Verdienst wichtigen Dramen. Sohn eines Müllers auf dem Lande, erhielt er seine erste Ausbildung in der Schule von Vadstena, wo früher ein berühmtes Kloster gestanden und Sympathien für die alte Lehre noch glimmen mochten. Ohne Wissen der Eltern ging er 1595 auf die Jesuitenschule in Braunsberg, von dort nach Krakau und Rom, ward 1606 in Innspruck promovirt und in

---

[1]) Ljunggren geht von „Tisbe" sofort zum „Judas Redivivus" über, den ich erst nach Messenius behandle.

[2]) A. Ljunggren pag. 272.

[3]) pag. 91.

[4]) Darin, wie auch sonst etwas erinnert Messenius an unsern Nicodemus Frischlin.

Prag zum Poeta Caesareus ernannt. Dann heirathete er in Danzig und hielt dort eine Schule, bis er im Jahre 1608 in sein Vaterland heimkehrte, Carl IX. huldigend und alle katholischen Tendenzen abschwörend. Im folgenden Jahr ward er als prof. juris et politices in Upsala angestellt[1]), wo er neben seiner akademischen Thätigkeit bald auch eine dramaturgische begann. Angeregt wol durch die Jesuitenkomödien in Braunsberg liess er zunächst Terenz und den „Cyclops“ des Euripides agiren, um sich dann in eigenen Productionen zu versuchen. Seine „Disa“ ward 1611 in Upsala, seine „Signill“ im folgenden Jahr in Stockholm und seine „Svanhvita“ 1613 wieder in Upsala aufgeführt. Die Vorstellungen fanden hier auf dem Marke statt, und wurden so als Circenses vom Publikum gern gesehen. Bei heftigem und hochfahrendem Charakter fehlte es Messenius aber nicht an Gegnern, deren Haupt Joh. Rudbeckius war; immer warf man ihm katholische Sympathien vor und Verbindung mit dem Ausland. Die Regierung berief ihn zwar 1613 ehrenvoll als Reichsarchivar nach Stockholm, bald ward er aber auch ihr als Jesuitenkommissar[2]) verdächtig und 1616 in schwere Haft auf die Festung Kajaneborg in Finnland geschafft, von da 1635 nach Uleå. Hier starb er, zwei Jahre darauf, sich nun offen zum Katholicismus bekennend. Diese Seelenstimmung ist schon in der während der Gefangenschaft geschriebenen „Gustafs I:s Comaedia“ angedeutet, wo Gustav Wasa eben so sehr wegen seiner weltlichen Thaten gepriesen wird, als seine Einführung der Reformation im Lichte eines sehr zweifelhaften Verdienstes erscheint. Da solche tendenziöse Art seinen früheren Dramen völlig fremd ist, als deren Hauptnerv vielmehr das Interesse für Schwedens Vorzeit gelten muss, scheint man berechtigt seinen Uebertritt zur alten Lehre hauptsächlich auf das harte, vielleicht ganz ungerechte Verfahren der schwedischen Krone zurückzuführen. Die früheren Stücke[3]) behandeln alle die

[1]) Die Universität war, nominell 1477 gestiftet, erst 1600 erfolgreich ins Leben getreten. Bis dahin beruhte die höhere Bildung Schwedens lediglich auf dem Auslande.

[2]) Bei der offenen Feindschaft der katholischen Seite des Hauses Wasa gegen die regierende Dynastie hatte solcher Verdacht noch mehr politische als religiöse Bedeutung.

[3]) Ausser den bereits genannten noch: „Blancka-Märeta“ und „Christmannus“.

nordische Vorzeit, und da man wissenschaftlich damals noch weit weniger als jetzt in diesem Gebiet orientirt war, blieb Nichts übrig als mit Hülfe der Phantasie die leeren Räume zu beleben, und patriotischer Eifer schuf hier (wie später in Klopstocks Bardieten) ein sehr unächtes „goldenes Zeitalter“. Immerhin war (schon in pädagogischer Beziehung) der gute Wille zu loben, und zum Ersatz für so manchen Fehltritt liess die Liebe zum Vaterländischen den gelehrten Dichter auch manchen glücklichen Griff ins Volksleben seiner Zeit thun. Bei Messenius und seinen Nachfolgern finden sich nämlich oft Bauernscenen von durchaus nationellem Charakter (cf. Ljunggren pag. 308): wogegen ein ähnlicher Versuch in der „Tisbe“[1]) noch als verunglückt erscheint. Mit dem (mutmasslichen) Verfasser dieses Stücks war Messenius befreundet, und hat wie dieser die streng moralische Bahn verlassen, wenn auch nicht ganz verläugnet. Eine patriotisch-didactische Richtung[2]) spricht aus den frühern Dramen; „Christmannus“ und die Gustaf-Wasa-Comödie wenden sich wieder mit Vorliebe religiös-moralischen Fragen zu. Doch sind diese in dem letzteren Stück mit einer ungewöhnlichen Wärme und Tiefe behandelt, beide Confessionen werden als berechtigte nebeneinander gestellt und nur leise Ironie warnt vor Ueberschätzung der neuen, leise Sympathie zieht den Verfasser zu der alten in ihm so hart verfolgten Lehre. — Um noch einen Blick auf die früheren (akademischen) Dramen[3]) zu werfen, so zeigt sich hier des Dichters Talent mehr auf lyrischem als eigentlich dramatischem Felde. Von den zahlreich eingestreuten theils Volksliedern, theils selbstgefundenen Weisen theile ich folgendes in deutscher Sprache geschriebenes[4]) aus „Blancka-Märeta“ mit:

[1]) Ich habe die betreffende Scene, als kaum zur Handlung gehörend, oben nicht berücksichtigt. Diese „bondscener“ zeigen häufig provinciellen Dialect.

[2]) Diese richtet sich hin und wieder factisch gegen einzelne Unsitten seiner Zeit. — Moralisirend in Weise des älteren Schuldramas ist nur der Epilog zu Blancka-Märeta. Siehe darüber Ljung. pag. 302.

[3]) Auch „Blancka-Märeta“ ward von früheren Zuhörern 1614 in Stockholm aufgeführt.

[4]) Messenius war des Deutschen sicher mächtig genug, um sich poetisch darin versuchen zu können. Auch in „Signill“ findet sich ein deutsches Liedchen.

Schöns Lieb gedenk der Treue
Die du mir hast verpflicht,
Und lass dich's nicht gereuen,
Gereuen;
Von Hertzen meine ich dich.

Hörstu was von mir sagen,
Das dich in Zweiffel bringt,
Da solst du nichts nach fragen,
Fragen,
Sollst mir die Liebste seyn.

[1])Dir thu ich mich ergeben,
Für alle Menschen Kind,
Der jetzt gewinnt das Leben,
Leben,
Von Gott ergeben sind.

Daran solst du gedenken,
Hertzallerliebste mein,
Mein Hertz thu ich dir schenken,
Schenken,
Es soll dein eigen sein.

Kein Mensch soll uns fort scheiden,
Allein der getreue Gott,
Der dich und mich all beyde,
Beyde,
Zusammen gefüget hat.

Dieselbe Neigung für das Vaterländische, welche Messenius erfüllte, oder ein glücklicher Zufall führte den Rector J. Rondeletius in Telge zur Wahl eines Stoffes, der an sich von tief poetischem Gehalt in Schweden bereits eine locale Popularität gewonnen hatte. Leider hat es Ljunggren versäumt das Verhältniss des schwedischen Volksbuchs „vom Verräther Judas" zu der „christlichen Tragicomödie Judas Redivivus"[2]) des gelehrten Geistlichen auch nur in den Hauptpunkten zu skizziren, ich begnüge mich daher vor der Hand zu erinnern, dass die Phantasie des Mittelalters nicht

[1]) Mitte und Schluss dieser Strophe scheint freilich ein wunderliches Deutsch zu sein.

[2]) Aufgeführt 1614. Das Stück findet sich handschriftlich zu Stockholm und Upsala, und ist meines Wissens vollständig noch nicht gedruckt.

nur das Leben so vieler Heiligen, sondern auch die Jugend des Judas Iscariotes, des Verworfenen aus der heiligen Zahl, mit poetischer Freiheit behandelt und mit dem Bericht der Evangelien verschmolzen hatte.[1] Im Norden aber entschloss sich, sei es der dichtende Volksgeist oder erst die Hand des Gelehrten, diesen halbwege mythisch gewordenen Judas ganz aus dem Gewebe der heiligen Geschichte auszulösen, und seine unselige Verbindung mit derselben nur (in gemilderter Art) anzudeuten. So ward der „Judas Redivivus" die Charaktertragödie des durch die Gewalt böser Geister von kleinen Anfängen zu immer schwärzeren Sünden fortgerissenen Eigennutzes, der mit verläumderischem Verrath an Wohlthätern seine Laufbahn krönt. Das Stück besitzt bei allen in der psychologischen Schwierigkeit des Stoffes liegenden Schwächen doch in der geschlossenen Einheit und dramatischen Farbe seiner Handlung Vorzüge, um die es das ganze nordische und (setzen wir wol nicht zu kühn hinzu) germanische Schuldrama beneiden kann. Ich gebe zur Erläuterung eine Uebersicht der „Tragicomoedie"[2], die allerdings wenig erbaulich sein wird.

Act I. Der Rathsherr Rubens wie seine Gattin Cyboraea werden beide durch böse Träume bewogen sich von der bevorstehenden Geburt eines Kindes nichts Gutes zu versprechen; der Teufel Karich aber instruirt seine Maitresse, die Zauberin Glorela, das Kind vor etwaigem Untergang zu bewahren, da er „manch tragisches Spiel" mit demselben vorhabe. — Diese durch das ganze Stück sich ziehenden Geisterscenen sind völlig im Stil der „Hexenküche" und der ersten Walpurgisnacht im „Faust" geschrieben, Karich erinnert nicht übel an Mephisto.

Act II. Die Eltern beschliessen das neugeborne Knäblein auszusetzen, durch gütige Fürsorge Glorela's aber wird dasselbe in seinem Schränkchen an die Küste der Insel Schariot getrieben, wo Sostrata, die Frau des Landpflegers, es findet und nun durch frommen Betrug ihrem Gattin die lange ge-

[1]) Vergl. hier namentlich die (wenn auch späte) Darstellung in Abrahams v. St. Clara bekanntem Werk.

[2]) Die Bezeichnung „Judas Redivivus" scheint mir gelehrter Schnörkel und weist wol auf Bekanntschaft mit Titeln wie „Julius Redivivus", „Lutherus Redivivus" hin.

wünschten Vaterfreuden zuwenden will. Nach einem fingirtem Wochenbett seiner Frau wird dem Landpfleger Sardelius dann die frohe Kunde gebracht.

Act III.[1]) Der junge Judas beginnt sich durch allerhand Bubenstreiche bei seinem angeblichen Vater in Respect zu setzen, der darin Vorzeichen einer männlichen und freimüthigen Gesinnung erkennt. Als aber der Knabe bei einem durch Glorela erregten Zwist seinen Diener und Vertrauten Dromo erschlagen, wird er nur durch der Zauberin Bitten abgehalten sich zur Strafe selbst das Leben zu nehmen.

Act IV. Damit nicht zufrieden reizt die Hexe durch Entdeckung seiner dunklen Herkunft den beweglichen Judas zum Hass gegen seine Scheineltern und zum Neid gegen den vor Kurzem gebornen Milchbruder, der (als ächtes Kind des Hauses) ihn mit der Zeit ganz verdrängen würde. Auf diesen Wink eingehend findet Judas bald Gelegenheit seinen Nebenbuhler im Strom zu ertränken, und entflieht. Sardelius und Sostrata beklagen den Verlust zweier Kinder zugleich.

Act V. Judas ist im Gefolge von Zinsbauern nach Jerusalem gekommen, und bei Pilatus in Dienst getreten. Dieser gebraucht ihn zu verbotenen Geschäften, wie Plünderung von Obstgärten, und es kommt vor, dass Judas einen Eigenthümer stumm macht, der sich widersetzen wollte. Da Pilatus aber nicht bloss die Aepfel, sondern auch das Weib des Ermordeten schön findet, nöthigt er sie zu einer neuen Verbindung, und zwar mit Judas, hoffend sich so allmählich selbst ihr nähern zu können. — Doch in der Hochzeitsnacht wird es klar, dass der Ermordete Rubens, der Vater des Judas, war. Cyboraea, die vor einigen Jahren mit jenem nach Jerusalem gekommen, sieht in dem schweren Verhängniss die Strafe des Himmels für die lieblose Aussetzung des Sohnes. Sie geht mit Judas ins Kloster um Busse zu thun, doch wird diesem bald das einförmige Leben leid, er entweicht und bestimmt Pilatus das reiche Kloster zu plündern und die „üppigen Mönche“ aufzuhängen. Pilatus lässt sich geneigt finden, doch zeigen sich die misshandelten Mönche als Heilige, Judas geräth ob seiner verläumderischen Bosheit in Verzweiflung

[1]) Dass im Anfang dieses Acts die Taufe des jungen Judas vorkommt, während er am Schluss desselben bereits in „noblen Passionen“ sich bewandert zeigt, möchte ich nicht zu hart tadeln.

Miscellen und Notizen.

Zur französischen Hymnologie.

Von

L. De Marées.

Vieljährige Beschäftigung mit der italienischen Litteratur, zu der ich durch meinen verehrten Lehrer, Professor Blanc, veranlasst worden war, hat mich zuletzt auch der französischen geistlichen Dichtkunst zugeführt. Unter den verschiedenen Gesangbüchern, die ich sammelte, um eine Auswahl von Liedern zu übersetzen, befindet sich auch ein katholisches, das in seiner charakteristischen Form den Gegensatz französischer und deutscher Art und Anschauungsweise aufs Treffendste darlegt.

Der Titel, in seiner ganzen ausführlichen Breite, lautet: Nouveau Recueil de Cantiques sur les Principales Vérités de la Religion et de la Morale, à l'usage du Diocèse de Lyon; avec des Prières pour la Messe, pour la Confession et la Communication; les Vêpres du Dimanche, celles de la sainte Vierge, des Hymnes pour différens temps de l'année, les sept Pseaumes de la Pénitence, les Litanies des Saints, etc. et une courte notice des Indulgences que chaque Fidelle peut gagner. — A l'usage des Saluts ou Adorations du Très-Saint Sacrement, des Missions, des Retraites, des Catéchismes, des Écoles et autres exercices de piété qui peuvent se faire, tant dans les Églises des Villes ou des Campagnes, que dans les Communautés et familles Chrétiennes. — A Lyon, chez Ballanche père et fils, Imprimeurs-Libraires, aux halles de la Grenette. 1806. Avec Approbation. —

Auf diesen Titel des in kl.-8 gedruckten Buches folgt ein Avertissement, welches das längstgefühlte Bedürfniss einer

solchen Liedersammlung hervorhebt, sowie die Benutzung der besten Quellen. Die bei der Auswahl leitenden Gesichtspunkte sind gewesen: 1. der Ausdruck einer lebendigen und zarten Frömmigkeit; 2. heilige Würde im Liede; 3. die Reinheit der Sprache. Verworfen sind alle Lieder im veralteten Stil; solche, die gemeine und alltägliche Gedanken enthalten; solche, deren Weise nicht harmonisch genug, noch auch hinreichend leicht zu behalten ist; solche, die von zu gesuchter und über das Verständniss der Gemeinde der Gläubigen hinausgehender Redeweise sind. Merkwürdig ist jedenfalls die danach folgende Entschuldigung: „S'il s'en trouve dans cet ouvrage quelques-uns un peu anciens, nous avons cru pouvoir les adopter, parce que les pensées en sont très-belles, et que d'ailleurs un très-grand nombre de personnes les savent de mémoire. En général, nous n'avons eu d'autre vue que la plus grande gloire de Dieu et l'édification du peuple Chrétien.“

Die ganze Sammlung besteht aus zwei Abtheilungen: die erste enthält die Gegenstände der Moral, die zweite die Mysterien und die Hauptfeste der Heiligen, nebst drei Verzeichnissen: das erste zeigt die Lieder nach ihrer Ordnung an; das zweite die Gebete und Hymnen; das dritte in alphabetischer Folge den Anfang eines jeden Liedes. Das Averissement schliesst mit den Worten: „Könnten doch diese Lieder die schlechten Lieder in Vergessenheit bringen, welche nur zu oft die freie Zeit der meisten Christen ausfüllen. Kol. 3, 16.“

Die Approbation enthält das Urtheil: „Je n'y ai rien apperçu qui ne fût très-édifiant et très-propre à inspirer aux Fidelles les sentimens d'une solide piété. On ne peut qu'applaudir au zèle et au juste discernement des vertueux Ecclésiastiques qui ont dirigé cet ouvrage, et former des voeux pour que le succès réponde au but qu'ils se sont proposé.“ A Lyon, le 22. Décembre 1789. Unterzeichnet ist: COURBON, Custode-Curé de Sainte-Croix, Vicaire-Général et Official du Diocèse.

Den Schluss macht eine Anweisung für die Begrüssungen oder Anbetungen des hochheiligen Sakraments, mit der Unterschrift: A LA PLUS GRANDE GLOIRE DE DIEU. Bis dahin sind es, mit Einschluss des doppelten Titels, vier Blätter

ohne Seitenzahlen. — Warum das Buch trotz des längstgefühlten Bedürfnisses erst 1806 erschienen sei, da die Approbation am 22. December 1789 ausgefertigt ist, lässt sich nicht erkennen; auch steht auf dem Titelblatte nichts von einer neuen Auflage.

Das Gesangbuch umfasst auf 304 Seiten 190 Cantiques Spirituels; der zweite Theil, das Gebetbuch, füllt die Seiten 305—392; die folgenden vier Blätter bis Seite 400 enthalten die Inhaltsverzeichnisse.

Besondere Erwähnnng verdienen die theils in Umschreibungen, theils in Uebersetzungen aufgenommenen lateinischen Hymnen, z. B.: Ave maris stella; dies irae; vexilla regis; lauda Sion; stabat mater u. a., wovon ich das letzte als Probe mittheile.

De Jésus la tendre Mère,
Dans une tristesse amère,
Se tenait près de sa Croix.
Dans son âme que de craintes,
Que de mortelles atteintes,
Que de glaives à la fois!

Elle voit son Fils unique
En proie à la rage inique
Des bourreaux les plus cruels.
Auprès d'elle, sous sa vue,
L'Innocence est suspendue
Au gibet des criminels.

Que de larges meurtrissures,
Que de profondes blessures
Jésus offre à ses regards!
Quel spectacle déplorable
Lui peint sa chair adorable
Tombée en lambeaux épars!

Elle entend des cris extrêmes,
Des outrages, des blasphèmes
Contre le Dieu de grandeur.
Telle qu'une mer immense,
Telle et plus de sa souffrance
S'étendit la profondeur.

Le coeur le plus insensible
Serait-il inaccessible

Au cri de ses sentimens?
Quels yeux peuvent sans alarmes,
Sans s'ouvrir en flots de larmes,
Voir l'excès de ses tourmens!

Hélas! dans la soif pressante
La haine à son Fils présente
Un breuvage plein de fiel!
Hélas! dans son agonie,
Son Dieu, lui-même, l'oublie,
Et pour lui rend sourd le ciel.

Mais quel trait pour son coeur tendre,
Quand Jésus lui fait entendre
Le dernier cri de sa voix!
Quand, fermés presque à la vie,
Ses yeux sur ceux de Marie
Vont pour la dernière fois!

Il meurt; son flanc se découvre,
Elle y voit son coeur qui s'ouvre
Au fer dont il est percé.
Elle y voit sa croix empreinte,
La terre autour d'elle teinte
Des flots de son sang versé.

C'est nous, race criminelle,
Peuple ingrat, peuple infidelle,
Qui faisons couler ses pleurs.
Si mon Dieu s'est fait hostie,
Si l'amour le sacrifie,
N'est-ce pas pour nous pécheurs?

Que, pour peine de nos crimes,
Nous-même avec lui victimes,
Souffrions toutes ses douleurs!
Vierge pleine de tendresse,
Oh! quand de votre tristesse
Sentirons-nous les rigeurs?

Oui, c'est lui, ce tendre Père,
A (Il?) nous vous donna pour Mère
Avant d'expirer pour nous.
Que, sous l'ombre de votre aile,
Son sang qui sur nous ruisselle,
Du Ciel calme le courroux!

Qu'il nous lave, qu'il efface,
Jusques à la moindre trace,
La noirceur de nos forfaits!
Que nos yeux en pleurs se fondent,
Qu'ils arrosent, qu'ils inondent
L'instrument de vos regrets.

Faites, Mère secourable,
Que je sois inconsolable
De la mort d'un Dieu Sauveur.
Imprimez de ses supplices
Les sanglantes cicatrices
Sur mon corps et dans mon coeur.

Que l'amour qui vous enflamme,
Porte, allume dans mon âme
Tous les feux de son ardeur.
Par vous, qu'au jour de vengeance
Je ne trouve que clémence
Dans Jésus, mon Rédempteur.

O Croix, sois tout mon partage,
Mon trésor, mon héritage,
Jusques au dernier soupir!
Dans tes bras que je m'attache,
Et que rien ne m'en arrache,
Pour que je puisse y mourir!

Mère aimable en qui j'espère,
Sauvez-moi par le mystère
De la Croix de votre Fils!
Qu'à mon terme, je l'embrasse;
Qu'elle assure, avec ma grâce,
Mon bonheur, mon paradis!

Dass aus den ursprünglichen 10 Strophen, die auch im Gebetbuche (Seite 380—383) richtig stehen, 16[1]) gemacht sind, ist eben keine Verbesserung. Die lateinischen Texte sind der zweiten Abtheilung, dem Gebetbuche, eingereiht, das auch von S. 383—387 eine Anzahl von Ablässen enthält, mit der merkwürdigen Anweisung: „Il ne faut pas ajouter foi aux chapelets, croix, images, reliquaires, oraisons, et autres pieux instrumens que l'on vend dans les rues, les places

[1]) Daniel Thesaurus II. S. 131 f. stehen nur 13 Strophen.

publiques, et dans les campagnes, et auxquels on prétend qu'il y a des indulgences attachées. L'on accorde toujours gratuitement toute espèce d'indulgence, et l'on ne doit regarder comme authentiques que celles qui sont approuvées par l'Evêque, et qui sont revêtues de son seing ou de la signature d'un Vicaire général."

In eigenthümlichem Gegensatze zu dem Wunsche, „dass durch diese Sammlung geistlicher Lieder die schlechten, welche nur zu oft die freie Zeit der meisten Christen ausfüllen, in Vergessenheit gerathen möchten", steht die Art, in der fast durchgängig die Anfänge von Volksliedern oder gar von Gassenhauern zur Bezeichnung der Singweisen gebraucht werden, leider ohne Zugabe der Noten. Ich führe einige Beispiele an, indem ich zuerst den Inhalt des Liedes und dann die darüber stehenden Melodien angebe: „Der sterbende Christ, auf das Kreuz blickend: O douce amie! ô ma tant belle! — Weltgericht: Partez, puisque Mars vous l'ordonne. — Apostolisches Glaubensbekenntniss: Des folies d'Espagne. — Zehn Gebote: D'un beau pécheur. — Gebet um Sündenvergebung: Votre coeur, aimable Aurore. — Bei Erhebung der Hostie: Je viens te voir, chère Thémire. — Abendmahl: Chantons les amours de Jeanne. — Gebet zum h. Geiste: Je vais te voir, charmante Lise." — Dergleichen Beweise von Leichtfertigkeit und Gedankenlosigkeit, um keine härteren Ausdrücke zu gebrauchen, sind wohl nur mit der französischen Volkseigenthümlichkeit verträglich. Und doch enthält das betreffende Gesangbuch Lieder von ernstem und erbaulichem Inhalte, in denen das römisch-katholische Element gänzlich fehlt, so dass man sie ebensowohl in protestantischen Kirchen singen könnte.

Da mir leider andere katholische Gesangbücher der Franzosen aus neuerer Zeit nicht zugänglich oder bekannt sind, muss ich mich auf die obigen Angaben und Bemerkungen beschränken und auf eine Vergleichung katholischer und protestantischer Gesangbücher verzichten, obschon ich mehrere der letzteren selbst besitze.

Ueber den Titel von Shakspere's 'As you like it.'

Von

Wilhelm Koenig.

Die Annahme, dass Shakspere italienisch verstand und die italienischen Dichter, namentlich Tasso und Guarini kannte, findet immer mehr Anhänger und Beweise. Auch das Lustspiel „Wie es Euch gefällt“ ist ein Beweis für seine Kenntniss der italienischen Idyllendichter und für sein tiefes Verständniss der ganzen poetischen Gattung. Er nahm in jenes Stück zwar die Elemente der damaligen Pastoraldichtung auf, zeigte aber dabei die Unnatur des auf die Bühne gebrachten Schäferlebens und gab offenbar Tasso und der bei ihm noch vorhandenen Einfachheit der Handlung den Vorzug vor Guarini, bei welchem schon abenteuerliche und complizirte Verhältnisse und Intriguen aller Art dargestellt werden. Der Gegensatz zwischen beiden italienischen Dichtern in der Auffassung der Idylle zeigt sich im einzelnen namentlich in dem Chor, worin dieselben, Tasso im 'Aminta', Guarini im 'Pastor fido' das goldene Zeitalter verherrlichen, und insbesondere in den Worten, welche den geistigen Mittelpunkt derselben bilden, bei Tasso: „erlaubt ist, was gefällt“, bei Guarini „nur was erlaubt ist, darf gefallen“, ein Gegensatz, der auch von Goethe in seinem Tasso offenbar auf der Grundlage dieser Chöre poetisch ausgeführt ist. Offenbar entspricht Tassos lyrischer Erguss in jenem Chor und der Spruch darin mehr dem Charakter der Idylle als Guarinis geschraubte und verkünstelte Veränderung — nach seiner Meinung Verbesserung — desselben und Shakspere dürfte in der richtigen Empfindung dessen seiner Annäherung an Tasso und seiner richtigen Auffassung der Idylle auch dadurch Ausdruck gegeben haben, dass er jenes charakteristische Motto Tassos „erlaubt ist was gefällt“ in den Titel seines Lustspiels „Wie es Euch gefällt“ mit geringer Modification umgestaltet hat. Ausserdem scheint jener Chor Tassos und dass darin der Ehrgeiz — dort nur als Ehre bezeichnet — als den Glückszustand zerstörend poetisch angegriffen wird (Guarini hat auch hier in seinem Chor gegensätzlich die Ehre verherrlicht), Shakspere Veranlassung ge-

geben zu haben, einem eingelegten Gesangstück (A. 2, Sz. 5) ebenfalls den Ehrgeiz als dem idyllischen Naturleben widerstrebend zu erwähnen.

Mag diese Erklärung für die Wahl des Titels von „Wie es Euch gefällt" auch gewagt erscheinen, so sind doch die bisherigen Ableitungen des Titels nicht minder hypothetisch und meist noch weniger befriedigend für solche, die auch hierbei dem Dichter nicht gern etwas ganz bedeutungsloses oder triviales unterschieben möchten.

Anna Louise Karschin.

Von

C. A. H. Burkhardt.

Der Lebenslauf der Dichterin, welcher von deren Tochter C. L. v. Klenke abgefasst und den Gedichten (Berlin 1792) vorgesetzt ist, erwähnt zwar (pag. 105) das Verhältniss der Karschin zu dem Herzog Friedrich August von Braunschweig, allein die ausserordentliche Bedeutung dieses Herzogs für das Schicksal der Dichterin ist darin nicht in das volle Licht gestellt. Welche Gründe die C. L. v. Klenke dazu bestimmt haben mögen, den Herzog nur im Vorübergehen zu erwähnen, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen; jedenfalls trägt die bald nach dem Tode der Karschin eingetretene Missstimmung der Tochter eine nicht geringe Schuld; da der Herzog sich entschieden weigerte, die Versorgung der Enkel der Karschin zu übernehmen. Bereits seit dem Hubertusburger Frieden (21. Februar 1763) bis zum Tode der Dichterin hatte der Herzog ein Jahrgehalt bewilligt und damit die trostlose Lage der hilflosen Frau, wie diese selbst zugesteht, wesentlich verbessert. Indess war damit bei weitem nicht die Wohlthätigkeit des Herzogs erschöpft; das bezeugen 9 Gedichte der Karschin, welche ich in den jüngsten Tagen auffand. Wenn diese auch keinen grossen dichterischen Werth haben und im eigentlichen Sinne des Wortes Bittschreiben in uncorrecten

Reimen sind, so haben sie doch Bedeutung für die Erkenntniss der Lebensumstände der Dichterin, und mit Hülfe dieser Reime lässt sich die von der C. L. v. Klenke mitgetheilte Biographie nach mancher Seite hin ergänzen.

Aus diesen Reimen geht auch unzweifelhaft hervor, dass der Herzog in dem Leben der Dichterin eine grössere Rolle spielt, als man nach der Biographie anzunehmen berechtigt ist. Er gehörte zu den ersten Wohlthätern der Karschin bald nach deren Uebersiedelung nach Berlin, und es steht nunmehr unzweifelhaft fest, dass er der verdienstvolle Vermittler aller Wünsche war, welche die Karschin sowohl Friedrich dem Grossen als dessen Nachfolger Friedrich Wilhelm II. vorzutragen suchte.

Als nämlich Friedrich der Grosse an einem Tage des Monat August 1763 der Karschin im Königlichen Garten zu Berlin den Bau eines Hauses versprochen hatte, drang die Dichterin wiederholt auf Erfüllung dieses Wunsches, der wahrscheinlich aus Gründen der Sparsamkeit von Friedrich nicht realisirt wurde. Er hatte die Dichterin dafür mit grössern und kleinern Geldgaben abzufinden gesucht. Allein man irrte sich doch in dem Wesen der Karschin ganz gewaltig, wenn man sie, die das volle Zeug zu einer etwas zudringlichen Bittstellerin hatte, dadurch zu beruhigen dachte. Sie erinnerte zunächst in deutschen Reimen den König und da diese nicht halfen, übermittelte sie dem Herzog ein anderes Gedicht, welches der Herzog ins Französische übersetzen sollte, weil der König das Deutsche „weder liebe noch recht verstände.“ Wen anders konnte die Karschin zum Vermittler annehmen, als eben den Herzog, der selbst ihr Wohlthäter war und wie man jetzt weiss in Paradeschritt an ihrer „Bastillen Kammer“ vorüberritt und in den freundlichen Gruss die Frage gelegt hatte, ob sie wirklich „da droben“ wohne. Er selbst hatte jenen auf der Fischerbrücke ihr zugedachten Bauplatz besichtigt, der der Dichterin freilich nicht gefiel; sie wünschte lieber vor das Königsthor gewiesen zu werden, wo sie unter dem Schatten neuanzulegender Bäume ihre Dankesoden singen könne.

Bis zum Jahre 1783 waren die Bemühungen des Herzogs bei dem Könige ohne Resultat geblieben. Da setzte aber die Dichterin ziemlich scharf ein, und legte in einem Ge-

dichte[1]) ganz unumwunden dar, dass die Geldgeschenke des Königs nicht einmal dazu ausreichend wären, um ihr ein brettern Haus zur Bergung ihrer sterblichen Hülle zu beschaffen. Durch wiederholte Bitten kam es endlich dahin, dass der Karschin nach dem Tode Friedrichs auf dem Haakschen Markte 1787 ein Haus von dem Könige Friedrich Wilhelm erbaut wurde. Aber zufrieden zeigte sie sich dennoch nicht; bald drückte die Einquartirung, bald war ihr das Haus zu klein, so dass sie sich bitter über den geringen Zinsenabwurf von 100 Thalern beklagte. Alle die nachfolgenden Gesuche, welche gereimt waren, beanspruchten vielfache Geldunterstützungen zur Erziehung ihrer Enkel und die Tochter der Karschin setzte die Bitten fort, da ihre Kinder von der Grossmutter nicht versorgt worden seien. Dass die Karschin nicht zu den bescheidenen Bittstellerinnen gehörte, mag wenigstens eines jener Gedichte beweisen, das sie am 29. October 1790 abzusenden den Muth hatte. Der Enkel, der als Student nach Halle abzugehen im Begriff stand, schrieb es zierlich ab und diese Abschrift sandte die Karschin mit einem begleitenden Gedichte, welches ebenfalls neue Geldunterstützungen forderte, an den Herzog ab:

Quittung an Friedrichs Schatten.

Schatten Friedrichs! Du sollst wissen
Dass bezahlt ist und zerissen
Die Schuldfordrung an Dich
Dein Thronfolger wollte mich
Vor des Alters Kummer schützen
Königlich.
Und da baute zum Besitzen
Mir sein Oberbauamt auf
Ein schön Häuschen, das im Kauf
Wehrt ist — nur fünftausend blanke
Wilhelmsthaler und nicht mehr
Drob quittir ich nun mit Danke
Denn sie tilgten ungefähr
Deine Schuldenmasse
Aber unter uns gesagt
Schatten Friedrichs! Ich verlasse
Mich darauf, dass Wilhelm fragt

[1]) Das Gedicht ist zwar gedruckt, aber eine zweite Fassung, die mir vorliegt, ist nicht bekannt.

Ob man mir von Seinetwegen
Und im Namen seiner Huld
Bei Bezahlung Deiner Schuld
Nicht bedacht was zuzulegen.

Die nachfolgenden Reime der Karschin sind bisher ebenfalls unbekannt und enthalten manche kleine Notizen für ihr Leben. Des historischen Materials, nicht der dichterischen Leistung wegen theilen wir diese Reime hier mit.

1.

Sohn von manchem Heldensohne
Guter Herzog, immer gut
Frugst mich, ob ich droben wohne
Zogst gar freundlich Deinen Huth
Von der Stirn, die nicht erschrocken,
Wenn ein Staubgewölke kam
Und Dein Ohr die Sterbeglocken
Vieler Tausende vernahm
In dem Donner des Geschützes.

Lieber Herzog, hilfst Du mir
Doch zum Glück des Eigensitzes
Mache, dass Dein Oheim mir
Diesen leeren Raum bebauet
Den Du im Vorüberritt
Bei der Spree hast angeschaut.
Einmal schon kam mein Gebitt
Vor den König, deutzsch geschrieben
Aber Seine Majestät
Die das Deutsche gar nicht lieben
Weils ihr Ohr nur halb versteht
Seine Majestät befahlen
Mir anstatt ein Haus zu baun
Nur drey Thaler auszuzahlen
Und den Wandrer muss doch graun
Wenn er diese Häuserlücke
Siehet auf der Fischerbrücke
Und die Kinder dum und klein
Wollen Fische plätschern sehen
Fallen in den Strom hinein
Um ihr Leben ist's geschehn
Wenn kein Fischer sie ergreift
In der Fluth, und ihre Seele
Die schon zu den Fischen läuft
Rettet aus der Wasserhöle.

Stelle dies dem Herrscher vor
Uber grosse Goldeshaufen
Deine Laune wird das Ohr
Seiner Laune klug erkaufen
Und wenn Seine Sparsamkeit
Ja das Wasserbauen scheut:
Nun da giebts noch Eine Stelle
Draussen vor dem Königsthor
Die wär mir auf alle Fälle
Lieber als die Wasserstelle
Die ihr altes Haus verlohr,
Denn da hätt ich festen Boden
Hinterm Hause pflanzt ich mir
Bäumlein und da säng ich Oden
Kleine Dankesoden Dir
In den Schatten dieser Bäume,
Denn da würd ich wieder jung
Und mit sechzig Jahren reime
Ich noch immer leicht genung
Ohne mir die Stirn zu reiben
Denn die Verslein fliessen all
Aus dem Herzen unterm Schreiben
Und bis in mein Grabgefall
Wird dies Herz Dir dankbar bleiben.

Geschrieben am Pfingstage 1785.

2.

Herzog
Deiner Laufbahns Ende
Sey noch fern
Deine Lebensfakel wende
Nicht ein Genius vom Herrn
Früher um
Bis bei Dir vorüberschweben
Werd ein Seculum
Kranz umgeben.

Den 29 Octob. 1785.

3.

Mein Herzog, der Du seit dem Hubertsburger Frieden
Auszahlen hiessest Jahr an Jahr,
Was mir von Deiner Huld beschieden
Zur Hülfeleistung war
Dass ich bequemer möchte leben
Und etwas sorgenloser sein

Mein Herzog, Du wirst mir verzeyn
Wirst Acht auf meine Bitte geben
Für eine Wittib arm und alt
Sie hat zu Trocken Brod und zum Artoffelessen
Nur dreissig Thaler Jahrgehalt
Vom grossen Friedrich, den die Welt nie wird vergessen.
Und von dem Erben seines Throns.
Ihr Mann war aus Britannien entsprossen
War bei den Königlichen Rossen
Ein Arztschmid sehr berühmt, sein Lauf ward früh beschlossen.
Er hinterliess ihr nur die Hofnung eines Sohns
Der einst in Ihres Alters Tagen
Für sie nach Kindespflicht viel Sorgfalt wolte tragen
Auf ihn verlies sie sich nächst Gott.

Erinnere Dich o Fürst, erinnre Dich und denke
An Friedrich Wilhelm Caldicot
Er hatte Schönheit zum Geschenke
Mit auf die Welt gebracht,
War schlank gewachsen, gleich der jugendlichen Tanne
Ward zum Soldaten schnell gemacht
Durch schwärmerischen Trieb und war zum Kriegesmanne
Villeicht, villeicht, nicht stark genug
Denn er verblühete nach sechs und zwanzig Wochen
Der Blume gleich, vom Wurm zerstochen
Den sie schon in der Knospe trug

Er starb, sein Todesengel schlug
Der armen Mutter Herz, Du hast ihr Trost gesprochen
Erfülle Deine Tröstung Fürst
Sie glaubt, dass Du Dich siebzehn Jahre
Zurückerinnern wirst.
Ich glaube vest an Deine wahre,
An Deine thätige Trostgebung für die Frau
Die Wangenblass und lockengrau
Geworden ist von Kummerschritten
Und mir mein Herz gerührt, für Sie so heiss zu bitten
Bei Deinem Herzen, als war ich
Um täglich Brod selbst kümmerlich.

Den 7 April
1788.

4.

Eine Bitte um Subscription an S. Hochfürstl. Durchlaucht.

Fürst, ich beschwöre Dich
Bey den Apoll und bei den neun
berühmten Damen.
Versage mir nicht Deinen Namen
Für meine Tochter, welche sich
Will auch erkühnen und erdreisten
Hervorzutreten und zu leisten
Was ihr zu leisten möglich ist.

Dein Oheim Ferdinand hat
Längst sich unterschrieben
Und weil Du Doch der
Mutter günstig bist.
So wirst Du auch die Tochter
lieben
Die dreyssig Mayen minder
zählt.
Und der es noch nicht ganz
An Jugendfeuer fehlt.
Wie mir nach fünf und sechzig Jahren
Bey grauen Haaren.

5.

Empfange Dank fürs immer gnädig bleiben
Und lob dazu fürs Unterschreiben
Des hohen Namens und den Ausruf hoffnungsreich
Mein Herzog, der dem Oheim gleich
An Seelengüte sich bezeiget
Du freuest Dich, dass gnadenreich
Zu meiner Tochter sich geneiget
Dein theurer Oheim Ferdinand
Sie schrieb ihm oft seit manchem Jahre
Und Antwort ward ihr stets gesandt
Dadurch entglomm in ihr die wahre
Die ungeborgte Dichterglut
Wie Du in ihrem Büchlein siehest
Und Du bey freyem frohen Mut
Es durchzublättern Dich bemühest
Ich hoffe, dass Dein Kennerblick
Mit einer Uebersicht wird finden
Die Bandemer bleibt weit zurück
Und trägt noch überdies die Sünden
Der fremden Federn von dem Herrn
Kunstrichter, dessen Lob so gern
Das gute Weib, die arme Dame

Dem Könige empfehlen wollt
Der König gab nicht acht, sie
Legte sich aufs Bitten
Und bat, dass er ihr schicken soll
In seiner grossen Stadt,
Die kleinste von den Hütten
Drauf schrieben seine Majestät
Sie möchte Platz zum Hausbau zeigen
Und ach, kein Thaler ist als Capital Ihr eigen
Sie grämt, Sie kümmert mich, dass mirs zu Herzen geht
Ich wünschte selbst die Majestät,
Möcht ihr ein Haus fürs Baugeld kaufen
Das sich so ungefähr
Auf siebentausend soll belaufen
Wenns Haus auch nur ein Häuschen wär
Wie meins am Hackschen Markt errichtet
Denn mich drückt meines nächsten Gram
Zum Mitleid fühl ich mich verpflichtet
Der Bandemer ihr Junker Kam
Von Stolttens Regiment zu Brauns
Diss ward betrieben
Durch Prinzess Ferdinand, durch ihre Gönnerin
Ich wünsche, dass der Mutter sinn.
Nie wünschen mag, o wär er da geblieben
Er hat Zulage monatlich
Von der Prinzessin, so wie ich
Von Deiner Huld schon manches Jahr erhalten
Dafür ich Herzens dankbarlich
Dich Ehre bis zum Herzerkalten.

Den 8. Aug. 1788.

6.

Dank und besondrer Wunsch zur Beylage Sr. Hochfürstl. Durchlaucht anvertraut.

Den Himmel und den Königen sey Dank
Dass sich der Feldzug wird beschlüssen
Ohn einen langen Waffenzank.
Und ohne Blutvergiessen
Denn blieb entfernt von uns das Heer
Dann must ich oft neun Groschen zahlen
Für einen Bürger mit Gewehr
Der zu verschieden mallen
Schon auf die Wache zog für mich.
Die Musen solte man nun freilich nicht citiren
Denn sie sind schwach und schicken sich
Gar schlecht zum Waffenführen.

Und überdiess ist auch mein Häuschen Klein sehr klein
Bringt jährlich mir nebst freyer Wohnung
Kaum hundert Thaler Zinsen ein
Man fordert von mir ohne Schonung
Zwei Gulden mohnatlich Servies
Und einquartiert sind vier Soldaten
Die ich recht gern willkommen hiess
Die auch recht sehr um Frieden baten
Gott sei gelobt, der Friede schenkt
Villeicht, dass er wie Meereswellen
Auch Catharinens Seele lenkt
Den Frieden wieder herzustellen.
Villeicht, dass sich alsdann der Konig noch bedenkt
Und jährlich mir zwei Hundert Thaler schenkt
Bis ich mein nahes Ziel erreicht.
Wenns irgend nur ein Engelmund
Dem Thronbeherrscher machte kund
Dass ohne dies der Gram nicht von mir weicht
Dass ich im schöngebauten Nest
In seiner königlichen Gabe
Nicht Futter für die Jungen habe,
Wenns seine Huld nicht reichen lässt.

Am 7. Sept. 1790.

7.

Durchlauchter Herzog, Deine Waffen
Die blieben dissmahl unversucht
Denn Friedrich Wilhelm war zur Freude nur geschaffen
Und Freude wird zur Flucht
Durch Krieg und Kriegstumult getrieben
Dein untergebnes Heer stand vest
Und wäre felsenvest geblieben
Wenn Habspurgs Heldenüberrest
Nur einen Vorschritt wagen wollte
In meines Vaterlands gebiet.
Der Feldzug, der nur drohen sollte
Ist bald geendet und verzieht
Sich schon allmählig wie Gewitter
Die nur von Weiten drohn.
Krieg macht des Landvolks Leben bitter
Die Mutter jammert um den Sohn
Das Weib um ihren Mann, die Kinder um den Vater
Die Braut um den verlobten Freund
Du weissts o Fürst, du triebst auch auf dem Kriegstheater
Zurück den fürchterlichen Feind
Im siebenjährgem Trauerspiele
Mit kühner jugendlicher Hand

Und hättest ihn noch jetzt mit feurigem Gefühle
Zurückgejagt ins Böhmerland.
Wenn er des Angriffs sich erdreistet.
Gott lob, dass König Leopold
Die Huldigung den Frieden leistet
Dafür sey ihm die fürstenstimme hold
Die einen Kayser soll erwählen
Und Dir soll süsser Minnesold
Mehr geben als der Türken Gold
Wird für die Friedensstiftung zählen.
Verzeye mir den Wunsch o Fürst
Man flüstert sich ins Ohr mit heimlichen Ergötzen
Man sagt einander vor, du wirst
Den leeren Raum besetzen
In Deinem freundlichen Pallast
Man sagt, dass Du den Platz im Herzen
Schon ausgefüllet hast.
Man nahm sich doch nicht vor mit mir zu scherzen.!

Den 7. Sept. 1790.

8.

Durchlauchter Herzog lange schon
Hiess Dich mein dankbar Herz willkommen
Vom Feldzug, welchen mir zum Drohn
Und nicht zum Kampf ward unternommen
Und wenns zum Kampf gekommen wär'
Dann hättest Du mit Deinem Bruder
Gefochten, dass ein halbes Heer
Von Habspurgs Macht, den Nachen schwer
Beladen, den das alte Ruder
Des grauen Charons lenken muss.
Wohl Dir und mehr als einem Lande
Wohl uns, dass sichrer Friedensschluss
Und immer veste Freundschaftsbande
Besungen werden, weit und breit
Ich bin sehr schwach und singe wenig
Ich bete für Dein Wohlsein heut
Und bitte Dich, wenn Du den König
Bei guter Laune siehst, gewinne doch sein Ohr
Und lies ihm diese Quittung vor[1]),
An Schatten Friederichs geschrieben
Der gute König weiss es nicht
Dass ich nach seiner Huld so unversorgt geblieben
Kein Mensch gab ihm Bericht.
Sein Wille blieb unausgeführt

---

[1]) Vergl. diese im Texte.

Doch was geschehen ist, ist geschehn
Vielleicht wird noch sein Herz gerühret
Herab vom Thron zu sehen
Auf Wilhelminchen seine Pathe.
Mein siebenjährig Tochterkind
Sie braucht gleich einer jungen Saate
Verpflegung braucht erziehen und meine Thaler sind
Mir kärglich zugezählt, ich kann nicht viel verwenden
Kann meinen Enkel, der die Quittung zierlich schrieb
Nicht als Student nach Halle senden
Wurd er Dein Secretair, diss wäre herzlich lieb
Der alten Karschin, die viel Dank Dir schuldig blieb.

Den 29. Octob.
1790.

Zu Goethes Gedichten.

Von

C. A. H. Burkhardt.

Weihnachten 1825 gab Goethe folgende bis jetzt unbekannte Strophe mit drei Blumensträussen dem Weimarischen Frauenverein:

In dem Frühling gar zu süsse
Wären Rosen ohne Dornen,
Hier sind Lerchen ohne Füsse
Hier sind Ritter ohne Spornen.

Der zweite und dritte Strauss wurde mit den bekannten Strophen aus Faust II, 18 (Hempel): „Ceres Gaben euch zuputzen“, und „Und bunte Blumen“ abgegeben. Jeder der Sträusse wurde um einen Carolin verkauft.

In das Album der Frau v. Martius in München schrieb G. die neugebildete Strophe von Natur und Kunst (Strehlke III, 105):

Gesegnet sei ein redliches Bemühen
Und wenn wir erst in abgemessnen Stunden
Mit Geist und Fleiss uns an die Kunst gebunden
Mag frey Natur im Herzen wiederblühn.

Weimar 28 Aug.
1831.

In das Stammbuch der Hofschauspielerin Dürand-Engels die zu den Lustigen von Weimar gehörte, schrieb G. Juni 1831:

„Donnerstags nach Belvedere.“
Und so gings die Wochen fort
Denn das war der Frauen Lehre
Lustige Leute, lustiger Ort.
Ueben wir auf unsern Zügen
Auch nicht mehr dergleichen Schwung.
Stiftet inniges Vergnügen
Heitern Glücks Erinnerung.

Von Riemers Hand finden wir folgende von Goethe gebrauchten Sprüche:

Luther:

Die alten Sprachen
Sind die Scheiden
Darin das Messer des Geistes steckt.

Weimar 5 Jan. 1814. Goethe.

Luther an Prediger:

Tritt frisch auf
Thu's Maul auf
Hör bald auf

Berka d. 24 Juni 1814. Goethe.

Folgende Epigramme, die einer guten 1790 entstandenen und jedenfalls der Herzogin Anna Amalia[1]) gewidmeten Abschrift entlehnt sind, sind bis jetzt unbekannt:

1. Frankreich hat uns ein Beispiel gegeben, nicht dass wir es wünschten
Nachzuahmen, allein merkt und beherzigt es wohl.

2. Viele folgten Dir gläubig und haben des irdischen Lebens
Rechte Wege verfehlt, wie es Dir selber erging.
Folgen mag ich Dir nicht, ich möchte dem Ende der Tage
Als ein vernünftiger Mann, als ein vergnügter mich nahn.
Heute gehorch ich Dir doch und wähle den Pfad ins Gebirge,
Diesmal schwärmst Du wohl nicht, König der Juden leb wohl.

[1]) Denn ich fand eine Zueignung:
Sagt, wem geb ich dies Büchlein? Der Fürstin die mirs gegeben
Die uns Italien jetzt noch in Germanien schafft.

3. Wagst Du deutsch zu schreiben unziemliche Sachen . . Mein Guter
Deutsch dem kleinen Bezirk leider ist griechisch der Welt.

4. Offen steht das Grab! Welch herrlich Wunder der Herr ist
Auferstanden! Wer's glaubt! Schelmen ihr trugt ihn ja weg.

5. Was auch Helden gethan, was Kluge gelehrt, es verachtets
Wähnender christlicher Stolz neben den Wundern des Herrn
Und doch schmückt er sich selbst und seinen nackten Erlöser
Mit dem besten heraus, was uns der Heide verliess
So versammelt der Pfaffe die edlen leuchtenden Kerzen
Um das gestempelte Brod, das er zum Gott sich geweiht.

6. Wenn Du schelten willst, so wolle kein Heiliger scheinen
Denn ein rechtlicher Mann schweigt und verzeihet uns gern.

7. Was hat Joseph gewollt und was wird Leopold wollen
Menschen sind sie wie wir, Menschen wir sind es, wie sie
Nie geling es der Menge für sich zu wollen, wir wissens
Doch wer versteht für uns alle zu wollen, er zeigs.

Vergl. dazu Strehlke II, 148 No. 52, wo die beiden ersten Strophen vom Persönlichen entkleidet sind.

8. Ob erfüllt sei, was Moses und was die Propheten gesprochen
An den heiligen Christ, Freunde, das weiss ich nicht recht
Aber das weiss ich, erfüllt sind Wünsche, Sehnsucht und Träume
Wenn das liebliche Kind süss mir am Busen entschläft.

9. Amerikaner nennst Du das Töchterchen alter Phantaste
Glücklicher hast Du sie nicht, hier in Europa gemacht.

10. Lange sucht ich ein Weib mir, ich suchte da fand ich nur Dirnen
Endlich erhascht ich Dich mir, Dirnchen da fand ich ein Weib.

11. Ein nicht mittheilbares Epigramm deute ich nur an:
. . . . Du süsse Geliebte
Schamhaft hälst Du Dich . . . .

Obenerwähnter Abschrift entnehmen wir, dass Goethe vielfach die Venedianischen Epigramme bei der Herausgabe änderte. Wir geben die ursprüngliche Fassung unter Zugrundelegung der Ausgabe von Strehlke:

Strehlke.
II. 137, 1. Seinen Sarkophag verzierte der Heide mit Leben
Faunen tanzen umher mit der Bachantinnen Chor
Machen sie bunte Reihe. Wir sehen lebendig den Marmor

Flatternde Vögel, wie schmeckt herrlich dem Schnabel die Frucht
Und so ziere denn auch den Sarkophagen des Dichters
Diese Rolle, die er reichlich mit Leben geschmückt.

II. 137, 3. Immer schliesst sich . . . .
Allen Freuden des Lebens, hab ich den Rücken gekehrt.
. . . . . . Wagen umher . . . . .

II. 139, 9. . . . . Dieser versiegelt den Stein
Ob der Doge der Schelm ist?
Nuncius, Evangelist, Lügner, Betrüger sind eins.

II. 139, 10. Warum schreyt das Volk und rennt so.

II. 140, 14. Diesen Ambos verglich ich dem Lande.

II. 140, 16. Herrscher möge der sein, der . . . . .

II. 140, 17. Noth lehrt beten, sagt man, wer beten will lernen, der gehe . . .

II. 141, 18. Welch ein emsig Gedränge nach diesem Laden, drey Männer,
Wägen, dann nehmen sie Geld, reichen den Käufern geschwind
Schnupftaback wird hier verkauft, dass heiss ich sich selber erkennen,
Niesswurz etc.

II. 141, 19. Gleich von Jugend an fein . . . .
Weihet der Pfaffe den Gott.

II. 142. 22 und 23 betrachtete Goethe als zusammengehörig.

II. 142, 27. Oft sind alle neune gekommen, ich meyne die Musen
Doch ich hörte sie nicht, hatte das Mädchen im Schoos
Nun verliess ich mein Liebchen, mich haben die Musen verlassen
Und ich schielte verwirrt seitwärts nach Messer und Strick
Aber der Himmel ist voll von Göttern, du kamst mir zu Hülfe
Langeweile du bist Mutter der Musen gegrüsst.

II. 143, 29. Aber unbeständig und . . . . . .
Nur der Meisterschaft nach bracht ich ein einzig Talent.

II. 144, 33. Alle Künste lernt und treibt . . . .

II. 144, 34. . . . . Mässig ist es doch viel
Dass ich hören könne und lesen der Völker Gewerbe

Strehlke.

Wollt Ihr mir Ansehn beym Volke, mir Einfluss bei Mächtigen geben
Völlig fertig, denn ihr gabt mir dies alles ja schon.

II. 144, 35. Fürsten der Deutschen, mein Fürst, ich gesteh es
Aber mir hat er gegeben, was Grosse selten gewähren
Stand, Vertrauen, Gewalt, Garten und Wohnung und Geld
Keinen braucht ich zu bitten als ihn und manches bedurft ich
Nichts, ich habe noch oft meine Gedichte bezahlt.
Und wie gefällig empfing England den leidenden Gast
Doch was hilft es mir, dass auch sogar der Chinese
Malt mit geschäftiger Hand . . . . .
Nie hat nach mir ein Kayser gefragt, nie hat sich ein König —

II. 146, 39. Vieles kannt ich Menschen und Thiere und Vögel und Fische
Kannte manches Gewürm, Wunder der grossen Natur
Und doch staun ich dich an, Bettine liebliches Wunder
Denn Du bist alles zugleich und bist ein Engel dazu.

II. 146, 42. Tönend die Neugier mit Macht in . . . .
Glaubt und vorwärts zu gehen . . . .
. . . . verwechselt . . . .

II. 147, 46. Schon entrunzeln sich alle Gesichter
Sorg und Armuth sie fliehn, glücklich glaubt man zu sehn

II. 147, 47. Dichten ist ein lustiges Handwerk

II. 147, 48. . . . . . . ergriff Dich im Müssiggang
Wartet bald will ich die Könige singen, die Grossen der Erde
Wenn ich ihr Handwerk und sie besser begreife wie jetzt,
Unterdessen sing ich Bettinen . . . . .

II. 147, 49. Geht zu meiner Linken ihr Böcke! so sagte der Richter
Und ihr Schaafe seyd mir ruhig zur Rechten gestellt
Wohl! Doch eines verschweigen die Evangelisten, dan sprach er
Kommt vernünftige mir grad gegenüber zu stehn.

II. 148, 53. Kreuzigen soll man jeden Propheten im dreissigsten Jahr . . . .

II. 148, 55. Selbst auch unklug . . . . .

Strehlke.

II. 148, 57. Unsinn und Lügen
Wer den Probirstein nicht hat, hält ihn für redliches Gold.

II. 149, 68. Lange hätt ich euch gerne . . . . .

II. 151, 77. Eynen Dichter meynt es zu bilden, es wär ihm gelungen . .

II. 154. 102. . . . . so sagte mein Liebchen . . . . mein Wort . . . . . .

Von der römischen Elegie (Strehlke II, 18) finde ich folgende erste Fassung:

Fraget nun, wen ihr auch wollt! mich werdet ihr nimmer erreichen,
Schöne Damen und ihr Herren der feineren Welt!
Ob denn auch Werther gelebt? ob denn auch alles fein wahr sey?
Welche Stadt sich mit Recht Lottens der Einzigen rühmt?
Ach wie hab ich so oft die thörigten Blätter verwünscht,
Die mein jugendlich Leid unter die Menschen gebracht.
Wäre Werther mein Bruder gewesen, ich hätt ihn erschlagen,
Kaum verfolgte mich so rächend sein trauriger Geist.
So verfolgte das Liedchen Malbrough im Hafen das Lied
Glücklich bin ich entflohn! sie kennet Werthern und Lotten
Kennet den Namen des Mannes, der sie sich eignete kaum
Sie erkennet in ihm den freyen rüstigen Fremden
Der in Bergen in Schnee hölzerne Häuser bewohnt.

Zu Strehlke II, 5. Das Original des Gedichtes auf den Tod des Herzogs Leopold v. Braunschweig befindet sich im Grossherzogl. Haus-Archive zu Weimar: Abth. A. Amalia in den Privatacten über den Tod des Herzogs. Das Original lautet mit dem Abdruck gleich.

Zu Strehlke II, 256. Das Original des Gedichtes „Warnung", wie es hier wieder gegeben ist, befindet sich im Grossherzogl. Haus-Archive zu Weimar Abth. C. Goethe. Es war ursprünglich (Briefe an Frau v. Stein 1. 189) mit Bleistift geschrieben. Leider sind die Züge von unkundiger Hand mit Tinte nachgezogen, wodurch die Originalität viel verloren hat.

Zu Strehlke II, 455. Das Original des Gedichtes befindet sich im Grossherzogl. Haus-Archive zu Weimar: Abth. Carl Friedrich und trägt die Unterschrift zum 20. Februar 1824

nicht zum 2. Februar. Wir notiren ausserdem die Abweichungen, welche das Original ergiebt:

Mag sonderbarer Schmuck . . . .
Wie auch das Aeussre sey . . . .
. . . . frommen Segen . . . . . .

Zu Strehlke III, 94. Das Gedicht: Flieh Täubchen flieh wurde Goethe zugeschrieben, er erinnerte sich aber nach einem Briefe an Müller vom 22. Juni 1827 nicht, es gemacht zu haben, und sah es, obwohl er einige Emendationen daran wandte, nicht als sein Eigenthum an. Dadurch entstanden folgende Varianten: Chloes Ohren — offne Thoren gleiten nit. Die vorletzte Strophe heisst:

So ist der Held
Der mir gefällt,
Soll mein deutsches Herz weich flöten
Rasches Blut in meinen Adern röthen
So ist der Held
Der mir gefällt.
Ich vertauscht ihn nicht um eine Welt.

Die letzte Strophe, welche v. Loeper in diesem Archiv (I, S. 500) bekannt gemacht hat, fehlt also hier noch.

Zu Strehlke III, 165. Die Strophe: Guter Adler variirt: Bringe lieber sie herunter, Dich und Dein Geschlecht zu loben.

Zu Strehlke III, 172. Das Gedicht „Lieblich“ datirt vom 20. Juni 1827.

Zu Strehlke III, 256 No. 170 gebe ich folgende Fassung, die vom 12. Juli 1805 datirt und eine Inschrift in das Stammbuch von Goethes Sohn ist:

Fest bewahre der Würdigen Bild
Wie leuchtende Sterne
Saete sie aus die Natur durch den unendlichen Raum.

Zu dieser Inschrift setzte Goethe am 5. Juni 1825 das bei Strehlke III, 353 mitgetheilte: „Dies Album“ hinzu, und neu beigefügt wurde dann noch folgendes:

Manches ward indess erfahren
Manches auch von uns gethan
Also hier, nach zwanzig Jahren
Fangen wir von vorne an.

Zu Strehlke III, 273. Die ersten vier Zeilen des Gedichts:

„Geht Einer“ dienten später oftmals als Facsimilés. Z. B. Johanni 1830. Doch heisst es im Facs.: Nach dem Andern. Eben so diente als Facs. auch Johanni 1830: Lass Dich nur in keiner Zeit.

Zu Strehlke III, 320. Das an dieser Stelle aufgenommene Gedicht Goethes vom 24. März 1791 aus dem Briefwechsel Carl Augusts verdankt nach Düntzer „Carl August und Goethe in den Jahren 1790—1805“ seinen Ursprung dem Umstande, dass letzterer dem Herzoge eine die verschiedenen Naturreiche betreffende Schrift übersandt habe.

So lange diese Ansicht nicht widerlegt werden kann, müssen wir uns mit Düntzers Erklärung über die Entstehung des Gedichtes, wenigstens was den erstern Theil desselben anlangt, einverstanden erklären. Aber das Gedicht gedenkt in der zweiten Strophe eines weitern noch nicht erklärten Momentes. Was mag Goethe wohl gemeint haben, dass er schrieb „Amor habe ihm durch alle zwölf Kategorien seine Spässe vorgemacht“?

Ich vermuthe Folgendes: Da sich im Nachlass Carl Augusts ein Gedicht der J. S. Bohlin, d. d. Lobeda d. 18. März 1791 an Goethe fand, dessen Inhalt zu Goethes Auslassung der Zeit nach stimmt, so mag wohl die Vermuthung gerechtfertigt erscheinen, dass Goethe dieses Gedicht dem Herzog originaliter mitgetheilt und auf dessen Inhalt angespielt habe.

Das Gedicht lautet nämlich:

Freund, mein Wonne Mond ist schon erschienen,
Dessen Anfang war der fünfte Mertz
Seit dem angenehmen Tage grünen
Die noch leeren Fluhren vor mein Hertz.
Jenen Tag, so hallt mirs Täglich wieder
War mein vielgeliebter Fürst bey mir
Und die Hoffnung schmeichelt auch schon wieder
Wenn die Fluhren blühn, kommt Er zu Dir.

Meine Krafft und mein Gefühl der Freude
Schien fast Todt, doch gäntzlich mir entflohn.
Aber von dem Tage an, bisz heute
Springt die Freude fast mit mir davon.
Denn Du weisst, wie ich den Guten liebe,
Und sein hertzig liebes Ehgemahl
O wer weisz, wo ich vor Freuden bliebe
Kämen Sie zusammen in mein Thal.

Wahrlich lieber Goethe alle Kräuter
Wurtzeln, Säfte, die ich Schwache tranck
Machten mich nicht so gesund und heiter
Als mein Fürst, Ihm sey der wärmste Danck
Schütze Gott des besten Hertzogs Leben
Bet ich offt aus meines Hertzens Grund
Stärke und Erhalte auch darneben
Sein und meinen Goethe stets gesund.

Dem Inhalte nach habe ich das Gedicht als Beilage dem Carl-August-Briefwechsel unter dem 24. März 1791 zugetheilt. Ob mit Recht mögen meine kritischen Freunde entscheiden.

Zu Strehlke III, 334. Ich finde, dass die Strophen an Kirms von Goethe auch zu dem Divangedicht „Frage nicht, durch welche Pforte“ benutzt, aber durch folgende verbunden

„Und vollbringst Du Kräftig milde
Deiner Laufbahn reine Kreise
Wirst Du auch zum Musterbilde
Jüngeren nach Deiner Weise.“

und seinem Sohne zum 30. May 1815 (Wiesbaden) gewidmet sind. Sauppe (Göttinger Universitätsprogramm 1870) giebt die drei letzten Strophen als unbekannte, was sie nicht sind.

Zu Strehlke III, 340. Nach einer Abschrift des Kanzlers v. Müller heisst es in I. Widmung: Deiner schönen Flügeldecke in III. Rückseite; suchend sich fanden. — Zu gesellig reichem Leben, Wie wirs auch getrieben haben, Sey es nun Euch übergeben.

Zu Strehlke III, 344. Das Gedicht: Wenn mit jugendlichen Schaaren, datirt vom 13. Juni 1827.

Zu Strehlke III, 345. Das Gedicht: „Wer das seltne Glück“ datirt vom 14. Juni 1827.

Zu Strehlke III, 351. Das Gedicht Meisterstuhl datirt vom 10. May 1826.

Zu Goethes Gedichten.

Von

G. von Loeper.

1.

Das kleine Gedicht: Erwiederung. An Frau K. in C. „Wenn schönes Mädchen sorgen will“ (zuerst 1836 Bd. I, S. 144 der Quartausgabe, dann 1840 Bd. VI, S. 169 unter den Invectiven) ist in seiner abwehrenden Tendenz so klar, dass es müssig erscheint, den angegebenen Initialen nachzugehen und die sich dahinter bergenden Personen- und Orts-Namen enträthseln zu wollen. Und doch ist mindestens für alle satirischen und für die eigentlichen Gelegenheits-Gedichte die Kenntniss der persönlichen Anlässe zu wünschen, nicht minder in der modernen Dichtung als bei den Alten. Die Befriedigung literarischer Neugierde wird in den meisten Fällen auch die wirkliche Erkenntniss fördern. Zur Erklärung des angeführten Gedichts hatte ich im dritten Bande von Goethes Werken (Hempelsche Ausgabe) einen gegen dasselbe polemisirenden und die Frau K. in Schutz nehmenden, E. F. B. unterzeichneten Artikel der Hengstenbergschen Evangelischen Kirchenzeitung angeführt vom Dezember 1839 (Bd. 25, S. 801), aus welchem jedoch an neuen Thatsachen nur der unwesentliche Umstand hervorging, dass die Pastorwittwe zugleich mit ihrem Mahnbriefe die Predigten ihres verstorbenen Gatten an Goethe gesandt hatte. Gleichsam als Lohn für die in der Bemerkung an den Tag gelegte Bemühung den Namen der überfrommen Frau zu ermitteln, ist mir unerwartet volle Aufklärung geworden. Die, gleich Goethes Jugendfreundin Auguste Stolberg, um sein Seelenheil besorgte Frau war die ihm persönlich völlig unbekannte Wittwe des um das Jahr 1830 oder kurz vorher verstorbenen verdienstvollen orthodoxen Predigers und Konsistorialraths Krafft zu Cöln, eines Bruders des bedeutenderen und bekannteren Pastors und Professors der Theologie Krafft zu Erlangen. Die Wittwe Krafft, geborne Forster, wird als eine brave, energische, auch kluge, aber unruhig vielgeschäftige Frau geschildert, von strenger Kirchlichkeit und vom Bekehrungseifer erfüllt, aber deswegen unfähig eine Persönlichkeit wie die Goethes irgendwie zu wür-

digen. Der der Familie befreundete Referent der Evangelischen Kirchenzeitung kann nach den angegebenen Initialen nur der, dem Dichter ebenso fern stehende, Konsistorialrath C. F. Ball zu Koblenz gewesen sein.

Der wesentlichste Gewinn dieser Nachrichten ist die Sicherheit, mit welcher man jetzt als die, bisher unbekannte, Entstehungszeit jener „Erwiederung“ Goethes allerletzte Zeit, und zwar frühestens den Winter 1830 (auf diesen strengen Winter deutet der „Ofenwinkel“ des Gedichts) annehmen kann. Das leicht und glücklich hingeworfne Gedicht verräth jedoch in keiner Zeile die hohe Altersstufe des Dichters. Die Schlussverse:

„Bei'm Heiland möcht' ich Euch nicht gern
Für die Empfehlung danken;
Gesunde kennen unsern Herrn
Weit besser als Ihr Kranken“

sind eine Anwendung derjenigen Erwiederung, welche Christus auf die Frage, warum er mit Zöllnern und Sündern verkehre, den Pharisäern und Schriftgelehrten zu Theil werden liess: „Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken“ (Matth. 9, 12 u. Luc. 5, 31).

So zeigt auch das kleine Gedicht, wie fruchtbar die Bibel auf Geist und Sprache unserer neuen klassischen Dichter eingewirkt hat.

2.

Aus einem Stammbuch von 1604.

Unter dieser Ueberschrift liest man in Goethes „Vermischten Gedichten“ (Bd. III, S. 91 der Ausgabe letzter Hand) achtzehn reimlose Verse, anfangend: „Hoffnung beschwingt Gedanken, Liebe Hoffnung“. Die beigegebne Jahreszahl zeigt zwar, dass Goethe selbst nicht der Verfasser sei, der Leser bleibt aber über den Ursprung und über den Grund der Einreihung der Verse in seine Gedichte im Unklaren. Der ganz nothwendige Zusatz „Aus dem Englischen“ fehlt in allen Ausgaben, ein Zusatz, der dann auch die richtige Unterbringung des Gedichts in der Rubrik der Goetheschen Uebersetzungen zur Folge haben müsste. Andrerseits erführe der Leser dadurch, dass der vorliegende

deutsche Text nicht etwa einem Dichter aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, sondern allerdings Goethe angehört.

Der Germanist Benecke theilte den Englischen Originaltext in dem von Straube und Hornthal im ersten Halbjahr 1818 herausgegebenen, wegen der Beiträge von Jakob und Wilh. Grimm, A. v. Arnim, H. Brentano, J. Kerner, W. Müller und Isidorus Orientalis noch heute interressirenden Göttinger Zeitblatt „Wünschelruthe“, und zwar in deren No. 34 vom 27. April, S. 134, zuerst mit. Das Gedicht ist hier unterzeichnet W. S., und Beneckes Artikel führt daher die Aufschrift: „Wer ist der unterzeichnete W. S.?“ Die Vermuthung lag nahe, unter diesen Initialen berge sich der Name William Shakspere. Benecke schreibt:

„Einer meiner Freunde überschickte mir vor ein Paar Wochen folgendes Gedicht, das er aus einem in der Hamburger Bibliothek befindlichen alten Collectaneen-Buche abgeschrieben hatte, auf dessen Einbande die Jahrzahl 1604 steht. Bestimmter kann er das Buch nicht angeben. Das Gedicht ist mit einer netten Altenglischen Hand geschrieben.

My thoughts are winged with hopes, my hopes with love,
Mount love unto the moone in clearest night
And saie, as she doth in the heaven move
In earth so wanes and waxeth my delight,
And whisper this but softlie in her eares
How ofte doubt hange the head and trust shed teares.

And you, my thoughts that seem mistrust do rarye (?)
If for mistrust my mistris do you blame
Saie, though you alter yett you do not varye
As shee doth change and yett remaine the same.
Distrust doth enter hartes but not infect
And love is sweetest seasoned with suspect.

If shee, for this, with clouds do mask her eyes
And make the heavens dark with her disdaine,
With windie sights disperse them in the skyes,
Or with thy teares derobe them into rayne.
Thoughts, hopes and love returne to me no more
Till Cinthia shyne as shee hath done before.

W. S.

Hierauf veröffentlichte Goethe 1820 in „Kunst und Alter-

thum" (II, 3, 32) seine Uebertragung des Gedichts ins Deutsche, jedoch mit der in die Werke nicht übergegangenen Unterschrift: Shakspeare. Im Titel war aus dem Collectaneenbuch ein Stammbuch geworden und diesem die Jahreszahl des ersteren zugeschrieben. Goethe kann daher den Englischen Text nicht der Wünschelruthe unmittelbar entnommen haben, wie dies seine Mittheilung S. 56 des nächsten Heftes seiner Zeitschrift (1821. III, 1) bestätigt. Er sagt hier:

„Das Gedicht S. 32 steht in einem alten Stammbuche; mir ist es in Abschrift zugekommen; der Name Shakspeare findet sich darunter und der Jahrszahl nach könnte es wohl seine Handschrift sein. Vielleicht belehrt uns ein Kenner, ob das Gedicht schon unter den kleineren Gedichten Shakspeares befindlich, und wo wir es zu suchen haben; vielleicht äussert sich der mir unbekannte Besitzer des Stammbuchs mit Einem Worte. Die Orthographie meiner Kopie ist ungewöhnlich, ob nur aus Versehen des Abschreibers, des ersten Schreibenden oder ob der damaligen Zeit gemäss, würde sich alsdann finden."

Ob Goethe die gewünschte Belehrung eines Shakspere-Kenners zu Theil geworden, ist nicht ermittelt. Eine solche ist aber enthalten in Colliers New Particulars regarding Shakespeare v. J. 1836[1]): The Germans take a keen and active interest in all that respects Shakespeare, and the late English Professor of the University of Heidelberg communicated to me the following stanzas, written in a Common-place Book of the time, preserved in the Hamburg City Library. They are subscribed W. S., and are dated 1606, and I am told have been looked upon by Anglo-Germans as the production of Shakespeare. Nun folgt der Abdruck des Gedichts in 3 Strophen mit unbedeutenden Abweichungen, von welchen die wichtigste im 7. Verse sich findet: carie statt des unverständlichen rarye. Dann fährt Collier fort: I do not recollect these lines in any other author, and they certainly read much in Shakespeare's manner. The book where they are preserved originally belonged to an Englishman.

[1]) New Particulars regarding the Works of Shakespeare. In a letter to the Rev. A. Dyce B. A. Editor of the Works of Peele, Greene, Webster etc. From J. Payne Collier. F. S. A. London. Thomas Rodd. 1836. in 8° (S. 66 und 67).

The hand-writing is in some place not very legible, and I suspect that derobe in the last stanza ought to be dissolve, which being of old written desolve might be easily mistaken for derobe (dem entsprechend hatte Goethe bereits das Wort „aufzulösen" übersetzt).

Noch in demselben Jahre gab Regis in seinem Shakespeare-Almanach neben der Goetheschen eine eigene deutsche Uebertragung der Verse.

Dies ist der litterarische Befund. Neuere Nachforschungen in Hamburg nach dem erwähnten Collectaneenbande sind bisher resultatlos geblieben.

Sofern die Initialen W. S. sich wirklich, wie man annehmen muss, unter der Abschrift des Gedichts vorgefunden haben, so ist man, mit Collier und gestützt durch sein Zeugniss, wohlberechtigt, Shakspere für den Verfasser des Gedichts zu halten. Der entscheidende Punkt liegt in jener Unterschrift, da die Chiffer auf keinen andern bekannten Dichter der Shakspereschen Zeit passen will. In den drei Quartbänden der Gedichtsammlung Heliconia[1]), welche Shaksperesche Gedichte zwar nicht unter der Chiffer W. S. bringt, sondern unter W. Sh., ist kein zweiter Dichter erwähnt oder durch Initialen seines Namens angedeutet, auf welchen das W. S. auch passen könnte. Die übrigen Umstände widersprechen mindestens nicht Shaksperes Autorschaft, nicht die Jahrszahl 1604 (1606 bei Collier scheint Versehen), wenn sie streng genommen auch nur die Zeit des Einbandes der Collectaneen angibt, nicht die Sprache und das lyrische Kostüm des Gedichts überhaupt. Charakterisirt letzteres zwar jene ganze Dichterepoche, nicht Shakspere allein, so theilt er doch auch ganz diese Manier. Dianas Beiname Cynthia z. B. kommt stereotyp bei jenen Dichtern, nicht bei Shakspere allein vor (hier z. B. in Romeo und Julie und in Venus and Adonis V. 728).

Dass die Uebersetzung von Goethe selbst herrührt, zeigt deren Styl fast in jedem Worte. Seine Alterssprache gab das altenglische Kolorit glücklich wieder. Die Uebersetzung folgt streng dem Original und ist einige Mal besonders wählerisch,

---

[1]) Heliconia, a selection of English Poetry of the Elizabethan Age by Park. London. 1815. 3 Vol. in 4°.

z. B. in der Vorausnahme des Worts Cynthia aus dem Schlusse im zweiten Verse der ersten Strophe, wo im Englischen the moone steht und in der Widergabe des Unterschiedes zwischen mistrust und distrust, während trust im sechsten Verse, als Gegensatz von Zweifel wohl mit Glaube nicht mit Treue, der sprachlichen Verwandtschaft beider Worte unerachtet, zu übersetzen gewesen wäre. Das „verdriesslich" und „widerwärtig" (with disdaine) der dritten Strophe ist zwar nicht sehr gefällig, entspricht aber der ältern Bedeutung dieser Worte. Sights im viertletzten Verse hat Goethe richtig mit „Seufzern" übersetzt; da er Beneckes Bemerkung in der Wünschelruthe, sight sei die ältere Form von sigh, nicht gelesen haben wird, so war das Wort, wie bei Collier, auch in seiner Abschrift wahrscheinlich in der neuern Form, sighs, geschrieben.

Zu Goethes Uebersetzungen aus fremden Sprachen.

Von

G. von Loeper.

In der sechsten Abtheilung von Goethes „Maximen und Reflexionen" finden sich bekanntlich mehrere Sprüche oder Aphorismen, welche dem Sterne zugeschriebenen Sammelwerke The Koran (1770) entnommen sind. Die Uebertragung derselben ins Deutsche ist so vorzüglich, dass, bis Alfred Hédouin die fremde Quelle im Jahre 1863 zufällig entdeckte, Goethes Autorschaft von Niemand bezweifelt wurde. Seitdem kann man nur die Uebertragung Goethe zuschreiben. Auf seine Rechnung kommen daher die dabei vorgekommenen Versehen. Deren sind mir hauptsächlich zwei aufgestossen.

No. 167 des Koran Part II lautet:

'Sight is by much the noblest of the senses. We receive our notions from the other four, through the organs of sensation only. We hear, we feel, we smell, we taste by touch. But sight rises infinitely higher. It is refined above matter, and equals the faculty of spirit.'

Goethe übersetzte:

„Das Gesicht ist der edelste Sinn; die andern vier belehren uns durch die Organe des Takts; wir hören, wir fühlen, riechen und betasten Alles durch Berührung; das Gesicht aber steht unendlich höher, verfeint sich über die Materie und nähert sich den Fähigkeiten des Geistes.“

Hier muss es statt betasten heissen schmecken. Verführt durch die sprachliche Gleichheit von betasten und to taste, hat Goethe hier den Geschmacksinn ausgelassen, um dafür den Tastsinn zu verdoppeln (fühlen und betasten). Dass to equal mit „sich nähern“ wiedergegeben ist, kann nicht als Fehler gelten.

Wichtiger ist das zweite Versehen. No. 84 a. a. O. handelt von dem Unterschiede zwischen Wissenschaft und Kunst, Wissenschaft sei Vernunft, die Kunst ihr Mechanismus, also praktische Wissenschaft, Wissenschaft das Theorem, Kunst das Problem. Dann führt Sterne fort:

'I am aware that this objection will be made, that poetry is deemed an art and yet is not mechanical. But I deny it to be an art, neither is it a science. Arts and sciences may be taught, poetry cannot. But poetry is inspiration, it was breathed into the soul, when it first quickened, and should neither be stiled art or science, but genius.'

Bei Goethe:

„Vielleicht wird man mir einwenden: man hält die Poesie für Kunst, und doch ist sie nicht mechanisch. Aber ich leugne, dass sie eine Kunst sei; auch ist sie keine Wissenschaft. Künste und Wissenschaften erreicht man durch denken, Poesie nicht; denn diese ist Eingebung; sie war in der Seele empfangen, als sie sich zuerst regte. Man sollte sie weder Kunst noch Wissenschaft nennen, sondern Genius.“

Der Spruch wird öfter citirt, deshalb ist es um so mehr Pflicht, den sinnentstellenden Fehler aufzudecken, der dadurch entstanden ist, dass Goethe das Participium taught von to teach, mit thought von to think confundirt hat. Der Anfang des dritten Satzes muss daher lauten: Künste und Wissenschaften lassen sich lehren, Poesie nicht, wie der Spruch auch bereits in der ältern Uebersetzung von Bode lautet.

Aehnliche Irrthümer sind in den von Goethe übersetzten

Gedichten bereits von Andern bemerkt. Dahin gehört in Manzonis Ode Il cinque Maggio (Strophe 4) das „dienend nach dem Reiche gelüstet", indem Goethe statt Ferve pensando al regno las: Serve, und in Strophe 7 die „durchwimmelten Thäler" (i percossi valli), indem Goethe entweder valli percosse las, oder il vallo (Wall) mit la valle (Thal) verwechselte, was denn die freie Behandlung des percuotere nach sich zog. Fouqué übersetzte: „des Walls durchbrochne Hemmung", Giesebrecht: „der Schanzen Fallen" und Zeune: (die) „umwühlten Wälle". Auch beruht die Wiedergabe des vierten Verses des Monologs in Byrons Manfred (II, 2, am Schlusse): In all the days of this detested yoke mit: „In all den Tagen der verwünschten Posse" auf einer Verwechslung von the yoke (Joch) mit the joke (Scherz).

Endlich erwähne ich noch die Uebertragung eines Verses von Aeschylos in Goethes „Maximen und Reflexionen" Abth. II. jedoch nicht wegen eines bei der Uebertragung etwa vorgekommenen Versehens, sondern weil das Griechische Original bisher nicht ermittelt worden. Der Spruch, ein Trimeter, lautet bei Goethe: „die Klugen haben mit einander viel gemein. Aeschylus". Die Auslassung des Stücks, dem der Vers entnommen ist, lässt darauf schliessen, dass er in den Fragmenten zu suchen sei. Früher glaubte ich das Original in No. 50 (Ausg. Wagner) der Aeschyleischen Fragmente: *κοινὸν τύχη, γνώμη δὲ τῶν κεκτημένων* oder doch in dessen zweiter Hälfte gefunden zu haben. Der Vers ergibt sich aber als eine ziemlich genaue, wenigstens sinngetreue Uebersetzung des Fragments No. 171 (Ausgabe Didot): *ὡς σοφοῖσι πρὸς σοφοὺς ἐστὶ κηδεία.*

Zu Goethes Schweizerreise (1779).

Von

C. A. H. Burckhardt.

Handschriftliches von derselben existirt jetzt meines Wissens nur folgendes. Das rein geschriebene Heft, welches im Steinschen Besitz war und von mir bei der Ordnung des v. Müllerschen Nachlasses wieder aufgefunden wurde. Aus der

vom Canzler v. Müller darin niedergelegten Notiz ergibt sich, dass er das Manuscript erwarb. Es bietet eigenhändige Correcturen Goethes dar und befindet sich auf der Grossherzogl. Bibliothek in Weimar, welche dasselbe aus dem v. Müllerschen Nachlass ankaufte.

Von den auf der Reise durch Diktat entstandenen, für die Frau v. Stein bestimmten Relationen kenne ich nur eine einzige. Wahrscheinlich gelangte diese durch Mittheilung an die Herzogin Amalia in deren Nachlass, in dem ich sie wieder fand.

Es ist die Relation, welche in Genf den 27. October (im Msc. 28. October) dictirt ist. Sie bietet kleine Abweichungen vom Drucke dar, die die Verbesserung des Styls forderte, und wird von Goethe durch den nicht mitgedruckten Satz eingeleitet: Wir haben diese Tage her einen sehr glücklichen Seitenweg auf die höchsten Gipfel des Jura gemacht, davon ich eine eilige Beschreibung zusammen dictiren will. Die mir vorliegende Relation reicht bis zu den Worten „im ganz reinen See geniessen zu können.“ Der folgende grössere Absatz im Druck entstand später. — Das Msc. befindet sich im Grossh. Haus-Archiv zu Weimar. Abth. C. G. 3.

Gottsched und der Rector Goldhagen.

Von

H. Holstein.

Bei meinen Vorarbeiten zu einer Geschichte des Magdeburger Domgymnasiums bin ich auf einen bis jetzt unbekannt gebliebenen wissenschaftlichen Streit aufmerksam geworden, in den der Rector des Domgymnasiums, Johann Eustachius Goldhagen mit dem Professor Gottsched in Leipzig verwickelt wurde.

Der Rector Goldhagen hatte in seinem letzten lateinischen Programm 'de poësis latinae praestantia', das er als Rector des Gymnasiums in Nordhausen am 2. Mai 1753 veröffentlichte (S. 4), die Bemerkung gemacht, dass der Eifer lateinische Gedichte zu machen, wie er sich bei den Deutschen besonders im 16. Jahrhundert documentirt habe, jetzt vergeblich gesucht würde. Ob die deutsche Dichtkunst der lateinischen hinderlich sei und die Deutschen von ihr abziehe,

möchten andere beurtheilen: ihm wenigstens scheine das nicht unwahrscheinlich. Das wenigstens sei allen bekannt, dass bei der überaus grossen Fülle deutscher Gedichte, bei der grossen Fruchtbarkeit dichterischer Talente, lateinische Gedichte äusserst selten seien. Selbst in den neuesten Zeitschriften, welche sich die Aufgabe stellten der gebildeten Welt die neuesten literarischen Erscheinungen vorzuführen, würde nur selten ein Product aus dem Römischen Helicon geboten. Dagegen scheine das Streben ein lateinisches Gedicht zu machen in dem sehr nützlichen Buche „Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“ fast verurtheilt zu werden. So werde über den gelehrten Holländer Staphorst — den Verfasser eines lateinischen Gedichtes „triumphus pacis“ über den 1655 zwischen England und Holland geschlossenen Frieden, aus welchem Milton in seinem verlornen Paradiese verschiedene Stellen benutzt hatte — in dem „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“, 1752 S. 626 in folgender Weise geurtheilt: „Der gute Staphorst ist ein vergessener Holländer, mit dessen gestohlenen Federn die brittische Elster stolzieret. Aber warum ist jener vergessen? Weil er lateinisch geschrieben hat. Ist es nicht eine undankbare Arbeit, die so viele grosse Männer auf die lateinische Dichtkunst gewandt haben, da sie hätten gross und berühmt werden können, wenn sie in ihrer Muttersprache geschrieben hätten? So haben sie sich lieber im Latein begraben und im Staube den Motten zu Theil werden wollen. Horaz wollte auch einmal griechische Verse machen: allein was geschah? Romulus zupfte ihn beim Ohre und gab ihm die Warnung: es wäre eben so thöricht Verse in einer fremden Sprache zu machen, die deren schon eine grosse Menge hat als Holz in den Wald zu tragen.“ (Hor. sat. I 10, 31—35.) Es sei offenbar, fährt Goldhagen fort, dass die Pflege der lateinischen Poesie gemissbilligt werde; aber wie würde das begründet? Woher wisse der Verfasser jenes Aufsatzes, dass der Name Staphorst so unbekannt sei? Und auch das zugegeben, so sähe er nicht ein, inwiefern sich mit Recht folgern lasse, es sei eine undankbare Arbeit sich mit der lateinischen Poesie zu befassen. Es werden nun mehrere Neulateiner angeführt, die sich keinen unbedeutenden Namen in der Literatur erworben hätten. Auch die Berufung auf Horaz sei nichtig u. s. w. Weiter wird ausgeführt, dass

die lateinische Poesie wegen der strengen metrischen und prosodischen Gesetze der deutschen Poesie den Rang streitig zu machen vermöge. Aber am Schluss der Abhandlung verwahrt sich der Verfasser ausdrücklich gegen den Vorwurf, dass er ein Verräther der deutschen Muse und ein ausschliesslicher Verehrer des Alterthums sei. Ihm selbst verschaffe die Lectüre der besten Dichter unseres Vaterlandes viel Genuss und er weise auch die seiner Leitung anvertrauten Schüler nicht ohne Erfolg zur Nachahmung derselben an, aber er könne nicht wünschen, dass das Studium der lateinischen Poesie aus unsern Schulen und aus der gelehrten Welt verbannt würde.

Diese Abhandlung, die ausserdem in gutem Latein geschrieben ist, erfuhr darauf im 12. Stücke der „Freien Urtheile und unparteiischen Nachrichten in Hamburg" von 1753 eine ziemlich eingehende Besprechung, wobei u. A. bemerkt wurde, der Verfasser habe im Eingange einen Anfall auf den Verfasser des „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" als einen grossen Widersacher der lateinischen Dichtkunst gemacht und die Vortrefflichkeit derselben nicht sowohl in der Sprache selbst als in der genauen Beobachtung der Quantität der Silben, in der Mannigfaltigkeit der Füsse und in der Cäsur gesucht.

Mit dem Verfasser des „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" war kein anderer gemeint als der Professor Gottsched in Leipzig. Es war diese Zeitschrift die letzte von den dreien, die er in den Jahren 1732 bis 1762 hinter einander herausgab, und im Grunde nur eine Fortsetzung der zweiten, die unter dem Titel „Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste" von 1745—1750 in 10 Bänden erschienen war, unter verändertem Titel. Gottsched hatte sich bekanntlich nach und nach einen so bedeutenden Einfluss auf das gesammte deutsche Literaturwesen zu verschaffen gewusst, dass er dasselbe wie ein Dictator von Leipzig aus fast anderthalb Jahrzehnte hindurch beherrschte.[1]) Indess blieb er nicht ohne Anfeindung. In Hamburg bildete sich ein Kreis, der ihm entschieden gegenüber trat. Das Organ

[1]) Koberstein, Grundriss der Geschichte der deutschen Nationalliteratur II 904.

desselben war die Staats- und gelehrte Zeitung des hamburgischen Correspondenten, welche in ihrem zweiten „von gelehrten Sachen handelnden Theile“ damals das Urtheil der Deutschen in der Literatur nicht unwesentlich beeinflusste.[1]) Nicht unwahrscheinlich ist es, dass auch die „Freien Urtheile und unparteiischen Nachrichten“, die ebenfalls in Hamburg redigirt wurden, zu Gottsched in ein feindliches Verhältniss getreten waren, und es liegt dann sehr nahe anzunehmen, dass die über Goldhagens Programm daselbst erschienene Recension absichtlich von Gottsched sprach, um den Leipziger Professor zum Kampfe zu provocieren. Es gelang dies auch. Im Ostermonat des „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“ von 1754 S. 245 erschien eine Besprechung von Francisci Maria Caesaris Theresia, einem voluminösen lateinischen Gedicht, welches sich die Aufgabe gestellt hatte den Ruhm der Kaiserin Maria Theresia zu verherrlichen. Hierbei benutzte Gottsched die Gelegenheit, um in einer Anmerkung sich mit Berufung auf die in den „Hamburger freien Urtheilen und unparteiischen Nachrichten“ über ihn gemachte Bemerkung, er sei ein Feind der lateinischen Dichtkunst, gegen den Urheber der Anschuldigung, den Rector Goldhagen in ziemlich schroffer Weise auszulassen. Er schreibt u. a.: „Hieraus mögen vernünftige Leser urtheilen, ob wir Feinde von der lateinischen Dicktkunst sind, wie uns ein gewisser Schulrector im Harze vor einiger Zeit in einer Einladungsschrift beschuldigen wollen, der gleichwohl die ganze Vortrefflichkeit der lateinischen Dichtkunst recht tertianermässig in den blossen Quantitäten der Silben sucht. . . Ob nun wohl solche Lästerungen im Winkel steckender Silbenhelden bei der gelehrten Welt keinen Eindruck machen, so wollen wir doch um einiger andern willen etwas darauf erwidern. Wir fragen also, ob wohl derjenige ein Feind der lateinischen Poesie sein könne, der 1. in allen seinen Schriften die Muster der lateinischen Dichter des besten Jahrhunderts zu Mustern anpreist und ihre Vortrefflichkeit zeigt, der 2. bei aller Gelegenheit Stellen aus ihnen anzieht, und dadurch zur Genüge zeigt, dass er sie gelesen hat, der 3. selbst lateinische Dichter neuerer Zeiten, wie des Cardinals Polignac Antilucrez

[1]) Danzel, Gottsched und seine Zeit, S. 118 ff.

mit seiner Vorrede in neuen Ausgaben ans Licht stellt, der 4. in seiner Einladungsschrift, die er als Professor der Poesie geschrieben, de poetis philosophis reipublicae utilissimis ein grosses Lob und Verzeichniss der vornehmsten lateinischen Lehrdichter ausgeführt, der 5. in seinen Monatsschriften lateinische poetische Werke, die der Mühe werth gewesen, z. E. Stays philosophiam versibus traditam und noch unlängst den Grotium in nuce des Herrn von Scheyb mit Ruhm hervorgezogen, 6. auch solchen, die sich mit schlechten lateinischen Gedichten ans Licht gewaget, wie vor einiger Zeit von einem Wiener oder Ungar geschehen, ihren verdienten Text gelesen? Alles dieses ist theils aus Herrn Prof. G. Schriften, theils aus dem neuen Büchersaal der schönen Wissenschaften, theils aus unserem Neuesten so klar als die Sonne. Das aber gestehen wir dessen ungeachtet gern, dass wir gestümpelte, harte unverständliche und abgeschmackte lateinische Verse nicht lesen mögen, womit gewisse Leute, die das Verhängniss im Zorne zu Poeten gemacht, die Welt belästigen. Diese verdienen ihr Schicksal, dass sie Ladenhüter bleiben und keine Leser finden. . . Endlich aber sind wir freilich der Meinung 1. dass es nicht nur viel leichter sondern auch viel nützlicher, folglich auch viel rathsamer ist, in seiner eigenen Muttersprache zu dichten. 2. Dass alle gescheidte Völker solches gethan haben, indem kein Grieche jemals ägyptische oder phönicische, kein Römer aber griechische Verse gemacht, 3. dass wir eben des Glaubens sind, dessen Horaz gewesen, den sein plagosus Orbilius auch in seiner Jugend griechische Verse zu machen angehalten haben mochte. Allein was dachte er von seiner kindischen Beschäftigung, als er zu Verstande kam? Wir wollen ihn selbst hören. Serm. I 10, 31:

Atque ego, cum graecos facerem, natus mare citra,
Versiculos, vetuit me tali voce Quirinus,
Post mediam noctem visus, cum somnia vera:
'In silvam non ligna feras insanius, ac si
Magnas Graecorum malis implere catervas'.

Fiat applicatio! Doch nur auf diejenigen, die wie der Herr Rector die Schönheiten der lateinischen Poesie bloss im Silbenmasse zu suchen und zu finden wissen, den wahren Geist der alten Lateiner hingegen nicht fühlen."

Diese boshafte Zurechtweisung, welche der Rector Gold-

hagen keineswegs verdient hatte, konnte demselben nicht gleichgültig bleiben. Hatte sich doch Gottsched noch nicht einmal die Mühe genommen, Goldhagens Programm anzusehen; er war ja nur durch die Besprechung desselben in den „Freien Urtheilen" darauf aufmerksam gemacht worden.

Inzwischen war der Rector Goldhagen von Nordhausen nach Magdeburg berufen worden, um nach dem Abgang des Rectors Johann Gottlieb Immermann die Leitung der Domschule zu übernehmen. Zu Michaelis befand er sich schon in seinem Amte, denn zu dem Redeact der Domschule vom 25. Sept. 1753 lud er bereits durch ein Programm de Christo, perfectissimo boni praeceptoris exemplo ein. Von Magdeburg aus erliess er nun ein „Sendschreiben an die Herrn Verfasser der Freien Urtheile und unparteiischen Nachrichten in Hamburg, zu seiner Vertheidigung gegen eine harte Beschuldigung des Herrn Professor Gottscheds in Leipzig, abgefasset von Johann Eustachius Goldhagen, Rector der Domschule zu Magdeburg, der lat. und deutschen Gesellschaft zu Jena, wie auch der Göttingischen und Bremischen Mitgliede. Magdeburg, gedruckt bey Johann Christian Pansa, kön. preuss. priv. Buchdr." Diesem Sendschreiben (auf 8 Seiten in Quart gedruckt) ist zwar die Jahreszahl nicht beigefügt, es ist aber ohne Zweifel im Jahre 1754, bald nach Erscheinen der Gottschedschen Zurechtweisung veröffentlicht worden. Wir können dies aus einer S. 4 gemachten Bemerkung schliessen, wenn er sagt: „Wäre ich in meinem Amte zu Nordhausen geblieben, so würde ich in dem folgenden Programme diese Materie (nämlich über die Vorzüge der lat. Poesie) fortgesetzt und weiter ausgeführt haben. Allein die göttliche Vorsehung berief mich eben um die Zeit, da ich das bestrittene Programm unter vieler Unruhe schrieb, nach Magdeburg zu dem Rectorat an die Domschule, woselbst es die Umstände erforderten, andere Materien zu den Einladungsschriften zu erwählen."

Goldhagen geht in diesem Sendschreiben, das mit der Anrede: „meine Herren" beginnt, davon aus, dass ihm die Ankündigung seines Programms in den „Freien Urtheilen" wohl angenehm gewesen sei, dass er aber gern gesehen, dass der Inhalt desselben möchte genauer bestimmt worden sein. Denn wenn dies geschehen sei, so hätte er vielleicht nicht den Unwillen eines berühmten Mannes auf eine so harte und

unbillige Weise erfahren. Der Herr Professor Gottsched nenne ihn erstlich einen Schuldirector im Harze. „Ich weiss nicht, sagt Goldhagen, ob dem Herrn Professor unbekannt sei, dass Nordhausen, wo ich damals stund, vor dem Harze liege. Das ist mir aber bekannt, dass Leute, die in Gebirgen, als in der Oberpfalz und in der Schweiz wohnen, bei ihm nicht wohl angeschrieben sind, und also schon angeführte Benennung etwas verächtliches mit sich zu führen scheint." Hierauf geht die Replik auf den Vorwurf näher ein, Gottsched sei für einen Feind der lateinischen Dichtkunst erklärt worden und bemerkt, dass unter den sechs dagegen angeführten Gründen der dritte und vierte den Herrn Professor Gottsched auf das deutlichste bezeichneten. „Hätte der Herr Professor meine Einladungsschrift selbst zu lesen bekommen, so würde er sich die Mühe einer solchen unnöthigen Vertheidigung nicht gegeben haben. Denn ich rede ja nur von der Uebung der lateinischen Dichtkunst. Ich fand dass dieselbe verworfen wurde. . . Mein Zweck war, so weit ich mit meiner Einladungsschrift reichen konnte, die Lehrer sowohl als die Jugend in Schulen aufzumuntern, die Uebungen in der lateinischen Poesie nicht ganz einschlafen zu lassen." Darauf giebt Goldhagen den Inhalt seines Programms kurz an, wendet sich S. 4 zu den Invectiven des Prof. Gottsched und fordert die Verfasser der Freien Urtheile auf darüber zu urtheilen, ob sein Gegner billig mit ihm umgegangen sei. „Er spricht erstlich, ich sei ein Schulrector, der die ganze Vortrefflichkeit der lateinischen Dichtkunst recht tertianermässig in den blossen Quantitäten der Silben sucht. Tief genug erniedrigt! Weiter konnte doch wohl ein Rector nicht heruntergesetzt werden, er müsste denn in die Leseclasse versetzt worden sein. Wie ich ihn gelästert habe, ist oben gezeigt. Ein Gymnasium einer ansehnlichen freien Reichsstadt oder die Stadt selbst ist ein Winkel. Wir armen Schulmänner, dass wir doch nicht alle Professores auf Universitäten sein können und immer wie die Eulen in unsern Winkeln stecken müssen! Bin ich als ein Silbenheld nicht eine elende Kreatur, dass ich nach den Schlussworten des erhabenen Gottscheds die Schönheiten der lateinischen Poesie bloss im Silbenmasse zu suchen und zu finden weiss, den wahren Geist aber der alten Lateiner nicht fühle? Wie glück-

lich wäre ich, wenn ich noch ein paar Jahre zu den Füssen des untrüglichen Kunstrichters sitzen und meinen Geschmack verbessern lassen könnte, ob ich gleich schon über 25 Jahre andern die lateinischen Poeten erklärt und ihnen sowohl die wesentlichen als die zufälligen Schönheiten derselben gezeigt habe! . . Schiene es keine Prahlerei zu sein, so wollte ich auch wohl einen und den andern von meinen ehemaligen Zuhörern anführen, die jetzo nicht im Winkel sondern auf Universitäten oder in anderen ansehnlichen Aemtern stehen und ihre Geschicklichkeit in der lateinischen Dichtkunst der gelehrten Welt gezeigt haben, auch gegen mich noch beständig viel Liebe und Gewogenheit spüren lassen. Doch das eigne Lob will ich solchen Männern überlassen, die höchst missvergnügt sind, dass sie nicht von allen als untrügliche Orakel der schönen oder anmuthigen Wissenschaften angebetet werden.“ Man sieht, das Ansehen des Dictators von Leipzig war schon erschüttert, und wäre der Streit 10 bis 15 Jahre früher ausgebrochen, so hätte der Rector es nicht wagen dürfen, mit einer besondern Vertheidigungsschrift vorzugehen. Aber die Schweizer hatten sich einen so grossen Anhang verschafft, dass die Zahl der Freunde Gottscheds immer geringer geworden war. Der Rector Goldhagen erklärt, er stände in diesem Streit ganz unparteiisch, er sei weder ein Züricher noch ein Gottschedianer. Wo er Verdienste erkenne, da ehre er sie; er habe die Verdienste Gottscheds besonders um die deutsche Sprache und Redekunst „von langer Zeit her mit Vergnügen und Hochachtung erkannt“ und gegen Tadler freimüthig vertheidigt. Er werde auch trotz Gottscheds harten Verfahrens gegen ihn in dieser Gesinnung verharren. Es sei ihm gegangen wie einem, der einem alten Fechter in den Wurf komme. „Dieser hat viele Jahre auf dem Kampfplatze gestanden und gegen alle Seiten zugeschlagen, weil er immer neue Gegner gegen sich gereizt hat. Endlich wird er des Hauens und Stechens so gewohnt, dass er blindlings zuschlägt und so leicht einen grossen Haller, als einen kleinen Silbenheld trifft.“ Diese Bemerkung über Haller machte Goldhagen mit Bezug auf die Anzeige eines „Versuches eines Lobgedichtes auf die ungereimten epischen Dichter und Anhänger des Schweizerparnasses“ im Februarheft des „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit von 1754“, worin Haller mit

Bodmer Klopstock Wieland unter die Gegner des guten Geschmacks gezählt wird, gegen welche die Liebhaber desselben Klage erheben, dass sie der Vernunft zum Trotz durch ihre ungereimten und sinnlosen Gesänge die Ehre der Deutschen schändeten. „Soll denn der scharfe Kunstrichter in seiner Hitze wohl allezeit richtig urtheilen? Wir wollen es auf eine Probe ankommen lassen. Der Herr Professor spricht S. 247: Alle gescheidten Völker hätten in ihrer eignen Muttersprache gedichtet, indem kein Grieche jemals ägyptische oder phönizische, kein Römer aber griechische Verse gemacht. Er beruft sich dabei auf des Horaz bekannte Verse, welche ich schon in meinem Programm citirt hatte. . . Ich mag von dem plagoso Orbilio, welchen er mit erscheinen lässt, fast nicht gedenken. Zielet der Herr Professor wie es scheint hämischerweise auf mich, so wünsche ich ihm Gelegenheit nur einen von meinen gewesenen Zuhörern, von welchen einige nach Leipzig auf die Universität gezogen sind, zu fragen, ob ich mich jemals dieser schimpflichen Benennung schuldig gemacht habe?"

Nun beweist Goldhagen, dass die oben angeführte Behauptung Gottscheds nicht richtig sei, zunächst am Ovid, der bekanntlich in der Getischen Sprache Gedichte gemacht habe (Epist. ex Ponto IV 13, 19)

Ah pudet! et Getico scripsi sermone libellum,
Structaque sunt nostris barbara verba modis,

und bemerkt, dass Niemand mit dictatorischer Gewissheit sagen könne, dass kein Grieche in der Sprache der Aegypter oder Phönicier Verse gemacht habe. Die Römer hätten das Studium der griechischen Sprache so sehr gepflegt, dass manche in dieser Sprache Bücher schrieben (Claudius Aelian, der Kaiser Antoninus); warum sollten sie nicht auch Verse in griechischer Sprache gemacht haben. Schrieb doch Plinius der jüngere in seinem 14. Lebensjahre eine griechische Tragödie (Plin. epp. VII 4, 2) und bewundert er nicht IV 3, 3. 18, 1. V 15, 1 die jambischen Verse des Consuls Arrius Antoninus, die den besten griechischen Versen der classischen Zeit an die Seite zu setzen seien?

Zuletzt erwähnt G., dass man nach den Worten seines unwilligen Gegners zu der Ansicht verleitet würde, dass alle modernen Völker Europas nicht zu den gescheidten Völkern

zu zählen seien, denn unter ihnen fänden sich eine grosse Menge lateinischer Dichter. „Entweder ich verstehe die Worte nicht oder es ist in denselben ein grosser Widerspruch.“ Ebenso bezeichnet er die letzten Worte Gottscheds als Luftstreiche, die ihn gar nicht träfen, oder der scharfe Beurtheiler widerrufe in denselben alles, was er wider die Verfertigung lateinischer Gedichte in den von ihm (Goldhagen) angeführten Worten und in seiner scheltenden Anmerkung gebracht hat, und schliesst mit dem Wunsche, dass der Herr Professor, wenn ihm dieser Bogen zu Gesicht kommen und er denselben des Lesens würdigen sollte, mit philosophischer Gemüthsfassung bedenken möge, dass er ohne Grund und Ursache ihn auf das schmählichste angegriffen und ihn dadurch genöthigt habe, sich von der Beschuldigung der Lästerung und eines tertianermässigen Geschmacks in der Dichtkunst, welche „meinem Amte höchst unanständig wäre“ zu retten. „Bin ich als ein Schulrector zu klein in seinen Augen, so weiss ich dass viel grössere Männer als ich von ihm nicht sanftmüthiger und höflicher angefallen worden sind. Sie, meine Herren, werden mir die unvermuthete Länge dieses Schreibens als unparteiische Männer gut halten und versichert sein, dass ich mit grosser Hochachtung bin Ihr ergebenster Diener Johann Eustachius Goldhagen.“

Ernst Christian Steinbach und Gottsched.

Von

Richard Gosche.

In eine frühere Zeit als die vorstehend behandelte fällt die Fehde des ältesten Biographen Johann Christian Günthers mit Gottsched oder vielmehr dessen Anhängern. Nachdem unter den Litterarhistorikern allein Otto Roquette in seiner Monographie über Günther davon Nachricht gegeben, hat so eben Dr. G. Eitner in dem diesjährigen Osterprogramm des Breslauer Gymnasiums zu St. Maria-Magdalena eine eingehendere Darstellung zu entwerfen begonnen.

Der Streit hat durchaus keine principielle Bedeutung, ist aber interessant für die Taktik des Leipziger Dictators und hat eine der besseren polemischen Schriften in der Mitte des vorigen Jahrhunderts veranlasst. Christian Ernst Steinbach aus Jauer, der als praktischer Arzt in Breslau lebte und als Lexikograph über ein Jahrhundert später noch Jacob Grimms Anerkennung fand, hatte unter dem Namen Carl Ehrenfried Siebrand 1738 eine Biographie Günthers nebst ausgewählten Gedichten desselben herausgegeben. Die Biographie, obwohl sachlich wichtig, ist psychologisch grob, aesthetisch unverständig und dabei mit so reichlicher und übelangebrachter Polemik versetzt, dass für letztere ein ganz besonderer Grund vorliegen musste. Dieser war durch eine Kritik der Ausgabe der Güntherschen Gedichte von 1735 wie des Wörterbuchs von Steinbach für diesen letztern gegeben, welche das vierzehnte Stück von Gottscheds Beiträgen zur kritischen Historie 1736 gebracht hatte. Steinbachs ebenso unbesonnene als übermässig gereizte Polemik war leicht zurückzuweisen. Zunächst geschah dies in einem kleinen anonymen „Sendschreiben an Herrn Doktor Steinbach" von einem ehemaligen Schüler Gottscheds in kundiger und überaus massvoller Weise. Hierauf folgte das ungleich pikantere und weit umfangreichere Pamphlet: „Gespräche zwischen J. Chr. Günther aus Schlesien in dem Reiche der Todten und einem Ungenannten in dem Reiche der Lebendigen, in welchem Beyde des Erstern 1738 zu Breslau gedruckten Lebenslauf beurtheilen; und bey dieser Gelegenheit ihre Gedanken über einige itzt lebende deutsche Dichter und Dichterinnen eröfnen. Nebst einer Zueignungsschrift an Seine Hochedlen, den Herrn D. Steinbach in Breslau. Das Erste Stück. 1739." Eitner gibt von diesem wie von dem vorgenannten Stücke ausführlichere Nachricht nach den Exemplaren der Breslauer Stadtbibliothek, was um so dankenswerter ist, je seltener diese Drucksachen zu sein scheinen. Das Todtengespräch verrät einen ganz andern und weit bedeutenderen Verfasser als das Sendschreiben; es zeigt unerschrockenen Witz statt der Pedanterie des letzteren; umfassende Bildung statt einseitige Kenntniss; rücksichtslose Wahrheitsliebe statt abwägender Bedächtigkeit. Es war ein nicht übler Einfall Eitners an Christian Ludwig Liscow als Verfasser zu denken; man wird häufig genug an die Abhand-

lung „Von der Vortreflichkeit und Nohtwendigkeit der elenden Scribenten“ erinnert, und wenn er auch die Gesprächsform sonst nicht gebraucht hat, so konnte er doch wol einmal auf sie verfallen, die David Fassman seit 1718 in einer mit merkwürdiger Vorliebe goutierten Weise gebraucht hatte. Aber man kann ein sehr wichtiges sachliches Bedenken gegen diese Combination hegen: Liscow wird schwerlich Anfang des Jahres 1739 noch ein so lebhaftes Interesse für Gottsched gehabt haben, um so energisch gegen einen Gegner desselben aufzutreten.

Dies nimmt der Verdienstlichkeit der Mitteilungen Eitners kaum etwas, deren Fortsetzung wir dringend erwarten.

Der Hiatus zwischen der Sage vom Geheimbund und der Sage vom Tell im Schiller'schen Wilhelm Tell.

Von

G. Meyer von Knonau.

In sehr erwünschter Weise ist im ersten Bande des „Archivs für Litteraturgeschichte“ S. 461—485 durch R. Peppmüller, was W. E. Weber und J. Meyer früher für die Kenntniss der Quellen Schillers geleistet haben, noch weiter ausgeführt worden. Aber wie diese, nimmt auch Peppmüller die Sage, wie sie bei Tschudi sich niedergelegt findet, von vorne herein als Ganzes an, ohne dem Processe der Entstehung derselben bis auf Tschudi nachzugehen, ohne in dem auf Tschudi ruhenden Drama des grossen Dichters die Nachwirkungen der ungleichen Entstehung der Sage selbst aufzudecken.

Es darf nach W. Vischers trefflicher Untersuchung „Die Sage von der Befreiung der Waldstädte nach ihrer allmäligen Ausbildung“ (Leipzig 1867) als feststehend angesehen werden, dass dieses Sagengebäude zwei sehr verschiedene, ursprünglich sich völlig ausschliessende Bestandtheile in sich schliesst, die nur sehr allmälig in einander hineinwuchsen, bis heute nicht völlig verwachsen sind.

Die ältere, eine gewisse Berücksichtigung durch den Historiker stets verdienende Sage, die gewisse historische

Kernpunkte in sich schliesst, allerdings verhüllt von vieler späterer Zuthat, ist die Erzählung, dass ein Schwyzer und ein Unterwaldner nach erduldeter Misshandlung in Uri Zuflucht suchten, hier mit einem Urner zusammentraten, über Befreiung der Waldstädte sich beriethen, ihren Bund vermehrten, Zusammenkünfte im Rütli hielten, endlich die Burgen der Herren brachen, dass nach Zerstörung der letzten Burg zur Besiegelung der völligen Befreiung die drei Länder zusammentraten, durch Bundesschwur die Eidgenossenschaft gründeten. Das ist die Rütlisage.

Aber seit den Siebzigerjahren des funfzehnten Jahrhunderts fängt eine andere Sage, speciell urnerischen Ursprungs, mit der Rütlisage zu tangiren [1]) an: die Tellsage. Ja, sehr bald drängt sich die mythologische Figur des Tell in den Kreis der Männer vom Geheimbunde ein: das „hübsch spyl gehalten zu Ury in der Eydgenossschafft, von dem Wilhelm Thellen, ihrem landtmann unnd erstem eydtgenossen“ rückte im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts den „Wilhelm Thell von Ury“ neben Stauffacher und „Erny auss Melchthal“ in die Reihe der drei Bundesstifter, und der gelehrte Zürcher Chronist Stumpf z. B. behielt diese Redaktion der Sage bei, so dass also auch die Rütlisage nun in der Tellsfigur ihre Krönung gewann. Erst Tschudi schob den Tell wieder aus dieser Trias hinweg: allerdings lässt er — wie übrigens auch schon die Chronik des weissen Buches — ihn „auch heimlich in der Bundesgesellschaft sein“, ersetzt ihn aber in dem Kreise der drei wieder durch einen der Fürsten (wie früher im weissen Buche von Sarnen, nur jetzt nach Tschudischer Gewohnheit mit einem Taufnamen: „Walther“ [2])). Bei Tschudi vollbringt erst Tell seine That und bricht nachher die offne durch die Rütlimänner verabredete Erhebung aus. Müller, hernach Schiller folgten Tschudis Muster.

[1]) Ich brauche absichtlich dieses Wort. Wie die Tangente den Kreis als solchen nicht stört, so ist die Tellsage im weissen Buche von Sarnen so nur äusserlich in die Rütlisage hineingestellt, dass ich in einem Collegium die eine Sage ohne die andere vorlesen konnte, ohne dass die Zuhörer eine Unterbrechung des Zusammenhanges irgend wie verspürten.

[2]) Erst im sechszehnten Jahrhundert wird Walther Fürst zu Tells Schwiegervater gemacht (Vischer S. 144).

Auf diese Weise nun kam ein unheilbarer Hiatus in die ganze Sage hinein. Will man sich einmal auf den Boden der Tellsage stellen, so ist nur die Art und Weise der Gestaltung annehmbar, welche das Urnerspiel bietet. Dort schiesst Tell den Vogt zu Tode; dann kommen seine Genossen vom Rütli; sie gehen zum Volke, wo Tell zur Gemeinde redet; diese fordert ihn auf: „Nun gehen uns schnell den eyd an", „der Thell gibt inen den eyd" — und die Handlung ist zu Ende. Das ist das eine mögliche Ende der Befreiungssage; das andere steigt durch den Geheimbund zur Burgenbrechung. Aber Erschiessung Gesslers einer-, und dann dessen ungeachtet noch Burgenbrechung, wobei Tell mehr oder weniger zurücktritt, andrerseits, wäre faktisch unmöglich gewesen, selbst wenn man noch der Sage in ihrer jetzigen ausgebildeten Gestalt historischen Werth zumessen wollte, und nur drei solche Künstler, wie Tschudi, Müller, Schiller waren, konnten den klaffenden inneren Bruch innerhalb der Bestandtheile der von ihnen gebrachten Sage etwas vergessen machen, immerhin jedoch nicht so völlig, dass er nicht auch noch bei dem grössten der drei, bei Schiller, bemerkbar bliebe.

Der Geheimbund ist eine von Mehreren vorbedachte, nicht auf den Augenblick sich zuspitzende, sondern die Entscheidung sorgsam vorbereitende Unternehmung; der Rache bringende Schuss auf den Misshändler ist die Vollbringung des raschen Entschlusses des Einzelnen. So sagt denn Tell (I. Act, 3. Scene): „Ein jeder lebe still bei sich daheim" — „Beim Schiffbruch hilft der Einzelne sich leichter" — „Der Starke ist am mächtigsten allein"; dann: „Was ihr thut, lasst mich aus eurem Rath; ich kann nicht lange prüfen oder wählen: bedürft ihr meiner zu bestimmter That, dann ruft den Tell; es soll an mir nicht fehlen." Und er erscheint nicht auf dem Rütli. Baumgarten sieht den Walther Fürst herannahen: „Doch nicht den Tell erblick' ich in der Menge" (II. Act, letzte Scene). Tell kann seiner Frau versichern: „Ich war nicht dabei [1]) — doch werd' ich mich dem Lande nicht entziehen, wenn es ruft" (III. Act, 1. Scene).

[1]) Tell schliesst sich, bei Schiller anders als bei Tschudi, vom Bundesschwure auf dem Rütli geradezu aus. Doch veranlasst sein Bekenntniss wegen des zweiten Pfeils Gessler zu den Worten an das Volk: „Doch alle seid ihr theilhaft seiner Schuld" (III. Act, 3. Scene).

Dergestallt erklärt der Dichter die ihm hemmend entgegengetretene Klaffung zwischen dem Umstande, dass Tell das beste für das Land gethan und doch an der Vorbereitung zur gemeinsamen Abschüttlung des Joches nicht Antheil gehabt haben soll, in der Betonung des Gegensatzes zwischen der Verbrüderung der Mehreren — „Doch könnten Worte uns zu Thaten führen“, „Wir könnten viel wenn wir zusammenständen“ (I. Act, 3. Scene) — und der That des Einzelnen, der „still und harmlos lebte“, der erst durch das Ungeheure „aus seinem Frieden sich geschreckt“ fühlte (IV. Act, 3. Scene). Aber er kann doch nicht umhin, den Stauffacher einmal ein Wort sprechen zu lassen, das den bezeichneten Hiatus wieder auf das klarste ausdrückt: „Bezähme jeder die gerechte Wuth und spare für das Ganze seine Rache; denn Raub begeht am allgemeinen Gut, wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache“ (II. Act, letzte Scene, Schluss).

Denn Tell hat seinem Vorsatze: „Die einz'ge That ist jetzt Geduld und Schweigen“ (I. Act, 3. Scene) nicht treu bleiben können: „Die armen Kindlein, die unschuldigen, das treue Weib muss ich vor Deiner Wuth beschützen, Landvogt“ sagt er in der hohlen Gasse (IV. Act, 3. Scene); er frägt den Parricida: „Hast Du der Kinder liebes Haupt vertheidigt, des Heerdes Heiligthum, das Schrecklichste, das Letzte von den Deinen abgewehrt?“ (V. Act, letzte Scene). „In seiner eignen Sache sich zu helfen“ hat er zur möderischen Waffe gegriffen. Ganz und gar handelt er für sich selbst, nicht um der Noth des Vaterlandes willen. Dennoch wie schon bei seiner Gefangennehmung Stauffacher, der ihn früher umsonst auf das Rütli eingeladen, ruft: „O nun ist Alles, Alles hin! Mit euch sind wir gefesselt Alle und gebunden!“ Die Landleute klagen: „Mit euch geht unser letzter Trost dahin!“ (III. Act, 3. Scene)[1]; wie also im Momente seiner scheinbaren Katastrophe der an den Verabredungen zur Befreiung Unbetheiligte als der Hort der Freiheit gepriesen wird[2], so drängt sich im

[1]) Auch Act IV, erste Scene, wo der Fischer sagt: „Der Tell gefangen abgeführt nach Küssnach, der beste Mann im Land, der bravste Arm, wenn's einmal gelten sollte für die Freiheit;“ ebenso in der letzten Scene, wo Tells Weib ruft: „Das Land, wir Alle haben ihn verloren!“ „Was könnt ihr schaffen ohne ihn?“ „Euch Alle rettete der Tell!“

[2]) Bemerkenswerth ist es, dass sich Tell nach seiner Befreiung

Worte Stüssis nach Gėsslers Tode das unbewusste Geständniss des Dichters zusammen, mit Tells That sei jeder weitere Kampf für die Freiheit, jede Ausführung der Rütliverabredungen zwecklos geworden; Stüssi nämlich sagt: „Der Tyrann des Landes ist gefallen. Wir erdulden keine Gewalt mehr: wir sind freie Menschen," worauf alle tumultuarisch rufen: „Das Land ist frei!" (IV. Act, 3. Scene). Was soll da noch die weitere Handlung, wenn das Land wirklich schon durch einen einzigen Schuss Tells frei ist? Mit Ruodi fragen wir auf Walther Fürsts Bedenken, noch fehle Kunde aus Schwyz und Unterwalden, man müsse Boten erwarten: „Was erwarten? Der Tyrann ist todt, der Tag der Freiheit ist erschienen," und sind überrascht, dass Melchthal „noch die Freiheit bringen" soll (V. Act, 1. Scene), während das Volk in der hohlen Gasse schon das Land frei weiss (IV. Act, 3. Scene). Indessen diese Scene bei Zwinguri ist dennoch nothwendig, damit die Rütliscene nicht zwecklos erscheine, damit gesagt werden könne: „Herrlich ist's erfüllt, was wir im Rütli schwuren, Eidgenossen!" Diejenige in der hohlen Gasse hatte ja den Schlussworten der Rütliscene (s. o.) geradezu widersprochen.

Tell aber ist schliesslich nun trotzdem wieder „unsrer Freiheit Stifter," „der Retter von uns Allen" (V. Act, 1. Scene), er „der Erretter" (3. Scene). Kaum hat das Volk auf Zwinguris Trümmern gejubelt, der Resultate der Anstrengungen der Verschworenen sich gefreut, so zieht es vor Tells Haus, diesem ein Hoch auszubringen, und zwar auf Stauffachers Aufforderung, der früher — auf dem Boden der Rütlisage mit Recht — Tell vorgeworfen hatte: „So kalt verlasst ihr die gemeine Sache?" (I. Act, 3. Scene).

In der Inconsequenz der dem Stauffacher in den Mund gelegten Reden gipfelt sich zumeist der Hiatus von Rütlisage und Tellsage im Schillerschen Tell.

mehr um den Rütlibund zu bekümmern beginnt. Er sagt zum Fischer im IV. Act, 1. Scene: „Habt ihr nicht auch im Rütli mitgeschworen?" „Ihr werdet meinen Schwager bei ihr (nämlich bei Tells Frau) finden und Andre, die im Rütli mitgeschworen."

Homerisches in Schillers Tell.

Von

Rudolf Peppmüller.

Nachtrag zu Band I, p. 477.

Für das Gespräch Stauffachers und Gertruds habe ich noch ein paar auch von Heinr. Düntzer in seinen jüngst bei Ed. Wartig in Leipzig erschienenen Erläuterungen zu Schillers Tell (in denen er übrigens meinen im 1. Bande dieser Zeitschrift p. 461 ff. befindlichen Aufsatz „Zu den Quellen des Schiller'schen Wilhelm Tell" aufs umfassendste benutzt hat, obgleich er nur p. 215, und zwar ganz wie zufällig, meinen Namen nennt)[1]) übersehene homerische Parallelstellen zu verzeichnen.

Wenn Stauffacher sich von Gertrud bei seiner Abreise nach Uri mit den Worten verabschiedet:

Stauffachers Haus verbirgt sich nicht. Zu äusserst
Am offnen Heerweg steht's, ein wirthlich Dach
Für alle Wandrer, die des Weges fahren —

---

[1]) Die fragliche Abhandlung des Herrn Dr. Peppmüller hat in Düntzers Erklärung des Dramas die umfassendste Benutzung erfahren, ohne dass der Verfasser anders als p. 215 ganz beiläufig genannt wäre — ein Verfahren, das bei einem andern Schriftsteller, an welchem man nicht Düntzers Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit zu schätzen hätte, wenig auffallen würde. Hier aber befremdet es, dass Peppmüllers Arbeit mit fast allen ihren Einzelheiten, bisweilen sogar (vgl. S. 468 u. 471 des Archivs mit S. 140 u. 202 der Erklärungen Düntzers) fast mit Beibehaltung des Wortlautes in jene „Erläuterungen" einverleibt ist. Selbst Missverständnisse (vgl. S. 464 f. und 484 f. des Archivs mit Düntzer S. 115 f. u. 49 f.) oder eigentümliche Ausdrucksweisen (vgl. Archiv S. 482 mit Düntzer S. 168; S. 478 mit S. 136 A. 2; S. 479 mit S. 119 A. 2, 120 A. 1, 138 A. 1, 142 A. 1 u. 2, und die erste Anm. von S. 479 mit D. S. 127 A. 4), auf die Peppmüller zuerst hingewiesen hatte, finden wir wie manches Andere aus dem Archiv herüber genommen, als seien es Düntzers eigene Wahrnehmungen. Höchst auffällig ist S. 159 A. 2, S. 227 Anm. u. S. 173 u. 174 die indirecte Polemik, welche niemand anders als Peppmüller zum Object haben kann. Wir müssen dies um so mehr hervorheben, je höher wir Düntzers Verdienste sonst zu schätzen gewohnt sind; wir verlieren daher dem gegenüber kein Wort über die Benutzung der Peppmüllerschen Arbeit in einem andern neueren mehr populären Tell-Commentar. — R. G.

so kann kaum zweifelhaft sein, dass Schiller an eine Stelle des 6. Buches der Ilias gedacht hat, welches, nach manchem zu schliessen — die Rhapsodie[1]) führt bekanntlich die Ueberschrift *Ἕκτορος καὶ Ἀνδρομάχης ὁμιλία* — zu seinen Lieblingsbüchern gehört zu haben scheint. Dort lesen wir gleich am Anfang (12 ff.) die Verse:

Drauf den Axylos erschlug der Rufer im Streit Diomedes,
Teuthras Sohn: der wohnt in der schöngebauten Arisbe,
Reich an Lebensgut[2]); auch war er geliebt von den Menschen,
Weil er alle mit Lieb' herbergte, wohnend am Heerweg.

V. 13, 14 kehren *E* 543 f. in ähnlicher Fassung wieder und Boxberger hat Bd. II p. 267 diese Stelle für die 7. Scene im 2. Act der Jungfrau von Orleans herbeigezogen. Dort fleht Montgomery:

Lass mir das Licht des Lebens, nimm ein Lösegeld!
Reich an Besitzthum wohnt der Vater mir daheim
Im schönen Lande Wallis . . . .

Ein drittes mal treffen wir *Ξ* 121 f. etwas ähnliches. Ich verweise auch auf diese Stelle, weil Gertruds Worte in jener an homerischen Anklängen so reichen Scene des Tell mit ihr hin und wieder eine kaum zu verkennende Verwandtschaft zeigen.

„Aber" — so sagt Diomedes, indem er *Ξ* 113 f. den Rath, welchen er, „obgleich an Geburt der Jüngere" den andern achäischen Heerführern gegenüber ausspricht, in ähnlicher Weise wie Gertrud, die sich „des edlen Ibergs Tochter rühmt" ihren „Rath zur Wohlfahrt" (*Ξ* 127) des Landes rechtfertigt —

Aber ich rühme mich stolz nicht weniger edlen Geschlechtes,
Tydeus Sohn, den in Thebe gehügelte Erde bedecket.

Und was Diomedes V. 119 ff. dann weiter sagt:

---

[1]) Düntzer führt p. 124 aus diesem Buch V. 224 f. richtig „das Wort des Diomedes an Glaukus" an:

Also bin ich nunmehr dein Gastfreund mitten in Argos,
Du in Lykia hier,

mit dem er die an den „Pfeifer von Luzern" gerichtete Bitte Stauffachers vergleicht:

Bleibt doch, bis meine Wirthin kommt — ihr seid
Mein Gast zu Schwyz, ich in Luzern der eure.

[2]) Stauffacher ist ja ebenfalls ein wohlhabender Mann.

Es zog mein Vater gen Argos,
Lange verirrt: so ordnet' es Zeus und die anderen Götter.
Einer Tochter vermählt des Adrastos, wohnt' er im Hause
Reich an Lebensgut; auch genug der Weizengefilde
Hatt' er, und viel Fruchtgärten, von Baum und Rebe beschattet,
Viel auch des weidenden Vieh's —

das liegt, wenn ich nicht irre, jener Schilderung zu Grunde, die Gertrud ihrem Gatten von seinem Wohlstand gibt, den der Landvogt ihm nicht gönnt.

Gesegnet ist dein Fleiss, sagt sie, dein Glücksstand blüht,
Voll sind die Scheunen, und der Rinder Schaaren,
Der glatten Pferde wohlgenährte Zucht
Ist von den Bergen glücklich heimgebracht
Zu Winterung in den bequemen Ställen.

Natürlich können die I. p. 476 zu dieser Scene beigebrachten Parallelstellen, welche Düntzer in den Anmerkungen zu p. 125, 126 zum Theil hat abdrucken lassen, recht gut daneben bestehen bleiben.

Bibliographische Notizen zu dem Verzeichniss von E. M. Arndts Schriften in K. Goedekes Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung Bd. III, S. 226 bis 229. § 311. No. 624.

Von

G. von Loeper.

Goedeke führt 82 Schriften an. Die Angaben bedürfen jedoch theils der Vervollständigung, theils der Berichtigung. Mehrere hier fehlende Schriften sind in Gudes chronologischen Tabellen zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationallität (3 Thle. Leipzig 1831) und in dem Anhange zur Lebensbeschreibung Arndts von E. Langenberg (Bonn 1865) verzeichnet; andre Schriften dagegen, namentlich die beiden ältesten Gedichtsammlungen aus den Jahren 1803 und 1811 sind nirgend erwähnt. Hiernach fehlen bei Goedeke folgende Nummern:

1. Ueber die Freiheit der alten Republiken. Greifswald, Eckhart. 1800.

2. Gedichte von Ernst Moritz Arndt. Greifswald, Eckhart, 1803. (16 S. u. 336 S. 8.)

3. Einleitung zu historischen Karakterschilderungen. Berlin 1810.

4. Briefe an Freunde von E. M. Arndt. Altona, Hammerich, 1810. (300 S. 8.)

5. Gedichte von Ernst Moritz Arndt. Greifswald, 1811. (24 S. und 374 S. 8.)

6. Der Soldaten-Katechismus. Petersburg 1812.

7. Ueber den kriegerischen Geist der Böhmen. Ein Beitrag. Prag 1813.

8. An die Preussen. 1813.

9. Geschichte von Napoleon Bonaparte, wie er nach Russland ging und wie er wieder kam. 1813.

10. Friedrich August, König von Sachsen und sein Volk im Jahre 1813. 1814. (VIII und 70 S. 8.)

11. Ueber Preussens Rheinische Mark und über Bundesfestungen. 1815.

12. Einige Anmerkungen zur Länderkunde des Protestantismus und zu Fr. v. Schlegels Geschichte der alten und neuen Literatur. 1828.

13. Die Geschwister von Rimini. Tragödie. Breslau 1828.

14. Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation. Eingeführt durch E. M. Arndt. Leipzig 1851. 2 Bde. 8.

15. Vom nordischen Hausbau und Hausgeiste. Jena 1857.

16. Holsteins Rechte in Schleswig. Mit einem Vorwort von E. M. Arndt. Frankfurt a/M. (1858.)

Dann fehlt die Angabe der Beiträge, welche Arndt für periodisch erscheinende Schriften lieferte. Bereits in dem Göttinger Musenalmanach auf das Jahr 1799 findet sich eins seiner Lieder (Freudenlied S. 202).

Einer Berichtigung bedürfen folgende Nummern bei Goedeke:

No. 3 und 4 bilden in sechs Bänden klein Octav ein zusammengehöriges Werk. Der Titel von No. 4 lautet: Bruchstücke einer Reise durch Frankreich im Jahre 1799. Leipzig 1802. 2 Bde.

No. 5 ist kein besonderes Werk, sondern die zweite Auflage von No. 3 und 4 (4 Bände, gross Octav). Im Titel fehlt: „durch einen Theil Deutschlands“ u. s. w.

No. 6 erschien 1806; die Reise erfolgte „im Jahre 1804“, welcher Zusatz sich im Titel findet (vollständig in Pischons Leitfaden).

No. 7 existirt meines Wissens überhaupt nicht.

No. 8 erschien Greifswald 1804. In der Titelangabe fehlt „nebst einer Zugabe“. Diese Zugabe bilden die S. 287 bis 374 angefügten Gedichte.

No. 9 erschien in Rostock und Leipzig.

No. 11 erschien zuerst 1806 (s. Pischon), dann die 2. Auflage 1807 o. O.; der 2. Theil London, Boosey 1809, der 3. Theil London 1813.

No. 13; im Titel fehlt „und Unterweisung.“

No. 23 ist 2. Auflage; die erste erschien 1813 (Leipzig). Darin das Gedicht: „Was ist des Deutschen Vaterland?“, ebenso in: Deutsche Wehrlieder für das 5. Preussische Frey-Corps herausgegeben. I. Sammlung. Ostern 1813, ferner in: Zwei Worte über die Teutsche Legion. 1813. (30 S.) und als No. 5 in: Fünf Lieder für deutsche Soldaten. 1813. (16 S. 8.)

No. 25; im Titel fehlt: „in drei Zügen“ u. s. w.

No. 26; im Titel fehlt nach „Jünglinge“: und Männer zum Kampfe für Teutschlands Freiheit u. s. w.

No. 32; im Titel fehlt der Zusatz: von E. M. Arndt und andern Verfassern.

No. 38 erschien zuerst Germanien 1814.

No. 40 erschien 1814 o. O.; im Titel heisst es: „Erläutert und durch einige historische u. s. w.

No. 41 ist nicht von Arndt verfasst; im Titel heisst es: von E. von S., herausgegeben von E. M. Arndt.

No. 44; der Titel lautet: Geschichte der Veränderungen der bäuerlichen Verhältnisse in dem vormaligen Schwedisch-Pommern und Rügen vom Jahre 1806 bis 1816.

No. 46; die 2. Ausgabe: Berlin 1842 und 1843 mit Kupfern.

No. 47; darin zwei Dramen: Die Geister im Walde, ein dramatisches Freudenspiel und Scipio della Torre, ein Trauerspiel. Greifswald 1808 und 1809.

No. 65; es fehlt: von Delbrück, nebst Zuschrift von Arndt und Erwiderung an ihn.

No. 66; vor „Autonomen“ fehlt ritterbürtigen.

No. 75 erschien schon 1848 (Leipzig).

No. 81 heisst: „Meine Wanderungen u. s. w.

Auch möchten von den vielen im Jahre 1813 erschienenen Flugschriften noch mehrere Arndt zuzuschreiben sein. Als solche führe ich an: Jetzt oder nie! Ein Aufruf an das geschändete Deutschland. Germanien 1813. 2 Blätter. Folio.

An die Deutschen. 2 Blätter. 4. unpaginirt und in 2. Auflage: Neuer Aufruf an die Deutschen. 4 S. o. O. und J.

An den Generallieutenant von York. 1813. 8. 8 S.

Die Deutschen vor 2000 Jahren und Deutschland im Jahr 1813. Königsberg, Haberland. 15 S. 8. (am Schlusse als Citat die patriotischen Schlussverse aus Goethe's Hermann und Dorothea).

Litteratur des Schiller'schen Briefwechsels von 1870.

Von

Robert Boxberger.

Mag man über den Werth der Briefe grosser Männer denken, wie man will, mag man besonders Schillers Briefe nach einem Ausspruch Goethes mit zu dem Vortrefflichsten rechnen, was er geschrieben: so viel wenigstens steht fest, dass sie die wichtigste authentische Grundlage jeder Biographie eines litterarisch wirksamen Mannes sind. Als solche sind aber auch die ästhetisch unbedeutenden Briefe und Billete von Wichtigkeit und Interesse, da sie oft in überraschender Weise dazu dienen, biographische Data festzustellen. Wenn demnach aus dem Briefwechsel eines minder bedeutenden Dichters mit Recht nur das veröffentlicht wird, was an sich, nicht blos in Bezug auf die Persönlichkeit des Dichters Werth hat, so ist es dagegen nicht minder billig, dass von einem so bedeutenden Manne wie Schiller auch nicht das geringste Briefschnitzel der Oeffentlichkeit entzogen werde, so weit nicht andere Rücksichten dies verbieten. Besondere Sorgfalt ist dabei auf die Feststellung der Adresse und des Datums zu verwenden, denn wenn diese nicht feststehn, so ist der Brief biographisch eben so wenig zu gebrauchen, wie eine Flinte ohne Patrone. Freilich hat auch die Feststellung des Textes in einem Briefwechsel ihre besonderen Schwierigkeiten: derselbe erscheint erst nach des Verfassers Tode (so ist es wenigstens bei Schiller), kann also von dem Verfasser selbst nicht mehr controliert werden; sehr viele Briefe sind nur flüchtig hingeworfen und deshalb schwer zu lesen; sie werden in den verschiedensten Zeiten, Lagen und Stimmungen mit verschiedenem Schreibmaterial geschrieben; der Empfänger bewahrt sie nicht immer sorgfältig genug auf, so dass Theile derselben oder ganze Briefe und mit ihnen der das Verständniss erleichternde Zusammenhang verloren gehen: ganz abgesehen davon, dass schon ohne dies sehr viele Anspielungen dunkel bleiben und den Herausgeber zu falschen Conjecturen

verleiten. Ferner wird die Vollständigkeit einer Briefsammlung beeinträchtigt durch Rücksichten, die der Herausgeber auf den Briefsteller selbst, auf dessen Hinterbliebene und auf die von ihm erwähnten überlebenden Personen oder deren Anverwandte zu nehmen hat. Alle diese Schwierigkeiten Behufs der grösstmöglichen Vollständigkeit und Genauigkeit der herauszugebenden Briefsammlung auf einmal zu heben ist nicht möglich; es ist gar nicht zu umgehen, dass in einer ersten Auflage manche Briefe, die undatiert sind, oder deren Datum falsch geschrieben oder gelesen ist, deshalb auch an eine falsche Stelle gerathen. Auch die persönlichen Rücksichten haben hier noch ein viel grösseres Gewicht als bei den folgenden Auflagen. Dass solche für die beiden bedeutendsten Briefwechsel Schillers, mit Goethe und mit Körner nöthig waren, ist ein erfreuliches Zeugniss für die Theilnahme des lesenden Publicums an solchen Sammlungen. Von dem Briefwechsel mit Körner steht uns, wie wir hören, die zweite Auflage nahe bevor; aber schon das Jahr 1870, mit welchem wir uns jetzt beschäftigen wollen, hat uns 3 für Schillers Briefwechsel bedeutende Publicationen gebracht, die denselben zum Theil nicht unerheblich bereichern. Es wird unsere specielle Aufgabe sein, diesen Zuwachs und seinen Werth zu constatieren so wie den Gewinn festzustellen, den dieselbe für die Bestimmung der Adressen und Daten, desgleichen für die Läuterung des Textes der schon veröffentlichten Briefe erhalten hat. Freilich eine vollständige Aufzählung liegt weder in dem Plane dieser Zeitschrift, da kaum ein solcher Aufsatz für jeden wäre, der nicht in diesem speciellen Fache sich beschäftigt, noch würde ich bis jetzt im Stande sein sie zu liefern. Indessen hoffe ich, dass meine Arbeit nicht nur für eine künftige kritische Gesammt-Ausgabe einiges Material und nützliche Winke liefern, sondern auch durch Feststellung falscher Adressen und Daten sich dem Biographen so wie dem ästhetischen und literarischen Erläuterer Schiller'scher Werke nützlich machen wird. Dabei werden manche Sachen zur Sprache kommen, die auch an sich von litterarischem Interesse sind.

Es ist eine erfreuliche Erfahrung, die man bei eingehenderer Beschäftigung mit Schillers Briefwechsel macht, dass trotz der Leichtigkeit, mit der ein Brief verloren gehen

kann, doch so Manches noch erhalten ist, was allmälich an das Tageslicht kommt. So erklärt noch Gödeke, als er im 6. Bande des Weimarischen Jahrbuchs S. 222 ff. siebenzehn Briefe Schillers an Göschen veröffentlichte: „Augenscheinlich fehlen mehrere Jahrgänge, die für immer verloren sind.“ Glücklicher Weise hat sich Gödeke geirrt, denn dieselben waren noch erhalten und sind im Jahre 1870 veröffentlicht worden in den Grenzboten, 1. Semester S. 370 ff. Der Herausgeber ist mir unbekannt. Es sind 24 Briefe von Schillers Hand, 2 von seiner Frau, im Auftrage ihres Mannes während dessen Krankheit 1791 aus Rudolstadt, einer von Cottas Hand nach Schillers Dictat geschrieben. Der letzte Brief ist nicht direct an Göschen adressiert, sondern demselben wahrscheinlich durch einen Jenaer Unterhändler übersandt; er handelt von Göschens Verlagsrecht am Don Carlos und am Geisterseher und ist nicht datiert. Es ergiebt sich daraus, (er muss spätestens 1797 geschrieben sein, in welchem Jahre, den 26. Mai, nach Kalender Seite 42 Cotta in Jena war) dass Schiller schon damals den Plan hatte eine Sammlung seiner Dramen bei Cotta herauszugeben, ein Unternehmen, wozu die wirklichen Anstalten erst 1804 gemacht wurden. Göschen wollte damals sein Recht auf den Don Carlos noch nicht aufgeben. Die drei letzteren Briefe beschäftigen sich mit der Fortsetzung des Damen-Kalenders für 1792, zu welchem Schiller eben wegen seiner Krankheit den versprochenen Schluss der Geschichte des 30jährigen Krieges nicht hatte liefern können. Dass aber auch mit dieser Publikation die Sammlung der Briefe an Göschen noch nicht vollständig ist, ersieht man aus dem Verzeichniss der Schiller-Ausstellung Seite 15 No. 95: „Brief an die Göschensche Buchhandlung, Weimar 30 October 1801. kl. 4to. 1 Bl. Ungedruckt. Im Besitz der Königlichen Bibliothek.“ Er schickte, nach dem Kalender, mit diesem Briefe Manuscript (zum 30jährigen Krieg; siehe den Brief vom 10. Februar 1802, Weimarisches Jahrbuch VI Seite 237.) Auch fehlt ein Brief an Göschen vom 25. Februar 1805 (Kalender S. 187), mit welchem er wahrscheinlich Manuscript von Rameaus Neffen, übersetzt von Goethe, an Göschen zum Druck abschickte (Briefwechsel mit Goethe 3. Aufl. II. S. 437.) Was nun die litterarische Ausbeute dieser Briefe betrifft, so findet sich zunächst in dem

ersten, d. d. Weimar, den 8. Januar 1789, ein neuer Beleg für die, allerdings schon festgestellte Autorschaft Schillers von dem Aufsatze über Goethes Iphigenie auf Tauris welcher zuerst von Gödeke in seiner kritischen Schiller-Ausgabe, Bd. VI, S. 239 ff. wieder abgedruckt ist. Schiller schreibt: „Die Recension der Iphigenie, die ich diesen Sommer hingeworfen, schreibe ich eben in's reine, und in 10 oder 12 Tagen werden Sie solche erhalten.“ Der 21. Brief enthält einen hübschen Beitrag zur Quellenforschung über den Wallenstein und die Geschichte des 30jährigen Krieges, und ich benutze die Gelegenheit meinen darauf bezüglichen Aufsatz auch noch durch eine andere Mittheilung zu ergänzen. Schiller schreibt, Jena, den 28. November 91: „Wallensteins Ermordung, wenn sie edel vorgestellt wird, und einen Moment vorher, eh man ihm wirklich die Hellebarde in den Leib rennt, verdient ein eigenes Kupfer. In der Kupfererklärung bezieht man sich dann auf das Surporte Stück in Eger, das wir gesehen haben. Bethlen Gabor aus Siebenbürgen sollte billig auch sein Kupfer haben. Die Sachsen vor Prag geben gleichfalls ein hübsches Blatt. Ein vortreffliches Blatt giebt Ferdinand II. noch als Erzherzog, wie er in Wien belagert wird, wie die Kugeln in sein Zimmer fliegen und ihn ein Rebell beim Wamms fasst „wirst Du unterscheiben?“ pag. 152 (des Damen-Kalenders für 1791). Gustav's Uebergang über den Lech, den ich mit Interesse beschreiben werde, muss auch ein Kupfer haben. Sein Aufenthalt in München gäbe gleichfalls eine gute Situation. Vorzüglich aber empfehle ich Ihnen diejenige Situation, wo Ferdinand III. in der Egerischen Gegend im Lager von zwei Schwedischen Reutern beinahe gefangen wird. Diese 2 Reuter drangen in aller Frühe biss an sein Zelt, stiegen ab, tödteten den Leibtrabanten und wollten eben jetzt in des Kaisers Schlafgemach dringen. Er war noch im Schlafrock und kaum aufgestanden. In dem entscheidenden Augenblick aber wird einer von den Schweden erstochen, der andere gefangen.“ Letzteres Ereigniss wird von Puffendorf in seiner Schwedischen Geschichte nach der mir vorliegenden französischen Uebersetzung, Amsterdam 1732 II. S. 393 so erzählt: „Deux jours après l'arrivée des Imperiaux, Helm Vrangel les alla attaquer avec quelques Escadrons de Cavalerie: il les repoussa vivement; et ses gens ayant pénétré

jusqu'à la Tente de l'Empereur, ils égorgèrent de son propre sabre le Garde du Corps qui étoit en sentinelle au devant de la Tente. On aurait fait infailliblement l'Empereur prisonnier, si cette occasion eût été bien ménagée, et si les premiers Cavaliers eussent été suivis avec une égale vitesse par les derniers. Mais une entreprise qui pouvoit être si avantageuse aux Suedois, devint funeste à ceux qui s'étaient avancés trop avant; car ils furent repoussés avec perte.“ Andere Quellen kann ich jetzt nicht nachschlagen. Das Original von Puffendorf de rebus Suecicis, befand sich in Schillers Bibliothek. In seine Geschichte des dreissigjährigen Krieges hat er diese Erzählung nicht aufgenommen; auch ist sie durch kein Kupfer illustriert worden, so wenig wie der Versammlungssaal der Gesandten zu Münster oder Ossnabrügg bei Abschliessung des Friedens, den Schiller auch vorschlägt. Ich benutze, wie schon gesagt, diese Gelegenheit, um noch anzumerken, dass Schillers Auseinandersetzung des Planes Heinrichs IV., „das Oesterreichische Haus aus allen seinen Besitzungen zu verjagen, und unter den europäischen Mächten seinen Raub zu vertheilen“ entlehnt ist aus Sully Denkwürdigkeiten. Vgl. Memoires. Abth. 2, Bd. VI, Cap. 30: „Auseinandersetzung des politischen Entwurfs, der gewöhnlich das grosse Project Heinrichs IV. genannt wird.“ Den 4. Febr. 94 (No. 23) schickt er von Ludwigsburg ein für die Oeffentlichkeit bestimmes Urtheil über die von Göschen ihm zur Begutachtung übersandten Weikardischen Schauspiele (die Verfasserin ist mir nicht weiter bekannt), welches so lautet: „Hier folgen endlich auch die Stücke zurück, über welche Sie mein Urtheil wissen wollten. Ich kann mich bloss des Eindrucks überhaupt erinnern, den sie bey einer etwas flüchtigen Durchlesung auf mich machten. Sie sind nicht ohne Interesse geschrieben und verrathen keine ungeübte Hand. Sowohl durch Erfindung als Dialog zeichnen sie sich sehr zu ihrem Vortheil vor dem andern grössten Theil der dramatischen Producte aus, womit wir jede Messe heimgesucht werden. Der Dialog besonders hat viel Leichtigkeit und Lebhaftigkeit und er wird sie noch mehr haben, wenn die geschickte Verfasserin sich zu einigen Aufopferungen verstehen will. Der gute Geschmack zeigt sich oft mehr durch das was verschwiegen, als durch das was gesagt wird.

(Vergl. Schillers Distichon. „Der Meister“:

Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Styls.)

Manche Scenen dürfen blos verlieren und nichts empfangen, um interessant zu sein, und das ist soviel ich weiss mehr, als man von den mehresten Producten der dramatischen Muse in jetziger Zeit rühmen kann. Es beweist, dass es der Verfasserin nur noch an einigen Eigenschaften fehlte, die sich durch Studium erwerben lassen, nicht aber an solchen, die kein Fleiss und keine Kunst demjenigen ersetzen kann, dem die Natur sie verweigert. Und so, glaube ich, wird es blos auf etwas Strenge gegen sich selbst und auf Berichtigung ihres Geschmacks an guten Mustern bey der Verfasserin ankommen, um uns künftig mit sehr glücklichen Producten in diesem Fache zu beschenken . . . u. s. f.“ Schiller projectierte die Herausgabe eines Gesprächs: Kallias, wovon sich die erste Erwähnung in einem Briefe an Körner findet, Jena 21. December 1792 (II. S. 355 f.): „Ueber die Natur des Schönen ist mir viel Licht aufgegangen, so dass ich Dich für meine Theorie zu erobern glaube. Den objectiven Begriff des Schönen, der sich eo ipso auch zu einem objectiven Grundsatz des Geschmacks qualificirt, und an welchem Kant verzweifelt, glaube ich gefunden zu haben. Ich werde meine Gedanken darüber ordnen und in einem Gespräch: Kallias oder über die Schönheit, auf die kommenden Ostern herausgeben. Für diesen Stoff ist eine solche Form überaus passend, und das Kunstmässige derselben erhöht mein Interesse an der Behandlung. Da die meisten Meinungen der Aesthetiker vom Schönen darin zur Sprache kommen werden, und ich meine Sätze soviel wie möglich an einzelnen Fällen anschaulich machen will, so wird ein ordentliches Buch von der Grösse des Geistersehers daraus werden.“ Im ganzen Anfang des 3. Bandes ist nun von diesem Kallias weiter die Rede, zuletzt Ludwigsburg, 10. December 1793 (III, S. 154 f.): „Sei so gut und schicke mir, sobald Du schreibst, entweder das Original oder die Copie derjenigen von meinen Briefen, worin ich angefangen habe, dir meine Theorie der Schönheit zu entwickeln. Ich brauche diese Ideen jetzt nothwendig zu meiner gegenwärtigen Beschäftigung und bin eben daran,

die Theorie des Schönen zu entwickeln. Vielleicht gelingt es mir in meiner Correspondenz mit dem Prinzen von Augustenburg soweit vorzurücken, dass ich den ersten Band derselben auf kommende Messe drucken lassen kann. Zehn Bogen sind bereits fertig wo ich das Schöne und den Geschmack bloss in seinem Einfluss auf den Menschen und auf die Gesellschaft betrachte, und die reichhaltigsten Ideen aus den Künstlern philosophisch ausgeführt sind. — Meine Gesundheit erlaubt mir jetzt weniger als sonst, Entwürfe, deren Vollendung mir am Herzen liegt, auf die lange Bank zu verschieben. Wenn von meiner Correspondenz die Hälfte fertig und copiert ist, so sende ich sie Dir zu." An Göschen schreibt er Stuttgart, den 4. Mai 94 (No. 24), indem er ihn bittet einen Wechsel auf 200 Thlr. zu acceptieren, den ihm Cotta präsentieren werde: „Ich brauchte Geld und wusste es nicht anders anzugreifen, wenn ich nicht meinen Kallias an Herrn Cotta überlassen wollte." Der Kallias kam nicht zu Stande; die Briefe an den Herzog von Augustenburg, worin er die Ideen des Kallias verarbeitete, erschienen später umgearbeitet in den Horen unter dem Titel: Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. In demselben Briefe an Göschen fährt er fort: „Herr Cotta wird Ihnen sagen, dass ich ihm zu einem dramatischen Stücke Hoffnung gemacht habe, aber ich habe mir und Ihnen dabey das Recht reservirt, solches einige Jahre später neu aufzulegen." Die Verbindung mit Cotta war wahrscheinlich durch I. C. S. Haug zu Stande gekommen, an den (vermuthlich) er den 30. Oct. 93 von Ludwigsburg aus schreibt: „Recht verbindlichen Dank, lieber Freund, für die überschickten Schriften und für die freundschaftliche Mühe, die Sie meinetwegen übernommen haben. Wie sehr wünschte ich, auch schon Ihrentwegen, Herrn Cotta willfahren zu können, sey es durch welche Schrift es wolle. Aber ob ich gleich an Göschen nicht gebunden bin, so ist derselbe doch mein Freund, und hat ein freundschaftliches Recht wenigstens an die erste Anfrage von mir. Ich habe bereits wegen meiner Schrift über die Theorie des schönen Umgangs an ihn geschrieben [1]), und wenn er solche auf Ostern nicht drucken kann, wie ich haben will, so habe

[1]) In den bis jetzt veröffentlichten Briefen an Göschen findet sich darüber Nichts.

ich darüber freye Hand. Wenn meine Tragödie: die Johanniter zu Stande kommen sollte, so würde ich noch mehr freye Macht damit haben (denn die Schrift über den ästhetischen Umgang gehört eigentlich doch zu der: über Anmuth und Würde, als Pendant, sollte also billig gleichen Druck und Verleger haben) auch würde, wie ich glaube, Herrn Cotta mit einem dramatischem Stück ein grösserer Gefalle geschehen" (Keller, Beiträge, S. 40.) Damals aber wird ihm Schiller wohl den Wallenstein angeboten haben, denn den 17. März 1794 schreibt er von Stuttgart aus an Körner (III, S. 167): „Nach und nach reift dieser doch (der Plan zum Wallenstein) zu seiner Vollendung heran; und ist nur der Plan fertig, so ist mir nicht bange, dass er in drei Wochen ausgeführt sein wird." Was die in dem angeführten Briefe an Haug erwähnte Abhandlung über Anmuth und Würde betrifft, so schreibt Schiller darüber in dem folgenden Briefe an Göschen, Jena, den 16. Juni 94 (No. 25): „Ich habe gegenwärtig Lust und Zeit, mit Anmuth und Würde wichtige Abänderungen vorzunehmen, und einige Aeusserungen Kants darüber, in der 2ten Ausgabe seiner Religionslehre geben mir eine schöne Veranlassung dazu. Lassen Sie mich wissen, ob Sie jetzt eine zweite Ausgabe davon veranstalten wollen; und ob bei Göpferdt oder in Ihrer eigenen Druckerey." An Körner hatte Schiller schon den 18. Mai 1794 geschrieben (III, S. 171.): „In der neuen Ausgabe seiner philosophischen Religionslehre hat Kant sich über meine Schrift von Anmuth und Würde herausgelassen und sich gegen den darin enhaltenen Angriff vertheidigt. Er spricht mit grosser Achtung von meiner Schrift, und nennt sie das Werk einer Meisterhand. Ich kann Dir nicht sagen, wie es mich freut, dass diese Schrift in seine Hände fiel, und dass sie diese Wirkung auf ihn machte." Und an Kant selbst schrieb Schiller, als er ihn zur Mitarbeit an den Horen einlud, 13. Juni 1794: „Ich kann diese Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, ohne Ihnen für die Aufmerksamkeit zu danken, deren Sie meine kleine Abhandlung gewürdigt, und für die Nachsicht, mit der Sie mich über meine Zweifel zurechtgewiesen haben. Blos der Lebhaftigkeit meines Verlangens, die Resultate der von Ihnen gegründeten Sittenlehre einem Theile des Publikums annehmlich zu machen, der bis jetzt noch davor zu fliehen scheint,

und der eifrige Wunsch, einen nicht unwürdigen Theil der Menschheit mit der Strenge Ihres Systems auszusöhnen, konnte mir auf einen Augenblick das Ansehen Ihres Gegners geben, wozu ich in der That zu wenig Geschicklichkeit und noch weniger Neigung habe. Dass Sie die Gesinnung, mit der ich schrieb, nicht misskannten, habe ich mit unendlicher Freude aus Ihrer Anmerkung ersehen, und dies ist hinreichend, mich über die Missdeutungen zu trösten, denen ich mich dadurch bei Andern ausgesetzt habe. Nehmen Sie schliesslich noch die Versicherung meines lebhaftesten Danks für das wohlthätige Licht an, das Sie in meinem Geiste angezündet haben — eines Danks, der, wie das Geschenk, auf das er sich gründet, ohne Grenzen und unvergänglich ist." Eine zweite Auflage der Schrift kam jedoch nicht zu Stande. In den zweiten Theil der „Kleineren prosaischen Schriften" (1800) ging die Abhandlung unverändert aus der Thalia über.

Wurde durch diese Veröffentlichung die Litteratur des Schiller'schen Briefwechsels bereichert, so wird sie durch eine eben so willkommene neue Erscheinung im Wesentlichen gesichtet und gesäubert. Ich rede von der 3. Auflage des Schiller-Goetheschen Briefwechsels, die von Wilhelm Vollmer besorgt ist. Herr Vollmer hat sich auf dem Gebiete der Schiller-Litteratur schon sehr vortheilhaft bekannt gemacht durch die gewissenhafte Herausgabe der Schiller'schen Jugenddramen in Gödekes kritischer Ausgabe, und ich freue mich diesem Herrn hier öffentlich für die neue schöne Ausgabe des erwähnten Briefwechsels meinen Dank sagen zu können. Der Werth dieser neuen Ausgabe wird noch erhöht durch die erläuternden Bemerkungen, die Vollmer in der Beilage zu der Augsburger Allgemeinen Zeitung 1870, No. 138 und 139 veröffentlicht hat, und die sich jeder verschaffen muss, der diese Ausgabe studieren will. Leider waren ihm durch den Willen der Eigenthümer die Hände zu sehr gebunden; die dritte Ausgabe sollte nur ein genauer Abdruck der zweiten sein. Er lässt uns deshalb auch in jenen erläuternden Bemerkungen nur einen Blick in das thun, was von einer eventuellen 4. Auflage vielleicht noch zu erwarten ist, vielleicht auch nicht, wenn die Eigenthümer auf ihrem Sinn beharren. Dennoch hat Vollmer noch einiges Andere für diese Auflage gethan. Er hat 1) 3, allerdings schon ander-

weitig veröffentlichte Briefe eingeschoben; 2) die Data und in Folge davon die Stellung der Briefe berichtigt. Dabei leistete ihm vortreffliche Dienste das Buch von Düntzer: Schiller und Goethe. Erläuterungen zu dem Briefwechsel beider Dichter. Durch genaues Studium desselben hat dieser hochverdiente Gelehrte, ohne dabei durch den erst später veröffenlichten Kalender Schillers unterstützt zu werden, die meisten der hier umgeänderten Data zuerst richtig bestimmt und dadurch die biographische und litterar-historische Brauchbarkeit des Briefwechsels wesentlich gefördert. Ausserdem hat Vollmer mit Gründlichkeit und Scharfsinn den Kalender zu Rathe gezogen, worüber später noch ein Wort zu sagen ist. 3) hat Vollmer sein Augenmerk auch auf die Herstellung eines möglichst gereinigten Textes gerichtet. Leicht dürfte dies noch der schwächste Punkt, die Achillesferse auch dieser neuen Auflage sein. Allerdings sagt uns Vollmer: „Als Hülfsmittel hierbei diente, neben dem in der sechsbändigen Ausgabe niedergelegten ersten Druck und neben dem ersten Druck einiger Briefe in „Kunst und Alterthum“ (mittelst dessen z. B. die corrupte Stelle in No. 400 gebessert wurde), jenes oben erwähnte mit handschriftlichen Glossen versehene Exemplar, (im Cotta'schen Besitz), in welchem sich offenbar eine Collation der Originalmanuscripte darstellte.“ Dann gibt er uns eine Reihe von Emendationen, die sehr dankenswerth sind aber nur bis zum Schluss des Briefes No. 24 reichen. Reichte die erwähnte Collation auch nicht weiter? Oder hat Vollmer sie von diesem Briefe an zur Reinigung des Textes buchstäblich verglichen, nicht etwa nur bei zweifelhaften Stellen hineingesehen? Noch dazu sollen sie erst einer 4. Aufl. zu Gute kommen; die gegenwärtige hat sie nur erst zum Theil. Doch ich darf nicht mit dem Herausgeber rechten; ich befinde mich, wie es scheint, mit ihm in gleichem Falle: er hat, denke ich, die Collation zu spät genauer angesehen, und ich müsste, um genau controlieren zu können wenigstens eine gründliche Vergleichung mit der 1. Ausg. angestellt haben, wozu mir bis jetzt die Zeit gefehlt hat. Einiges aber kann ich doch beibringen. Nur ein Beispiel will ich anführen um zu beweisen, wie lohnend eine Vergleichung mit früheren Drucken oder gar mit der Handschrift ist zur Berichtigung der 2. Ausg. In dem erwähnten Briefe No. 400 hat Vollmer die corrupte Stelle,

die er erwähnt: „generisch, poetisch und tragisch," richtig nach dem 1. Druck verbessert in: generisch poetisch, nicht tragisch. Ausserdem aber enthält derselbe Brief in der 2. Ausg. noch 2 sinnstörende Fehler: I, S. 426. Z. 1 v. u. effectvolle statt: affectvolle, und S. 428. Z. 17 v. u. sobald man den strengen Begriff, statt: sobald man ihr den strengen Begriff. Diese beiden Fehler sind gleichfalls von Vollmer verbessert worden. Was nun zunächst den Kalender betrifft, so möge es von dieser Stelle gestattet sein der würdigen Tochter des grossen Dichters unsern Dank für die Veröffentlichung desselben auszusprechen. Es ist dies um so angebrachter, als man, wie ich höre, zum Theil sich darüber aufgehalten hat, als sei dies ein zu weit getriebener Cultus des Genius, der sich sogar um dessen Wirthschaftsrechnungen bekümmert. Es kann dies nur von einer Classe von Leuten herrühren, die einestheils den Kalender nur oberflächlich durchblättert haben, anderntheils vor Freude sich nicht zu fassen gewusst haben würden, wenn sie eine neue Quelle entdeckt hätten, die Abfassungszeit einer Ode des Horaz oder einer Rede des Cicero näher zu bestimmen. Die Feststellung mehrerer Data nach dem Kalender ist Vollmer sehr gut geglückt, nur hätte er sich nicht auf den Kalender allein einschränken sollen, da ihm ja andere Quellen, die wenigstens als willkommene Bestätigungen der Kalender-Data dienen, so gut als mir bekannt sind. Das Billet No. 914 z. B. datiert er nach dem Kalender richtig auf den 12. September 1803. Er würde sich aber die scharfsinnige und genaue Beweisführung wesentlich erleichtert haben, wenn er sich an Schillers Briefwechsel mit Körner gewandt hätte (IV. S. 338.) Es handelt sich um den beiliegenden Brief Humboldts an Schiller über den Verlust seines (Humboldts) Sohnes. Nun schreibt Schiller an Körner, den 12. September 1803: „Eben erhalte ich einen Brief von Humboldt, der uns recht betrübt. Sein ältester Sohn Wilhelm ist schnell an einem Nervenfieber gestorben." Damit war der Beweis rascher abgethan. Die lange Beweisführung, dass das Billet No. 862 vom 22. Mai 1802 und nicht unmittelbar vor dem 6. September 1803, wie in der 2. Ausg. zu datieren sei, ist zwar auch sehr sinnig und scheinbar, aber falsch.

Die guten Gründe müssen bessern weichen. Das Billet

muss vom 14. November 1803 datiert werden. Es lautet: „Man bittet mich, Sie darum anzugehen, dass auf dem Mittwoch Wallensteins Lager möchte zu den Brüdern gespielt werden, weil Beschort eine Anschauung von diesem Stück zu bekommen wünschte, das in Berlin jetzt auch soll gespielt werden. Auch Brühl sähe es gern, und es geschähe also mehrern dadurch ein Gefallen. Weil wir jetzt drei Schauspieler mehr haben, so rieth' ich an, die drei mitsprechenden Statisten, nämlich den Croat, den Schwitzer und den zweiten Cuirassier, mit unsern drei neuen Schauspielern zu besetzen; so kann das Stück durchaus frisch gespielt werden. In der Komödie sehe ich Sie heute wohl?" Ich kann mich, der Kürze wegen, auf Vollmers Beweisführung nicht einlassen, ich gebe nur die schwerer wiegende meinige. „Man bittet mich", d. h. nach dem Folgenden: Beschort und Brühl. Nun war Beschort, der bekannte Berliner Schauspieler, nach Pasqué, Goethes Theaterleitung II, S. 326 im November 1803 als Gast in Weimar, wo er den 12. in Glucks Oper „Iphigenie", den 14. in der „Schachmaschine" auftrat. Den 14. erhielt Schiller nach dem Kalender S. 153 einen Brief von Beschort, in welchem die in dem oben angeführten Billet wiedergebene Bitte enthalten gewesen sein muss. Allerdings ging Goethe auf dieselbe nicht ein, denn Mittwoch, den 16. November wurden zu den „Brüdern" die „beiden Billets" von Schall gespielt. Siehe Düntzer, Schiller und Goethe S. 262, wo nur, vielleicht aus blossem Versehen, hinter „Mittwoch den 16." „November" ausgefallen ist. Dazu stimmt auch Düntzers fernere Notiz: „Erst im November dieses Jahres brachte Iffland Wallensteins Lager in Berlin zur Aufführung." Dazu kommt nun noch folgender Beweisgrund. Schiller erwähnt 3 neue Schauspieler. Diese können keine andren sein als P. A. Wolff, Grüner und Grimmer. Goethe sagt in den Annalen zum Jahr 1803: „Als ich mir nun für diese Zeit das Theaterwesen ziemlich aus dem Sinne geschlagen hatte, ward ich im Geiste mehr als jemals dahin zurückgeführt. Es meldeten sich, mit entschiedener Neigung für die Bühne, zwei junge Männer, die sich Wolff und Grüner nannten, von Augsburg kommend, jener bisher zum Handelsstande, dieser zum Militär zu rechnen. Nach einiger Prüfung fand ich bald, dass beide dem Theater zur besondern Zierde gereichen würden, und dass, bei unserer

schon wohlbestellten Bühne, ein paar frische Subjecte von diesem Werth sich schnell heranbilden würden. Ich beschloss sie fest zu halten, und weil ich eben Zeit hatte, auch einer heitern Ruhe genoss, begann ich mit ihnen gründliche Didaskalien, indem ich auch mir die Kunst aus ihren einfachsten Elementen entwickelte und an den Fortschritten beider Lehrlinge mich nach und nach emporstudirte, so dass ich selbst klärer über ein Geschäft ward, dem ich mich bisher instinctmässig hingegeben hatte. Die Grammatik, die ich mir ausbildete, verfolgte ich nachher mit mehrern jungen Schauspielern; einiges davon ist schriftlich übrig geblieben. Nach (?) jenen genannten beiden fügte sich's, dass noch ein hübscher junger Mann, Namens Grimmer, mit gleichmässigem Antrag bei uns vortrat. Auch von ihm liess sich nach Gestalt und Wesen das Beste hoffen; besonders war er Schillern willkommen, der seinen personenreichen Tell im Sinne hatte und auf schickliche Besetzung der sämmtlichen Rollen sein Augenmerk richtete. Wir hielten daher auch ihn fest, und fanden ihn bald an seinem Platze brauchbar.“ Nach Pasqué, Goethes Theaterleitung (II, S. 316), debutierte Wolff den 1. October 1803 in Julius Cäsar, Grüner desgleichen, Grimmer dagegen vor diesen beiden den 17. September 1803 in der „Jungfrau von Orleans“ als Chatillon. So wäre also Alles in Ordnung. Ausser diesem wüsste ich in der neuen Auflage keinen Brief, der noch umzustellen wäre, nur müsste noch No. 697 als Antwort hinter No. 698 (von demselben Tage) stehen, Düntzer, Schiller und Goethe, S. 211; desgleichen No. 570 als Antwort hinter No. 571, obgleich Schiller den Brief Ifflands schon den 13. erhalten hatte; vielleicht ist No. 571 vom 14. statt vom 17. zu datieren. Der Brief No. 940 wäre nach dem Kalender S. 157 verbunden mit Briefwechsel mit Körner IV, S. 355 zu datieren gewesen: 17. Januar 1804. Der Brief No. 988 ist nach dem Kalender, S. 437, wahrscheinlich vom 24. Februar zu datieren. Der letzte Brief Schillers an Goethe, der in der 2. Ausg. fehlt, soll nach Düntzer, S. 305, ebenso wie das vorhergehende Billet Goethes vom 25. April datiert werden. Der Brief Schillers an Meyer, den Düntzer S. 66 nach Riemer mittheilt, ist nicht aufgenommen, auch nicht der vom 27. Januar 1795, den im Dresdener Schiller-Album S. 30 f. steht. Der Brief No. 87 ist nach Kalender, S. 2, vom 11.

August 1795 zu datieren, No. 115. vom 19. October 1796 (Kalender S. 7.). Der Brief No. 261 ist vom 16. December 1796 und also vor No. 260 zu setzen, welcher die Antwort darauf ist. No. 356 ist wahrscheinlich vom 11. August zu datieren, wenn man nach dem Empfangstage im Kalender S. 48 combiniert. No. 357 ist, nach dem Kalender S. 48 und nach der ersten Ausg. vom 14., nicht vom 17. August. No. 364 nach Kalender S. 49 wahrscheinlich vom 12. September 1797.

Was nun die Textkritik betrifft, so diente Herrn Vollmer als Hülfsmittel, wie schon gesagt, neben dem in der sechsbändigen Ausgabe niedergelegten ersten Druck und neben dem ersten Druck einiger Briefe in „Kunst und Alterthum" ein mit handschriftlichen Glossen versehenes Exemplar, „in welchem sich offenbar eine Collation der Original-Manuscripte darstellte." Ich bringe nun noch Einiges bei, was ich zum grössten Theil aus einer oberflächlichen Vergleichung der ersten Ausgabe gelernt habe.

No. 174, Z. 7—8 muss es nach Düntzers Vermuthung (Schiller und Goethe, S. 105) heissen: politischen statt: poetischen. No. 315 Z. 2 hat der Ausdruck „Judenstadt" für Jena Düntzer Bedenken erregt. (Schiller und Goethe S. 315.) Er vermuthet: „Jedenstadt." Vollmer behält die alte Lesart bei; auf Grund der Collation? No. 495 stehen am Ende des drittletzten Absatzes in der ersten Ausgabe noch die Worte: „O. ist doch kein solcher Mensch, denk' ich." No. 524 ist das gesperrte Wort Rabenaas nach der ersten Auflage zu verändern in: Raben Cras. Die Stelle heisst: „So wäre z. E. das Raben Cras, als Schlussformel, in Genasts Munde vielleicht höchst erbaulich. S. die gezeichnete Seite p. 77" (des Bandes von Abraham a Santa Clara, den Goethe mit diesem Briefe an Schiller sendet). In diesem Bande, den die Weimarische Bibliothek noch besitzt, heisst es in dem Tactat: Mercks Wienn, S. 77:

Das Raben Cras, hat schon den Pass,
Vielen zum Heyl verschlossen,
Der schlimme Morgen, und lange Borgen
Hat viel zur Höll gestossen.

Zur Erklärung des Ausdrucks dient: Hamerling, König von Sion, S. 270: „cras! cras! so krächzen sie immer," ferner W. Wackernagel, Voces variae animantium, S. 6: „Dichtungen

des zwölften und wieder des siebzehnten Jahrhunderts brauchen als Warnung gegen die leichtsinnige Trägheit, welche die Besserung von einem Tag auf den andern verschiebt, das Cras cras des Raben; ebenso knüpft Sebastian Brant in seinem Narrenschiff das Kapitel XXXI „von uffschlag suchen“ an das Bild eines Narren an, dem auf Haupt und Händen Raben sitzen; Geiler von Kaisersberg in der Predigt über diese Stelle lässt auf den lateinischen Ruf noch einen deutschen folgen: „Dum juvenis es, cantat tibi cras cras, dum senex es, cantat grap grap; der Barfüsser Berthold stellt dem Cras des Raben das Hodie der Taube als dem Zurufe des Teufels den des heiligen Geistes gegenüber.“ Ebenda S. 50 (aus dem geistlichen Vogelgesang) Nr. 25:

Der Rab thut täglich singen
Sein groben rauhen Pass;
Heut wils ihm nicht gelingen,
Drum singt er „cras, cras, cras.“
Wer sein Sach schiebt auf morgen,
Wills nicht verrichten heut,
Muss sich allzeit besorgen,
Es werd ihm fehlen weit.

No. 647 heisst es zu Anfang des 2. Absatzes: „Unter der Regierung Heinrichs VII. in England stand ein Betrüger, Warbeck, auf, der sich für einen der Prinzen Eduard's V. ausgab, welche Richard III. im Tower hatte ermorden lassen.“ Dieser historische Fehler steht allerdings auch in den beiden ersten Ausgaben und bei Riemer. Dass aber Schiller das Richtige sehr wohl bekannt war, ergibt sich aus dem Plane des Warbeck, wo es gleich zu Anfang heisst: „Lord Hereford, ein Anhänger Yorks, hat mit seinen fünf Söhnen England verlassen, auf die Nachricht, dass sich Richard von York, zweiter Sohn Eduards IV., den man schon als Knabe ermordet glaubte, lebend in Brüssel befinde, und sein Erbrecht zurückfordere“. „Eduard V.“ kann also wohl nur ein Schreibfehler Schillers sein, was wenigstens zu bemerken war.

Was Vollmer über die von einer späteren Auflage noch zu erwartende Bereicherung des Textes sagt, ist so wichtig, dass es nothwendig wörtlich hierher gehört:

„Vielleicht finden in einer späteren Auflage auch noch drei weitere Briefe Goethes an Schiller Aufnahme, deren Abschriften sich in dem mehrfach angeführten Collationsexem-

plar vorfanden. Im ersten, von der Copie fälschlich „1796—1797" bezeichneten, ganz bestimmt am 24. November 1798 geschriebenen, kündigt Goethe seinem Freund an: er werde, da der viele Schnee ihn nicht zum besten traitire, zu Hause bleiben, bis ihn der „Loder'sche Wagen zum Feenpalast der Literatur" hinführe, und bittet ihn ihm „die Geschichte der Atlanten" zu schicken, da „so eine hythetische Lectüre nach Tische nicht übel sei." Der Brief Schillers No. 546 vom 24. November ist die Antwort darauf. Ein zweiter Brief Goethes knüpft an Schillers Ausführungen über Natur und Wesen des epischen Gedichts an, und gibt interessante Andeutungen über das von Goethe projectierte epische Gedicht „Die Jagd." Sein neuer Stoff, schreibt er, habe keinen einzigen retardierenden Moment; es schreite alles von Anfang bis zu Ende in einer geraden Reihe fort; allein er habe die Eigenschaft dass grosse Anstalten gemacht werden, dass man viele Kräfte mit Verstand und Klugheit in Bewegung setze, dass aber die Entwicklung auf eine Weise geschehe, die den Anstalten ganz entgegen sei, und auf einem ganz unerwarteten, jedoch natürlichen Wege. Nun frage es sich, ob man einen solchen Plan auch für einen epischen ausgeben könne, oder ob man ein derartiges Gedicht nicht zu einer subordinierten Classe historischer Gedichte rechnen müsse. Der Brief, in der Copie undatiert, ist zwischen 301 und 304 einzureihen, da Goethe auf die von Schiller in No. 301 (vom 21. April 1797) gemachte Bemerkung: dass der Zweck eines epischen Gedichts in jedem Punkt seiner Bewegung liege, Bezug nimmt; während Schiller in No. 304, vom 25. April 1797, auf das am Schlusse des Goethe'schen Briefs gegebene Versprechen, ihm „nächstens den Plan" seines epischen Gedichts zu schicken, hinweisend schreibt: „Ich erwarte Ihren Plan mit grosser Begierde," und auch sonst vielfach auf das im Schreiben Goethes Gesagte zurückkommt. Der dritte und wichtigste von den Briefen endlich betrifft den Handel zwischen Schiller und dem durch die in den „Xenien" erfahrenen Angriffe aufs äusserste erbitterten Componisten Reichardt. Letzterer hatte durch eine im zehnten Stück seines Journals „Deutschland" veröffentlichte „Erklärung des Herausgebers an das Publicum über die Xenien im Schiller'schen Musenalmanach 1797" seine „herzliche Verachtung gegen Schillers nichtswürdiges und niedriges

Betragen" ausgesprochen, und ihn als den Herausgeber des Almanachs aufgefordert „den Urheber der Verleumdungen anzugeben, oder, falls er sich selbst dazu bekennt, seine Beschuldigung öffentlich zu beweisen. Kann er diess nicht, so ist er für ehrlos zu achten. Ehrlos ist jeder Lügner; zwiefach aber der Feigherzige, der sich und die Beziehungen seiner Injurien nicht einmal ganz zu nennen wagt." Schiller war durch diese masslosen Invectiven, die um so ungerechtfertigter waren, als sie ihn von Goethe zu trennen suchten, von welch letzterem überdiess die meisten und boshaftesten jener Stachelverse herrührten, aufs höchste aufgeregt; er wollte eine „schnelle und entscheidende Replique" und sandte Goethe mit dem Brief No. 264 vom 25. December 1796 das Concept einer Gegenantwort zur Prüfung, ob sie so recht sei, da die Freunde jenen Versuch des Trennungssystems gerade durch die „unzertrennlichste Vereinigung zu Boden schlagen" müssten. Aus den Briefen 265, 267, 268 und 269 geht hervor, dass Goethe den Freund abzukühlen und dessen in der ersten Aufregung vermuthlich gereizt ausgefallene Erwiderung dadurch zu verhindern unternahm, dass er versprach selbst ein „Gegenmanifest" auszuarbeiten und den Gegner abzufertigen. Schiller ergab sich „mit Freuden" in den Rath des Freundes und beruhigte sich, und wohl in Folge gemeinschaftlichen Einverständnisses wurde dann die Sache ganz fallen gelassen. Da im Briefwechsel nach dem Briefe vom 25. December 1796, womit Schiller das Concept seiner Erwiderung übersandte, unmittelbar das Schreiben aus Leipzig, 1. Januar 1797, folgt, worin Goethe schon auf sein Versprechen der Abfassung einer Gegenerklärung Bezug nimmt, so musste, weil zwischen dem 25. December und dem 27., dem Tag der Abreise Goethes nach Leipzig, ein mündlicher Verkehr beider Freunde nicht stattgehabt, der Brief, in welchem eben Goethe die Ausarbeitung eines „Gegenmanifestes" versprochen hatte, d. h. das Schreiben, dessen Eingang Schiller in seinem Kalender (S. 35.) unter dem 29. December anmerkte, als verloren betrachtet werden. Dieser anscheinend zu Verlust gegangene Brief ist nun eben jener oben erwähnte dritte, dessen Abschrift sich ebenfalls in dem Collations-Exemplar vorfand. Er ist nicht datiert, auch nicht vollständig vorhanden; aber was übrig ist, verbreitet hinreichendes Licht über die Sachlage.

Goethe bekennt sich im Eingang desselben zum Empfang des von Schiller abgesandten Pakets, erklärt: er sei zur Zeit äusserst zerstreut und könne daher die Sache weder, wie sie es verdiene, überdenken noch darüber etwas beschliessen. Er wolle indess seinem Freunde, der ja nichts übereilen möge, vorläufig seine ungefähre Meinung sagen. Sie (die Freunde) dürften, da kein Termin sie zwinge, den Vortheil der reifsten Ueberlegung nicht leidenschaftlich aus der Hand geben. Dieselbe sei um so nöthiger, als die Sache prosaisch verhandelt werden solle, und das erste Wort von der grössten Bedeutung sei. Die Prosa müsste so ästhetisch als möglich sein, „ein rednerischer, juristischer, sophistischer Spass, der durch seine Freiheit und Uebersicht der Sache wieder an die Xenien selbst erinnerte. Schillers Aufsatz sei zu ernst und gutmüthig. Der Freund steige freiwillig auf einen Kampfplatz, der dem Gegner bequem sei; er contestire litem und lasse sich ein ohne von den so schön bei der Hand liegenden Exceptionen Gebrauch zu machen. Er (Goethe) sehe die Sache so an: ein ungenannter Herausgeber von zwei Journalen greife einen genannten Herausgeber eines Journals und eines Almanachs deshalb an, weil er in einigen Gedichten verleumdet und als Mensch angegriffen worden sei. Man müsse nun den Gegner aus seinem bequemen Halbincognito heraustreiben und zuerst von ihm verlangen, dass er sich auf seinen Journalen nenne, damit man doch auch seinen Gegner kennen lerne. Dann müsse man von ihm verlangen, dass er die Gedichte wieder abdrucken lasse, von denen die Rede sei. Diese beiden Präliminarfragen müssten erst erörtert sein, ehe man sich einlasse, sie incommodirten den Gegner aufs äusserste, und er möge sich benehmen, wie er wolle, so habe man Gelegenheit ihn zu persifliren, die Sache werde lustig, es werde Zeit gewonnen; gelegentlich erschienen noch mehrere Gegner, denen man beiher etwas abgeben könne, das Publicum werde gleichgültig, und sie (die Freunde) seien in jedem Sinn im Vortheil. Er (Goethe) finde auf seiner Reise gewiss so viel Humor und Zeit um einen solchen Aufsatz zu versuchen, auch wolle er sich mit Freunden, die sich für sie interessirten, berathen u. s. f.“ Bald darauf bricht der Brief ab.

Dem 2. Bande der 2. Auflage war bekanntlich ein Re-

gister beigegeben, welches hier in der 3. Auflage wiederholt wird. Eine solche Beigabe zu einem Briefwechsel ist äusserst dankenswerth, da sie die Benutzung desselben wesentlich erleichtert. Schmerzlich vermisst man ein solches in den Briefwechseln mit Humboldt und Körner, und es ist zu hoffen und zu wünschen, dass diesem Uebelstande in der neuen Auflage des letzteren, die, wie ich höre, jetzt vorbereitet wird, abgeholfen werde. Die Nummern der Briefe sind nach der neuen Auflage abgeändert, im Uebrigen aber, so viel ich sehe, ist nicht viel für die Vervollständigung desselben gethan. Und doch war hier noch so Manches zu thun übrig, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird. So fehlen z. B. die Namen: Adelung No. 946 und 947; Athenor, Gedicht vom Ritter A. v. Klein, No. 858, 860; Beulwitz No. 257; Frl. von Beulwitz No. 84; Brantonw's Charakteristiken No. 189, Bury (der Maler) No. 671, 821, Camden (Annales regni Elisabethae) No. 596; Geheimer Rath Schmidt in Weimar No. 275. Einige Male sind 2 gleiche Namen verschiedener Persönlichkeiten wie ein einziger behandelt; so ist der Professor der Architectur Gentz in Berlin No. 782 zusammengeworfen mit dem des Schriftstellers und Diplomaten Friedrich Genz, der Domherr J. Fr. H. von Dalberg, der Uebersetzer des Gita Govinda, No. 835, 843, 844 mit seinem Bruder C. (nicht E, derselbe Fehler auch bei Antonius und Cleopatra von C. A. Horn) Th. von Dalberg dem Coadjutor. Bode steht nicht in No. 931 sondern 933. Letzterèr ist der Archichancellier No. 786, 880. Einige Fehler sind glücklich verbessert, stehen geblieben ist noch hinter Saint Foix: Schillers Taucher, statt: Handschuh. Polykrates sollte hinter Polygnot stehn. Mayer hat die Vornamen F. L. W., nicht: F. T. W. Hinter Teller muss es statt 559 heissen: 557. Dass No. 237 gerade Voss' Almanach (siehe Voss) gemeint sei, ist nicht zu erweisen. — Es folgt sodann noch ein Register, welches die Nummern der 3 Ausgaben neben einander stellt, eine sehr nützliche Zugabe.

Eine dritte Publication des Jahres 1870 sind endlich: Schillers und Goethes Briefe mit geschichtlichen Erläuterungen. Ein unentbehrliches Supplement zu den Werken beider Dichter, zu denen ihre Briefe gehören. Berlin 1870. Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt, Sigismund Wolff. Auch dieses

Unternehmen ist nur eine neue Auflage eines früherer, ohne Angabe des Jahres (1856) in demselben Verlage erschienenen, nachdem schon 1854 in dem Verlage von Hempel in Berlin dieselbe Sammlung bis zu Ende des Jahres 1793 erschienen war. Da ich die Ausgabe von 1856 nicht vergleichen kann, so kann ich mich nur an die letzte und an die Hempel'sche Ausgabe halten. Es heisst in der Vorrede zu der letzten: „Mannigfach zerstreut in älteren und neueren Zeitschriften oder andern Werken von grösserem Umfange, und schon deshalb den Verehrern Schillers kaum zugänglich, theilweise erst in der jüngsten Zeit der Oeffentlichkeit übergeben, bieten sie ein so vielseitiges Interesse und soviel des Neuen an Stoff und Inhalt, dass sie seinen dichterischen Productionen ebenbürtig zur Seite stehen.“ Demnach sollte man wirklich meinen, man habe hier eine einiger Massen erschöpfende (denn wer wollte absolute Vollständigkeit erwarten?) Zusammenstellung der Schiller'schen Correspondenz. In der ersten Auflage war dies freilich noch keineswegs der Fall, so dass Wurzbach von Tannenberg in seinem Schiller-Buche, Wien 1859, S. 128 eine reichliche Nachlese von ungefähr 40 Briefen halten konnte. Gleichwohl erkannte er das Verdienst einer solchen Sammlung überhaupt an, indem er S. 122 sagte: „Schillers Briefe sind theils in selbständigen Werken gesammelt, theils hie und da in einzelnen Werken und Zeitschriften zerstreut abgedruckt. Selbst diese letzteren sind in der sehr interessanten Sammlung „Schillers Briefe“ zum grossen Theile schon berücksichtigt worden. Einige aber sind dem Sammler denn doch entgangen oder von ihm aus besondern Gründen unberücksichtigt geblieben, und andere sind erst später bekannt geworden, nachdem die Sammlung bereits ausgegeben war.“ Da nun die neue Auflage mit den oben angeführten Worten sich ankündigt, so sollte man meinen, dass wenigstens diese Wurzbach'sche Nachlese der neuen Auflage einverleibt wäre. Weit gefehlt! Die Ausgabe ignoriert so ziemlich Alles, was seit 14 Jahren Neues erschienen ist. Nur ein dürftiger Nachtrag macht einen kleinen Ansatz, Versäumtes nachzuholen, doch geht dieser nicht über das Jahr 1788 hinaus. Die Sammlung ist also nur für den Laien zu gebrauchen, für den Kenner durchaus werthlos. Eine durchaus noch nicht erschöpfende Durchsicht

meinerseits ergab, dass noch ferner fehlen: die Briefe aus Kellers Beiträgen (1859) und Nachlese (1860), die beiden Briefe an Schwarz aus dem Morgenblatt 1813, selbstverständlich die Briefe an Göschen aus den Grenzboten 1870, die Briefe an Crusius aus Diezmanns Goethe-Schiller-Museum (6 noch nicht veröffentlichte Briefe an Crusius besitze ich in Abschrift), die Briefe aus der „Schiller-Ausstellung" (1859), die meisten Briefe an Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen, Leipzig 1835, sowie in Böttigers Skizze aus dem Leben seines Vaters; die Briefe an W. v. Wolzogen nebst 2 andern aus dem „Literarischen Nachlass der Frau Caroline von Wolzogen," die Briefe an Schütz, die dessen Sohn herausgegeben hat u. s. w. Dafür werden uns freilich gleich zu Anfang wieder die Briefe an Moser aufgetischt, deren Unechtheit schon Boas mit Evidenz nachgewiesen hat. Auch die Druckfehler der Hempel'schen Ausgabe finden sich hier zum grossen Theile wieder; so ist z. B. 1, S. 136 dreimal der Name Rennschul statt Rennschub zu finden, ebenso S. 154: Cimon statt Timon. Dass der Herausgeber Düntzers Studien über den Schiller-Goethe'schen Briefwechsel nicht kennt noch ähnliche gemacht hat, ergibt sich unter Anderm aus II, S. 183, wo der undatierte Brief an Goethe vom 11. August 1795 zu datieren und also nach S. 194 zu setzen ist. Für den Briefwechsel mit Goethe ist die 2. Aufl., die doch so wichtig ist, nicht verglichen. Der Text ist nach möglichst schlechten Quellen, meist nach Döring, in möglichst schlechter Weise wiedergegeben. Ein Beispiel möge für Hunderte, die ich anführen könnte, genügen. In dem Briefe an Huber vom 25. März 1785 ist bei Döring (Schillers Briefe, 1835, I, S. 163) folgender Unsinn gedruckt zu lesen: „Um mich in einen Andern zu schicken, hab' ich Biegsamkeit genug, und auch hie und da etwas Geschick, wie Yorik sagt, ihn verbessern und aufheitern zu helfen." Als ob dieser Unsinn nicht schon gross genug wäre, macht die vorliegende Ausgabe daraus: „Um mich in einen Andern zu schicken, habe ich Biegsamkeit genug, und auch hie und da etwas Geschick, wie Garrick sagt, zu verbessern und aufheitern zu helfen." Und nun vergleiche man mit dieser Textmisshandlung den ersten Druck im Morgenblatt 1808 No. 2: „um mich in einen andern zu schicken, in meinen Freund vorzüglich,

habe ich Biegsamkeit genug, und auch hie und da etwas Geschick, diess Fragment des Lebens, wie Yorik sagt, ihm verbessern und aufheitern zu helfen.“ Diese Ausgabe, die demnach nur ein Wiederabdruck der früheren zu sein scheint, (selbst die Seitenzahl stimmt noch mit der Hempel'schen Ausgabe überein) würde also einer genaueren Besprechung gar nicht werth sein, wenn sie mir nicht Gelegenheit bieten sollte, mehrere falsche Data und Adressen zu berichtigen und über die angefochtene Echtheit einiger Briefe mich auszusprechen.

Der undatierte Briefe an Körner II, S. 222 ist nach dem Kalender S. 6 vom 3. October 1795 zu datieren und also auf S. 224 einzuschieben. Wichtiger ist die aus dem Kalender S. 9 sich ergebende Berichtigung der falschen Adresse des Briefes vom 4. November 1795. Dieser Brief beginnt mit den Worten: „Die gute Aufnahme meiner Gedichte, gnädige Gräfin, hat mich lebhaft erfreut.“ Er wurde zuerst gedruckt in Frankl's Sonntagsblatt 1847 No. 2 und galt bisher allgemein, z. B. bei Wurzbach, S. 139, Gödeke, Grundriss S. 1008 No. 14 b, als an die Gräfin Purgstall gerichtet, obgleich von einem sonstigen brieflichen Verkehr Schillers mit dieser Dame Nichts verlautete. Aus dem Kalender erfahren wir, dass er an die Gräfin Schimmelmann gerichtet war, Purgstall war mit Schimmelmanns eng befreundet und mag sich diesen Brief als Andenken an Schiller ausgebeten haben. Auch der Inhalt des Briefes weist auf die Gräfin Schimmelmann. So sagt Schiller: „In wenigen Wochen habe ich die Freude, Ihnen meinen Musenalmanach zu übersenden, der die Frucht einiger fröhlichen Stunden enthält. Wie wünschte ich, dass er auch Ihnen einige gewähren möchte!“ An Purgstalls hat er nach dem Kalender keine einzige Schrift gesandt; an die Gräfin S. sendet er den Musenalmanach den 11. Januar 1796. (Kalender S. 16.)

Zu dem Briefe an Körner vom 6. August 1797 (II, S. 569) wäre aus dem Aufsatz von Löwenberg in der National-Zeitung 1868 No.: 403: „Schiller über Alexander von Humboldt“ nach den Worten: „Ueber Alexander habe ich noch kein rechtes Urtheil; ich fürchte aber, trotz aller seiner Talente und seiner rastlosen Thätigkeit wird er in seiner Wissenschaft nie etwas Grosses leisten,“ noch einzuschalten: „Eine

zu kleine, unruhige Eitelkeit beseelt noch sein ganzes Wirken.“

Ich komme nun zu einer sehr verwickelten Frage: über die Echtheit der Briefe Schillers an Böttiger. Es ist nothwendig, hier etwas weit auszuholen.

Böttiger veröffentlichte bekanntlich zuerst in der Minerva für 1812, S. 52 ff. „handschriftliche Geständnisse des grossen Dichters der Johanna selbst, die aus zwei Briefen an einen Freund genommen sind, der sich mit dem Dichter über diese seine Lieblingsdichtung unterhielt und ihm — — einige seiner Zweifel vorgetragen hatte.“ Er fügte hinzu: „Hätten dies erklärenden Blätter auch kein Verdienst, als dass sie diess köstliche Fragment aus Schillers eigner Feder zur Belehrung des so vielfach getheilten und zwiespaltigen Publikums zur allgemeinen Kenntniss brächten, so dürfte doch diess allein schon einigen Anspruch auf die Dankbarkeit der Zeitgenossen machen. Beide Briefe sind im November 1801 aus Weimar geschrieben. Es wird aber hier nur das daraus mitgetheilt, was in unmittelbarer Beziehung mit der Johanna steht. Es bedarf übrigens wohl kaum des Fingerzeigs, dass diese Geständnisse auch dadurch einen hohen Werth erhalten, weil sie uns über die Gewissenhaftigkeit des Dichters, nichts ohne langes Prüfen und Erwägen zu thun, und über die Art, wie er komponirte und motivirte, belehrende Aufschlüsse geben.“ Der Inhalt dieser Briefe ist so vielfach ausgebeutet worden, dass es nicht nöthig ist, näher auf denselben einzugehn. Da Böttiger dieselben so warm als Schiller'sche Briefe anpreist, so findet sich zunächst, abgesehen vom Inhalt, kein Grund an ihrer Echtheit zu zweifeln. Es galt also den Kalender nachzuschlagen und mit dessen Hilfe Datum und Adresse genauer zu vermitteln. Da findet sich denn S. 115 unter dem 5. November 1801 die Notiz: An Becker in Dresden (einen Brief gesandt). Derselbe ergibt auch, dass Schiller am 2. und am 16. November Briefe von Becker erhielt, die wohl seine von Böttiger erwähnten ästhetischen Bedenken enthalten konnten. Für den zweiten Brief findet sich im Kalender kein Anhalt, der überhaupt für die Zeit vom 19. November 1801 bis 1. Januar 1802 keine Notizen enthält. Das Recept „gegen den Catarrh“ auf S. 116 und der Briefwechsel mit Körner um diese

Zeit geben uns die Erklärung dieser Erscheinung. Den 2. November schreibt er an diesen (IV, S. 244 f.): „Mein leidiger Katarrh hat mich noch nicht ganz verlassen, und ich habe, da ich mich nicht gleich in eine ganz freie productive Thätigkeit zu versetzen wusste, einen alten Vorsatz auszuführen angefangen: nämlich die neue Bearbeitung eines Gozzischen Mährchens, Turandot, für das Theater." Dann den 10. December (S. 250) „Mein kleiner Ernst hatte in diesen Tagen die Masern, die hier sehr stark grassiren. Er hatte sie zwar äusserst stark, aber gottlob ohne alle schlimme Zufälle, und befindet sich heute, am zehnten Tage, wieder recht wohl. Aber meine Frau und Karl leiden von katarrhalischen Uebeln; beide haben die Masern schon gehabt. Die Kleine ist bisher noch unangesteckt geblieben, und befindet sich sehr wohl, wir erwarten aber jeden Tag, dass sich die Masern bei ihr äussern." Endlich den 28. December (S. 253): „Seitdem ich Dir das letztemal schrieb, haben sich die Masern erst recht in meinem Hause festgesetzt, und meine zwei anderen Kinder und Lolo sind davon befallen worden; so dass wirklich eine Zeitlang grosse Noth war. Mein Frau lag etliche Tage ziemlich hart darnieder, weil starke Krämpfe dazukamen, und der Kopf heftig angegriffen war. Bei den Kindern ging es etwas leichter vorüber, obgleich der Ausschlag bei allen in grosser Menge war. Jetzt geht es wieder gut, und wir haben bloss noch dafür zu sorgen, dass niemand zu früh ausgeht; weil leicht Krankheiten nachfolgen, wenn man sich nicht vor Erkältung hütet. Ich selbst habe mich in dieser Zeit erträglich wohl befunden, obgleich in einer miserabeln Situation; an Arbeiten war nicht zu denken. Doch bin ich nun seit gestern mit der Turandot fertig, die Du erhältst, sobald sie copirt ist." Vgl. auch den Brief Schillers an den Arzt Hofrath Starck in Jena, Weimar den 12. December 1801 in: Schiller-Ausstellung S. 15 No. 96. Böttiger war, als er die Briefe über die Jungfrau veröffentlichte, 1812, in Dresden und mit dem Hofrath Becker ziemlich befreundet; an sich also hat diese Adresse ziemlich viel Wahrscheinlichkeit. Ja, Böttiger scheint auch andere Briefe Schillers an Becker an sich gebracht zu haben. Wenigstens kann der im Dresdener Schiller-Album S. 40 No. 19 unter Böttigers Adresse abge-

druckte Brief seinem Inhalte nach nur an Becker gerichtet sein. Leider lässt uns hier der Kalender, wenn das Datum richtig ist (2. May 1803) im Stich. Auch Schiller-Ausstellung S. 15 No. 101 findet sich die falsche Adresse. In der vorliegenden Ausgabe fehlt der Brief. Aller Wahrscheinlichkeit nach sandte Schiller mit diesem Briefe das „Punschlied. Im Norden zu singen“ für Beckers „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen“, in welchem es in diesem Jahre erschien. (Trömel, Schiller-Bibliothek S. 90 No. 191.) Er schreibt darin unter Anderm: „Ich habe Sie nicht vergessen, aber dem besten Willen hat das Vollbringen gefehlt. Es trift sich gerade, dass ich in dieser Messe den zweiten Band meiner Gedichte herausgebe, wo also die wenigen Kleinigkeiten, die etwa entstanden sein mögen, ihren Platz finden mussten. So musste ich auch für Cotta etwas thun, der bei seinem Damen Calender auf einen Beitrag von mir rechnet. Diese Gründe möchten wohl hinreichend sein, mich für dieses Jahr ganz zu entschuldigen, aber sie rechtfertigen kein unbedeutendes Product, denn dieses sollte unter keinerlei Umständen gemacht werden. Dennoch sende ich Ihnen ein solches, um Ihnen, wär' es auch auf Unkosten meines poetischen Gewissens, meinen guten Willen zu beweisen. Nehmen Sie also, was sonst keinen Werth hat, als ein Opfer der Freundschaft gütig auf.“ So konnte er unmöglich an Böttiger schreiben. — Bis dahin wäre denn also die Sache in Ordnung. Aber nun veröffentlichte Böttigers Sohn, K. W. Böttiger, in „Literarische Zustände und Zeitgenossen“, Leipzig 1838, Bd. I, S. 135 ff. aus dem handschriftlichen Nachlasse seines Vaters: „Bemerkungen über die Jungfrau von Orleans aus Schillers Munde. Den 26. November 1801,“ und diese Bemerkungen stimmen dem Inhalte nach ganz, dem Ausdrucke nach beinah wörtlich mit jenen „handschriftlichen Geständnissen“ überein. K. W. Böttiger muss die Publication in der Minerva für 1812 nicht gekannt haben, da er sonst die seinige wohl unterlassen haben würde. Auf den Widerspruch in der Bezeichnung fussend, erklärte zuerst Hoffmeister, Schillers Leben IV, S. 342 den „Brief“ (denn allerdings spricht Böttiger in der Minerva für 1813, S. 70. auch nur von einem Briefe) für untergeschoben. Er sagt: „So ist denn nicht zu bezweifeln, dass Böttiger aus diesen zu Papier gebrachten Gesprächen mit Schiller in viel

späterer Zeit jenes angebliche Fragment aus Schillers eigener Feder, um seinen Bildererklärungen in der Minerva noch ein besonderes Ansehen zu verschaffen, selbst fabricirte. Diesen Aeusserungen ist also überhaupt kein unbedingtes, am Worte haftendes Zutrauen zu schenken." Auch Viehoff äusserte um dieselbe Zeit in seinem Commentar zu dem Stücke Bedenken über die Authenticität der Briefe (S. 97.). Am schärfsten aber spricht sich Palleske, Leben Schillers, 4. Aufl. II, S. 506 f. über diese „Geständnisse" in beiderlei Gestalt aus, (in dem Brief No. 350 bei Döring und in der Minerva; die „Bemerkungen aus Schillers Munde" hat Palleske übersehen): „Ich halte, da man alle Ursache hat, Böttiger nichts zu glauben, diese Geständnisse in beiden Gestalten für untergeschoben. Man urtheile: Schiller spricht bei Böttiger von drei Plänen, welche er in Bezug auf die Jungfrau gehabt, und sagt, wenn es die Zeit und das kurze drängende Leben gestattete, so würde er die beiden andern Pläne ebenfalls ausführen. In der That, ein so horribler Gedanke, dass nur ein Böttiger ihn erfinden konnte. Ich frage meine Leser, ob ein Dichter, der, sobald er sein Handwerk verstand, bei jedem Stoffe so gewissenhaft nach der einen, nothwendigsten Form trachtete, nur den Gedanken denken konnte, dieselbe Heldin in 3 verschiedenen Stücken vorzuführen, sie in dem einen als Hexe zu Rouen verbrennen, in dem andern als Heilige unter den Fahnen ihres Volkes sterben, im dritten sie vielleicht gar leben zu lassen. Der übrige Theil der genannten Geständnisse ist ganz in demselben Style nichtsnutzigen Geklatsches, fadesten Unsinns gehalten. Es konnte z. B. Schiller nie in den Sinn kommen, unter dem schwarzen Ritter den Geist des eben gefallenen Talbots zu verstehen." So auffallend es nun auch scheinen mag, dass Schiller mit der Jungfrau von Orleans verschiedene Plane nach einander habe ausführen wollen, so erhält dies doch seine theilweise Bestätigung durch einen Brief Schillers an Göschen vom 1. März 1802 (Weimarisches Jahrbuch, VI, S. 239): „Sollte es dazu kommen, dass ich eine neue Jungfrau von Orleans schreibe, so soll niemand als Sie diese verlegen. Wenn es aber auch nicht sobald dazu käme, so hoffe ich doch Mittel zu finden, ohne neuere Versprechungen zu verletzen, meine Dankbarkeit gegen einen alten Freund

zu beweisen." Wiederum ein Beweis, wie misslich die ästhetische Kritik ist! So lange Böttigern nicht eine wissentliche Fälschung nachgewiesen werden kann, wird es dabei sein Bewenden haben müssen, dass diese „Geständnisse“ aus 2 Briefen Schillers entnommen sind, — ohne dass man freilich für den Wortlaut wird einstehen können. Ich denke mir die Sache so: der zweite Brief war vom 26. November datiert, Böttiger datierte sie, da er sie beide zusammenwarf, nach dem Datum des letzteren und schickte eine Abschrift an die Redaction der Minerva. Die Ueberschrift von Böttigers Sohn: „Bekenntnisse aus Schillers Munde“ kommt auf dessen Rechnung. Solche Aufzeichnungen von Gesprächen fanden sich allerdings mehrere in dem Nachlasse seines Vaters: er erinnerte sich, dass sein Vater 1801 in Weimar war, also mit Schiller zusammen lebte und folglich nicht gut einen Brief von ihm erhalten konnte, und so wird denn die Ueberschrift von Böttigers Sohn sehr erklärlich. Hoffmeister geht aber noch weiter und greift auch andere Briefe Schillers an Böttiger an, deren Echtheit ganz unumstösslich beglaubigt ist. So sagt er in seiner Nachlese IV, S. 593 in Betreff eines Briefes über Wallenstein: „Böttiger schrieb wohl einige Briefe über Wallenstein an Schiller, aber sie betreffen meist Aussendinge, und der ausführliche Brief, den er in der Minerva für 1811, S. 29 ff. mittheilt, ist aus einem dieser Briefe, der sich in Schillers Nachlass findet, und aus einem für das Modejournal geschriebenen Aufsatz zum Behufe dieses Taschenbuches zusammengesetzt, so dass es wahrscheinlich wird, dass der hier S. 34 ff. mitgetheilte Brief Schillers an Böttiger ebenfalls untergeschoben ist. Wir werden in der zweiten Abtheilung dieser Supplemente einen ähnlichen aus einem Gespräche fabricirten Brief zu nennen haben. Schiller stand mit Böttiger nie in einem so vertrauten Verhältnisse, dass er ihm viel geschrieben und mitgetheilt hätte.“ Nach Hoffmeister könnte es scheinen, als wenn Böttiger das Publicum der Minerva habe hintergehen wollen. Freilich sieht es mit dem Wortlaute hier wieder sehr misslich aus, und Hoffmeister hätte, da er Böttigers Brief vorfand, wohl daran gethan ihn zu veröffentlichen. Böttiger, um das Recht zu erhalten seinen Aufsatz im Modejournal wieder zu producieren, thut so, als habe er diesen Schillern im Manuscript zugeschickt. Dass

dies nicht der Fall ist, ergibt sich schon aus dem Kalender (S. 73), wo es unter dem 25. Februar heisst: Von Böttiger, Modejournal. Gleichwohl sagt Böttiger: „Referent bittet um die Erlaubniss, hier auch einen Theil seines Briefes mittheilen und voranschicken zu dürfen, wobei nur das wegbleibt, was sich unmittelbar auf das Verdienst oder Unverdienst der genannten Schauspieler bezog.“ Und dann fährt er um die Zurechtweisung, die er von Schiller wegen seiner Auffassung des Charakters Octavios erhielt, von sich abzuweisen, so fort: „Denn gerade diese hatten mancher Rolle nicht hinlänglich Genüge geleistet, besonders derjenige, welcher den Octavio Piccolomini ganz falsch genommen und dadurch dem Urtheil über diesen Charakter bei den meisten Zuschauern eine schiefe Richtung gegeben hatte.“ Sowohl in seinem Briefe als auch in dem Aufsatze des Modejournals hat Böttiger manchen Ausdruck geändert. So muss in seinem Briefe gestanden haben: „Ich konnte mich der Aufforderung nicht entziehn, in eines der gelesensten (Journale) eine vorläufige Nachricht davon zu geben.“ Böttiger aber schreibt hier: „Ich kann mich der Aufforderung nicht entziehn.“ Bekanntlich war Goethe sehr ungehalten darüber, dass Böttiger sich unterstanden hatte den Octavio einen Buben zu nennen. Er schreibt an Schiller den 6. März 1799 (2. Aufl. II, S. 182): „Es paralysirt nichts mehr als irgend ein Verhältniss zu solchen Schuften, die sich unterstehen können den Octavio einen Buben, zu nennen.“ Gleichwohl findet man im Abdruck in der Minerva diesen Ausdruck nicht. Es heisst da blos (S. 31): „Dem Aufpassenden ist selbst das sichtbare Auflauschen Verrath.“ Aber im Modejournal heisst es: „Dem Buben, der hier horcht, ist selbst das sichtbare Auflauschen Verrath.“ Aber gerade dadurch wird die Echtheit des S. 34 ff. mitgetheilten Briefes Schillers um so glaubwürdiger. Es heisst hier: „So lag es z. B. nicht in meiner Absicht, noch in den Worten meines Textes, dass sich Octavio Piccolomini als einen so gar schlimmen Mann, als einen Buben, darstellen sollte. In meinem Stück ist er das nie, er ist sogar ein ziemlich rechtlicher Mann nach dem Weltbegriff, und die Schändlichkeit, die er begeht, sehen wir auf jedem Welttheater von Personen wiederholt, die, so wie er, von Recht und Pflicht strenge Begriffe

haben. Er wählt zwar ein schlechtes Mittel, aber er verfolgt einen guten Zweck.“ Dieser Brief ist aber auch äusserlich beglaubigt. Den 1. März 1799 schreibt Schiller an Goethe: „Ich kann Ihnen heute nichts mehr sagen, die Post drängt mich, und ich muss auch den Ubique abfertigen.“ (Ubique ist bekanntlich Böttiger.) Demnach wäre blos noch das Datum zu berichtigen. In der vorliegenden Ausgabe von „Schillers Briefen“ II, S. 807 fehlt die Adresse, und das Datum lautet: Jena, im Mai 1799. Daraus und aus einer Vergleichung des Textes ergibt sich, dass dieser Brief aus Dörings Sammlung abgedruckt ist, wo er in der Ausgabe Zeitz 1835 III, S. 107 steht. (Es ist freilich kaum zu glauben, dass man heutzutage noch aus Döring abdruckt.) Bei Böttiger, Minerva 1811 S. 34 trägt er das Datum: Jena, den 1. May 1799; in dem Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1808, S. XIV, wo der Brief zuerst gedruckt wurde, hat er das Datum: Jena vom 1. März 1791. Nach dem oben angeführten Briefe an Goethe und nach dem Kalender S. 73 ist er vom 1. März 1799 zu datieren.

In der Minerva für 1813 veröffentlichte Böttiger nun wieder einen Brief Schillers an ihn über die Maria Stuart mit folgender Einleitung (S. 70): „So wie wir bei der Erklärung der letzten Schaustellung aus Schillers Jungfrau aus einem Briefe des Dichters einige Selbstgeständnisse über jenes Stück mittheilen konnten, welche als ein köstliches Vermächtniss bei manchem Leser der Minerva eine gute Stelle erhalten haben, so freuen wir uns auch hier aus einem andern Briefe des Dichters, der aus Jena geschrieben, und durch eine Beurtheilung der Kunstleistungen bei der ersten Aufführung der Maria Stuart in Weimar [1]) veranlasst wurde, einiges mittheilen zu können, das den zahlreichen Verehrern eines Dichters, der nie aufhören wird, der Liebling der Nation zu sein, da die reflektirende Tiefe seiner Poesie den Deutschen weit mehr zusagt, als jede andere Glorie und Originalität, gewiss willkommen sein wird. Ist irgendwo die sogenannte Interpretatio authentica von Gewicht, so muss sie es da sein, wo ein so denkender und sich selbst über alles die genaueste Rechenschaft ablegender Geist uns über

[1]) Anmerkung Böttigers: S. Journal der Moden 1800. Juli S. 359 ff.

seine Absichten und Motive belehrende Winke ertheilt.“ Wir haben zur Bestimmung der Echtheit gar keinen äusseren Anhalt. Den 5. März 1801 ging Schiller nach Jena und kehrte den 1. April von da zurück. Seinen Kalender scheint er nicht mitgenommen zu haben, denn es finden sich aus dieser ganzen Zeit gar keine Notizen. Aus dieser Zeit, die freilich für das Datum der Böttiger'schen Recension etwas spät ist, musste der Brief stammen. Da er, so viel ich weiss, nie wieder abgedruckt ist, so lasse ich ihn hier folgen:

„Eine schuldlose möchte der Empfindsamkeit gewisser Menschen freilich besser zugesagt haben. Ich hätte eine solche für mein Trauerspiel nimmermehr brauchen können. Man bringt ganz ungereimte Vorstellungen von der Schicksalsfabel zur Sache. An diese habe ich im antiken Sinn hier gar nicht denken können. — Auch werde ich mich durch alles, was die Schotten zur völligen Rechtfertigung ihrer Königin aus Papieren und Muthmassungen zusammenkleben (? klauben), in meiner Ueberzeugung nicht irre machen lassen, dass Maria, welche durch Darnley's Undank und Frevel aufs tiefste gekränkt und, wie alle schöne Weiber, veränderlich war, dem Bothwell sich nicht freiwillig hingegeben und seinen Planen selbst bis zur Blutschuld sich gefügt habe. Doch das gehört vor ein anderes Forum. Es bleibt klar: nur die reuevolle Schuldige war für die Bühne geeignet. Ich möchte wohl sehen, wie jemand die Schuldlose zu einem erträglichen Stück verarbeiten möchte.“

„Sie lassen die Nothwendigkeit gelten, die mich gleichsam zwang, die beiden Königinnen zusammen kommen zu lassen. Aber eben darum darf auch im steigenden (? Wort-) Briefwechsel kein Wort wegfallen. Dasselbe mag von dem gewaltigen Andringen Mortimers auf die geängstete Maria gesagt werden. Was die Conversationsmenschen, die nur an Salons und geregeltem Repräsentationswesen kleben, als unanständig stempeln, ist zur Sühnung und Entsündigung der Unglücklichen, die sich einst hingab, um so nothwendiger, als auch sonst nicht leicht etwas anders gefunden werden möchte, was die Schrecknisse ihrer Lage stärker malen könnte. Die plumpe Unbeholfenheit des Schauspielers kann freilich der Dichter nicht verantworten.“

„Traurig genug, dass die Verhandlungen unsrer Shcau-

bühne und die kirchlichen sich wie die entgegengesetzten Pole verhalten. Das haben wir den Kirchenvätern und ihrer pompa Satanae zu danken. Soll aber darum niemand je eine Vereinigung des Getrennten versuchen? Was waren denn im christlichen Mittelalter die Autos sacramentales und die dramatisch- vorgestellten Mysterien anders, als wohlberechnete Versuche, die Schaulust des Volks durch fromme Schauspiele zu heiligen, und das alltägliche, frivole mit Religion zu durchdringen? Wie unverständig ist also das Geschrei, dass durch meine Beicht- und Abendmahlsszene die Mysterien des Christenthums entweiht würden[1]). Der Kapellmeister, der uns eine Missa in Opernmusik gibt, mag mit Recht gezüchtigt werden. Umgekehrt ist der Fall gar nicht gedenkbar. Auch nimmt kein vernünftiger Katholik Aergerniss an dieser Szene. Ihm ist ja alles in der Ordnung. Nur die Protestanten schreien Feuer! Der einzige Vorwurf, der mich treffen kann, ist, dass ich den Unmündigen schon für mündig hielt. Lässt man die Beichte und streicht das Abendmahl weg, so vermauert man das Thor und lässt die Schildwache davor stehn!“

Endlich bringt Böttiger auch noch zum Wilhelm Tell, Minerva für 1815, S. LXXI f. einen Brief Schillers über die Barmherzigen Brüder. Er sagt darüber: „Schiller hatte wegen seiner Kränklichkeit der ersten Vorstellung selbst nicht beiwohnen können. Einer sehr fein fühlenden und kenntnissreichen Zuschauerin, die ihm darüber einige Bemerkungen zuschrieb, antwortete der Dichter mit der ihm eignen Bereitwilligkeit und Worte nicht sparenden Lehrgabe, wenn es auf Entwickelung seiner Motive ankam. Wir glauben uns den Dank aller Freunde der Schiller'schen Muse zu verdienen, wenn wir die hieher gehörige Stelle, wie wir sie damals aus dem Originalbriefe abzuschreiben Gelegenheit hatten, unbedenklich mittheilen.“ Der Brief selbst ist bekannt. Wer die Adressatin war, lässt sich nicht ermitteln; ob Henriette von Egloffstein? Wenn Hoffmeister sagt, Schiller habe mit Böttiger nie in einem so vertrauten Verhältnisse gestanden,

[1]) Herder, Adrastea II, S. 350: „Christliche Mysterien gehören gar nicht auf die Bühne! Kein Grieche durfte Mysterien aufs Theater bringen, oder er ward gestraft. Die Kunst hatte ihn schon gestraft, dadurch, dass er sie aufs Theater brachte.“

dass er ihm viel geschrieben und mitgetheilt hätte, so ist dies wohl im Ganzen richtig, aber doch sind 7 Briefe Schillers an Böttiger theils noch vorhanden, theils durch den Kalender constatiert, und es ist immerhin glaublich, dass Böttiger sich die schon von ihm veröffentlichten Briefe, deren Existenz also bekannt war, von guten Freunden abschwatzen liess. Mit dem Wortlaut freilich nahm es Böttiger bei seinen Abschriften wohl nicht genau; dass er aber am Sinn etwas gefälscht oder ganze Briefe untergeschoben haben sollte, glaube ich, bis auf Weiteres, nicht. Ich fahre nun in der Besprechung der vorliegenden Ausgabe der Briefe fort.

II, S. 798 ist der Brief vom 16. März 1799 nicht an Goethe, sondern von Goethe und also zu streichen. Der Brief an die Pfarrerin Frankh (II, S. 1014) ist vom 11. Oktober, nicht 11. Februar zu datieren und also auf S. 1057 zu setzen (Kalender S. 132; Schillers Beziehungen etc. S. 386). Endlich muss der Brief an Frau von Stein (undatiert) II, S. 1221 zwischen dem 14. und 17. Juli 1797 geschrieben sein. Vgl. Kalender S. 47, 14. Juli 1797: „Der Herzogin Louise den Prolog und die Balladen vorgelesen“ und in unserm Briefe: „Dass ich Ihnen und der Herzogin meine Sachen neulich habe vorlesen dürfen, und dass Sie mir mit einem so schönen Antheil zugehört, hat mir Freude und Muth gemacht, und eine solche Freude kommt mir selten.“ Den 18. Juli kehrte Schiller nach Jena zurück.

Uebersicht der litterarhistorischen Arbeiten in den Jahren 1865 bis 1869.

Von

RICHARD GOSCHE.

IV. Einzelne Epochen.

Für den Forscher und Darsteller, welcher auf eine wirklich allgemeine Litteraturgeschichte und nicht nur auf eine Aneinanderreihung von mehr oder weniger abgekürzten Nationallitteraturgeschichten ausgeht, bietet sich in der Behandlung einzelner Epochen eine lokende Aufgabe dar. Während dem Versuche einer universalhistorischen Darstellung ausserordentliche Schwierigkeiten, welche teils in der Massenhaftigkeit des Details, teils in der Unkenntlichkeit der idealen Zusammenhänge und letzten Ziele liegen, sich entgegenstellen: lassen sich in einem enger begränzten charakteristischen Zeitabschnitt die beachtenswerten Einzelheiten bequemer und vielleicht vollständig übersehen und die treibenden oder wachsenden Grundgedanken sich mit annähernder Sicherheit erkennen. Um so auffälliger ist es, dass uns sehr wenige Litteraturgeschichten einzelner grösserer oder kleinerer Zeitalter begegnen. Zwar sahen wir, wie der Franzose Théod. Lepetit eine Art allgemeiner Litteraturgeschichte geradezu an die Epochen des Perikles, Augustus, Leo's X. und Franz I. wie Ludwigs XIV. anknüpfte: aber das eigentlich Förderndе ist sonst nicht gethan und fast alle Kraft, wie gering sie auch bei vielen sein mochte, an Geschichten der selten auch nur in irgend einer Richtung selbstständig erkannten Nationallitteraturen gesetzt worden. Unsre Uebersicht über diese Gruppe der uns hier interessierenden Werke und kleineren Studien wird daher kein sehr reiches Resultat ergeben; ausserdem nötigt mich der nur noch knapp gemessene Raum zu strengster Auswahl.

1. Vorstufen und der alte Orient.

Psychologisch und auch schon für die Lehre von der Entwicklung der Poesieformen äusserst interessant wäre eine vergleichende Darstellung der Litteraturversuche auf der elementaren Stufe der Naturvölker: die linguistischen Schwierigkeiten scheinen von diesem wichtigen Thema abzuschrecken. Wir haben hier nur auf die bereits in einem andern Zusammenhang erwähnten Werke der Engländer Lubbock und Tylor zu verweisen. Einladender erscheint durch Bestimmtheit seiner Litteraturgattungen und der Erkenntniss derselben der alte Orient; aber eine zusammenfassende Darstellung und der Versuch der Zurückführung der einzelnen Erscheinungen auf gemeinsame Gründe wird geradezu unmöglich gemacht durch den ganz disparaten Charakter der verschiedenen orientalischen Culturen. Freilich einer energisch zusammenknetenden Aesthetik und einer um das Recht des Besonderen nicht weiter besorgten Geschichtsphilosophie mag in dämmerhafter Ferne das Orientalische in Einen Begriff zusammenfliessen: aber der ernst untersuchenden Geschichtswissenschaft (und die Litteraturgeschichte ist eine solche) ergeben sich zwischen China und Indien, Aegypten und Persien, Japan und Palästina Culturgegensätze, welche nicht schärfer in dem individualisierten Europa gefunden werden können und also keine Unterordnung unter Ein Princip der Weltanschauung gestatten. Dazu kommt, dass im Altertum diese Culturen noch isoliert und unvermittelt neben einander stehn, mithin auch nicht einmal unter den Gesichtspunkten gemeinsamer Bildungsprocesse betrachtet werden können. Aus diesen Gründen ist für die s. g. altorientalische Litteraturgeschichte nur eine aggregierende, kaum coordinierende Methode zulässig: um so mehr Lob verdient Moriz Carrière's Darstellung des altmorgenländischen Poesielebens, welche er in dem ersten, vor Kurzem in zweiter Auflage gedruckten Bande seiner bereits erwähnten Geschichte der 'Kunst im Zusammenhange der Culturentwicklung' geboten hat. Bei dem gegenwärtigen Stande der Forschung darf man noch nicht erwarten, dass (worauf der Hauptaccent immer zu legen sein wird) der geschichtliche Zusammenhang überall klar und sicher hervortrete; aber man empfängt schöne Bilder einzel-

ner Phasen und Persönlichkeiten, zu welchen Martin Haug und Wilhelm Christ nicht wenig Züge aus ihren Specialforschungen beigetragen haben.

2. Die griechisch-römische Litteratur.

Gegenüber der Isoliertheit der altorientalischen Litteraturen fordert das geschichtliche Wechselverhältniss zwischen Griechenland und Rom zu einer combinierenden Betrachtung geradezu heraus: ja, für eine sehr ernste geschichtliche Darstellung ist es unmöglich, die römische Litteratur als ein für sich berechtigtes zu setzen. Aber die langjährige philologische Arbeitsteilung hat diese unwissenschaftliche Trennung beider Gebiete nahezu sanctioniert. Auch hier muss wieder der Kunstphilosoph Moriz Carrière mit Auszeichnung genannt werden, dass er es unternommen hat, in dem zweiten so eben neu aufgelegten Bande seines grossen culturgeschichtlichen Werkes Griechenland und Rom mit einander darzustellen. Eine wolthuende Begeisterung durchzieht das Werk, und diese lässt den nach strenger Historie verlangenden Leser die lockere Handhabung des Causalnexus willig vergessen. Ganz anderer Art ist Figuier's[417]) Biographiensammlung; man würde diese Gallerie antiker Mathematiker, Naturforscher, Mediciner und Moralisten gern als Ergänzung zu Carrière's Werk aus der Hand dieses bisweilen eleganten populären Autors auf dem Gebiete der Naturwissenschaft annehmen, wenn er solider gearbeitet hätte. Eine ausserordentlich reizende Studie ist dagegen Westphal's[18]) Charakteristik der humoristischen Lyrik der Griechen und Römer, welche er einer kleinen Sammlung von sehr geschmackvoll in deutsche Reime übertragenen anakreontischen und verwandten Stücken vorausgeschickt hat. Berührungen der antiken Litteratur mit der modernen hat der unersetzliche Otto Jahn[19]) in einem

[417]) Vies des savants illustres depuis l'antiquité jusqu'au XIX. siècle, avec l'appréciation sommaire de leurs travaux, par Louis Figuier. Savants de l'antiquité. Paris, Librairie internationale 1866, V u. 468 S. 8°.

[18]) Humoristische Lyrik des klassischen Alterthums. Uebersetzungen von Rud. Westphal. (Bibliothek humoristischer Dichtungen herausgeg. von G. Haller. Bd. 5.) Halle, Barthel 1869, III u. 142 S. gr. 16° (n. 10 Sgr.)

[19]) Aus der Alterthumswissenschaft. Populäre Aufsätze von Otto Jahn. Mit 8 Taff. u. einigen Holzschn. Bonn, Marcus 1868, V. u. 420 S. gr. 8°. (n. $2^1/_2$ Thlr.)

köstlichen Sammelwerk besonders an der Dorfgeschichte und an dem Iphigenienthema aufgezeigt. Es weckt unsre schmerzlichste Erinnerung und zugleich unsern Stolz, wenn wir diese vielseitigen Untersuchungen mit der emsigen Arbeit der holländischen Philologen vergleichen, welche in einem eindringlichen tüchtigen Werke aus unmittelbarster Prüfung Lucian Müller[420]) besonders für das classische 17te Jahrhundert und mit praktischen Andeutungen für die Wissenschaftspflege im 19ten dargestellt hat: wie läuft die Vorliebe für das Römische mit der verständigen Anlage dieses treu arbeitenden Philologenvolkes parallel, aber wie weit führt sie ab von dem Hineinleben in das Griechische, an welchem Jahns Seele gezehrt hat!

3. Der Eintritt des Christentums.

Mit geschichtlicher Notwendigkeit führt das Zeitalter der Caesaren und in ihm der Eintritt des Christentums in die Geschichte der Menschheit zu einer zusammenfassenden Betrachtung des Griechischen und des Römischen. Die Bedeutung der ersten nachchristlichen mit stätiger Gewalt umwandelnden Jahrhunderte ist immer erkannt oder doch gefühlt und in mannigfachen, auch in ihrer allgemeinen culturgeschichtlichen Haltung für die Litteraturgeschichte lehrreichen Werken dargestellt worden. Selbst in Spanien, wo man entweder bei den sich aufdrängenden praktischen Fragen keine Zeit für solche culturgeschichtlichen Betrachtungen hat oder, wenn man Zeit hat, der Stimmung entbehrt, hat eine sehr eingehende Darstellung des glühenden Castelar[21]) von den Culturwandlungen in den ersten christlichen Jahrhunderten trotz ihres aus Hegel'schen, Herder'schen, Guizot'schen und anderen Elementen gemischten Charakters Beifall gefunden. In Frankreich hat ein bereits auf diesem Gränz-

---

[420]) Geschichte der klassischen Philologie in den Niederlanden. Von Lucian Müller. Mit einem Anhang: Ueber die latein. Versification der Niederländer. Leipzig, Teubner 1869, VIII u. 250 S. gr. 8°. (n. 1²/₃ Thlr.)

[21]) La civilizacion en los cinquo primeros siglos del cristianismo por Emilio Castelar. 2da edicion. Quatro tomos. Madrid 1865, VIII, 408; IV, 342, VIII; II, 326 u. IV, 326 S. 8°.

gebiet zweier Welten bewährter Forscher, **Chatels**[22]), eine neue Darstellung der älteren christlichen Epochen geliefert, zu welcher sich eine bis auf Karl d. Gr. hinabreichende Sittengeschichte von **Lecky**[23]) gesellt. Uns ist dieser Schriftsteller bereits einmal in dieser Uebersicht in engster Anlehnung an Buckle begegnet, dem er auch jetzt noch in der Methode verwandt bleibt; hier aber tritt er Buckle's Anschauung von der Unmerklichkeit geschichtlicher Fortschritte in den ethischen Grundbegriffen entgegen. Trotz seiner speciellen Bezugnahme auf die Geschichte der Moral bietet dies Werk treffliches Material zur Geschichte des Seelenlebens der Völker und Zeitalter, in welchem schliesslich alle Litteratur wurzelt.

Unmittelbarer berührt diese letztere innerhalb dieser Epoche das verdienstliche Werk **Kellner's**:[24]) es ist im Wesentlichen litterarhistorisch, indem es die Versuche des Heidentums, der neuen geistigen Macht mit geistigen Mitteln Widerstand zu leisten, von Celsus und Lucian bis auf Simplicius nachweist. In diesem Nachweis beruht die Eigentümlichkeit und der besondere Wert dieser Darstellung neben anderen Werken, in welchen der Schwäche der alternden Welt vorwiegende Aufmerksamkeit gewidmet war. Kaum beeinträchtigt wird dieser Wert durch die nicht sehr fliessende Darstellungsweise und die Bezugnahme auf die Gegenwart. Einen weiteren Zeitraum und die dichtere Gruppe altchristlicher Schriftsteller umfasst die Patrologie, welche der bekannte Kirchenhistoriker **Alzog**[25]) darzustellen den

[22]) Le christianisme dans les six premiers siècles. Par **Etienne Chastel**. Paris 1865, XIII u. 399 S. gr. 12⁰.

[23]) History of European morals from Augustus to Charlemagne by **William Edward Hartpole Lecky**. Two vols. London, Longman, Green & Co. 1869, XXVIII u. 921 S. 8⁰. — Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Grossen. Nach der zweiten Aufl. mit Bewilligung des Vfs. übersetzt von H. **Jolowicz**. Bd. 1. 2. Leipzig, C. F. Winter 1870—71, XII, 405 u. V, 323 S. gr. 8⁰ (n. 3 Thlr.)

[24]) Hellenismus und Christenthum oder die geistliche Reaction des antiken Heidenthums gegen das Christenthum. Mit besonderer Rücks. auf die christenfeindl. Literatur des klass. Alterthums so wie auch der Gegenwart von Dr. **Heinr. Kellner**. Köln, Du Mont-Schauberg 1866, VIII u. 454 S. gr. 8⁰. (1 Thlr. 20 Sgr.)

[25]) Grundriss der Patrologie oder der ältern christlichen Literärgeschichte von Dr. **Joh. Alzog**. Freiburg i. Br., Herder 1866, XII u.

anerkennenswerten Mut gehabt hat. Dass er mit seinem sehr praktisch eingerichteten Lehrbuch eine lang bestandene Lücke ausgefüllt hat, beweist die rasch nötig gewordene zweite Auflage; dass aber das Werk nicht den höchsten wissenschaftlichen Anforderungen genügen konnte, verschuldet nicht allein die kirchliche Gebundenheit des Vfs., sondern ebenso sehr der gegenwärtige Stand der patristischen Forschungen. Wer R. Lipsius' und A. Ebert's eindringliche Forschungen nur oberflächlich verfolgt hat, weiss, welche Probleme hier noch ihrer Lösung harren, und wer Hartel's Cyprian mit den älteren Ausgaben vergleicht, wird alles Vertrauen zu den meisten der bisherigen Texte verlieren und erst nach Vollendung des 'Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum', welches die Wiener Akademie der Wissenschaften zu ihrer und aller philologisch-historischen Wissenschaft Ehre in die Hand genommen hat, wenigstens einen Teil dieser litterarhistorischen Aufgabe für lösbar halten. Unter dem letzteren Uebelstande leidet natürlich auch das Werk von Donaldson,[426]) das sich sonst durch frischeren historischen Sinn und durch eingehendere Behandlung seines enger begränzten Zeitraums vor Alzog auszeichnet. Für diese Epoche wird der Forscher und der Lernende sich auch manches Material aus den ganz theologischen Werken über die patristische Zeit zu sammeln haben, wie solches z. B. in den verdienstlichen dogmengeschichtlichen Schriften Jos. Schwane's niedergelegt ist.

4. Das eigentliche Mittelalter.

Wenn in der altchristlichen, zumal in der enger patristischen Litteraturgeschichte das Interesse an den Ideen überwiegt, beanspruchen im eigentlichen Mittelalter die Festsetzung der neuen Nationalitäten, die veränderten litterarischen Hilfsmittel, die neuen Litteraturstoffe und Litteratur-

---

420 S. 8⁰. (1 Thlr.) Ebend. 2te umgearb. u. vrb. Aufl. 1869, X u. 452 S. gr. 8⁰. (n. 1 Thlr. 4 gr.)

Auch in das Französ. übersetzt: Manuel de patrologie par le dr. Alzog. Traduction de l'abbé P. Bélet. Paris, Gaume et Duprey 1867, VIII u. 524 S. 8⁰.

[426]) Critical history of christian literature and doctrine, from the death of the Apostles to the Nicene Church. By James Donaldson: Vol. I. The apostolical fathers. — Vol. II—III. The Apologists. London, Macmillan 1865—66, 968 S. 8⁰. 30 sh. 6 d.)

formen unsre Aufmersamkeit in gleichmässiger Weise. Kaum ladet irgend eine der grossen Litteraturepochen zu einer alles zusammenfassenden Darstellung so dringend ein wie das Mittelalter, welches gleich kräftige und gleich culturbedürftige Nationalitäten in gleichen Richtungen und Ideen zu einander führt. Wieder ist es der Philosoph Moriz Carrière, der mit seinem kunst- und religionsgeschichtlichen Gemälde die fehlende Arbeit der Litterarhistoriker von Fach ersetzen muss. Der dritte Band seines schon mehrfach erwähnten grossen Werkes gibt in zwei Abteilungen ein farbenreiches Bild erst der altchristlichen und muhammedanischen, dann der eigentlich mittelalterlichen Dichtung und Wissenschaft. Wer auch mit mancher geschichtlichen Gruppierung nicht einverstanden wäre, wird sich gleichwol an der tiefen Auffassung und verständnissvollen Charakteristik einzelner Erscheinungen und Richtungen erfreuen. Einige Hauptmomente skizziert ein Einleitungsvortrag von Paulin Paris.[427])

Die ethnographischen Grundlagen der mittelalterlichen Cultur hat in der geistvollsten Weise Littré[28]) in einer Reihe von Zeitschriftartikeln betrachtet, welche aber durch den energischen positivistischen Standpunkt des Verfassers eng zusammengehalten werden. Ohne die napoleonische Biographie Caesars würde Littré's Kritik des Caesarismus kaum so scharf gewesen sein, und als ein Widerspruch mit seinem philosophischen System muss erscheinen, wenn er in der vierhundertjährigen Epoche der Caesaren keine geschichtliche Function, sondern nur Zersetzung und Niedergang findet, und dennoch, 'die Wege der Geschichte gerechtfertigt' findet. Indess ist es anerkennens- und beachtenswert, wenn von diesem Standpunkte aus die Bedeutung der geistigen Macht, welche die Germanen und das Mittelalter wieder in die Geschichte einführen, so nachdrücklich gewürdigt wird.

---

[427]) Cours de littérature du moyen âge au collège de France. Discours d'ouverture pour la rentrée des cours par Paulin Paris, Bulletin du bibliophile du 1er janv. 1868 (XXXIV p. 1—22) u. bes. abgedruckt: Paris, Techener 1868. 24 S. 8⁰.

[28]) Études sur les barbares et le moyen âge par E. Littré. Paris, Didier 1867, XXXII u. 460 S. 8⁰; im folgenden Jahre eine zweite Ausgabe. (3 fr. 50 c.)

Aber es ist anziehend und gewinnreich, neben solchen grossen Momenten auch scheinbare Aussendinge der Litteratur zu betrachten. Ich kann mir nicht versagen, auf die litterargeschichtliche Bedeutung des neuesten Werkes von Wattenbach[429]) aufmerksam zu machen, wenngleich es chronologisch über den Zeitraum, welchen ich diesmal für meine Uebersicht abgegränzt habe, hinausliegt. Jedermann weiss, ein wie bedeutender Handschriften- und Schriftenkenner der Verfasser ist; wie er mit der vielseitigsten praktischen Erfahrung die strengste kritische Methode verbindet: aber in seiner Darstellung des antiken und mittelalterlichen Schriftwesens wird man erstaunt sein, das massenhafteste und zerstreute Detail zu einem bisweilen angenehm unterhaltenden Ganzen vereinigt zu sehen. Die einzelnen Kapitel, z. B. über Tinte, Wachstafeln, Schreiben, sind geradezu als culturgegeschichtliche Bilder zu betrachten; überall, ohne dass sie ausdrücklich angedeutet wären, treten die wichtigen Beziehungen der Schreibmaterialien und Schreibekunst zur Entwicklung der litterarischen Cultur hervor. Es liegt in der Natur des Gegenstandes, dass das Detail sich leicht vermehren und erweitern lassen wird, und der unermüdlich forschende Verfasser hat selbst schon während des Druckes eine gute Zahl von Nachträgen anfügen können; aber vielleicht wird von jetzt ab in Handschriftenbeschreibungen gleichmässiger Rücksicht auf die von Wattenbach behandelten Momente genommen und die Handschriftenkunde rascher ihrem vollen Ausbau entgegengeführt werden. Schon jetzt wird man Monographien, wie die von H. A. Müller über Bilderhandschriften in Bremen, von Delisle, Rilliet und Bordier über Papyrus in Genf, u. A. fruchtbringend vergleichen können; der Raum gestattet mir nicht, diese Litteratur hier zu detaillieren, und ich verweise nur auf eine kleine Notiz,[30]) welche leicht übersehen werden könnte und doch ein interessantes Licht auf die Seltenheit der Bücher im Mittelalter wirft.

---

429) Das Schriftwesen im Mittelalter von W. Wattenbach. Leipzig, S. Hirzel 1871, VI u. 402 S. gr. 8°. (n. $2^1/_4$ Thlr.)

30) De la valeur des manuscrits au moyen âge et de l'usage d'enchaîner les livres sur place, à propos d'un ms. légué au monastère d'Issoire. Par Robert du Bois, évêque de Mendes. Lecture faite à l'Ac. dans sa séance du 12. Nov. 1863 par Michel Cohendy, archiviste. Clermont, Impr. Thibaud 1866, 8. S. 8°.

Die Poesiegeschichte des Mittelalters, welche nach Form und Inhalt zu einer vergleichenden, die Gränzen der besonderen Nationalitäten überschreitenden Betrachtung auffordert, ist nicht behandelt worden. Indess hat man den Stoffen der epischen Poesie besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Aus dem Nachlasse Uhland's[431]) empfangen wir eine Darstellung der germanisch-romanischen Sagenkreise, wie sie eben nur ein treuer Forscher, der zugleich ein ebenso grosser Dichter war, zu liefern vermochte; zu ihm wird man das dem Titel nach sich auf französische Litteratur beschränkende, aber das epische Gesammtmaterial des Mittelalters behandelnde tüchtige Werk von Léon Gautier[32]) zu fügen haben. Neben diesen beiden Darstellungen erscheinen die mehr auf specielle Stoffgruppen ausgehenden von Ludlow[33]) und Baring Gould[34]) fast dilettantisch, bringen jedoch manche wichtige Einzelheit. Die epische Dichtung in ihrer Gesammterscheinung während des Mittelalters hat nur ein Artikel von Barbier[35]) zu skizzieren versucht; ungleich wertvoller ist die Untersuchung einer lyrischen Specialität durch Bartsch[36]).

Zur Geschichte der wissenschaftlichen Litteratur im Mittelalter hat der bereits genannte Figuier[37]) eine ähnliche populäre Biographiensammlung geliefert wie für das Altertum. Sonst hat man die Darstellungen der scholastischen

431) Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Siebenter Band. (Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker). Stuttgart, Cotta 1868, IV u. 680 S. gr. 8°. (4 Thlr 8 gr.)

32) Les épopées françaises. Études sur les origines et l'histoire de la littérature nationale par Léon Gautier. T. I. II. Paris 1865—67, XV u. 671, XVI u. 620 S. gr. 8°.

33) Popular epics of the middle ages of the Norse-German and Carlovingian cycles. By John Malcolm Ludlow. Two vols. Cambridge & London, Macmillan 1865, XVI u. 850 S. 8°. (14 sh.) vgl. Reader 1865. No. 149 p. 507 f.

34) Curious' myths of the middle ages. By S. Baring Gould. Series I—II. London, Rivingtons 1866—67, 286 u 374 S. 8°. (7 sh. 6 d.)

35) La poésie épique au moyen âge. Par Barbier, Revue d'économie chrétienne 1866 (S. XI) No. 60 p. 325—38.

36) Ueber die romanischen und deutschen Tagelieder von Karl Bartsch, Album des literar. Vereins in Nürnberg 1865.

37) Vies des savants illustres du moyen âge avec l'appréciation sommaire de leurs travaux. Ouvrage accompagné de portaits et de gravures . . . Par Louis Figuier. Paris, Libr. internationale 1866, 500 S. 8°.

Philosophie zur Hand zu nehmen: unter ihnen sei besonders auf die energisch katholische und notizenreiche von Stöckl aufmerksam gemacht, vor welchem sonderbare Gruppierungen (wie Luther samt Calvin unter kabbalistischer Theosophie in dogmatischer Form mit gnostisch-manichäischer Färbung!) nicht zurückschrecken mögen.

Auch den einzelnen Perioden des Mittelalters ist nicht die wünschenswerte litterarhistorische Thätigkeit zugewendet worden. Karl der Grosse ist immer noch nicht in seinem ganzen Werte und seiner ganzen Wirksamkeit zur Darstellung gebracht. Janssen's[38] und Alberdingk Thijm's[39] Schriften sind Tendenzarbeiten. Ungleich glücklicher weist Meyer v. Knonau[40] Karls Wirkung in einer ganz bestimmten Richtung kundig nach, und stattlich bildet seine Heldengestalt den Ausgangspunkt von L. Maître's[41]) sehr lesenswerter Darstellung des kirchlichen Schulwesens vom Ende des 8. bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts.

5. Die neue Zeit.

Die interessante Wendung aller Culturverhältnisse seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, die neu beginnende Bewegung der verschiedenartigsten Litteraturrichtungen nach den verschiedensten Idealen hin und die sich bis in unsere Gegenwart steigernden Culturprobleme hat nur ein denkender und freier Kopf zusammenzufassen unternommen. Auf demselben Boden concreter und dennoch weiter Weltanschau-

---

[38]) Karl der Grosse. Ein Vortrag von Joh. Janssen. (Zeitgemässe Broschüren. Jahrg. III. No. 8.) Frankfurt a. M., Verlag f. Kunst und Wiss. 1867, 31 S. gr. 8⁰. (n. 3 Sgr.)

[39]) Karel de Groote en zijne eeuw (741—814) voorgesteld inzonderheit met betrekking tot Nederland door P. P. M. Alberdingk Thijm. 'sGravenhage, Nijhoff; Amsterdam, von Langenhuijsen 1867, VIII u. 600 S. gr. 8⁰. mit einer Karte, (fl. 4, 25)

Karl der Grosse und seine Zeit. Von Paul Alberdingk Thijm. Revid. deutsche Ausg. Münster, Theissing 1868, IV u. 398 S. gr. 8⁰. (n. 1 Thlr 15 Sgr.)

[40]) Ueber die Bedeutung Karl's d. Gr. für die Entwicklung der Geschichtschreibung im 9. Jahrh. Von Dr. Gerold Meyer von Knonau. Zürich, Schulthess 1867, 24 S. gr. 8⁰. (n. 6 Sgr.)

[41]) Les écoles épiscopales et monastiques de l'Occident, depuis Charlemagne jusqu'à Philippe-Auguste. Par Léon Maître, archiviste de la Mayenne. Paris, Dumoulin 1866, VIII u. 313 S. gr 8⁰.

ung, auf welchem wir weiterhin einen ausgezeichneten Darsteller der Culturbewegung unseres Jahrhunderts erstehen sehen werden, in der Schweiz hat der in der Vergangenheit seines Vaterlandes wohl bewanderte und mit den Rätseln des Menschenlebens nah vertraute Otto Henne Am-Rhyn eine Darstellung der Culturgeschichte seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften unternommen. Nachdem er zunächst den Denkenden seine Principien der Culturgeschichte überhaupt von dem freiesten Standpunkte des Fortschritts dargelegt hatte,[442] müssen wir es ihm Dank wissen, dass er unberirrt durch versteckt anonyme Denunciationen dieses seines Programms zu einer ausführlicheren Gesammtdarstellung geschritten ist;[43] denn die Culturgeschichte der neueren Zeit ist ein wissenschaftliches Problem, das gelöst, und ein Wunsch unseres nach Begränzung der Ideale suchenden Gemüts, der erfüllt werden muss, und wer zu dem ersteren nicht Kraft, zu dem andern nicht Neigung hat, soll den nicht tadeln, welcher an eine solche Riesenaufgabe einen ganzen Kopf und ein gesundes Herz heranbringt. Es ist ein wahrhaft staunenswürdiges Material in diesen drei Bänden zusammengedrängt, welche der Verfasser uns vorlegt, und unsrem Interesse durch eine frische und lebendige Darstellung nahe gerückt. Man muss es dankbar anerkennen, dass er uns ein durchaus zusammenhängendes Bild geliefert hat, einen ermutigenden Ueberblick der colossalen Arbeit der europäischen Menschheit, um Bildung und Gesittung in stufenweise fortschreitendem, nie ruhendem Ringen an die Stelle der Bar-

---

[442]) Die Kulturgeschichte im Lichte des Fortschritts. Einleitung zu einer Kulturgeschichte der neueren Zeit. Von Otto Henne-Am Rhyn. Leipzig, O. Wigand 1869, IV u. 178 S. gr. 8° (1 Thlr.)

[43]) Kulturgeschichte der neuern Zeit. Vom Wiederaufleben der Wissenschaften bis auf die Gegenwart. Von Otto Henne-Am Rhyn. Erster Bd. Das Zeitalters der Reformation. (Auch m. d. T.: Kulturgeschichte des Zeitalters der Ref. Vom Wiederaufl. der Wiss. bis zur Zeit des dreissigj. Krieges). Leipzig, O. Wigand 1870, XXI u. 604 S.

Desgl. Zweiter Bd. Das Zeitalter der Aufklärung. (Auch m. d. T. Kulturgesch. des Zeitalters der Aufkl. Von der Zeit des dreissigj. Krieges bis zur französ. Revolution). Ebend. 1871, XV u. 624 S. — Desgl. Dritter Bd. Die neueste Zeit. (Auch m. d. T. Kulturgesch. der neuesten Zeit. Von d. französ. Revol. bis auf die Gegenwart). Ebend. 1872, XIX u. 691 S. 8°. (der Bd. 3½ Thlr.)

barei und des Vorwiegens der zerstörenden Leidenschaften zu setzen.' In der Natur der Sache liegt es, dass bei einem so grossartigen Vorwurf der Verfasser nicht alles aus erster Hand und eigner Forschung haben kann; aber man muss ihm nachrühmen, dass er Quellen und Vorarbeiten mit ebenso grossem Geschick als kritischem Tact benutzt hat. Der erste Band behandelt das Zeitalter der Reformation und der Gegenreformation bis zur Zeit des dreissigjährigen Krieges in Wissenschaft, Religion, Recht, Aberglauben, naturwissenschaftlicher Opposition gegen die Ueberlieferung, in Poesie, Kunst und geselligem Leben. Ueberall sind die allgemeinen Aufstellungen durch das reichste Detail substanziiert: Savonarola, Machiavelli, Hutten, Calvin, Galilei, Giordano Bruno, Montaigne, Fischart, Cervantes, Hans Holbein u. A. sind uns in knapp aber charakteristisch gezeichneten Portraits nahe gerückt. Der zweite Band berichtet von der in sich widerspruchsvollen Zeit bis zur französischen Revolution, natürlich nicht nach dem Schema des ersten Bandes, da geschichtlich veränderte Verhältnisse vorliegen: nicht Wissenschaft und Religion, sondern die Gesellschaft ist der Ausgangspunkt dieser neuen Cultur. Der verderblichen Wirkung derselben stellen sich dann die Reactionen des Aberglaubens und des wirklich religiösen Gefühls gegenüber; dann folgt die Wissenschaft, welche die Anschauungen von Staat, Bildung und Recht umgestaltet, so dass wir meinen, schon das Klopfen der Revolution an den Pforten des neuen Europa zu vernehmen: den Beschluss machen Litteratur und Kunst. Auch hier individualisiert der Verfasser lebendig die allgemeinen Züge durch Einzelcharakteristiken, unter denen sich besonders die des Hoflebens, des Aberglaubens, der Ordenswirtschaft und der Reformbewegungen, und für Litteraturgeschichte interessant neben zahlreichen Skizzen die Portraits von Voltaire und Milton abheben. In dem dritten Bande, welcher die französische Revolution und deren Ausläufer in der Cultur der Gegenwart darstellt, ist die stoffliche Anordnung wieder eine andere: die Grundlage bildet die in ihren Metamorphosen zum Imperialismus, zur Restauration, zum Liberalismus und neuen Radicalismus sich umbildende, trotz aller Kürze sehr geschickt dargestellte Revolution. Es zeugt von der unbedingten Aufrichtigkeit des Geschichtschreibers, dass er diesem mit fast herzlichem Inter-

esse ausgeführten Bilde sofort eine treue Schilderung der socialen, sittlichen und religiösen Krankheitszustände des Zeitalters folgen lässt, wogegen das sich selbst Bestimmen der Menschheit in den exacten und philosophisch-historischen Wissenschaften sich um so wohlthuender und trostreicher abhebt; den Beschluss macht auch hier Litteratur und Kunst, letztere beiden Abschnitte wieder reich an flüchtigern und ausgeführten Skizzen. Vielleicht hätte bei dem gesteigerten internationalen Verkehr sich für die Darstellung der Litteratur statt der ethnographischen Gliederung mehr eine Betonung der Richtungen empfohlen, so dass z. B. Puschkin nicht von Lord Byron getrennt worden wäre.

Unter allen Gesammtdarstellungen der neueren Culturgeschichte seit der Reformation (die betreffenden Abschnitte bei Wachsmuth nicht ausgeschlossen) ist diese die reichste und bei ihrer gleichmässigen Universalität unterrichtendste. Die verschiedenartigsten Materialien sind glücklich in bequem übersichtliche Gruppen gebracht, wenn auch die Massenhaftigkeit des Stoffes bisweilen den Fluss der meist lebendigen, aber immer klaren Darstellung zu hemmen droht. Indess grade der überaus reiche und mannigfaltige Inhalt wird das Werk auch für den wertvoll machen, der vielleicht nicht den energisch fortschrittlichen Standpunkt des Verfassers teilt, und besonders auch für den Leser des nachher zu würdigenden Werkes von Honegger über das neunzehnte Jahrhundert kann diese gleichgestimmte Darstellung nur lehrreich sein.

Für die erste grosse Stufe der Geschichte unsers modernen Geisteslebens, das Reformationszeitalter, muss ich wieder über die eigentlichen Gränzen des hier zu betrachtenden Zeitraums hinausgreifen, um Carrière[414]) zu nennen, der in dem vierten Bande seines kunstphilosophischen und kunsthistorischen Werkes ein sinniges, in Farben leuchtendes Bild dieses grundlegenden Uebergangszeitalters entworfen hat, um ästhetische und religiöse Forderungen in gleich hohem Masse zu be-

[414]) Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit. Von Mor. Carrière. 4. Bd. (Auch m. d. T.: Renaissance und Reformation in Bildung, Kunst u. Litteratur. Ein Beitrag zur Gesch. des menschl. Geistes.) Leipzig, Brockhaus 1871, XII u. 696 S. gr. 8°. (n. $3^2/_3$ Thlr.)

friedigen. An derselben Stelle wurzeln die Darstellungen einiger besonderen wissenschaftlichen Richtungen; zunächst die Werke von Dorner[445]) und Werner[46]) über die Geschichte der Theologie seit dem 16. Jahrhundert. Es ist nicht Schuld des letzteren, dass seine lichtvolle Erzählung von den Schicksalen der katholischen Theologie verhältnissmässig arm ist an principiellen Momenten; aber es ist das grosse Verdienst des tiefsinnigen Dorner, dass er die bewegenden Gedanken des Protestantismus in ihrer eigentümlichen Kraft und universellen Wirkung erkannt und dargestellt hat. Ebenso anziehend als für die Entwicklung einer bedeutenden Gruppe von Persönlichkeiten des Reformationszeitalters lehrreich sind die beiden ersten Bände des grossartigen und gründlichen Werkes des Strassburger Bischofs Räss[47]); hier erscheinen u. A. die auch litterarisch wichtigen Namen Wilibald Pirkhaymer, Crotus Rubianus, Witzel, Glareanus, Ulrich Zasius: welche verloren zu haben ein missliches Zeugniss für die reformatorische Bewegung sein mag. Obgleich das Werk darchaus im Interesse und zum Ruhm der katholischen Kirche verfasst ist, so kann dennoch die Zuverlässigkeit der biographischen Darstellung dasselbe ganz besonders empfehlen. Mit geistvoller Frische schildert Kuno Fischer[48]) den

---

445) Geschichte der protestantischen Theologie, besonders in Deutschland, nach ihrer principiellen Bewegung und im Zusammenhange mit dem religiösen, sittlichen und intellectuellen Leben betrachtet von Dr. J. A. Dorner. (Geschichte der Wiss. in Deutschland. Neuere Zeit. Bd. 5.) München, Lit-artist. Anst. 1867, 924 S. gr. 8°. (Subscr.-Pr. n. 4 fl. 48 Xr. rh. = 2 Thlr. 24 Sgr., Ladenpr. n. 5 fl. 42 Xr. rh. = 3 Thlr. 10 Sgr.)

46) Geschichte der katholischen Theologie. Seit dem Trienter Concil bis zur Gegenwart. Von Dr. Karl Werner. (Geschichte der Wiss. in Deutschland. Neuere Zeit. Bd. 6.) München, Lit.-artist. Anstalt 1867, XII u. 650 S. gr. 8°. (Subscr.-Pr. n. 3 fl. 36 Xr. rh. = 2 Thlr 4 Sgr.; Ladenpr. n. 4 fl. 48 Xr. rh. = 2 Thlr. 24 Ngr.)

47) Die Convertiten seit der Reformation nach ihrem Leben und ihren Schriften dargestellt von Bischof Dr. Andr. Räss. Bd. I: Vom Anfang der Reform. bis 1566; Bd. II: 1566—90; Bd. III: 1590—1601; Bd. IV: 1601—20; Bd. V: 1621—38. Freiburg i. Br., Herder 1866—67, XVI u. 607; IX u. 596; VIII u. 621; IX u. 540; IX u. 608 S. gr. 8°. (à n. 4 fl. rh. = 2 Thlr. 12 Sgr.)

48) Geschichte der neuern Philosophie von Kuno Fischer. Bd. 1. Descartes u. seine Schule. Th. 2. Descartes' Schule. Geulinx. Malebranche.

Umbildungsprocess auf dem Gebiete der Philosophie in seinem neu herausgegebenen und durchgearbeiteten Werke, und mit feinstem Verständniss erhebt sich unter Peschel's[449]) Händen die Geschichte der Geographie zu einem glänzenden Culturgemälde. Dagegen treten die Biographien Figuier's,[50]) der auch für diese Epoche thätig gewesen ist, erheblich zurück: für diese Form der Darstellung können Muther's[51]) wohlgelungene Portraits von Petrus Ravennas, Anna Sabinus und andrer Gestalten des Reformationszeitalters ein Muster sein.

Das siebzehnte Jahrhundert, dessen Litteraturgeschichte sehr bequem als eine Geschichte des französischen Classicismus gegliedert werden kann, nimmt zum Ausgangspunkte das merkwürdige religions- und culturgeschichtliche Werk von Christoph Hoffmann,[52]) in welchem auch auf die Litteratur als den Ausdruck der innersten Wandlungen angemessen Rücksicht genommen wird. Der phantastische Chiliasmus, in welchem schliesslich die ganze Darstellung gipfelt, stört die Sorgfalt nicht, mit welcher sehr anziehendes Material zusammengebracht wird, und der strengreligiöse Standpunkt, der mit grösster Treue festgehalten wird, ermöglicht jeder anderen Anschauung bequeme Orientierung.

Eine erfrischendere Luft weht uns dagegen aus Hett-

Baruch Spinoza. 2te völlig umgearb. Aufl. Heidelberg, Bassermann 1865, XXIV u. 584 S. gr. 8°. (6 fl. rh. = 3 Thlr 18 Sgr.)

449) Geschichte der Erdkunde bis auf Al. v. Humboldt und Carl Ritter von Oscar Peschel. (Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. Band 4.) München, Lit.-art. Anstalt 1865, XX u. 706 S. gr. 8°. mit eingedr. Holzschn. u. 3 lith. Karten. (Subscr.-Preis 4 fl. 36 Xr. = 2 Thlr. 20 Sgr.; Ladenpr. 5 fl. 36 Xr. rh. = 3 Thl. 10 Sgr.)

50) Vies des savants illustres de la Renaissance avec l'appréciation sommaire de leurs travaux par Louis Figuier. Paris, Libr. internationale 1867, IV u. 476 S. gr. 8°. m. KK. (10 fr.)

51) Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation. Vorträge von H. Muther. Erlangen, Deichert 1866, XII u. 499 S. 8°. (2 Thlr.)

52) Fortschritt und Rückschritt in den zwei letzten Jahrhunderten geschichtlich nachgewiesen, oder Geschichte des Abfalls. Von Chr. Hoffmann. Bd. 1. Die Entwicklung des Abfalls von seinen Anfängen bis zu seiner Erhebung als Fahne des Fortschritts durch Voltaire. Bd. 2. Die religiösen u. polit. Reformen im Geist des Abfalls bis zum Umsturz der alten Zustände in der französ. Revolution. Bd. 3. Die Ver-

ner's[453]) berühmtem Werke entgegen. Auf einen sehr weiten Leserkreis hat die anmutige edle Darstellungsweise und der tiefidealistische Zug dieses Buches seine begeisternde Wirkung ausgeübt; der Specialforscher erfreut sich an der Sauberkeit der Arbeit und der klaren Selbständigkeit des Urteils. Obgleich die Trennung der drei Abteilungen nach den drei Nationalitäten, der englischen, französischen und deutschen, die einheitliche Behandlung des Jahrhunderts nach den dasselbe bewegenden Ideen zu gefährden scheint, ist dennoch mit grosser Virtuosität der Stoff so gewählt und gruppiert, dass überall die bedeutenden und festen geschichtlichen Zusammenhänge kenntlich zu Tage treten. Denn obwohl der Verfasser überall in das Geheimniss der Individualität einzudringen (sein Voltaire und sein Goethe sind wahre Meisterstücke im höchsten Sinne der darstellenden Kunst) und aus ihr heraus die litterarischen Einzelheiten zu erklären weiss: so erklärt er an diesen wieder das Allgemeine, das dies Jahrhundert bewegt und zur Einheit verknüpft. Der Verfasser ist kein biographischer Detaillist, noch weniger ein Bibliograph; aber vernachlässigt hat er diese kleinlichen Pflichten des Litteraturgeschichtschreibers durchaus nicht, sondern in den Dienst seiner grossen Aufgabe gestellt. Nur dem flüchtigen Leser wird verborgen bleiben, dass die drei Abteilungen des Werkes eine geschlossene, in dem letzten Bande culminierende Einheit bilden, welche das lang gesuchte Ziel schliesslich in dem

suche zum Aufbau einer neuen Weltordnung auf dem Boden des Abfalls von 1800 bis 1866. Stuttgart, Steinkopf 1864—66—68, 296, 390 u. 546 S. gr. 8°. (n. 4 Thlr.)

[453]) Literaturgeschichte des 18. Jahrh. von Herm. Hettner. Th. 1. 2. Zweite umgearb. Aufl. Auch m. d. T. 1. Gesch. der engl. Literatur von der Wiederherstellung des Königthums bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrh. 1660—1770. — 2. Gesch. der franz. Lit. im 18ten Jahr. Braunschweig, Vieweg 1865, X, 561 u. IX, 593 S. gr. 8°. Desgl. beide Theile in 3ter verb. Aufl. Ebend. 1872, X, 561 u. IX, 593 S. gr. 8°. (der Band n. 2 ⅔ Thlr.). — Th. 3. Die deutsche Litteratur im 18. Jahrh. Buch 1. Vom westfäl. Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs d. Gr. — Buch 2. Das Zeitalter Friedrichs d. Gr. — Buch 3. Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur. Abth. 1: Die Sturm- u. Drangperiode; Abth. 2: Das Ideal der Humanität. Ebend. 1862—64—69—70, VIII u. 430; VI u. 631: VI, 416; VIII, 581 S. gr. 8° (n. 2 Thlr. 4 gr.; 3 Thlr. 6 gr.; 2 Thlr.; 2 Thlr. 25 gr.). Diese vier Abth. in 2ter umgearb. Aufl. Ebend. 1871, IV, 437; VI, 633; VI, 416; VIII, 581 S. gr. 8°.

Ideal der Humanität findet, und dass der Darsteller der Vollendung dieses Ideals in Goethe durchaus congenial ist. Aber noch weniger als dieser erschrickt Hettner vor irgend einem Moment der geschichtlichen Wirklichkeit: mit dem Blicke des Künstlers und dem Idealismus des Humanisten verbindet er die Einsicht des wirklich modernen Geistes und so allein konnte er der Litteraturgeschichtschreiber des Zeitalters der Aufklärung werden, das in die Revolution mündet.

Zu diesem Werke stehen zwei kürzere mehr aphoristische Darstellungen von Huber[454]) und Francke[55]) in einem principiellen Gegensatz, und diese beiden wieder unter sich, was sich besonders an der Charakteristik J. J. Rousseau's darstellt. Der tiefgedachten Entwicklung des Katholiken Huber ist das Lob ernstester Selbständigkeit und einer nicht karg gemessenen Gerechtigkeit gegen den ihm doch widerstrebenden Stoff zuzusprechen; von grösstem Interesse ist die Zurückführung der Philosophie Herder's auf Spinoza. Unselbständig behandelt dagegen der Lutheraner Francke für ein gemischtes Publicum seinen Stoff in zehn Vorlesungen, deren vierte A. H. Francke, die fünfte J. J. Rousseau gewidmet ist: der Begriff der Aufklärung als einer Reihe von geschichtlich productiven Momenten ist ihm ganz unverständlich geblieben.

Unser gestaltenreiches, unruhiges, in den ungeheuersten Contrasten sich gleichsam stossweise bewegendes Jahrhundert wird jeden Darsteller zurückschrecken, der die nötige Objectivität nur an einer fernen Vergangenheit bewahren zu können glaubt und nicht den ganzen Mannesmut hat, mächtigen Bewegungen unmittelbar ins Auge zu sehen. Wir sind Honegger aufrichtig dankbar, dass er diesen Mut gehabt hat. Ich weiss nicht, ob ein Mann von dem gewöhnlichen regelrechten Bildungsgange und aus unserm wolgeordneten deutschen Staatsverbande grade diesen Mut hätte haben können. Aber in Honegger traf ein tüchtiges Schweizernaturell, eine energische Dichterkraft und eine reiche Erfahrung im

---

454) Die religiöse Aufklärung im 18ten Jahrh., von Johannes Huber in seinen 'Studien u. Philosophischen Schriften' (München, Lentner 1867, 8°.) p. 1 ff.

55) Vorlesungen aus der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Dr. Emil Francke. Leipzig, Dörffling u. Franke 1865, VIII u. 408 S. kl. 8°. (1 Thlr. 20 Sgr.)

Lernen und Leben zusammen. Wer in seinen lyrischen Dichtungen, welche er als ein Vierundzwanzigjähriger unter dem Titel 'Herbstblüthen' zu veröffentlichen begann, auch nur flüchtig blättert, wird überrascht sein von der Vorliebe für das Grandiose, Wilde, Geheimnissvolle; als er der Poesie entsagte, um ganz Kritiker, Litterar- und Culturhistoriker zu sein, musste er fast notwendig auf die grossen culturgeschichtlichen Probleme des neunzehnten Jahrhunderts geführt werden. Das Leben der romanischen Völker hatte er unmittelbar in Oberitalien, der französischen Schweiz und in Paris studiert; das der deutschen war ihm in- und ausserhalb der Alpen nahe getreten, und von seiner ersten Thätigkeit als Secundarlehrer in Küsnacht bis zum Docenten in Zürich und zum Professor in St. Gallen, die er aber für ein freies wissenschaftliches Leben aufgegeben hat, scheinen alle seine Forschungen dem Problem der Gegenwart gegolten zu haben. Als ein Programm des grossen Ganzen, das vor seiner Seele schwebte, gab er 1865 die kühnen aber systematischen Aphorismen über Litteratur und Cultur unsers Zeitalters.[456]) Hier trat sofort die eminente Begabung des Verfassers für seinen Gegenstand hervor: ein weiter Blick, dem keine Richtung des Culturlebens entgehen konnte, der auch den idealen Wert der Industrie zu finden weiss; ein grosses Herz, welches jede Regung bewussten sittlichen Lebens auch in den untersten Volksschichten erkennt, anerkennt und fördern möchte; die rechte Wertschätzung der Litteratur, welche er gleich Buckle nach ihrer Bedeutung als allgemeine Culturmacht und als reinsten Ausdruck des Seelenlebens würdigt, aber trotzdem den grossen politischen Forderungen unterordnet; das bedeutendste Geschick der Gruppierung, um das Einzelne, habe er es durch eigene Forschung erkannt oder als Kenntliches aus zweiter Hand herübergenommen, an passender Stelle einzufügen und mit wenigen Strichen zu charakterisieren; endlich die bescheidene Zurückhaltung, welche nicht so verwegen ist die letzten Consequenzen zu ziehen oder geschichtliche Endresultate gar prophezeihen zu wollen: nur dann, wenn die Ideen einen Abschluss oder wenigstens einen prägnanten Ausdruck

[456]) Literatur u. Cultur des 19ten Jahrh. In ihrer Entwicklung dargestellt von J. J. Honegger. Leipzig, Weber 1865, VIII u. 296 S. gr. 8°. (n. 1 Thlr. 15 Sgr.)

in der Wirklichkeit gefunden haben, formuliert er sie mit der ihm eigenen Bestimmtheit. Daher wird seine grossartige Skizze ein ziemlich treues Bild zugleich des Fertigen und des Unfertigen in unsern Culturrichtungen. Wenn man hier und da bei der Massenhaftigkeit des Details weder mit der Charakteristik des Einzelnen noch bei der Beweglichkeit aller Grundrichtungen des modernen Lebens mit der Gruppierung einverstanden sein konnte, so fand der geistvolle Entwurf dennoch den grössten Beifall und bereits drei Jahr nach seinem Erscheinen konnte der Verfasser mit der Veröffentlichung eines ausführlichen Werkes beginnen,[457]) welches auf fünf starke Bände berechnet ist. Seine erweiterten Studien haben seine Auffassung und sein Urteil entschiedener, die Detaillierung der Ideen, seine Darstellung concreter und lebensvoller gemacht: die Grundanschauungen sind dieselben geblieben. Aber der Verfasser ist bescheiden genug, seinen Versuch einer modernen Culturgeschichte als 'Grundsteine' dazu zu bezeichnen, in der Erwartung, dass eine fernere Zukunft und ausdauernde Arbeit den Ausbau möglich machen werde. Gegenüber dieser aufrichtigen Stellung des Verfassers zu seiner Aufgabe würde es ungerecht sein, noch ausdrücklich anzumerken, dass einzelne Partien des Werkes sich dem Ganzen nicht harmonisch einfügen wollen, sondern sich eher spröde absondern, wie z. B. die an und für sich sehr sorgfältigen Angaben über Entdeckungen und sonst wichtige Thatsachen auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften, die nicht in den rechten geschichtlichen Fluss gesetzt scheinen, aber dennoch dazu geeignet sind, wie Wohlwill's geistreiche Abhandlung über die Entdeckung des Isomorphismus gezeigt hat: vielmehr muss an dem grossartigen Werke ganz ausdrücklich gerühmt werden, dass es nicht allein Grund- und wahre Ecksteine der künftigen Culturwissenschaft bringt, sondern auch schon viele bis in das kleinste meisterhaft ausgearbeitete Werkstücke

[457]) Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit von J. J. Honegger. Bd. 1. Die Zeit des ersten Kaiserreichs. Bd. 2. Die Restauration. Leipzig, Weber 1868—69, XII u. 416, X u. 542 S. Lex. 8⁰. (2½ u. 3 Thlr.) Soeben erscheint Bd. 3 u. 4. Das Julikönigthum und die Bourgeoisie. Th. 1. u. 2. Ebend. 1872, VIII u. 592; VIII u. 545 S. Lex. 8⁰. (à n. 3 Thlr.). Leider kann ich diese interessante Abteilung hier nicht mehr besprechen.

des eigentlichen Hochbaus. Den allgemeineren Partien der Darstellung gegenüber haben diese 'psychologischen Portraits', wie sie der Verfasser selbst bezeichnet hat, einen ausserordentlichen Reiz und Wert; sie sind sichtlich mit besonderer Vorliebe gezeichnet, so dass hier das Individuellste recht kenntlich die Züge des Allgemeinen trägt. Vor allem ist diese Portraitierkunst wieder der Litteratur zu Gute gekommen, in welcher nun einmal alles geschichtliche Leben zum sprechendsten Ausdruck gelangt. Und er hat ein Recht einzugestehen, dass subjective Begeisterung, dass Liebe oder Erbitterung seinen Griffel führte: die wahre Geschichtschreibung kann nur aus einer grossen Subjectivität entspringen. Er betrachtet mit sittlicher und herzlicher Teilnahme das Grosse und Kleine in der stolzen Hoffnung des unwandelbaren Fortschritts; fast ist ihm die ganze Bewegung der modernen Cultur nichts anderes als eine Exemplification der grossen französischen Revolution.

So haben wir ein Werk ernstester Mannesarbeit, unerschrockensten Denkens, feinster und liebevollster Ausführung vor uns. In dem ersten Band behandelt der Verfasser die kurze inhaltschwere Kaiserepoche des ersten Napoleon. Nach der Charakteristik des aus dem Consulat sich herausbildenden Kaisertums, das die Gleichheit auf schwere Kosten der Freiheit gefördert und somit doch einen Arm des mächtigen Stroms der französischen Revolution in das Staaten- und Völkergebiet des 19. Jahrhunderts übergeleitet hat, folgt ein Bild der einzelnen Staaten nach ihrer innern Politik und Gebietsgestaltung; ein Kapitel über sociale Züge hilft dies Bild individualisieren und vielleicht hätte sich hier passender der siebente Abschnitt über Tagesgeschichte und Politik, Memoiren und Journalistik angeschlossen, der jetzt seine Stelle zwischen Wissenschaft und bildender Kunst hat; indess hat auch die Anreihung des vierten Abschnitts über Erfindungen, Technik und Bauten, und des fünften über Reisen, Entdeckungen und Colonisationen an die Socialverhältnisse ihre natürliche Berechtigung und bildet zugleich einen bequemen Uebergang zur Wissenschaft und gelehrten Forschung im sechsten Abschnitt: den Beschluss machen als achtes bis zehntes Kapitel die bildenden Künste, Theater und Musik, die schöne Litteratur. Ueberall treten die Portraits als leuchtende

Punkte hervor, vom intensivsten Glanz Napoleon I., Jeremias Bentham, Schleiermacher, Hegel, Gentz. Die Abfassung des zweiten Bandes, welcher die fünfzehn Jahre der Restauration behandelt, ist für den Verfasser bei seiner individuellen Weltanschauung vielleicht die mühevollste und schmerzlichste gewesen: hier hatte er erst von dem Schwanken, dann von dem schwerlastenden Sieg der Restauration zu erzählen. Und dennoch hat ihm das den Blick für die allgemeinen Verhältnisse wie für das feine Detail nicht getrübt; überall treten in dem Gewoge widerstrebender Mächte bestimmte Individualitäten kenntlich und lebensvoll heraus: hier politische Naturen wie Metternich, Görres, Savigny, Guizot; da Geschicht- und Sprachforscher wie Niebuhr, Mignet, W. v. Humboldt, die beiden Grimm; dort die Dichter wie der mit den intensivsten Farben gemalte Byron und Heinrich Heine, die ruhigeren Lyriker Kerner, Rückert, Platen und der harmonische de Vigny — alles Charakteristiken, welche jede Litteraturgeschichte schmücken würden.

Honegger darf als unser Buckle bezeichnet werden. Sicher steht er dem englischen Vorbilde in der unerschrockenen Consequenzmacherei materialistischer Anschauungen und Beobachtungen nach; dafür übertrifft er es an Sorgfalt und Virtuosität in der Darstellung des Individuellen, und die klare philosophische Energie hat er für sich allein.

Neben diesem bedeutenden Werke erwähnen wir nur kurz eine ganz einseitige Abschätzung unsers Zeitalters durch Génin[58]) und die Darstellung des modernen skeptischen Realismus durch Young[59]) fast ausschliesslich auf dem Gebiete der Theologie und der Naturwissenschaft. Tiefer auf die Gründe der gegenwärtigen Auffassung der höchsten Ideen gehen im Kirchentum und in der religiösen Litteratur Nip-

---

58) Le XIXe siècle comparé aux époques de Périclès, d'Auguste et de Louis XIV par E. Génin. Paris, Hachette 1867, 352 S. 16°. (2 fr.)

59) Modern scepticisme, viewed in relation to moderne science; more especially in reference to the doctrines of Colenso, Huxley, Lyell, and Darwin, respecting the Noachian deluge, the antiquity of man, and the origin of species. By J. R. Young. London, Saunders & Otley 1865, XVI u. 229 S. 8°. (6 sh 6 d.)

pold[60]) und Mücke ein. Kein Litterarhistoriker kann des tieferen Einblicks in diese Gebiete des modernen Seelenlebens entbehren. Abseiten von dem grossen Gang der Geschichte scheinen z. B. die Conversionen zu liegen und dennoch muss auf den hohen Wert der umfassenden Mitteilungen über das neunzehnte Jahrhundert hier sehr nachdrücklich aufmerksam gemacht werden, welche der Breslauer Arzt Rosenthal,[62]) selbst ein Convertit, aus allen europäischen und transatlantischen Culturkreisen in überraschender Anzahl sorgfältig zusammengebracht hat, so dass sein Werk würdig ist neben das grosse bereits erwähnte des Bischofs von Strassburg gestellt zu werden. So führt uns Rosenthal im ersten Bande tief in die innere Geschichte der deutschen Romantik und erläutert uns manchen französischen, englischen und russischen litterarischen Charakter. Ein denkender französischer Schriftsteller Caro[63]) nimmt Gelegenheit auf den bedenklichen katholischen Zug der Gegenwart aufmerksam zu machen; doch hat man, genauer zugesehen, ebenso wenig Grund seine Befürchtungen zu teilen als die Hoffnungen seiner Gegner.

In unsrer modernen Litteratur und ganzen Bildungsgeschichte ist, wie noch in keiner früheren Epoche, ein gleichmässig kritischer und exacter Sinn auf den geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Gebieten lebendig und wirksam. Der Ueberblick, den Belin de Launay[64]) über die Fortschritte

[60]) Handbuch der neuesten Kirchengeschichte seit der Restauration von 1814. Von Fr. Nippold. Bevorwortet vom Geh. K. Rath R. Rothe. Eberfeld. Friderichs 1867, XVI u. 484 S. gr. 8⁰. (n. 2 Thlr. 10 gr.)

[61]) Die Dogmatik des neunzehnten Jahrhunderts in ihrem inneren Flusse und im Zusammenhang mit der allgemeinen theolog., philos. u. literarischen Entwickelung desselben. Von Lic. A. Mücke. Gotha, F. A. Perthes 1867, XVI u. 479 S. 8⁰. (2 Thlr.)

[62]) Convertitenbilder aus dem 19. Jahrh. Von Dav. Aug. Rosenthal. Bd. I. Abth. 1—2: Deutschland; Bd. II: England. Bd. III. Abth. 1: Frankreich, Amerika; Abth. 2: Russland. Nachtrag. Schaffhausen, Hurter 1865—66—67—69—70, LIV u. 1100, XIV u. 574, XII u. 579, XII u. 785 S. gr. 8⁰. (compl. 20 fl. 24 Xr. rh. = 11 Thlr. 24 gr.)

[63]) Des moeurs littéraires au temps présent. Par E. Caro, Revue des deux Mondes T. LXVIII (1867) p. 170—188.

[64]) État et progrès des sciences historiques au XIXe siècle. Par J. Belin de Launay. (Extr. des Actes de l'Ac. impér. des sciences . . .

der Geschichtwissenschaft gibt, vermag noch nicht den ganzen Reichtum und die weitgreifende Bedeutung der neu genommenen Standpunkte aufzuzeigen, welche zwischen Buckle und Waitz, Mignet und Cantù möglich sind. Die historischen Wissenschaften müssen sich, wenn auch mit Widerstreben, von der Sicherheit und Energie der naturwissenschaftlichen Methode bis zu einem gewissen Grade beeinflussen lassen: der letzteren Ergebnisse sind zu grossartig, um für irgend eine Richtung unseres gesammten Geisteslebens unfruchtbar zu bleiben. Es ist ein gewaltiges Stück unserer modernen Culturgeschichte, welches sich in dem anziehenden Aperçu der Geschichte der Chemie seit Lavoisier von Würtz[465]) darstellt, zu gewaltig und zu eigentümlich, um nicht als Ausdruck der lebendigen Kraft unseres Jahrhunderts gelten zu dürfen.

Sollten wir klagen, wenn der exacte Realismus dieser wissenschaftlichen Richtungen zur absoluten Herrschaft käme? Sollten wir schmerzlich mit de Laincel[66]) fragen, ob dann noch Poesie möglich sei? Es gibt die kurze Antwort, dass die Poesie, welche jetzt oder in der Zukunft unmöglich ist, überhaupt nicht das Recht hat, als solche zu gelten. Man verklage nur nicht dies unser Jahrhundert wegen seiner unruhigen Hast, seiner scheinbaren Ideallosigkeit und seines lediglich auf das Wirkliche gerichteten Strebens: hinter dem allen klopft sein Herz voll Sehnsucht nach einem Festen und Bleibenden.

Für einzelne Abschnitte des neunzehnten Jahrhunderts haben wir litterargeschichtlich wichtige, sei es gelegentliche oder seltener systematisch zusammenhangende Mitteilungen

---

de Bordeaux, 2e trimestre 1865). Bordeaux, Impr. Gounouilhon (Paris, Hachette) 1866, 325 S. 8°.

465) Histoire des doctrines chimiques depuis Lavoisier jusqu'à nos jours. Dictionnaire de chimie pure et appliquée. Discours préliminaire par Ad. Würtz. Paris 1868, XCVIII S. 8°. (3 Fr. 50 C.). = Geschichte der chemischen Theorien seit Lavoisier bis auf unsere Zeit. Deutsch herausgg. von Dr. Adolph Oppenheim. Berlin, Oppenheim 1870, VIII u. 164 S. 8°. (n. 25 Sgr.).

66) La poésie est-elle encore possible? Par Louis de Laincel. Paris, Dentu 1865, 69 S gr. 18°. (1 Fr.)

erhalten. Sehr anziehend sind Atterbom's[467]) Aufzeichnungen aus den ersten Jahren der Restauration, welche jetzt in einer geschickten Uebersetzung Maurer's allgemeiner zugänglich gemacht worden sind: Eindrücke einer reizbaren, dabei doch im Kern gesunden Persönlichkeit. Die frische und dabei anspruchslose Erzählung seiner Erlebnisse in Berlin, Breslau, Dresden, München, Wien und Rom wird fast an jedem dieser Orte zu einer Federzeichnung der herrschenden litterarischen Stimmung und Thätigkeit; überall sind rasch entworfene kleine Portraits von bisweilen höchst pikantem Reiz eingestreut, wie von Ludwig Kosegarten, Grillparzer, Castelli, Tieck; von Schleiermacher, Steffens, Hegel, Schelling, Franz v. Baader, J. H. Jacobi, Fr. v. Schlegel.

Von diesen Aufzeichnungen eines Reisetagebuchs, in welchem der geistvolle schwedische Romantiker den nahenden Siegeszug der Restauration schildert ohne es zu wissen, unterscheidet sich sehr wesentlich das Bild, welches Gervinus[68]) von einer etwas späteren, aber doch als Ausgang der Restauration verwandten Epoche gezeichnet hat: der grosse Historiker geht auf eine systematische Darstellung aus. Er redet zuerst von der deutschen Wissenschaft im dritten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts, von Theologie, Philosophie, Rechstkunde, Linguistik, Historie; dann von den Umbildungen der romantischen Poesie während derselben Epoche in Deutschland, England und unter den romanischen Völkern: aber nur bei Lord Byron und bei Victor Hugo mit Béranger tritt der Zusammhang mit der allgemeinen Culturbewegung klar und sicher zu Tage. Mit voller Bestimmtheit sieht man dann in einem dritten Abschnitt Frankreich seine politische und historische Wissenschaft direct in die Staatsgeschichte überleiten. Aber weder ist das ganze Bild mit allen wesentlichen Zügen ausgestattet,

[467]) Aufzeichnungen über berühmte deustche Männer und Frauen nebst Reiseerinnerungen aus Deutschland und Italien aus d. J. 1817—1819. Von P. D. A. Atterbom. Aus d. Schwed. übersetzt von Franz Maurer. Berlin, Heymann 1867, VIII u. 303 S. 8°. (1 Thlr. 10 Sgr.)

[68]) Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Von G. G. Gervinus. Achter Band (Leipzig, W. Engelmann 1866 gr. 8°.) p. 3—271: 'Geistige Bewegungen in dem dritten Jahrzehnte.'

welche wir ein Recht haben zu suchen, noch erhebt sich die Darstellung zu der Höhe, an deren reine Luft und weiten Umblick uns der Geschichtschreiber der deutschen Poesie gewöhnt hatte.

In die unmittelbare Gegenwart der Litteratur führen uns die gesammelten Studien und Referate von Otto Banck[69]) und Julian Schmidt.[70]) Der erstere beschäftigt sich vorwiegend mit deutscher Litteratur; mehr vereinzelt erscheinen einige Franzosen verschiedener Richtung: Victor Hugo, Béranger, Louis Ulbach, denen sich der Schweizer R. Töpffer gesellt; ausserdem Robert Burns und Thomas Hood: die meistens wenig umfangreichen, aber um so frischeren Artikel sind geschickt in allgemeine Gruppen gebracht, welche lehrreiche Blicke in Zeit- und Litteraturrichtungen gewähren. Julian Schmidt's Besprechungen verbreiten sich über ein weiteres Feld und nehmen gern die Form des ausgeführten Essays an; aus Deutschland werden H. Heine, und Paul Heyse, aus Frankreich Lamartine, Erckmann-Chatrian und Sainte-Beuve, aus England Charles Dickens, Walter Scott und George Eliot, aus Spanien Fernan Caballero, aus Russland Iwan Turgeniew in vollen Portraits vorgeführt; daneben erscheinen rasch hingeworfene Skizzen zur deutschen und französischen Litteratur und ausführlichere Erörterungen allgemeinerer Momente, unter ihnen besonders wertvoll die Abhandlung über den Einfluss des preussischen Staates auf die deutsche Litteratur. Jedermann kennt den eindringlichen Scharfsinn dieses hervorragenden Kritikers; jedermann wünschte wol gelegentlich auch den eisernen Zollstock der Moral oder Parteipolitik bei Seit, der ebensowenig für alle geschichtlichen Erscheinungen der Litteratur ausreicht, als selbst die Ruthe der Moral für die Dinge der grossen Politik.

Aber noch einen andern Wert als den speciell-littera-

---

[69]) Vom Literaturgeist unserer Tage. Aesthetische Unterhaltungen u. kritische Schlaglichter über Dichten und Schaffen in Poesie und Prosa. Von Otto Banck. (Kritische Wanderungen in drei Kunstgebieten Bd. II.) Leipzig, Dürr 1866, XIII u. 374 S. gr. 8°. (1 Thlr. 20 Sgr.) Der erste Band (von 1865) berichtet 'Aus der deutschen Bühnenwelt'.

[70]) Bilder aus dem Geistigen Leben unserer Zeit von Julian Schmidt. Leipzig, Duncker u. Humblot 1870, VII u. 528 S. Desgl. Neue Folge Ebendas. 1871, III u. 490 S. gr. 8°. (à 2 Thlr. 20 gr.)

rischen haben diese beiden Sammlungen. Sie sind durchaus aus der Zeitschriftenlitteratur, aus dem was man kurzweg 'Presse' nennen kann, hervorgegangen und zeigen grossen Ernst der Weltanschauung, treuen Patriotismus und Streben nach gerechtem Verständniss der Thatsachen: sie können dazu dienen, die Schmähschrift von Lukas[471]) thatsächlich zu widerlegen, den vielleicht wie ehedem die Angst vor dem Schulzwang, jetzt die Angst vor dem in der Litteraturpflege herandringenden Bildungszwang zu seinen Paradoxien veranlasst hat. Vielleicht hat er selbst, wider Willen komisch, nur einen faktischen Beweis liefern wollen, dass 'die Presse ein Stück moderner Versimpelung' sei; in diesem Falle sammle man sich nur an Honegger's grossartiger Würdigung der Presse wieder zur ernsten Litteraturbetrachtung.

[471]) Die Presse ein Stück moderner Versimpelung. Von Joseph Lukas. Regensburg, New-York und Cincinnati, Pustet 1867, IV u. 195 S. 8⁰. (18 Sgr.)

Nachträge und Verbesserungen.

Zu S. 14 Z. v. o. vgl. jetzt 'Sendschreiben an Herrn Prof. Dr. Fr. Zarncke . . . von Dr. R. Gosche.' Guben 1872, 8°.

Zu S. 179 ff. ist zu bemerken, dass das Manuscript dieser Abhandlung des Herrn Dr. R. Peppmüller über 'Biblisches und Homerisches in Schillers Jungfrau von Orleans' schon im Anfang des Jahres 1871 in meinen Händen war und daher neben den gleichzeitig erschienenen umfassenden und verdienstvollen Erläuterungen des Herrn Prof. Dr. Düntzer zu demselben Drama ganz selbständig dasteht. [R. G.]

Zu S. 499 Z. 7 ff. v. o. Ich habe oben nicht für nötig gehalten zu berichtigen, dass die Bemerkung des Herrn L. De Marées über die Benutzung ganz gewöhnlicher Volksweisen bei geistlichen Liedern als Merkmal 'französischer' Leichtfertigkeit gar nicht zutrifft. Kenner der 'Souter Liedekens,' die Tylman Susato bald nach der Mitte des 16. Jahrhunderts gedruckt hat, der geistlichen Umbildungen weltlicher Lieder, u. s. w. wissen, wie reiche Parallelen hierzu gerade der christlich-germanische Culturkreis bietet. [R. G.]

S. 513 lies unter Nr. 7 Z. 3—4:

Nie gelingt es . . . .
Doch wer verstehet es . . .

Ebenda unter Nr. 8 Z. 2:

An dem heiligen Christ . . .

Ebenda unter Nr. 9 Z. 1:

Amerikanerin nennst . . .

Ebenda unter Nr. 11 Z. 2 steht 'hälst' in der Hs. (für 'hältst') und darf nicht etwa 'hülst' (für 'hüllst') conjiciert werden.

S. 527 Z. 5 v. u. lies Burkhardt.

Zu S. 568 ff. Z. 5 v. u. Die Ausgabe: Schillers und Goethe's Briefe 1870 ist nur eine neue Titel-Ausgabe der früheren, wie ich aus einer mir jetzt erst möglichen Vergleichung ersehen habe, wodurch sich die von Boxberger bemerkten Auslassungen und Lücken erklären.

[R. G.]

Namen- und Sachregister.

Die beigefügten Zahlen beziehen sich auf die Seiten; *ä* und *ö* gelten in der alphabetischen Ordnung *ae* und *oe*, *ü* ist unter *u* eingeordnet.